This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

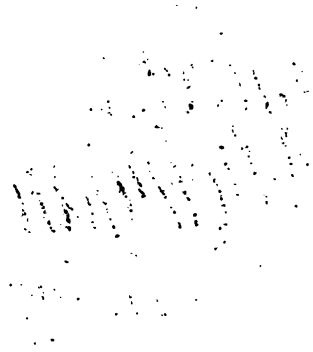
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,386,514

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Fünfzehn Essays

von

Herman Grimm.

Erste Folge.

28954

Fünfzehn Essays

von

Herman Grimm.

Erste Folge.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Berlin
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann
1884.

638
G60
1486
Vol. I

Vorbemerkung.

Die zweite Auflage dieſes Buches erſchien 1874. Ich habe der dritten fünf Stücke als Anhang zugefügt. Unter dieſe iſt der vor bereits 30 Jahren entſtandene Aufſatz über das Luzerner Neujahrſpiel deshalb nun mit aufgenommen worden, weil ihm neuerdings von verſchiedenen Seiten Beachtung zu Theil geworden iſt.

H. G.

Inhalt.

		Seite
I.	Voltaire und Frankreich	1
II.	Friedrich der Große und Macaulay	106
III.	Goethe in Italien	139
IV.	Schiller und Goethe	166
V.	Goethe und die Wahlverwandtschaften	239
VI.	Goethe und Suleika	258
VII.	Goethe und Luise Seidler	288
VIII.	Heinrich von Kleist's Grabstätte	310
IX.	Lord Byron und Leigh Hunt	319
X.	Alexander von Humboldt	336
XI.	Schleiermacher	350
XII.	Herrn von Varnhagen's Tagebücher	362
XIII.	Gervinus	375
XIV.	Dante und die letzten Kämpfe in Italien	382
XV.	Ralph Waldo Emerson	426

Anhang.

XVI.	Cornelius betreffend	451
XVII.	Raphaels Gesichtsbildung	480
XVIII.	Bunte Statuen	490
XIX.	Das Luzerner Neujahrspiel und der Henno des Reuchlin	497
XX.	Der erste Band des Corpus sämmtlicher Handzeichnungen Albrecht Dürer's	515

I.

Voltaire und Frankreich.

1.

Als Alarich auf seinem Zuge durch Italien Rom belagerte, schickte die durch Pest und Hungersnoth zum äußersten gebrachte Bevölkerung Gesandte ins gothische Lager. Statt jedoch, wie sie sollten und mußten, ruhig anzuhören was der Sieger, in dessen Händen ihr Schicksal völlig lag, an Bedingungen vorschrieb, brechen sie in übermüthige Drohungen aus und kehren unverrichteter Sache in die Stadt zurück. Und dann sogar noch, als die Stadt in die Hand der Gothen gefallen war, werden anfänglich milde Vorschläge schroff abgewiesen. Die Historiker sprechen von unbegreiflicher Verblendung. Denn wer will diese Halsstarrigkeit etwa edlen Stolz nennen, da die ganze Tiefe der Elendigkeit des öffentlichen Zustandes den Römern selbst offenbar war? Sie hatten die tödtliche Angst des Volkes beim Herannahen des Feindes ja mit Augen gesehen: die allgemeine Flucht, die Rathlosigkeit der Bewohner, den Mangel an leitenden Männern. Woher bei der Abwesenheit eigner Kraft dieses Aufbrausen eines Hochmuthes, dem jede Berechtigung fehlte?

Ich will die Deutschen heute weder mit den Gothen Alarich's vergleichen (obgleich nichts Schändendes für uns in dem Vergleiche mit diesem edlen Volke läge) noch die Römer

und Italiener von damals mit den Franzosen und Parisern von heute. Allein das Auftreten der in diesem Kriege sichtbar werdenden französischen Anschauung der Dinge wirft ein milderes, jedenfalls ein erklärendes Licht auf jene mitten im Untergange gegen das Bewußtsein, verloren zu sein, sich empörende Stimmung der Römer, die bisher nur als lächerlicher Trotz bezeichnet werden konnte; und wiederum diese hilft uns das jetzige Auftreten des französischen Volkes begreifen. Beide Symptome erklären einander gegenseitig: Erlebnisse, sehen wir, können über Völker so unerwartet und in so ungeheurem Maaße einbrechen, daß der Betroffene die Fähigkeit verliert, bei offnen Augen die Dinge zu gewahren, welche sich ereignen. Der Römer von damals, ohne Hoffnung, nicht mehr dazu gemacht, sich zu regieren und zu vertheidigen, ausgehungert und mit dem Untergange vor den Augen, verliert in dem Momente, wo er demüthig unterhandeln soll, die Fähigkeit, den Gedanken zu fassen, das übertausendjährige, unbesiegte „goldene" Rom könne jemals Barbaren als Sieger mit seinen Mauern fassen, und statt sich zu unterwerfen, droht er. Die Worte empören sich den Gesandten auf den Lippen. Ihre große Vergangenheit steht wie eine Fata morgana vor ihnen und bethört sie. Und so heute: besiegt und niedergeworfen sind die Gefangenen so vieler Schlachten nicht weiter zu bringen, als daß sie sich zum Begriffe „Verrath" erheben. Der Franzose ist geistig nicht dahin organisirt, sich als besiegt denken zu können. Matt, hoffnungslos und elend vor seinem Schicksal stehend, erkennt er es nicht an, nennt seine Niederlagen Siege, glaubt Elsaß und Lothringen mit krampfhaften Händen noch zu halten und droht mit der Forderung der Rheingränze.*)

*) Dieser Aufsatz erschien zuerst in den Preußischen Jahrbüchern, zu einer Zeit, wo der Krieg, der heute schon in der Vergangenheit liegt, noch unentschieden und Paris von unsrer Armee umschlossen war.

Freilich, vorausſehen ließ ſich dieſer ungeheure Krampf nicht, in den die franzöſiſche Nation verfallen iſt, denn Niemand ahnte, daß der von Parteileidenſchaft faſt aufgelöſte Organismus noch ſo dämoniſche Kraft erzeugen könne, die wir anerkennen, auch wenn wir ſie zu Boden drücken. Jetzt aber, der Thatſache gegenüber, wie ſie ſich offenbart, ſehen wir nichts, das ſich aus der Geſchichte des Landes nicht erklären ließe.

Drei Generationen nun haben auf Schritt und Tritt als Glaubensſätze wiederholt gefunden: Unbeſiegbarkeit der an der Spitze aller Völker ſtehenden franzöſiſchen Nation, und Eroberung der Rheingränze als eines heiligen hiſtoriſchen Vermächtniſſes. Gloire und victoire, France und vaillance waren Reime, für welche Gott die franzöſiſche Sprache beſonders zubereitet zu haben ſchien. Frankreich beſiegt von den Deutſchen, iſt für franzöſiſche Augen ein dämoniſcher Spuk. Es ſind Geſpenſterſchaaren, die Paris umlagern. Nur ein wenig Geduld, und in der wiederkehrenden Sonne blinken die alten Waffen Frankreichs und bald auch ſpiegeln ſie ſich ſiegreich in den Fluthen des Rheines. Guſtav Doré, ein nationales Genie, wie je eines Frankreichs Gedanken Ausdruck verlieh, hat dieſen Zug des Volkes an den Rhein in einer ſymboliſchen Zeichnung verherrlicht, die beſſer als alles Geſchriebene und Geſprochene den Gedanken ausdrückt. Jeder Franzoſe, der das ſieht, muß ausrufen: ja, ſo ſoll es und wird es ſein!

Es wird nicht ſo ſein, ſteht unſere Hoffnung.

Aber nicht blos Uebermuth war dieſer Schrei frontières du Rhin. Es war das letzte ideale Reizmittel, das für das Volk übrig blieb. Das aber, was Viele Verlogenheit der franzöſiſchen Preſſe nennen, iſt nichts als inſtinktiv begonnenes verzweiflungsvolles Ringen, nicht anzuerkennen, was geſchehen ſei. Wir wiſſen ja, wie während der Reſtauration die Revo-

lution und napoleoniſche Epoche aus den Geſchichtsbüchern der Jugend verbannt waren. Man hatte ſchließlich kein anderes Mittel, ſich von der verhaßten giftigen Erinnerung loszumachen. Und ſo wäre heute, wenn ſpätere Zeiten der Ruhe kommen, ein Entſchluß denkbar, daß in Frankreich ein ungeheurer Stein errichtet würde mit der Inſchrift: Ci git l'année 1870, malheur à qui en parle. Verboten doch die Athenienſer, von Salamis zu reden. Die Herren in Tours ſenden ihre Lügen durch das Land, weil ſie glauben, Frankreich müſſe in Stücke ſpringen wenn es die nackte Wahrheit erführe.

Und gegenüber dieſen Umformungen der Wahrheit, die ganz offen betrieben werden, warum ſtumpft ſich die Fähigkeit nicht ab, ihnen, trotz allem, immer wieder Glauben beizumeſſen? Auch hier giebt die Geſchichte des Volkes den Schlüſſel. Nicht die Erlebniſſe dieſes Krieges haben zuerſt in Frankreich das Phänomen hervorgerufen. Nur das Coloſſale der Erſcheinung iſt ſo neu wie die Ereigniſſe ſelbſt es ſind. Angeboren dem franzöſiſchen Charakter iſt es, ſtets die Kunde des Geſchehenen in der Geſtalt überhaupt nur anzunehmen, in der die arrangirende Geſchicklichkeit des nationalen Geiſtes ſie nach beſtimmten Recepten für dieſen Zweck herrichtete. Von ihren Siegen ſogar würden ſie verlangen, daß ſie übertrieben werden. Während andere Völker ein durchdringendes Bedürfniß haben, die kahle Wahrheit zu wiſſen und, wo es ſich um günſtige Nachrichten handelt, ſie völlig nüchtern, ja mit Kälte und einem Zuſatz trüben Lichtes am liebſten betrachten, um recht von ihrer Leibhaftigkeit ſich überzeugt zu fühlen, genügte es dem Franzoſen nicht, das Größte vollbracht zu haben, ohne eine franzöſiſche Relation, die jedem Fuße Höhe noch einen dreizehnten Zoll heimlich zuſetzte. Er verlangt, wenn 50,000 Mann gefangen wurden, 100,000 im Siegesbulletin gedruckt zu ſehen. Er will berauſcht ſein, und wo er eine Schlacht gewonnen hat, ſoll der

Erdkreis zu seinen Füßen liegen. Wir haben nichts Uebertreibendes dieser Art in unserer Natur. Wir taxiren uns angeborener Maaßen lieber zu niedrig als zu hoch, und wo wir im mindesten aufgeblasen sind, werden wir lächerlich. Die Franzosen heute haben sich gewiß nirgends zu beklagen gehabt über prahlerisches, eitles Auftreten Deutscher Soldaten. Schon Sidonius Apollinaris, der die letzten Zeiten des römischen Kaiserreiches in Gallien erlebte, erzählt, wie die siegreich einrückenden Burgunder gutmüthig dastanden, als wenn es lauter altbekannte Onkel und Vettern wären. Wir nehmen das Leben schwer und kennen als stehendes Element die heitere Angetrunkenheit nicht, in der Bedeutendes und Unbedeutendes betrachtet sich unter dem gleichen rosigen Schimmer darbietet, jenes als ein wenig unter seinem Werthe, dieses als darüberstehend in der Erscheinung. Für einen Franzosen existirt ein historisches Factum erst, wenn die glänzende Wand, auf die der Ruhm Frankreichs gemalt ist, das Licht darauf zurückwirft. La belle France heißt es. Was ihn nicht erfreut, dazu sucht er sich so zu stellen, daß er ihm den Rücken zukehrt.

Was der Franzose bedarf, ist élan. Vorwärts, ohne Gepäck, einerlei wohin. Ganz Frankreich jauchzte dem heutigen Kriege zu, es war eine große „Expedition“. Nach Rom war so Brennus gezogen, nach Aegypten Bonaparte, nach Rußland Napoleon. Der Gallier braucht alle 25 Jahre eine ungeheure politische Entdeckungsreise mit den Waffen in der Hand, wobei nach Belieben dieses oder jenes Land für die terra incognita erklärt wird. Das edle Deutsche Volk wollten sie ja nicht bekriegen, aber eine Promenade nach Berlin verlangten sie, Sadowa's wegen. Sie wußten weder wo Berlin lag, noch um was man sich bei Sadowa geschlagen hatte: eine unbestimmte Kampflust durchfuhr die Nation, es müsse losgehen gegen die Preußen. Und selbst der Kaiser, der gewiß der größte Pessimist

in ganz Frankreich war und der ſich vor dieſem Kriege ſcheute, mußte dem Drange des Volkes nachgeben, das eine große Unternehmung verlangte.

Faſſen wir die Erſcheinung aber von noch höherem Standpunkte aus ins Auge.

Es iſt wunderbar zu ſehen, wie dieſes Bedürfniß nach Ruhm von der Zeit an, wo die Franzoſen ſich als Nation fühlten, wirkſam war. Ihre Siege mit den Waffen und ihre großen geiſtigen Erfolge in Kunſt und Wiſſenſchaft haben die gleiche Herkunft. Sie gehen auf die geiſtigen Dinge mit derſelben Kühnheit los, mit der ſie die Nationen angreifen. Sie haben eine überwältigende Geſchicklichkeit, Gedanken zu erfaſſen und auszuſprechen. Ihre Theorie iſt gleich fertig, aber ſie laſſen ſich todtſchlagen dafür. Bekannt iſt ja, wie die Franzoſen im Einzelnen zu arbeiten wiſſen und gewußt haben auf wiſſenſchaftlichem Gebiete, am größten aber ſind ſie, wo es ſich darum handelt, mit neuen Theorien gleich ganze Maſſen von Erſcheinungen zu organiſiren. Sie verlangen einen Totaleffekt, der ſo völlig überraſcht, daß jede Widerrede verſtummt. Sie begehren von ihren großen Männern, daß ſie wie Kometen mit feurigem Schweife quer durch die gewohnten Geſtirne des Himmels hinziehen. Und nun bedenken wir: zwei Jahrhunderte lang iſt es den Franzoſen gelungen, durch ſolche Expeditionen, kriegeriſche wie friedliche, und durch ſolche Männer: Soldaten, Staatsmänner, Gelehrte und Künſtler, ſich ſelbſt und Europa in Staunen zu ſetzen. Mochte geſchehen ſein was da wollte: eine Spanne Zeit und Frankreich ſtand wieder an der Spitze der Nationen; Paris, das ſtrahlende Centrum Europas; dort die Sprache, in der die Dinge ſich am beſten ſagen ließen; dort die Luft, in der große Männer am leichteſten emporkommen und am friſcheſten gedeihen; dort der Glanz und die Ehre und die Feuerſtätte, wo das europäiſche Urtheil gebraut wurde.

Und dieſe Stadt (die oftmals in der That das Hirn oder das Herz Europas geweſen iſt), noch ſo feſt umlagert von der Deutſchen Armee, ſollte, franzöſiſchen Gedanken nach, untergehen können? Dieſes Frankreich ſich nicht morgen wieder erheben und Rache nehmen? Jeder Moment ja kann der des Umſchwunges ſein, rechnet man. Wenn der geſtrige Sieg, den Gambetta dem Lande verkündete, keiner war, ſoll darum der heutige nicht einer ſein können? Es brauchte ja nur, daß endlich der General ſich gefunden hätte, der, wie die Andern alle waren, kein Verräther wäre. Es bedürfte ja nur, daß die zufällig eingeſchlummerten Götter wach geworden, mit Augen ſähen, was böſe Dämonen über das Land gebracht, damit ein plötzlicher Ruck der Vorſehung alles wieder in die alte Ordnung bringe. Zu natürlich ſolche Gedanken.

2.

Für uns hat Voltaire gerade jetzt beſondere Bedeutung, weil er der erſte und mächtigſte Organiſator der Lehre vom providentiellen Uebergewichte Frankreichs geweſen iſt, welche, mit kleinen Anfängen beginnend, allmählich als geiſtiges Element in den Charakter der Franzoſen überging. Frankreich war nicht immer die erſte Nation. Als Ludwig XIV. ſeine Herrſchaft zu befeſtigen anfing, war in politiſchen Dingen Habsburg ein Rieſe Frankreich gegenüber, in Sachen der Cultur Italien ihm ſo ſehr überlegen, daß ſich der Vorrang beider Länder von ſelbſt verſtand. Kunſt und Litteratur wurden offenkundig von da und dorther importirt. Es dauerte Jahrzehnte, bis das freiwillige Herabkommen der öſterreichiſchen und engliſchen Monarchie und die inneren und äußeren Siege des Königs Frankreich nach außen mit ſo günſtigen Gränzen umgaben, nach innen die einander fremden Elemente des Volkes zu national-franzöſiſcher, in Paris ſich concentrirender Eigenthümlichkeit umgeſtalteten, und

es bedurfte abermals Jahrzehnte, bis aus der Betrachtung der so geschaffenen neuen Zustände die Lehre von der französischen Vortrefflichkeit zum politisch seligmachenden Dogma theoretisch herausgezogen wurde, ehe dieses zum angeborenen Glaubensartikel der Einzelnen wurde.

Hier hat Voltaire gewiß am meisten geleistet. Er war es, der den ganzen Reichthum seines Volkes zuerst sah und zuerst ihm selber und den anderen Nationen als organisches Ganzes im größten Glanze zu Gesichte brachte. Für ihn ist das die Welt überstrahlende Frankreich als einheitliches Land und Volk das Erzeugniß der allgemeinen Entwickelung der Menschheit. Die Lehre war natürlich und fand nirgends Widerspruch: Voltaire formulirte nur, was man in Europa überall auf der Zunge hatte. Er selber aber mit seinem ganzen Wesen ist die reifste Frucht, welche dies Paradies der modernen Cultur jemals gezeitigt hat. All' seine Erlebnisse, auch die übelen, sind symbolisch für seine Nation. Kein Schriftsteller ist in irgend einem Volke aufgestanden, dem Volk und Land in solchem Grade zur Folie gedient hätten, als das französische Voltaire. Es bedarf des Zusammentreffens vieler glücklicher Umstände, damit unter Tausenden, welche berufen scheinen, endlich der, welcher es wirklich ist, den Platz finde, auf dem er sich zu vollem Wachsthume und Früchte-Ertrag ausbreite. Voltaire war zu einer solchen Rolle in Frankreich ausersehen. Sein Geist repräsentirt den Geist von Millionen, deren jeder Einzelne als ein Atom nur seiner Seele angesehen werden kann. Er war größer, stärker, glücklicher als sie Alle, und das Jahrhundert, in dem er wirkte, trägt seinen Namen.

Voltaire's langes Leben umschließt die bedeutendste Epoche der französischen Entwicklung. Seine Jugend bildete sich unter dem Gefühle unbestrittenen Obenanstehens, welches die Uebermacht Ludwig's XIV. damals bereits für Frankreich geschaffen

hatte; sein Ausgang fällt in die Tage, wo die zur Thatsache werdende Revolution noch wie der Schimmer eines herrlichen Tagesglanz verheißenden Morgenrothes am Himmel aufstieg. Niemals hat litterarische Thätigkeit so hoch im Preise gestanden als während des Jahrhunderts, in welches Voltaire's Laufbahn fiel; niemals hat Jemand reichere Fähigkeiten für eine solche Laufbahn mitgebracht und ausgebeutet. Wir haben in unserem Jahrhundert der Masse nach größere Erfolge erlebt. Sue's Geheimnisse von Paris, Renan's Leben Jesu oder Onkel Tom's Hütte haben Autoren und Buchhändlern andere Summen eingebracht als Voltaire's Werke. Jenen Büchern gegenüber aber hat es immer gewisse Schichten innerhalb der Völker gegeben, für die sie dennoch so gut wie nicht existirten. Und selbst von denen, die sie mit Begierde gelesen haben: wer darunter hat sie festgehalten, um sich wieder und wieder hineinzuversenken? Voltaire's Werke aber erschienen classisch von Anfang an. Friedrich der Große erklärt es für ausgemacht, daß jeder Mann von Geschmack die Henriade der Iliade vorziehen werde. Voltaire studirte man. Seine Werke und sein Thun beschäftigten die beste Klasse der Gesellschaft seiner Zeit. Religion, Wissenschaft, Politik: in alles sickerte allmählich der Geist dieses Menschen hinein. Gar nicht, daß er seine Clique gehabt hätte, von der dieser Einfluß planmäßig bewirkt wurde; Voltaire war zu groß dazu. Man liebte ihn weder, noch verehrte man ihn. Er ist mehr gehaßt und gefürchtet worden als Jemand und hat immer nur Diener und Helfershelfer gehabt und keine Freunde. Widerstand aber leistete keine noch so starke eigene Individualität Voltaire's Einflusse, der sich, wie Wüstenstaub im Sturme dreidoppelte Zeltwände durchfliegt, auch bei denen zeigt, die sich am energischsten gegen ihn zu stemmen scheinen. Lessing, wenn wir ihn Alles in Allem unbefangen betrachten, hat mehr Voltairische Elemente in sich, als bei so großem persönlichen Gegensatze denk-

bar ſcheinen ſollte, und Diderot, mit vielen Anderen, deren eigne Natur ſchöpferiſch und kraftvoll war, beruht auf ihm, wenn dies auch heute vielleicht erſt ſichtbar wird. Nur ein Mann hat ſich freigehalten von ihm: Jean Jacques Rouſſeau, und dieſer vielleicht der Einzige, den zu gewinnen Voltaire niemals Anſtalten machte, ſondern den er durch Ignoriren und andere verſteckte Mittel, die wir, wie ich glaube, heute kaum noch zu kennen im Stande wären, ſich vom Halſe zu halten ſuchte. Im übrigen hat er ſtets offen attaquirt und ſo lange die ganze Scala ſeines Zeughauſes, von den großartigſten einfachſten Geſchützen, deren einzelner Knall jedesmal durch alle Glieder fuhr, bis zu den kleinſten niedrigſten Liſten, die wie Gift wirkten, in Anwendung gebracht, bis er ſiegte. Voltaire handelte ſo nur aus Inſtinkt. Er war Löwe oder Klapperſchlange, indem er faſt ohne eignen Willen ſeine jedesmalige Geſtalt annahm. Er war die neueſte Auflage des uralten homeriſchen Proteus, und auch darin gleicht er ihm, daß er meiſtens ruhig und unthätig am Ufer des Meeres in der Sonne zu ſchlafen ſcheint und nur nothgedrungen ſich der Angriffe erwehrt, mit denen man ihn aufſtachelt. In Wahrheit aber lugte er unermüdlich überall hin aus, und es brauchte ſich Jemand nur zu zeigen, der der Mühe werth ſchien, um ihn zu reizen durch die bloße Exiſtenz. Es war ihm unerträglich, wenn er ſich ſagen mußte, daß er nicht der Einzige, mächtigſte Litterat im Lande ſei.

Voltaire's Geſchichte iſt die Geſchichte dieſer Kämpfe. In ſich, ganz in der Tiefe ſeines Weſens, hat er kaum eine Entwicklung gehabt. All' ſeine Phaſen ſind nur äußerliche Formen für etwas anfänglich Abgeſchloſſenes. Er trat auf, fix und fertig; mit Schild und Speer bewaffnet und geübt in ihrem Gebrauche ſprang er aus dem Hirne ſeines Vaterlandes, begann zu rumoren, herauszufordern und ſich zu ſchlagen, und hat nicht eher Friede gemacht als beim letzten Athemzuge. Er hat nie

etwas neues gelernt eigentlich, obgleich er ununterbrochen Massen von Neuigkeiten in sich aufnahm; es lag alles bereits in ihm. Er hat die Spinnenfäden seiner Kenntnisse und persönlichen Verbindungen an immer fernere Punkte angeklebt, sie zu immer weiteren Maschen gesponnen, in denen Freund und Feind, Mücken und Elephanten hängen blieben: aber das große, Leben aussaugende Thier mit dem ungeheuren Verstande saß in der Mitte von Anfang an, mit denselben Augen, in derselben Gestalt, auf demselben Flecke und lauerte.

3.

Der Boden und die Atmosphäre, in denen die Entfaltung einer solchen Persönlichkeit möglich war, mußten außerordentlicher Natur sein. Das Paris, in welchem Voltaire seine Schule durchmachte, seine Weihe empfing und zuletzt seinen Thron errichtete, war ein einziges Product der formenden Geschichte. Wir haben heute eine Reihe großer Städte neben Paris: London, Newyork, Berlin, Wien, Petersburg, lauter ziemlich gleichberechtigte Wirbelpunkte für geistige Strömungen; das Paris des vorigen Jahrhunderts dagegen überragte Rom, London und Wien, die drei einzigen Städte, die neben ihm genannt werden konnten, ebenso sehr, wie die französische Sprache die englische und italienische, denn die spanische hatte schon aufgehört, neben diesen dreien ihre Rolle als vierte Weltsprache zu spielen.

Die Pariser waren damals die bevorzugten Repräsentanten der gebildetsten Nation. Die Anstrengungen, welche diese selbst seit einem Jahrhundert gemacht hatte, einen so hohen Rang sich zu schaffen, sind wahrhaftig nicht gering anzuschlagen. Wir kennen die Gesetze nicht, denen zufolge innerhalb der Völker eine gesteigerte Productivität von bedeutenden Männern entsteht: das 17. und 18. Jahrhundert lassen uns, was dies anlangt, eine

Fruchtbarkeit in Frankreich gewahren, die erstaunlich ist. Ludwig's XIV. Regierung hatte eine solche Fülle nach allen Seiten hin ausgezeichneter Männer erweckt, daß der vereinigte Ruhm ihrer aller Leuchtkraft genug besaß, um, wie man Nachts über großen Städten beobachtet, eine eigne lichtere Atmosphäre über Frankreich zu schaffen, in der selbst das Gewöhnliche Glanz empfing.

Sehen wir zuerst, was in litterarischer Beziehung gethan war. Zu der Zeit, wo Voltaire auftrat, war die Sprache zu einem Instrumente von solcher Feinheit ausgearbeitet worden, daß das Erscheinen eines Mannes, der sich ihrer nun mit voller Kraft bediente, eine Art Forderung an das schöpferische Genie der Nation war. Man kann sagen: ein Schriftsteller wie Voltaire mußte schließlich kommen.

Hundert Jahre vor Voltaire war Corneille zuerst erschienen. Er ist der Dichter des dem Könige bewaffnet entgegentretenden Adels und Bürgerthumes, der Fronde, Ludwig's XIII., Anna's von Oesterreich, Richelieu's, Mazarin's. Als glücklichsten Spiegel für seine Tage fand Corneille die ähnlich gearteten Zeiten Roms, wo sich über einer Anzahl anfangs gleichberechtigter und gleich mächtiger Familien die des Cäsar und Augustus zur Uebermacht und zum Kaiserthume aufschwang. Frankreich war, als Corneille seine entscheidenden Lebenserfahrungen machte, in den Händen eines fast unabhängigen hohen Adels, zu dessen einzelnen Familien die Könige Stellung nehmen mußten. Welche Rolle dabei das zu spielen pflegte, was innerhalb dieser Häuser an Familienereignissen vorfiel, lehren uns die Geschichten jener Tage, auch welchen Einfluß die Schönheit oder die Intriguen der Frauen dabei gehabt: Mazarin bezeichnet ihr außerordentliches Eingreifen in die Staatsgeschäfte als eine Eigenthümlichkeit Frankreichs, Italien und Spanien gegenüber, wo die großen Damen damals doch auch genug zu bewirken und zu

verhindern wußten. Wenn Corneille Auguſtus ſagen läßt Soyons amis, Cinna, ſo wäre das als Illuſtration der römiſchen Geſchichte ein falſcher Effekt, und man würde einwerfen dürfen, Auguſtus habe mit ſolcher Rede doch nur die Abſicht haben können, einen ziemlich unbedeutenden Menſchen halb zum beſten zu haben. Das Publikum aber, vor dem dies zuerſt geſpielt wurde, ſah in Auguſtus eine ideale Verkörperung der gemeinſamen Macht Richelieu's und des Königs, in Cinna einen jener Herzöge aber, die, wie Bourbon oder Condé, ſelbſt als Verräther, mächtig genug waren, um darauf rechnen zu dürfen, man werde ſich gern mit ihnen auf freundſchaftlichem Wege abfinden.

Corneille's Männer reden eine herbe Sprache, ſeine Frauen, bei denen Politik und Liebe immer chemiſch verbunden erſcheinen, treten oft ſehr gewaltig auf, und die zärtlichſte von allen, die der Dichter geſchaffen hat, Chimene, hält ſich ſtets auf der Höhe ihrer politiſchen Stellung. Daß die folgende Generation Racine's dergleichen nicht mehr liebte, läßt ſich wohl begreifen.

Racine iſt der Hofdichter Ludwig's XIV. Während in den jungen Jahren des Königs die „vieille cour“ der Anna von Oeſterreich am großen Corneille feſthielt wie eine Gemeinde an ihrem alten Geſangbuche, verherrlichte Racine das neue Frankreich, das dann einſt eben ſo leidenſchaftlich an ihm hing: den von Ludwig gebändigten und erzogenen Adel, neben dem das gemiſchte große Pariſer Publikum die erſten Verſuche machte, als eigenes Element aufzutreten. Nicht mehr waltete in Paris die alte patriotiſche Bürgerſchaft, die die Thore ihrer Stadt dem Könige verſchließen durfte, ſondern das Meer der allgemeinen Maſſe, in das jeder Schlag ein Schlag ins Waſſer war, das nichts trennte, das alles trug was emporkam, das Tropfen auf Tropfen ſich vermehrend immer höher und breiter fluthete, bis nach einer Reihe von Generationen die Revolution

daraus emportauchte, und in dem heute die Macht und Ehre Frankreichs unterzugehen ſcheint.

Racine brauchte Despoten, Favoritinnen, verliebte junge Prinzen, die nichts vorbringen als ihre Leidenſchaft und ſich weder gegen das Vaterland auflehnen, noch es retten wollen; Miniſter, die eine eigene Meinung, aber keinen eigenen Willen haben und nur von ihrem Vorgänger oder Nachfolger wiſſen wo ſie von Vergangenheit und Zukunft reden; und als Zuſchauer der zwiſchen ſolchen Geſtalten abſpielenden Verwicklungen entweder einen Hof, der die Dinge ſelbſt erlebt, oder eine Nation, die dieſem Hofe nahe zu ſein und durch die Stäbe des goldenen Gitters bewundernd ihn im Auge zu haben, zu ihrem höchſten Genuſſe zählt. Dieſe Nation aber, wie Paris ſie im Kleinen reproducirt, zeigen uns leibhaftig die Komödien Molières. Er iſt der Dichter des zum hohen und niederen Adel ſich aufrankenden, einſtweilen in ſich macht- und haltloſen Bürgerthumes. Molière iſt der größte unter den drei Poeten. Er hat ſich ſeine Welt geſchaffen und beherrſcht ſie. Corneille ſchon durfte nicht alles ſagen und war zudem eingeſchränkt durch die ihn unabläſſig bevormundende pedantiſche Gelehrſamkeit der akademiſchen Clique, von der er nun einmal abhing; bei Racine fühlt man deutlich, daß er den Hof anders kannte als er ihn ſchildert: ſeine einzige, wirklich den Dingen aus der Seele geſchriebene Tragödie, Berenice, ſchloß mit einem Seufzer: ſie hätte ganz anders ſchließen können und er dichtete derart nichts weiter. Molière aber genirt ſich nicht. Sein Miſanthrop bricht mit einer Diſſonanz ab, wie das Leben ſie bietet, das er durch und durch kannte. Seine Sprache iſt frei und die edelſte Form des ächt franzöſiſchen Geiſtes.

Corneille, Racine und Molière hatten der Sprache ihren Stempel aufgedrückt und die Gedanken am reinſten auszumünzen

verſtanden: um ſie her nun, und gleichen Schritt haltend mit ihrem Aufſteigen, eine Fülle von Männern, deren Werkzeug die Sprache iſt, und die alle ihrer Eigenthümlichkeit nach in bewundernswürdiger Weiſe eigene Wege finden. Sprache und litterariſche Form empfangen ſo eine Durcharbeitung, welche die Erlangung des Rechtes, ſich ihrer öffentlich als berufener Schriftſteller bedienen zu dürfen, zu einer ſchwierigen Aufgabe macht. Jeder Dichter unterliegt einer ununterbrochenen Reihe peinlicher Examina, wo ganz Paris abſtimmt. Ein Kritiker wie Boileau läßt daran verzweifeln, ob es möglich ſei, ſich correct franzöſiſch auszudrücken. Die Pariſer Schriftſtellerwelt, in Verbindung mit den Kreiſen der Geſellſchaft, auf deren beſtimmtes Urtheil ſie zählen durfte (oder mußte), war eine geheimnißvolle Macht geworden, an der ſeinen Antheil zu haben eine Errungenſchaft war. Ein Mann, der in Paris als Schriftſteller auftreten durfte mit dem Anſpruch, daß man Notiz von ihm nehme, hatte etwas von einem Auserwählten an ſich. Schreiben und Drucken waren damals nicht was ſie heute ſind. Man ſchrieb bei weitem mehr und las im Stillen vor oder ließ ſich vorleſen: das, was gedruckt in die Läden kam, war der geringſte Theil der producirten Arbeit. Um 1700 etwa, kann man ſagen, ſchrieb Allewelt in Paris. Hohe Herren und Kammerdiener verfaßten galante oder ſatyriſche Gedichte, Epiſteln, Memoiren, Komödien, Tragödien, Liebesbriefe. Ganz Paris verfaßte und colportirte Geſchriebenes, lobte und tadelte daran und verlangte unausgeſetzt nach mehr. Dieſe Bewegung hat angedauert bis zur Revolution, wo ihr Charakter ſich änderte. Von Corneille aber an bis auf den heutigen Tag, 250 Jahre lang, hat die franzöſiſche Litteratur den europäiſchen Geſchmack beherrſcht oder wenigſtens vorzugsweiſe beeinflußt. Die Veränderungen, welche ihr Gang erlitt, fallen zuſammen mit dem der allgemeinen politiſchen Zuſtände. Wie während

dieſer 250 Jahre die oberſte Leitung des öffentlichen Weſens Schritt vor Schritt aus den Händen des Adels in die der allgemeinen menſchlichen Geſellſchaft überging, innerhalb deren heute nur Reichthum oder Talent Rang und Stellung gewähren, ſo hat auch die Litteratur in langſamem Uebergange immer dem Geſchmacke derer zu dienen geſucht, welche ſo die Gewalt ausübten.

Länger jedoch nicht als bis heute. Heute ſcheint die Miſſion der Litteratur im Sinne dieſer Jahrhunderte erfüllt zu ſein. Wir beginnen heute von neuem. Schreiben und Druckenlaſſen iſt nichts als Mittheilung: nur der gegebene Stoff kommt in Betracht. Es fehlt der eigentliche Genuß am Körperlichen in der Sprache. Man vergleiche Goethe mit Schiller: was Goethe Manchem ferner rückt, während Schiller der Welt näher zu ſtehen ſcheint, iſt ſein Genuß an der Sprache ſelbſt, der ihn in vergangenere Zeiten verſetzt, während Schiller mehr Mittel zum Zwecke in ihr ſieht. Platen war in unſerem Jahrhundert darum veraltet in ſeiner ganzen Anlage ſchon. Wer heute die Sprache künſtleriſch angreift, wird immer noch ſein Publikum und ſeinen Ruhm finden; allein wenn von der Litteratur als Dienerin der heute herrſchenden Gewalten die Rede ſein ſoll, ſo thut der rohe telegraphiſche Depeſchenſtyl dieſelben Dienſte der Maſſe gegenüber, wie die aus feinausgebildeter Kenntniß herrührende Handhabung feingefügter Satzformen. Wir gewahren das am ſchroffſten in Frankreich, England und Amerika. Nicht Bücher ſcheinen die Nationen heute zu wollen, mit denen man ſich langſam befreundet, ſondern Aeußerungen von Charakteren, deren Meinung man, alles in allem, ſofort empfängt. Leſen iſt heute nur ein Surrogat für perſönlichen Verkehr; nicht für behagliches Geſpräch aber, ſondern für das handelnde Leben. Niemand wird ſich heute verwundern, auf die Frage, ob man dies oder jenes Werk geleſen, die Antwort zu empfangen: Nein, aber ich kenne den Autor, er iſt einer meiner Freunde.

Der Weltverkehr, an welchem wir alle heute Theil nehmen, macht Lesen und Schreiben zu einer Arbeit, und nur denen bleibt überlassen Genuß daran zu finden, deren Thätigkeit sonst nicht in Anspruch genommen wird. Zu den Zeiten, wo Voltaire eintrat, herrschte eine aussichtslose Stagnation des politischen Lebens in Europa. Man hatte keine politischen Ideale. Robinson und Insel Felsenburg waren das höchste, was an nationalökonomischen Utopien die Phantasie des Publikums anregte. Man sah sich auf den Genuß der Gegenwart angewiesen und hielt die tiefen Fahrgeleise, innerhalb deren man sich fortschob, für ein nothwendiges Requisit eines guten Weges überhaupt. Zu denken, innere große Bewegungen eines gesammten Volkes können hier Aenderungen hervorbringen, war eine Idee, die wohl selbst Montesquieu, als er am Schlusse seines Esprit des lois einen Musterstaat aufstellte, nicht in den Sinn kam. Der allgemeinen europäischen Gesellschaft war damals nur darum zu thun, so gut als möglich sich Musik zu schaffen, nach der man tanzen könne. Daraufhin erzog man die Jugend, daran fand das Alter Gefallen. Das Leben erschien den Leuten lang und bot wenig Gefährlichkeiten. Männer von sechzig geberdeten sich als Greise, während heute Siebziger noch Jünglingsdienste thun müssen und thun. Die Langeweile zu bekämpfen war Jedermanns Sorge. Ludwig XIV. in seinem Alter, der Regent und Ludwig XV. sind Heroen auf diesem Schlachtfelde gewesen. Himmel und Hölle ward in Bewegung gesetzt um dieses Zweckes willen: in welch' ungeheurem Course mußte damals der Werth eines Mannes stehen, dem gegenüber, wo er eingriff mit seinem Geiste, die Langeweile verschwand wie durch Hexerei, der (wie die Riesentochter im Märchen alles, was ihre Hände ergriffen, als Spielzeug in die Schürze strich) alles, was sein Geist berührte, zum amüsantesten Spielzeug für die Menschheit gestaltete, Jahr auf Jahr, und so weiter Generationen hindurch

Die geringſten Nichtigkeiten wußte Voltaire hier zu verwenden, ſo gut wie die gewaltigſten Fragen der Wiſſenſchaft, eins, wie uns ſcheint, ſo leicht als das andere. Alles dient ihm. Alles wiegt gleich ſchwer in ſeinen Händen. Corneille hatte einſt dem noch ſtarren Volksgeiſte ſchmeicheln wollen, der ſeiner Kraft unbewußt, die ſpäter ihm zufallende Suprematie in Europa nur erſt zu ahnen ſchien; Racine die Leidenſchaften des auf Lorbeern, ächten wie geträumten, dahinwandelnden Hofes verherrlicht, zu dem eine Nation aufſah, wie Griechen und Römer zu ihren ewig ſchmauſenden Olympiern; Voltaire aber wollte nur das unbeſtimmte große Pariſer Publikum in Staunen ſetzen, rühren oder belehren, alles aber nur, um ihm die Langeweile zu nehmen. Tous les genres sont bons hors l'ennuyeux war ſein Wahlſpruch. Er brachte zum Lachen oder zum Weinen, einerlei welches, wenn die Leute nur wußten, daß er es ſei, deſſen Kunſt dies gelungen war. Voltaire iſt der ungeheuerſte litterariſche Schauſpieler geweſen, den jemals die Erde beherbergt hat. Hierin vielleicht der einzige ſeiner Art. Schauſpieler, nicht im gewöhnlichen Sinne, ſondern im höchſten, wie Garrick es war; denn Voltaire verſchmilzt ſo gänzlich mit der Rolle, die er jedesmal ſpielt, daß er ſich in den zu verwandeln ſcheint, als der er auftritt, und daß er erſt dann den Zuſchauer ſeiner Täuſchung entreißt, wenn er plötzlich wieder als ein völlig anderer daſteht. Zu Trauer oder Gelächter, zu ernſtem, das Leben ſchwer nehmendem Nachdenken, oder zu frivol die Achſeln zuckendem Leichtſinne, zur Freude an der Welt oder zu ihrer Verachtung, zur Verſenkung in die Tiefen der Forſchung oder zu ſkeptiſchem Abweiſen aller gelehrten Betrachtung fordert er uns auf, mit beidemale gleich überzeugenden Wahrheiten; immer aber nur für ſo und ſo lange. Nie auf immer. Seine Correſpondenz zeigt es am beſten: keine ſeiner beredten Paſſagen, nach welcher früher oder ſpäter nicht der Moment käme, wo wir

uns ſagen, „es war doch nur hingeſchrieben, um einen beſtimmten Effekt hervorzubringen, vor Andern, oder, beſten Falles, vor ihm ſelbſt!“ Vergeſſen dürfen wir dabei freilich nicht, mit welchem Aufwande geiſtiger Mittel dies Spiel in Scene geſetzt ward; daß Voltaire es war, der zur Befriedigung dieſes Triebes Unſchuldige vom Tode errettet hat, gegen die ganz Frankreich ſchrie. Er war muthig und zähe. Er beſaß eine gewaltige Macht, ſeine Gedanken zu denen der Menge zu machen, und wenn er dieſe Macht oft genug angewandt hat, um ſich zu rächen an ſeinen Gegnern, ſo fehlte ſie ihm ebenſo wenig wenn er für die Unterdrückten eintrat. Und doch, nachdem er für eine entfernte Enkelin Corneille's glänzend geſorgt hatte, ſich in der Folge dann aber ein ungehobelter Burſche einfand, der ſeine Verwandtſchaft mit dem großen Dichter als eine viel nähere und ſeine Anſprüche als noch viel dringendere darzuſtellen wußte, hat er dieſen mit einem freundlichen Viaticum ſtill weiterſpedirt. Und vielleicht, wenn Corneille ſelber in den alten zerriſſenen Schuhen erſchienen wäre, würde ihm Voltaire ein Paar neue geſchenkt, ihn übrigens aber erſucht haben, ſich in ſeinem Wege nicht aufhalten zu laſſen. Er that was er konnte, aber doch nur wo er wollte: man durfte nicht unbequem werden, und wenn er gerührt werden ſollte, mußten die Blicke der Leute auf ihn gerichtet ſein. Voltaire liebte Situationen nicht, in denen die Verhältniſſe nicht vortheilhaft für ihn arrangirt waren: er ließ ſich nicht gern auf Dinge ein, bei denen nichts für die neugierige Mitwelt zu ſeinen Gunſten abfiel.

4.

Voltaire iſt für uns heute wichtig als Dichter, als Hiſtoriker und, für Deutſchland beſonders, als Freund Friedrich des Großen. Nach dieſen drei Richtungen hin iſt es von Werth für Jedermann, eine Anſchauung ſeiner Thätigkeit und ſeines

Charakters zu gewinnen. Was Voltaire, der die gesammte Gelehrsamkeit seiner Zeit zu durchdringen suchte, als Religionsphilosoph, in den Naturwissenschaften und in anderen Disciplinen geleistet hat, kommt heute doch nur für die betreffenden Fachgelehrten in Frage. Sein ächtester Ruhm aber klebt an seinen historischen Schriften. Diese sind es, die unübertroffen was die Form anbelangt, heute noch frisch und lesbar dastehen, und deren Einfluß auf die Denkungsart und das Schicksal Frankreichs mit dem letzten großen Unheil des Landes in so enger Verbindung erscheint.

Voltaire kam auf die Welt 1694; seine Jugend fiel in die letzten dumpfen Jahre Ludwig's XIV., wo das Volk unter dem Drucke einer despotischen, fest eingenisteten Jesuitenpolizei ausharrend, den Tod des überlebten großen Königs erwartete, ohne freilich irgendwie weitergehende Hoffnungen an den Augenblick zu knüpfen, wo er endlich austräte. St. Simon schildert in seiner kühlen, versteckte Bosheit ausathmenden Ausführlichkeit diese Zustände vortrefflich. Damals bereits, wie später, wurde das öffentliche Bewußtsein aufrecht erhalten durch das Gefühl der Eitelkeit auf die Erfolge der äußeren Stellung Frankreichs. Man war der erste Staat, konnte politisch in Sammt und Seide stolziren und hatte, weil man es nicht besser wußte, genug daran. Bekannt ist, wie der endliche Tod des Königs und das Eintreten des Regenten dieser düsteren Gleichmäßigkeit ein Ende machte und welche tolle Wirthschaft eintrat. Adel und Bürgerthum, getrennt bis dahin in Versailles und Paris residirend, stürzten wie zwei chemische Elemente, deren Verbindung, sobald sie sich berühren, vollbracht ist, ineinander und bildeten von nun an das, was als „Pariser Publikum" die Welt beherrschte. Aus Corneille's Zeiten lesen wir mehr als einmal noch in den Memoiren der Frau von Motteville: „Dieses Jahr war der Hof wie ausgestorben, da Jedermann im Kriege war." Das er-

eignete sich freilich nicht mehr unter Racine und Molière: Versailles wurde auch in Kriegszeiten da nicht leer; immer jedoch gehörte besonderes Blut in den Adern dazu, um dort acceptirt zu werden. Voltaire's Geist aber brauchte sich an keine Schranken mehr zu stoßen, er lernte seine Flügel zuerst brauchen damals, als Nachts im Palais Royal zu Paris Schauspielerinnen und Herzoginnen sammt dem dazu gehörigen männlichen Personal unter dem Vorsitze des Regenten gleichen Rang besaßen und das übrige Paris an den schlecht geschlossenen Fensterläden draußen stand und lauschte, um weiter zu tragen was drinnen gelärmt und gelästert wurde. Die Tage waren gekommen, wo Lakaienthum und höchster Adel als die beiden extremen Symptome einer in sich gleichartigen, ineinander verfilzten Geselligkeit erschienen, deren einziger Zweck war, rasch Geld zu gewinnen, um es rasch wieder auszugeben und sich freie Zeit zu schaffen, um sie zu vergeuden.

Trotzdem aber war die äußere aus dem vergangenen Jahrhundert stammende Textur der bürgerlichen Ordnung immer noch so fest und haltbar, daß bei dieser Wirthschaft und Verwirrung der Staat hundert Jahre weiter aushielt, war die geistige Cultur im 17. Jahrhundert ebenfalls auf so dauerhafter Grundlage aufgebaut, daß aus der Mitte dieses oberflächlichen Leichtsinnes immer von neuem tiefe Denker, geniale Männer jeder Art sich erhoben, deren Autorität das allgemeine Niveau der öffentlichen Bildung niemals zu der Tiefe herabsinken ließ, zu der es sich, bei national-ökonomisch doch so viel günstigeren Bedingungen, heute gesenkt hat. Die soliden Anfänge wirkten fort. Dies ist die Zeit des Roccoco, von dem heute die Poeten dichten und die Maler so freundliche Bilder componiren, wo aus rosenübersponnenen alten Dorfschenken gepuderte Mädchenköpfe sehen, die ein Spaziergang aus reizenden Landhäusern dahin führte, die in schwerrauschenden bunten Seidenfalten leicht

ſich bewegend, kaum den Schmutz der Erde mit den Abſätzen ihrer Pantöffelchen zu berühren ſchienen. Wo alle Welt nur blanke Louisd'ors ausgab. Wo zwiſchen Marquis und Marquiſen in luſtigen Schlöſſern ewiges Intriguengeflüſter waltete. Wo man mit niedlichen Poſtillonen im Sattel in offener Kaleſche über den glatten Boden des herrlichen alten Königreiches dahin ſauſte, des guten alten Frankreichs, von deſſen Bevölkerung etwa 50 Procent damals nichtsthueriſch dahinlebend (vom Bettler und Mönch bis zum Duc und Erzbiſchof), ſich von den andern 50 Procent, die viehmäßig im Schmutze wühlten und ackerten, ernähren ließen, ohne daß freilich von dieſem Maulwurfsleben viel ans Tageslicht kam. Es verſtand ſich von ſelber ja, daß es ſo zuginge in Frankreich.

Mit ſieben Jahren ſchon hatte Voltaire entzückend „gedichtet"! Mit zwölf war er der alten Ninon de l'Enclos präſentirt worden, die ihm 2000 Livres hinterließ, „um Bücher dafür zu kaufen". Voltaire ſollte Juriſt werden, ein Verwandter jedoch, ein Abbé, der ſeinen Geiſt bewunderte, ſorgte dafür, daß der junge Anfänger früh genug in die feine litterariſche Geſellſchaft von Paris kam, um dort beſſer zu lernen, wofür er beſtimmt ſei. Es handelte ſich da natürlich nicht um arme Schriftſteller, die ſich im Wirthshauſe trafen, ſondern um eine Geſelligkeit, wo reiche Financiers, Abbés, Chevaliers und ſo weiter, die alle ihre Verbindungen nach oben beſaßen, in vornehmen Häuſern dinirten und ſoupirten. Mit achtzehn Jahren ſaß Voltaire bereits zum zweiten Male in der Baſtille, weil er ſatyriſche Verſe auf den Regenten und deſſen Tochter gedichtet hatte, die er in unterwürfigen Briefen übrigens heilig ableugnete. Als Gefangener ſchrieb er den Oedipus, ſeine erſte Tragödie, kam los, brachte ſein Werk zur Darſtellung, erlebte 45 Vorſtellungen deſſelben, empfing vom Regenten eine goldene Medaille und Penſion, ward Gegenſtand einer erbitterten öffentlichen

Polemik über die Vorzüge und Mängel dieses Stückes, und wußte sich, als dasselbe im Druck erschien, eine Vorrede des damals geschätztesten Kritikers Mr. de la Motte dafür zu verschaffen, in welcher gesagt wird, daß, wenn schon bei der Darstellung der Tragödie dem Publikum sich das Gefühl aufgedrängt habe, es sei in Frankreich ein würdiger Nachfolger Corneille's und Racine's erstanden, die Lectüre des Werkes dieses Gefühl nur noch befestigen müsse. Alles das war geschehen, ehe Voltaire viel mehr als fünfundzwanzig Jahre zählte. Mit der Erfahrung, welche einem älteren Manne Ehre gemacht hätte, war von Voltaire ein höchst dankbarer Stoff in bester Weise zu einer Tragödie geformt, ein Vorbild heimlich dabei benutzt, dessen sich Niemand mehr erinnerte, und die Dichtung in brillanten vorwurfsfreien Alexandrinern dem Publikum dargeboten worden. Ein litterarisches Kunststück vom ersten bis zum letzten Buchstaben; kein Funken von Gefühl, Poesie, Geheimniß: alles nur auf Präcision des Ausdruckes, Zuschnitt der Scenen, Befriedigung des Schauspielers abzielend.

5.

Wo ich Voltaire's Oedipus besprochen finde, wird er Sophokles' König Oedipus entgegengestellt, aus dem heraus er gearbeitet sein soll.

Was uns in der griechischen Tragödie ergreift, ist die Darstellung des Unterganges, der über eine, ihren eignen Gedanken nach schuldlose Familie hereinbricht. Von Anfang an scheint dieses Haus sich wie unter Felsen angesiedelt zu haben, deren leise, unaufhaltsame Bewegung am ersten Tage bereits begann und die, weil unabänderliche Gesetze den furchtbaren Moment immer näher kommen hießen, plötzlich alles Leben mit ihrem Sturze zermalmen. Oedipus ist, ahnungslos daß es seine Heimath sei, in ein fremdes Land gekommen. Er hat, die

Sphinx vernichtend, Theben von unerträglichen Menschenopfern befreit, er hat, die ihm dargebotene Hand Jokastens und die Krone annehmend, dem der Leitung beraubten Staate in sich einen kraftvollen Herrscher gegeben, hat eine blühende Familie gegründet, und all' dies Glück sproßt auf aus Feldern, welche unnatürliches, ungeheures Verbrechen düngte. Warum, fragen wir, so spät die Sühne dafür, daß es der eigene Vater war, den er unwissend, zufällig und herausgefordert, erschlug, daß es seine Mutter war, mit der er Kinder zeugte, Kinder, die, selbst aus solchem Verbrechen hervorwachsend, das Bild der Reinheit und Schuldlosigkeit sind, denn welche Gestalt der griechischen Heldensage überragt die der Antigone?

Ich glaube nicht, daß Sophokles, indem er in seinem Werke das allmähliche Auftauchen des Bewußtseins dieser Gräuel in den Seelen der Betroffenen darstellte, seine Zuhörer mit dem leeren Gefühle neugierigen Mitleides peinigen oder ergötzen wollte. Sein Oedipus auf Kolonos, diese Tragödie der Verklärung menschlichen Duldens, zeigt, daß der Dichter eine letzte Versöhnung dieser Leiden vor sich sah. Aber es hätte eine Möglichkeit für Oedipus gegeben, das ihm und den Seinigen aus der Enthüllung ihrer Herkunft drohende Unheil abzuwehren: rückhaltslose Hingabe an den durch das Orakel und Tiresias kundgegebenen Willen der Götter. Wie Abraham ohne zu fragen Isaak das Messer an die Kehle setzte, hätte Oedipus sich darbieten sollen. Nicht allein zur Buße seiner Thaten, sondern als Zweifler an den Worten des von der Gottheit ausgehenden Befehles forderte er sein Schicksal vom Himmel herab. Sagen sollten sich die, welche dieser Darstellung gegenüber von Schauder ergriffen dasaßen, daß es für ihr eigenes Geschick vielleicht nur eines Funkens bedürfe aus dem Lichte, mit dem die Götter in alles Geschehene hineinleuchten, um mit plötzlicher Klarheit über sie selber Aehnliches zu verhängen. Gezeigt wurde an einem

furchtbaren Umschwunge, daß das Unmögliche eher für möglich zu halten sei, ehe an göttlichen Offenbarungen gezweifelt werden dürfe. Und um so durchdringender wirkt die unerbittliche Durchführung dieses Gedankens in dem Aufbau dieser Tragödie, als in den Reden ein gewisses lyrisches Element vorherrscht. Charakteristisch wie die des Aeschylos sind Sophokles' Gestalten nicht. Geistreiche scenische Combinationen wie Euripides erfindet er ebensowenig. Zu bewegen brauchen sich seine Figuren kaum: jede ruhig an ihrer Stelle stehend, wie die Sänger eines Oratoriums, sagt das Ihrige. Desto schärfer tritt so aber der dialektische Inhalt in den Vordergrund. Stets wird der Zuschauer im vollen Bewußtsein gehalten, wie weit die Entwickelung vorgeschritten sei. Sophokles scheint die Oedipussage dazu erwählt zu haben, über eine Reihe der höchsten Gewissens- und Herzensfragen beruhigend abschließende Entscheidungen zu geben. Seine Dramen haben nicht das rauh historische Kolorit, das ihnen Aeschylos, als der größte Meister aller Zeiten auf diesem Gebiete, zu verleihen wußte, dessen Gestalten förmlich den Erdgeschmack des Bodens haben, auf dem sie gewachsen sind, noch empfingen sie den üppig theatralischen Glanz, mit dem Euripides seine Figuren umkleidet, die ächte Kinder der Scene sind, dort geboren, um dort allein zu leben und zu sterben unter den Augen des Publikums. Sophokles' Gestalten sind Träger moralischer Gedanken, zu deren Verherrlichung sie handeln, dulden oder untergehen: weder die herbe persönliche Lebenserfahrung des Aeschylos, noch die zusammengetragene vortheilhafte Lebensklugheit des Euripides athmet Sophokles' Sprache aus, sondern die Weisheit eines frommen Mannes, der auch das Furchtbarste auf die ruhig ordnende Weisheit der Götter zurückführt.

Es ist unrichtig, anzunehmen, Voltaire habe aus Sophokles' Tragödie die seinige zugeschnitten. Zwar hat er sie ohne

Zweifel gekannt und in Einigem ſtark benutzt, herübergezogen aber von der griechiſchen auf die franzöſiſche Bühne wurde Oedipus zuerſt von Corneille. Fünfzig Jahre vor dem Erſcheinen des Voltairiſchen hatte Corneille einen Oedipus gebracht, und in dieſem, heute wohl ganz unbekannten Stücke ſehen wir nicht nur die deutliche Quelle des Voltairiſchen, ſondern bewundern zugleich die Kraft, mit welcher Corneille die antike Dichtung in völliger Unabhängigkeit zu dem geſtaltete, was ihm für ſein Volk und ſeine Zeiten brauchbar erſchien. 1661 hat Corneille, ſchon ein älterer Mann, im Auftrage Fouquet's das Werk in zwei Monaten zuſammengeſchrieben, und was ſo entſtanden iſt, bildet zu der Arbeit des griechiſchen Dichters einen merkwürdigen Gegenſatz.

In allen ſeinen Werken ſucht Corneille nach beſten Kräften die Probleme zu behandeln, welche die Welt bewegen, in der er lebt. Dies iſt ein Theil ſeiner Größe: daß er die Wirkung der Scene auf das Volk kennt und ſie zu deſſen Nutzen und Belehrung auszubeuten ſucht. Die Art, wie er dies beim Oedipus anwendet, läßt das Stück faſt als eine Parodie des Sophokleiſchen erſcheinen. Corneille's Abſicht war, die Einwirkung der Prädeſtination: wie weit freier Wille, wie weit unabänderliche Fügung das Schickſal der Menſchen beſtimme, durchzuarbeiten. Die Fabel wird in die eigene Zeit verſetzt. Da Coſtüm und Couliſſen damals Illuſion weder bezweckten, noch hervorbrachten, ſo daß alle Stoffe der äußeren Erſcheinung nach im gleichen Lande und Zeitalter zu liegen ſchienen, konnte Niemand einfallen, ſich darüber zu wundern, daß die Verhältniſſe des Oedipus und ſeiner Familie ſo beſchaffen waren, als habe ſich die Tragödie vor nicht zu langer Zeit in einem der an Frankreich gränzenden Königreiche etwa zugetragen.

Hauptperſon des Stückes iſt eine von Corneille erfundene Prinzeſſin Dirce, Stieftochter des Oedipus und legitime Erbin

des Reiches. Denn zwar hat Oedipus, da die Hand der Jokaste öffentlich dem als Preis zugesagt war, welcher das Räthsel der Sphinx erriethe, dadurch, daß ihm dies gelang, die Hand der Königin Jokaste auf legitime Weise errungen, allein Dirce ist als Lajus' und Jokastens Tochter ältestes Kind in der Familie und hat somit von Rechtswegen bessere Ansprüche als ihre beiden Schwestern Ismene und Antigone. Beim Beginne des Stückes finden wir diese drei Prinzessinnen heirathsfähig. König Theseus von Athen tritt auf und hält um die Hand der ältesten an.

Oedipus verweigert seine Zustimmung. Für ihn ist eine abgemachte Sache, daß Dirce keinen regierenden Herrn heirathen dürfe, welcher die Macht besitze, die Ansprüche seiner Gemahlin auf das Reich zur Geltung zu bringen. Er hört Theseus jedoch gütig an, zeigt sich im allgemeinen erfreut über die Absicht des Königs, sein Schwiegersohn zu werden, weniger einverstanden dagegen mit dessen spezieller Wahl. Schließlich stellt er Theseus frei, sich für Antigone und Ismene zu entscheiden, welche beide in jeder Hinsicht gleich gute Partieen seien. Dies das eine Moment der Verwicklung; als zweites tritt hinzu, daß der Schatten des Lajus in Theben erschienen ist und ausgesprochen hat, die die Stadt verheerende Pest werde nicht eher weichen, als bis derjenige, der die Ursache seines Todes sei, den Opfertod erlitten habe. Niemand hatte bisher gewußt, wer das sein könne, als Dirce, außer sich über ihre vereitelte Heirath, plötzlich jetzt erklärt, sie selbst sei die Ursache und verlange geopfert zu werden. Ihretwegen habe ihr Vater die Reise, auf welcher er umkam, unternommen: er hatte in Delphi den Gott über ihre Zukunft erfragen wollen. Sie, wenn auch unschuldig an seinem Morde, müsse sich als indirecte Urheberin seines Todes betrachten. Sie dringt darauf, der harrenden Priesterschaft und dem ungeduldigen Volke ausgeliefert zu werden.

Oedipus, Jokaste und der getreue Liebhaber Theseus versuchen die Prinzeß von diesem Entschlusse abzubringen. Die darüber geführten Verhandlungen geben Gelegenheit, die Materie, welche durch das Stück illustrirt werden sollte, ausgiebig zu erörtern, und in diesen Disputationen, die sich breit durch das Stück hinziehen, lag für den Dichter dessen Interesse. Gerade damals waren in Frankreich solche Fragen an der Tagesordnung und das Publikum nahm Antheil an einer Tragödie, welche ihrer Lösung geweiht war.

Der Verlauf ist der, daß Dirce so lange auf ihrem Willen besteht, bis die allmählich ans Licht kommende wahre Herkunft des Königs den Ereignissen eine neue verderbliche Wendung giebt. Dirce's und Oedipus' Charactere sind vortrefflich durchgeführt. Oedipus, der sich so ganz berechtigt glaubte, seine egoistische Politik im Interesse der eigenen Töchter rücksichtslos durchzuführen, zieht selber dadurch die Wahrheit der Dinge mehr und mehr an den Tag und wird Ursache seiner eigenen Vernichtnng.

Es begreift sich durchaus, daß ein von den Fragen, auf die Corneille's Tragödie überall zugeschnitten ist, bewegtes Publikum von dieser Arbeit angezogen werden konnte und daß Ludwig XIV., welcher mit dem Hofe der ersten Vorstellung beiwohnte, seinen Beifall in jeder Weise zu erkennen gab. Dieses Stück war es, das dem Dichter eine Pension eintrug. Für uns heute hat es wenig Reize mehr, die gewöhnlichen Ausgaben Corneille's enthalten es nicht, und kaum wird man überhaupt noch wissen, daß es geschrieben worden sei.

Voltaire taxirt in seiner großen Ausgabe der Werke Corneille's den Oedipus sehr niedrig. Es hat für mich etwas beleidigendes, mit welcher souveränen Unfehlbarkeit er die Arbeiten seines Vorgängers da lobt oder herabsetzt. Den Oedipus zählt er denjenigen Dramen zu, die er für zu schlecht

erachtet, als daß es sich der Mühe lohnte, ihre Fehler im Einzelnen nachzuweisen. Und doch enthält die Tragödie vortreffliche Partieen. Nur einen Zug will ich anführen. Wie bei Sophokles hängt alles endlich davon ab, ob jener letzte übriggebliebene Begleiter des Lajus, der bei dessen Tode zugegen war, den Mörder wiedererkennen werde. Corneille hat Oedipus mit so gewaltsamem Charakter hingestellt, daß sich erwarten ließ, dieser werde den Zeugen, falls er ihm unbequem werden sollte, schon zum Schweigen zu bringen wissen. Ganz anders aber ereignet sich die Begegnung. Oedipus, bevor ihm noch gesagt worden ist, wer der Mann sei, fährt wie der Donner los und bezeichnet ihn als einen von jenen Räubern, die ihn selbst im thebanischen Gebirge vor Zeiten angefallen hätten. Diese Wiedererkennung, nach der nun keine Rettung mehr möglich ist, hat etwas großartig erschütterndes und wirkt doppelt dramatisch, weil sie bis zum Schlusse den Charakter des Königs in seiner rücksichtslosen Heftigkeit als Ursache seines Sturzes hinstellt. Oedipus' Gewaltsamkeit ist der Angelpunkt der ganzen Handlung. Mit dem Tacte, der einem großen Dichter eigen war, empfand Corneille, daß es für sein Publikum wirksamerer Motive bedürfe, als das bloße tel est nôtre plaisir des Schicksals, das für nichtgriechische Zuschauer doch allein als bewegende Ursache der jammervollen Ereignisse übrig blieb, und in jener letzten entscheidenden Scene bringt er es uns noch einmal voll zum Bewußtsein. Voltaire hat in den Anmerkungen keine Sylbe des Lobes für diese vorzügliche Scene, wie er denn auch nirgends merken läßt, wieweit er selbst dem Werke Corneille's für das seinige verpflichtet sei.

Was nun hat Voltaire diesem Stoffe entnommen?

Die Zeiten, in denen Voltaire seinen Oedipus componirte, verlangten vom tragischen Dichter nicht, er solle an das anknüpfen, was als Problem im höchsten Sinne die Geister

bewegte. Solche Gedanken gab es für die Bühne nicht mehr. Die Dinge ſtanden bereits ſo in Paris, daß nur Eins die dortige Geſellſchaft wirklich erregte: Ausſicht auf Geldgewinn. Damals war eben Law's verderbliche Wirthſchaft durchgemacht worden. Man durfte im Theater nichts hören und ſehen, was mit der herrſchenden Kirche, Philoſophie und Politik irgend wie ernſthaft in Verbindung zu bringen war. Dergleichen verbot ſich von ſelbſt. Die techniſchen Aeußerlichkeiten der Arbeit dagegen wurden mit ungemeiner Kritik in Betracht gezogen und mit Schärfe ward das Urtheil abgegeben. Das, worin Corneille ſich noch gehen laſſen durfte: lange Monologe und Dialoge, waren durch Racine's elegante Praxis längſt unmöglich geworden. Eine gute Tragödie hatte zu Voltaire's Zeit ſo vielen Anſprüchen zu genügen, daß ſich hieraus erklärt, warum wir ihn mit ſeinem Werke vier Jahre umhergehen, alle Welt um Rath fragen, daran ändern, fortſtrechen und zuſetzen ſehn, bis endlich etwas herauskam, wobei jeder Tadel vorweggenommen war. Und was der ethiſche Inhalt des Stückes? — die Beweisführung, wie ein guter und tugendhafter Sohn dazu kommen könne, ſeine eben ſo tugendhafte Mutter zu heirathen, ohne daß ihm oder ihr der geringſte Vorwurf daraus erwachſe und ohne daß die Heirath zu vermeiden geweſen wäre. Wie ehrenwerth und groß ſteht Corneille's Auffaſſung ſowohl als ſein Publikum dieſen Liebſchaften gegenüber! Den Pariſern Voltaire's imponirte auf dem Gebiete der Fiction bereits nichts mehr, was nicht etwas Monſtröſes an ſich hatte. Seit einem Jahrhundert beinahe, ſeit den Kriegen der Fronde, war nichts in Frankreich geſchehen, was das geſammte Volk mit wahrhaftiger menſchlicher Erregung bis in ſeine Tiefen erſchüttert hätte. Schon begann überall jene krankhafte geiſtige Stockung, die nur dadurch noch aufgehalten wurde, ihre zerſetzende Kraft in größerem Umfange zu zeigen, daß die Provinzen durch zuviel Schranken unter ſich

isolirt waren, so daß man sich des allmählichen Herabkommens nicht bewußt ward. Niemand hatte dem französischen Volke seit Menschengedenken das Bild seiner eignen idealen Gestalt vor Augen gestellt. Wie hätte es Voltaire auch im Traume nur beikommen können (angenommen daß er dazu im Stande gewesen wäre), der Hauptstadt einer solchen Nation eine Tragödie zu bieten, aus deren Versen die das Volk bewegenden höchsten Gedanken ertönten wie aus denen des Sophokles oder denen des Corneille? Corneille setzt bei seinen Zuhörern das Gefühl dessen voraus, auf dem das Staatsleben seiner Zeit zum Theil beruhte. Er ist durch und durch politisch. Wie Schiller möchte er seinem Publikum die Weltgeschichte vorführen und es zum Richter über ihre Verwickelungen machen. Voltaire dagegen erniedrigt den prachtvollen Stoff zu einem Theaterstücke, das durch seine Inhaltslosigkeit heute beinahe lächerlich wirkt. Er führt diejenige Persönlichkeit in die Intrigue der Tragödie ein, welche von seinen Zeiten ab eine so bedeutende Rolle in der französischen Poesie gespielt hat: den zum Freunde gewordenen ehemaligen Geliebten der Frau, der sich, nachdem die Geliebte einem Glücklicheren zufiel, von Rechtswegen hätte in's Wasser stürzen müssen, statt dessen leben bleibt und nun in den verschiedensten Nüancen als selbstlos edelmüthig wirkendes Element bei den späteren Schicksalen der Dame eingreift, welcher gegenüber das frühere, niemals alternde Gefühl in unveränderter Gluth und Hingebung fortdauert. Die bloße Existenz einer solchen Rolle in einer Tragödie läßt den unnatürlichen gesellschaftlichen Zustand ahnen, den, auf Nichtsthun und Geschwätz beruhend, das Leben der höheren Classen im Beginn des vorigen Jahrhunderts darbot.

Die Jokaste Voltaire's hat, ehe sie König Lajus zu heirathen gezwungen war, den Prinzen Philoktet geliebt. Philoktet begiebt sich, nachdem er die Geliebte verloren, auf lange heroische

Reisen und kommt zufällig in Theben an, als sich Jokaste zum zweiten Male mit dem Retter des Vaterlandes, Oedipus verheirathet hat. Dadurch daß diese zweite Heirath eine ganz frische Thatsache ist, wird auch Jokasten, als junger Wittwe, der für ihr Verhältniß zu Philoktet unentbehrliche Jugendreiz künstlich wiederhergestellt und die beim Zuschauer entstehende heimliche Abrechnung — da Oedipus ja doch Jokastens Sohn ist — gleichsam escamotirt. Ist Philoktet der bekannte französische Hausfreund, so ist Jokaste die hergebrachte französische Wittwe. Von Kindern, von Ismene und Antigone, Eteokles und Polynikes ist keine Rede.

Philoktet betritt die Stadt und erkundigt sich bei einem aufgegriffenen Thebaner nach den öffentlichen Verhältnissen. Er erfährt den Tod des Lajus — den Göttern Dank, nun vielleicht wird Jokaste die Meinige werden können! will er eben ausrufen, als der Mann zu seinem Leidwesen weiter berichtet, daß ihm auch zum zweiten Male bereits Jemand zuvorgekommen sei. Der fernere Verlauf ist, wie bei Corneille, der, daß nicht Kreon nach Delphi gesandt worden ist, sondern in Theben selbst Lajus' Schatten Sühne seines Mordes verlangt hat. Die Entdeckung, wer der Mörder sei, erfolgt in manchem so, daß eine nähere Anlehnung an Sophokles ersichtlich wird. Neu ist hier ein von Philoktet ausgeführtes Strategem, neu jedoch nur Sophokles gegenüber, denn in seinem theatralischen Haupteffekte ist es so ganz dem des Theseus bei Corneille nachgebildet, daß die Herkunft zweifellos erscheint. Bei Corneille hat Theseus eine Zeit lang die Absicht, sich selbst, um Dirce zu retten, als Mörder des Lajus darzustellen; zu demselben Mittel sehen wir bei Voltaire Philoktet greifen, um seinem entsagenden Edelmuthe, Jokasten gegenüber, schließlich die Märtyrerkrone zu erringen. Das Ende der Tragödie ist der Selbstmord der Jokaste. Nicht einer einzigen ruhigen Scene begegnen wir. Alles drängt vom

erſten Worte zur Entwicklung, ganz die heutige Technik, wo der Dichter ſich des Zuſchauers bemächtigt und ihn bei wachſender Unbehaglichkeit fünf Acte lang feſthält, eine Jagd, nach deren Schluſſe das todtgehetzte Wild der Meute vorgeworfen wird.

Dies Voltaire's Jugenddrama. Keine Charaktere, alſo auch keine Entwicklung von Charakteren darin. Was am meiſten jedoch auffällt, iſt die hier bereits ſichtbare Unfähigkeit, bei noch ſo großer Knappheit des Ausdrucks einen die Dinge ſcharf umgränzenden Contour zu ſchaffen.

Wie ſichtbar beſchreibt Corneille die auf dem Gebirge über Theben drohend gelagerte düſtere Sphinx:

On t'a parlé du sphynx, dont l'énigme funeste
Ouvrit plus de tombeaux que n'en ouvre la peste.
Ce monstre à voix humaine, aigle, femme, et lion
Se campait fièrement sur le mont Cithéron,
D'où chaque jour ici devait fondre sa rage,
A moins qu'on n'éclaircit un si sombre nuage.
Ne porter qu'un faux jour dans son obscurité,
C'était de ce prodigue enfler la cruauté;
Et les membres épars des mauvais interprètes
Ne laissaient dans ces murs que des bouches muettes.

Was macht Voltaire daraus? —

Un monstre furieux vint ravager ces bords.
Le ciel, industrieux dans sa triste vengeance,
Avait à le former épuisé sa puissance.
Né parmi des rochers, au pied du Cithéron,
Ce monstre à voix humaine, aigle, femme et lion,
De la nature entière exécrable assemblage,
Unissait contre nous l'artifice à la rage.

Selbſt die von Corneille entlehnten Verſe haben bei Voltaire ihre Kraft eingebüßt. Was kümmert uns und was will ſagen, daß das Ungeheuer am Fuße des Berges zwiſchen Felſen geboren ſei? Corneille läßt es unangreifbar oben auf dem Gipfel liegen und ſein Vergleich des trüben Gewölkes von dem es umgeben iſt, erhöht das maleriſch Schreckliche des Bildes.

Voltaire's Monſtrum hat etwas von einem entſprungenen Menagerieraubthiere, das zu bändigen, wiedereinzufangen, Oedipus gelang; während Corneille, indem er Oedipus wie einen Helden hinſtellt, auf deſſen Wort die ungeheure Macht des Ungeheuers plötzlich in die Tiefe ſtürzt, deſſen eignen endlichen Sturz dann um ſo gewaltiger wirken läßt.

6.

Es könnte als eine Ungerechtigkeit erſcheinen, die Eigenthümlichkeit der theatraliſchen Werke Voltaire's an ſeinem erſten, unreifſten und heute unberühmteſten zu erörtern. Mahomet, Zaire, Tancred ſind die Tragödien, von denen die Rede hätte ſein ſollen. In ſie legte er als fertiger Mann die Summe ſeiner Erfahrungen und ſeiner Kraft nieder. Dieſe Stücke werden heute noch genannt, geleſen, vielleicht bewundert, und wenn für uns Deutſche etwas ihren Werth bezeichnen ſollte, ſo iſt es der Umſtand, daß Goethe Mahomet und Tancred der Ehre einer Ueberſetzung würdigte.

Wie auch hätte Voltaire, der ein ſo ſcharfſichtiger Kritiker war, nicht an ſich ſelbſt beobachten müſſen, daß zu einer Tragödie die Darſtellung von Charakteren und die Grundlage eines großen Gedankens gehöre; und weiter, wie hätte ein mit dem Inhalt aller Litteraturen und aller litterariſchen Mittel vertrauter Geiſt nicht einen Reichthum von Auskünften vor ſich ſehen ſollen, ſeinen Werken dieſe beiden Requiſite zu verleihen. Voltaire iſt denn auch mit ſolcher Geſchicklichkeit zu Werke gegangen, daß er ſelbſt Goethe imponirt hat. Was ſich auf kaltem Wege aus einem Kunſtwerke machen läßt, hat er in ſeinen Tragödien zu Stande gebracht. Allein vergleichen wir bei einer Paſſage des Mahomet Goethes Ueberſetzung mit dem Originale:

Tremblant, saisi d'effroi, j'ai plongé dans son flanc
Ce glaive consacré qui dut verser son sang.

J'ai voulu redoubler; ce vieillard vénérable
A jeté dans mes bras un cri si lamentable!
La nature a tracé dans ses regards mourants
Un si grand caractère, et des traits si touchants!....
De tendresse et d'effroi mon âme s'est remplie,
Et, plus mourant que lui, je déteste ma vie.
(Le Fanatisme, A. IV., Sc. IV.)

Wie giebt Goethe dieſe jeder Anſchaulichkeit entbehrenden allgemeinen Züge wieder?

Mit Wuth ergriff ich ihn, der Schwache fiel.
Ich traf, ich zuckte ſchon zum zweiten Streich;
Ein jämmerlicher Schrei zerriß mein Ohr,
Vom Staub herauf gebot die edelſte
Geſtalt mir Ehrfurcht, ſeine Züge ſchienen
Verklärt, es ſchien ein Heil'ger zu verſcheiden.
Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
Und düſter floß das Blut aus ſeiner Wunde.

Umrißloſe Allgemeinheiten hat Goethe zu feſten Anſchauungen zuſammengeballt, und im Gefühle, daß was er daran und dazu gethan, immer noch nicht genüge, die beiden letzten Verſe frei erfunden, durch welche endlich Licht und Schatten in das Gemälde gebracht wird. Das war es, was Voltaire fehlte. Seine dramatiſchen Figuren haben nie das ſchattenhaft Körperloſe überwunden, das die ſeiner frühſten Tragödie am ſtärkſten beeinträchtigt, und wenn er ſpäter ſeine Dramen als Träger großer Gedanken hinſtellen will, ſo ſind dieſe dem Bau des Stückes an ſich ſo fremd, daß ſie ebenſogut fehlen könnten: es ſind hineingetragene Beziehungen, deren Zuſammenhangsloſigkeit mit dem Werke nur deshalb nicht an's Licht trat, weil, wie wir zu allen Zeiten beobachten, das Publikum die Gedanken, von denen es gerade bewegt wird, überall gern wiederfindet und anerkennt, ohne ein Auge dafür zu haben, ob das ſie hegende Kunſtwerk in tieferer Verbindung mit ihnen ſtehe. Was die theatraliſche Behandlung aber anlangt, ſo bieten ſich gleichfalls

die von Goethe bearbeiteten Stücke am bequemsten dar, um beobachten zu lassen, wie äußerliche Zufälle gewöhnlicher Art gewaltsame Katastrophen herbeiführen müssen. Nicht eine originelle Wendung wird aufzufinden sein, die das Gefühl gäbe: das hat ein Dichter geschrieben, hat nur Voltaire zu machen verstanden. Corneille und Moliere strömen über von solchen Zügen, Racine ist nach anderer Seite so reich, daß seine geringe Begabung für das Scenische weniger auffällt, Voltaire jedoch besitzt als Dramatiker nichts Eigenthümliches und er überrascht uns nirgends. Zuweilen nur gelingt es ihm, uns zu beängstigen.

Voltaire's Unfähigkeit, Charaktere zu formen und sichtbare Dinge ihrer Erscheinung nach hinzustellen, ist eine so offenbare, daß wir sie aus seiner gesammten Naturanlage herleiten müssen. Es ist mir nicht geglückt, irgendwo bei ihm ein paar Sätze, Verse oder Prosa, zu entdecken, welche ein Bild lieferten. Selbst da gelingt es ihm nicht, eins zu schaffen, wo es die leichteste Sache wäre: bei der Beschreibung seiner Aussicht von Ferney auf Genf z. B., die er brieflich einem Maler darzustellen beabsichtigte. Er giebt sich Mühe, etwas wie eine Landschaft anschaulich mit Worten aufzubauen: unmöglich! Niemand wird aus der Unordnung, in welcher er die das Auge treffende Einzelheiten durcheinander vorbringt, eine Idee gewinnen, was oben und unten, was in der Mitte und rechts und links zu suchen sei. Am wunderlichsten jedoch tritt dieser Mangel, malerisch auf die Phantasie zu wirken, in seinem großen Heldengedichte, der Henriade, zu Tage.

7.

Unter den kleineren Gedichten Voltaire's ist eins, worin er sich seine Stellung unter den epischen Dichtern selber anweist. Da finden wir:

Voll von Schönheiten und von Fehlern — hat der alte Homer meine Hochachtung — er iſt, wie ſeine Helden ſämmtlich, — geſchwätzig, übertrieben, jedoch erhaben.

Nach durchdachtem Plane arbeitet Virgil — er beſitzt mehr Kunſt und ebenſoviel Wohlklang — doch er erſchöpft ſich bei Dido — und hat keine Kraft mehr bei Lavinia.

Falſche Steine und zuviel Zauberſpuk — ſetzen Taſſo eine Stufe niedriger — aber was ertragen wir nicht — um Armidens willen und um Herminens!

Milton, erhabner als ſie alle — ſteht uns dennoch ferner in ſeinen Schönheiten — es ſcheint, als ob er für Verrückte — für Engel und für Teufel dichtete.

Nach Milton, nach Taſſo — von mir zu reden, wäre zuviel — ich muß warten bis ich todt bin — um zu erfahren wo mein Platz ſei.

In einem letzten Verſe giebt Voltaire dann zu erkennen, daß er ſich einſtweilen an einem feſten Platze im Herzen der Marquiſe von Chatelet genügen laſſen wolle. Darüber aber wie das Urtheil der Nachwelt ausfallen werde, war er gewiß nicht zweifelhaft. Friedrich der Große verſichert, Homer ſei nichts gegen Voltaire (was ich zweimal citiren darf, da der König ſelber mehr als einmal darauf zurückkommt). Wenn Voltaire in ſeinem Alter La Harpe, einer heute vergeſſenen Tragödie wegen, Sophokles nennt, welcher das Alter des Aeſchylos — ihn ſelber nämlich — mit Blumen kränze, ſo meinte er es ernſtlich mit dieſem Vergleiche. „Ich habe ſtets daran geglaubt, ich glaube, und ich werde ſtets daran glauben," ſchreibt er (den 15. Juli 1768) an Horace Walpole, „daß Athen, was Tragödien und Komödien anlangt, von Paris in jeder Beziehung übertroffen werde. Ich behaupte kühn, daß alle griechiſchen Tragödien wie ſchülermäßige Arbeiten ausſehen, verglichen mit den herrlichen Scenen des Corneille und den vollendeten Tra-

gödien Racine's." Voltaire hielt es für so ausgemacht, daß seine Zeit die Blüthe der Jahrtausende, und er der Dichter aller Dichter sei, daß er davon wie von einer selbstverständlichen Sache redet, bei der Bescheidenheit oder Unbescheidenheit gar nicht ins Spiel kam.

Begegnet bin ich unter sehr Vielen, bei denen ich anfragte, nur einem Einzigen, der die Henriade gelesen zu haben erklärte. Vorzustellen pflegt man sich unter ihr ein den Thaten Heinrich des Vierten geweihtes langathmiges Gedicht in vielen Gesängen, das nicht zu kennen keinenfalls ein Nachtheil sei. Die Henriade jedoch hat mit ihrem Helden wenig zu thun. Sie ist, neben manchem andern, das sie gleichfalls ist, einer der schärfsten und geschicktest geführten Angriffe gegen die römische Kirche, welcher jemals gemacht worden ist. Man kann sagen, daß wenn Pascal in den Lettres à un provincial als der Ausdruck der feindlichen Gesinnung dasteht, mit welcher die aufgeklärte Gesellschaft des 17. Jahrhunderts die Jesuitenherrschaft in Frankreich anfah, Voltaire's Henriade die malitiöse Opposition enthält, mit der sich unter Louis XV. der philosophisch denkende Theil des Pariser Publikums zur nun vollendeten Uebermacht der römischen Kirche verhielt. Von Voltaire's Stellung zu dieser muß deshalb die Rede sein, wenn ein Urtheil über die Henriade gewonnen werden soll.

Es besteht die alte Tradition, Voltaire sei Atheist, Verläugner des Heiligen und Feind der Religion gewesen. Er hat sich gehütet, der katholischen Religion direkt entgegen zu treten. Voltaire erhob sich viel zu hoch über die Menschheit um sich her, als daß er nicht durch seine Einsamkeit schon zum Gedanken eines persönlichen Gottes gelangt wäre, und er kannte viel zu gut die Unselbständigkeit der Massen, um für deren Verhältniß zu Gott nicht bestimmte Glaubensformeln als nöthig anzusehen. Selbst gestaltet hat er diese freilich nicht, und mit dem, was die Kirche bot, war er meistens nicht im Einverständniß; bei seinem

Tode hat er sich der Autorität dieser Kirche förmlich unterworfen, vorher freilich einmal, als er noch gar nicht zu sterben dachte, die Farce aufgeführt, daß er sich als verstellter Todtkranker die Tröstungen der Religion ertheilen ließ und aufspringend dann den Priester verhöhnte. Allen Ernstes hat er sich sogar einmal unter die Kapuziner aufnehmen lassen und in der Kutte die Kanzel bestiegen, um eine rührende Bußpredigt zu halten. Er hat über die Päpste die niederträchtigsten Dinge gesagt und einem Papste selber dann seine Tragödie Mohamet zugeeignet, worin unter dem Scheine des Muhamedanismus der Fanatismus der römischen Kirche angegriffen werden sollte. Und dasselbe Spiel in der Henriade. Er hat es gewagt, Dinge darin gegen Rom vorzubringen, die, mit geringerer Schlauheit abgefaßt, ihm theuer zu stehn gekommen wären. Zugleich aber erbietet er sich gegen einen „wie einen Vater geliebten" Jesuiten demuthvoll, jedes Wort aus dem Gedichte ausmerzen zu wollen, das gegen die Religion, zu deren Ehre es ja geschrieben sei, in Wahrheit verstoße. Und schließlich hat ein Cardinal, Quirini, die Henriade ins Italienische übersetzt.

Frankreich war, wie die europäischen Länder katholischen Glaubens damals sämmtlich, erfüllt von einer Geistlichkeit, die, durch ein ausgedehntes Personal jeder Bildungsstufe und jeder Familienstellung repräsentirt, über ein kolossales Vermögen an Grundbesitz und Einkommen disponirte. Moreau de Jonnès berechnet für 1700, als Durchschnittsjahr, das Einkommen des gesammten Adels in Frankreich auf 520 Millionen, das der Geistlichkeit auf beinahe 512, während die Einkünfte des Königs alles in allem 954 Millionen betrugen. Und dies Viertheil der ganzen Summe in den Händen von nur 310,000 Individuen.

Indessen diese Macht wäre weniger gefährlich gewesen, hätte sie, wie in den Zeiten vor denen Voltaire's, einem ihr feindlichen weltlichen Bewußtsein gegenüber, kämpfend erst ihre Stellung

erringen müſſen. Doch wie wir zu Anfang des 18. Jahrhunderts Adel und höhere und niedere Bürgerſchaft in Paris ineinander fließen ſahen, gewahren wir nun auch die Geiſtlichkeit als in dieſe allgemeine Vereinigung aufgenommen. Scharfe, aus den Zeiten Ludwig's herſtammende Gegenſätze, in denen es ſich um Leben und Tod zu handeln ſchien bei kirchlichen Fragen, ſanken wie in Nichts zuſammen, weil Paris die Fähigkeit verloren hatte, ſich, für was es auch ſei, länger als drei Tage zu intereſſiren. Dies die Worte, mit denen Voltaire ſelbſt den Indifferentismus ſeiner Zeit brandmarkt. Immer frivoler ward die Stimmung des großen Haufens, immer gewaltiger die Macht der Geiſtlichkeit, und ſo kam es, daß in denſelben Tagen, in denen Verleugnung aller Religion von Seiten einer ganzen Schicht der Geſellſchaft ungeſcheut als ſelbſtverſtändlich proclamirt werden durfte, die Geiſtlichkeit, ſobald es in ihrem Intereſſe lag, um der geringſten formellen Urſache willen zupacken durfte wo ſie wollte, und daß ſie in ſolchen Fällen meiſtens ihrer Opfer gewiß war. Das Publikum ſah theilnahmlos zu und ließ ſie gewähren. Dieſer Macht, welche durch den Rückhalt an Rom und an die übrigen katholiſchen Mächte ins Unbegrenzte ſich ausdehnte, verſuchte Voltaire etwas anzuhaben! Erſtes Erforderniß, um hier vorwärts zu kommen, war, überhaupt eine Bewegung zu ſchaffen. Die religiöſen Ideen, die keine tiefere Aufregung mehr hervorbrachten, mußten die Leidenſchaften der Gebildeten erſt einmal wieder reizen. Ich glaube, daß der ſpätere ſyſtematiſche Kampf, welchen Voltaire gegen die Geiſtlichkeit unterhielt, in ſeinen Anfängen nicht in voller Klarheit den Ueberzeugungen entſprang, für die er im höheren Alter eintrat. Als er die Henriade ſchrieb, war er ein junger Mann. Es lebte und arbeitete revolutionäre, maſſenbewegende Kraft in ſeiner Seele, der die allgemeine Erſchlaffung der Nation die Gelegenheit verſagte, ſich zu bethätigen. Drei Mächte gab es

in Frankreich, auf denen der Zustand der Dinge beruhte: Königthum, Adel und Kirche. Gegen die beiden ersten anzukämpfen war undenkbar, deshalb los gegen die Kirche. In der Henriade empfangen wir gleichsam den anfänglichen gereizten Notenwechsel der einem Kriege vorausgeht, dessen letzte Ziele sich zum Theil aus dem Verlaufe der Ereignisse erst ergeben. Deshalb in dem Gedichte der Aufwand von Anstrengung, das Schärfste zu sagen, ohne doch den Anschein zu tragen, als habe man es gesagt, und das Bestreben, denen gegenüber, die man zum Tode beleidigen wollte, die Miene schmeichlerischer Nachgiebigkeit anzunehmen. Voltaire summt unschuldig auf die Dinge los, als wäre ihm nur um genußreiche Untersuchung der Blumen und Früchte zu thun, er tänzelt hin und her und scheint nur spielen zu wollen, plötzlich aber wirft er sich auf das los, was er verwunden will und hat nur deshalb so lange gezögert, weil er die verwundbarste Stelle gesucht hatte, um da seinen giftigen Stachel einzubohren. Darin ist er ein Teufel, und der Schrecken, den sein Angriff einflößte, hat ihm vielleicht in eben so hohem Maße Sicherheit gewährleistet, als die Gewandtheit, mit der er sich hinterher zu vertheidigen wußte.

Voltaire's feindliches Verhältniß zur katholischen Geistlichkeit ist später erst ein so complicirtes, all seine Kraft beanspruchendes geworden. Von der Natur für den geistigen Kampf mit wunderbaren Gaben ausgerüstet, hat er hier ununterbrochen sich in den Waffen geübt. Er war niemals ohne solche Händel sein Lebenlang. Keine Leidenschaft hat Voltaire's geistige Kraft so voll entfaltet als der Haß. Hier ist er unübertrefflich, den einzigen Aretin etwa ausgenommen, der ihm den Rang streitig macht. Voltaire war unermüdlich wo er haßte. Er hat Leute zu Tode gehetzt. Er lügt, er verläumdet, es gelingen ihm die genialsten Erfindungen, seine Gegner in Mißcredit zu bringen. Vielleicht nur, um sich in seinen Verläumdungen die letzte Weihe

zu geben, hat er auf dem Todtenbette die Lüge ausgesprochen, daß er ohne Haß gegen seine Feinde aus dem Leben gehe. Wäre Voltaire Maupertuis, der ihn mit Friedrich II. entzweite, in Charons Nachen begegnet, er hätte ihn dort an der Gurgel gepackt und in den Styx zu stoßen versucht. Feindschaften und Durst nach Rache gehörten zu den Lebensbedürfnissen seiner Seele; er besaß ein Talent, sich Beleidigungen zuzuziehn, als habe er das Verlangen, Beleidiger zu haben, nur um sie zu verfolgen. Aber auch hier hatte er nur in erhöhtem Maße den Anderen voraus, was die gesammte Nation besitzt. Aus der Seele welches Volkes, das besiegt einem andern zu Füßen lag, sind so schändliche Rachegedanken emporgestiegen, als, in den letzten Tagen, aus der des französischen? Und wenn man das als allgemein menschlich entschuldigen möchte: welche Drohungen und Lügen, mit denen die Pariser Commune die Regierung von Versailles nicht zu treffen suchte? Die Schandthaten, die ohne einen Schatten von Beweis den Deutschen früher Schuld gegeben wurden, werden nun den französischen Truppen selber angedichtet: Grausames Ermorden der Gefangenen, Schießen auf die Ambulanzen, Verrath und so weiter. Es genügte, daß die Regierung von Versailles die ersten Kugeln innerhalb des Bereiches von Paris werfen ließ, um dort die Mythe sofort zu schaffen und zur Gewißheit werden zu lassen: es sei eine dieser Kugeln in eine Kirche eingeschlagen und habe explodirend eine Schule junger Mädchen erschlagen, welche dahin geflüchtet worden war. Dieses Ereigniß hatte sich ohne factischen Anhalt gleichsam von selbst gebildet, die Phantasie der Feindschaft es in so überzeugender Gestalt producirt, daß jeder Zweifel vorweggenommen ward.

Voltaire's Lebensgang, nach dieser Seite hin genauer verfolgt, muß ein Gefühl der Verachtung erwecken, das sich auch dann nicht verliert, wenn sein über jedes Lob erhabenes Ein-

treten für die von aller Welt ſonſt verlaſſene Unſchuld dagegen in die Wage gelegt wird. Voltaire hat im Kampfe gegen die Vorurtheile der Kirche und Juſtiz Siege erfochten zu Gunſten armer Opfer, die ohne ihn verloren geweſen wären, die ſeinem Namen unvergänglichen Glanz verleihen. Trotzdem, wer ſeine Schrift über Friedrich den Großen lieſt, worin er, aus Rache für die widerfahrenen Beleidigungen, deſſen Privatleben verdächtigt, muß dieſer Angriff ein unauslöſchlich widerwärtiges Gefühl zurücklaſſen. Hier retten wir Voltaire nur, indem wir alle Conſequenzen ſeiner Nationalität in Rechnung bringen. Deshalb allein auch laſſen wir uns gefallen, ſeinen lebenslänglichen Krieg für die Freiheit des Gedankens gegen Rom aus zufälligen, äußerlich erſcheinenden Anfängen herauswachſen zu ſehen.

8.

Voltaire's Eigenthum an der Henriade iſt nur die polemiſche Tendenz und was auf deren Durchführung Bezug hat in dem Gedichte. Sogar die Idee, es müſſe ein Heldenepos auf die Thaten Heinrich des Vierten geſchrieben werden, gehört ihm nicht, wir finden ſie in den ehemals mit Recht berühmten Réflexions critiques sur la Poésie et sur la Peinture des Abbé Du Bos ausgeſprochen. Voltaire kannte und verehrte Du Bos, deſſen Buch 1714 erſchienen war und Aufſehn gemacht hatte. Ueber die beſte Art ein Epos zu verfaſſen aber, ſowie darüber, wie man Homers und Virgils Fehler zu vermeiden habe, gab es in Paris damals ſo gut eine auf eingehendem Intereſſe beruhende öffentliche Meinung wie in Betreff des Dramas. Feſt ſtand z. B., daß nur ein abgegrenztes Ereigniß, je unbedeutender, deſto beſſer, die Mitte eines epiſchen Gedichtes bilden dürfe, um das ſich die Geſänge gruppirten. Als vorzüglicher Mittelpunkt bot ſich, was Heinrich IV. anlangte, die Belagerung von Paris,

zu der Arioſt's berühmte Beſchreibung der Belagerung von Paris durch die Saracenen (im Orlando furioso) den Anſtoß gab.

Ebenſo leicht war Voltaire im Stande, da ſich, wie bei Homer und Virgil und Arioſt, die Handlung des Gedichtes in das theilen mußte, was die Menſchen auf der Erde und was die Schickſalsmächte über den Wolken vollbringen, dieſe obere Geſellſchaft zu beſchaffen. Bereits im 17. Jahrhundert war Arioſt's geſammter moderner Olymp nach Frankreich übernommen und dort weiter ausgebildet worden. Haß und Streit auf Erden pflegte da nicht mehr eine erzürnte höhere Gottheit, ſondern die für dieſes Amt beſtimmte „Zwietracht" zu erregen. Arioſt hatte dieſe Dame in Italien eingeführt, Boileau ſie franzöſiſch umgebildet, Voltaire fand ſie fertig vor. Ihr gegenüber ſteht die „Religion", welche verſöhnend zu wirken ſucht, und ebenfalls als Voltaire ihrer bedurfte, bereits ſeit faſt 100 Jahren in Frankreich thätig geweſen war. Nur hat Voltaire ihren Wohnſitz verlegt. Bei Boileau (im Lutrin) wohnt ſie in ſtillen Alpenthälern, von wo ſie nach Paris geholt wird, um Ruhe zu ſtiften:

Da alles ſo in heil'gem Krieg entbrennt,
Vernimmt's die „Gottesfurcht", die, abgetrennt
Vom ſtürmiſchen Verkehr der böſen Welt,
In Alpenthälern ſich verborgen hält.
Aus ihrer Einſamkeit lockt ſie der Schrei
Der Ihrigen fern aus Paris herbei:
Sie macht ſich auf, und in getroſtem Schritt
Der „Glaube" und die „Hoffnung" eilen mit.

Voltaire verſetzt ſie, wie es ſcheint, in eine flachere Gegend:

Weit fort von jenem Rom, das, weltlich ganz,
Den Erdkreis täuſcht mit eitler Tempel Glanz,
Erhöht zum Dienſte ird'ſcher Eitelkeiten —
Fern, fern von da, wo Wüſten ſtill ſich breiten,
Wo Gottes Friede wehrt der Welt Gebraus,
Da ſteht der „Gottesfurcht" vereinſamt Haus,

Ach, und ihr Name, während ſie verſteckt
In heil'ger Ruh ſich vor der Welt verdeckt,
Muß überall, wo Mord und Zwietracht wüthen,
Den frommen Vorwand blut'ger Kämpfe bieten.
Sie duldet ſtill, ſie kann ſich nicht vertheid'gen,
Nur ſegnen wo ſie Alle tief beleid'gen:
Für die, die undankbar die größte Schmach
Ihr anthun, läßt ſie im Gebet nicht nach.
Schmucklos, in der beſcheidnen Schönheit Licht
Sanft leuchtend! Freilich jene ſehn es nicht:
Die heuchleriſche Menge, welche dicht
Vor den Altären falſcher Götzen liegt.

Dies der Ton, in dem die göttlichen Mächte Voltaire's eingeführt werden. Sie haben etwas bürgerlich tugendhaftes. Die „Gottesfurcht" erweckt die Vorſtellung einer jungen reizenden Wittwe, welche bei geringen Einkünften in ihrer Dürftigkeit reiche Verwandte nicht beneidet, die ſie ihr eignes geraubtes Erbtheil verpraſſen ſieht. Es war der franzöſiſchen Dichtung damals ebenſo unmöglich, Frauen zu ſchildern ohne ihnen einen Anſtrich von Coquetterie zu geben, als es der bildenden Kunſt der Franzoſen gelungen wäre, eine allegoriſche Geſtalt höchſten Ranges zu ſchaffen, bei der nicht ein Kammerjungferlächeln, das zu gefallen ſucht, ſei es auch nur in leiſem Anflug, ſich bemerklich machte.

Schwieriger als die Herſtellung der überirdiſchen Figuren war die der irdiſchen. Es durften im Epos nur wenig Mitſpieler ſein. Was der König thut, muß, vom Eingreifen der niederen Ereigniſſe und Intereſſen unabhängig, entweder dem eignen einſamen Charakter entfließen, oder auf die Willensäußerung der göttlichen Mächte zurückgeführt werden. Dadurch jedoch, daß dieſe von Voltaire in vielfältiger Geſtalt vorgeführt werden, giebt ſich der höchſte Lenker des Weltalls ſelbſt nunmehr in der Rolle eines Jupiter, deſſen Attribute kaum ins Chriſtliche überſetzt worden ſind. Soll die chriſtliche Dichtung einmal den von allerlei Machthabern bewohnten

Himmel darſtellen, ſo konnten neben Gottvater doch nur Chriſtus, Maria, die Apoſtel, Evangeliſten, Heilige u. ſ. w. erſcheinen. Bei Voltaire dagegen — ein Beiſpiel, wohin die italieniſche Unnatur des 17. Jahrhunderts ſchließlich führte — ſehen wir Gottvater von Neptun (der die Seeſtürme beſorgt) und anderen heidniſchen Gottheiten umgeben, um die ſich als weiterer Kreis die zweifelhaften allegoriſchen Frauengeſtalten: Tugend, Laſter, Zwietracht, Friede, Religion u. ſ. w. ſchaaren. Rechnen wir hinzu, daß, um dieſe Perſönlichkeiten mit dem richtigen Hintergrunde zu verſehn, oft mythologiſche Landſchaften nöthig ſind, die von Voltaire in allgemeinen Zügen verſchwimmend genug aufgeſtellt werden, und daß dann doch wieder die Scene vor Paris ſpielt, ſo meint man der Gipfel der Unnatur ſei erſtiegen und das Ganze müſſe lächerlich und unerträglich ſein. Allein Voltaire hätte ſich ja nur auf die allegoriſchen Darſtellungen aus dem Leben Heinrich's zu berufen brauchen, welche Rubens im Palais des Luxembourg auf die Wände gemalt. Dort findet ſich alles das in natura. Da ſieht man unter ſteif gekleideten, auf hohen Hacken ſtolzierenden Hofleuten und Damen die nackten allegoriſchen Perſonen ſich ſo elegant und bequem durchdrängen, als ſei dieſes Gemiſch in der beſten Ordnung und Niemand ſtoße ſich daran. Und damit man nicht denke, Rubens habe das erfunden, ſo erinnern wir uns, wie im ſechzehnten Jahrhundert Städte, wenn hohe Herrſchaften ihren Einzug hielten, eine Ehre darin ſetzten, ihnen Aufzüge mythologiſchen Inhaltes entgegen zu ſenden, bei denen ſchöne Mädchen vornehmer Geſchlechter ſich um die Ehre ſtritten, nackt, oder doch beinahe unbekleidet als Statiſtinnen mitzuwirken. Dürer erzählte davon, wie er auf dieſe Weiſe beim Einzuge Karl des Fünften in Antwerpen die ſchönſten Mädchen der Stadt geſehn, und aus Frankreich ließe ſich ähnliches anführen. Aber es waltet zwiſchen dem, was Rubens malt und was Voltaire dichtet, der

Unterſchied, daß Rubens das ſeinen Tagen ganz Natürliche darſtellt, während Voltaire nicht im gleichen Falle war. Rubens hatte dieſe Zeit der Vermiſchung des Nackten und prachtvoll Gewandeten noch erlebt. Voltaire benutzt derartige Anſchauungen nur als Phraſen. Als er dichtete, zog die Blüthe menſchlicher Schönheit nicht mehr ſo von Gottes freiem Sonnenlichte beſtrahlt durch die Straßen. Und deshalb haben ſeine mythologiſchen Figuren das fleiſch- und blutloſe, das uns heute ermüdet.

9.

Voltaire ſah ein, daß ſeine Aufgabe nicht ſei, in einem dem Ruhme Frankreichs geweihten Gedichte die hiſtoriſche Darſtellung von Momenten zu geben, wie ſie etwa ſich ereignet haben könnten, ſondern daß er die agirenden Maſſen auf eine beſchränkte Zahl einzelner Vorkämpfer reduciren und dieſe in erdichteten Stellungen gegeneinander ſtreiten laſſen müſſe. Biographiſches im geſchichtlichen Sinne enthält das Gedicht nichts. Heinrich's Feinde: die Verbindung des katholiſchen Adels, haben Pariſinne, das vergebens belagert wird. Heinrich muß es gelingen, die Stadt zu erobern und ſeine Gegner zu unterwerfen, weil der Wille des Himmels ihn zum Gründer des bourboniſchen Königshauſes prädeſtinirt hat: nicht aber als ungläubigem Calviniſten darf ihm ſo großes zu Theil werden. Soll er ſiegen und herrſchen, ſo muß ſeine Bekehrung vorhergehen. Dies die Lage der Dinge, von der wir im Anfange des erſten Geſanges ausdrücklich unterrichtet werden.

Es iſt faſt lächerlich, zu beobachten, wie Voltaire die bekannten Theile epiſcher älterer Dichtung als wohlgelernter Regiſſeur für ſeine Zwecke zu Couliſſen einrichtet. Gleich im Beginn bringt er den unvermeidlichen Seeſturm. Sind es aber bei Aeneas' Flotte ſchon nicht mehr dieſelben gewaltigen

Fluthen, die einſt Odyſſeus' Schiff zerſchmettert und ihn an das Ufer der Phäakeninſel geſchleudert hatten, ſo iſt das empörte Meer, auf dem Voltaire's Held an der engliſchen Küſte in Gefahr geräth, von gehorſamer Gutmüthigkeit: trockne Theaterwellen, in denen Niemand ertrinken könnte. Paris wird belagert, ſo beginnt der erſte Geſang, Heinrich macht ſich auf, um Eliſabeth von Englands Hülfe anzuflehen. Voltaire bedurfte in ſeinem Gedichte, in dem gegen Rom ſoviel Böſes geſagt werden ſoll, einer Gelegenheit, um den Vorwurf etwaniger proteſtantiſcher Neigungen gleich ſo gründlich abzuthun, damit ihm die Jeſuiten von dieſer Seite ein für allemal nicht beizukommen im Stande wären. Deshalb läßt er den Sturm entſtehen, aus dem des Himmels unmittelbares Einſchreiten Heinrich erretten muß:

Und ſieh! der ew'ge Gott, der auf den Stürmen
Einherfährt, der die Wogen heißt ſich thürmen,
Der, unausſprechlich weiſe, dieſe Welt
Regierend, Kronen formt und ſie zerſchellt,
Von ſeinem Thron, der durch den Himmel flammt,
Senkt er auf Frankreichs Helden ſeine Blicke
Und über's Meer wie auf gewölbter Brücke
Führt er ihn hin zu Jerſey's ſicherm Strand.

Dort, verborgen in einer Felſenhöhle, trifft Heinrich einen Einſiedler an, der als eifriger Katholik von den Calviniſten Frankreichs mißhandelt, hier eine Zufluchtsſtätte gefunden hat und der eine glänzende Zukunft ſowie ſeine ſchließliche Bekehrung prophezeit. Voltaire bedurfte dieſer Erörterungen nicht nur, um den Leſer außer Zweifel zu ſetzen, daß der Inhalt des Gedichtes dazu beſtimmt ſei, einen Triumph der katholiſchen Kirche zu verherrlichen, ſondern auch, weil er bald darauf eine Verherrlichung engliſcher Zuſtände giebt, bei der der Verdacht vorwegzunehmen war, als könne er damit eine Vertheidigung des proteſtantiſchen Glaubens im Sinne gehabt haben.

Heinrich, nachdem er dieſe Lehren empfangen, geht zu Schiffe weiter nach England und trägt der Königin ſeine Bitte vor. Die eben erwähnte glühende Belobigung der engliſchen Zuſtände, die für ſich betrachtet auch heute noch als eine brillante Leiſtung erſcheinen muß, bildet gleichſam die Ouvertüre der Begegnung. Eliſabeth fordert Heinrich auf, wie Dido einſt Aeneas, die Geſchichte der Kämpfe vorzutragen, in deren Verlauf er dahin gebracht worden iſt ihre Hülfe anzuflehen, und jetzt kommt die erſte Batterie gegen Rom zur Action. Mit einer dem Infandum regina jubes renovare dolorem nachgebildeten Einleitung hebt Heinrich an. Nur die Religion, ruft er, iſt die Urſache unſeres Unheils! Die Bluthochzeit wird von ihm geſchildert, Karl des Neunten elender Tod, Heinrich des Dritten Regierung, und ſein eignes Verhältniß zu dieſem Könige dargelegt, worauf Eliſabeth Hülfe zuſagt.

Es würde zwecklos ſein die Ereigniſſe mitzutheilen, welche die übrigen Geſänge bringen. Uns intereſſirte nur die Wendung, mit der Voltaire den dem Katholicismus ſo günſtigen Beginn in einen andern Ton umſpringen ließ. Die Göttin der Zwietracht war es geweſen, die Heinrich's Feinde ſtets von friſchem ermuntert hatte. Immer ſchwächer aber war ſie geworden und mußte auf fremde Hülfe denken. Dieſe „Discorde“ iſt der perſonificirte Jeſuitismus, und die Art, wie Voltaire ſie ſich nach Rom aufmachen läßt, um dort Verbündete gegen ihre Feinde zu gewinnen, enthüllt was er gemeint hat. Er ſchildert Rom, die Päpſte und ihre Politik. Als Bundesgenoſſen des Jeſuitismus und Feinde Frankreichs werden ſie einer vernichtenden Darſtellung zur Beute. Immer muß dabei das wahre Chriſtenthum als Gegenſatz fungiren. Die giftigſten Dinge werden ſo gewandt, daß ſie nur zur Verherrlichung des wahren Katholicismus geſagt ſcheinen. Infernaliſch brillant iſt die Scene durchgeführt, wie Sixtus der Fünfte die Göttin der

Zwietracht, die zwar nur als Allegorie zugleich aber doch immer als nackte Dame vor ihm steht, im Vatican empfängt, wie beide aufeinander zueilen und sich zärtlich in die Arme schließen. Die nun erfolgenden Vertraulichkeiten hätte Aretin nicht besser erzählen können. Die Göttin verführt den Papst zu allem was ihr lieb ist. Sie beginnt unter päpstlicher Autorisation eine politische Missionsreise durch Frankreich. Bald als heiliger Augustin, bald als Franciscus auftretend, reizt sie das Volk zum Bürgerkriege an und, als Krone ihrer Bemühungen, bringt sie Jaques Clément dazu, Heinrich den Dritten zu ermorden.

Klar ist, daß diese „Discorde“ die Elemente dessen bereits enthält, was später von Voltaire „l'Infame“ genannt wurde. Aus den Tiefen der Hölle läßt sie den „Geist des Fanatismus“ aufsteigen, um die Hand des Mörders zu leiten. Die That ist vollbracht. Der Held des Gedichtes tritt als vierter König seines Namens an des Dritten Stelle und wird von der Armee anerkannt. Er greift Paris an. Vor den Mauern wird gekämpft. Die Beschreibung dieser Dinge gewinnt heute wieder ein trauriges Interesse, ganze Reihen dieser Verse ließen sich als Anspielungen dessen fassen was unsre Zeit sieht, zumal was die letzten Tage gebracht haben, seitdem Franzosen dort Franzosen gegenüberstehen. Ende des sechsten Gesanges finden wir den Sturm beschrieben, in welchem der König unwiderstehlich bis zu den Thoren vordringt. Die Vorstädte sind genommen, geplündert und stehen in Flammen, Paris selber droht jeden Moment das gleiche Schicksal: da, mitten im Gewühl des Kampfes, schwebt der heilige Ludwig, der Gründer der Dynastie, dem vorwärtsstürmenden Könige als ehrfurchtgebietender Anblick entgegen und, indem er eine Rede an ihn richtet, die mit dem Manifeste Victor Hugo's zu Gunsten der Stadt eine gewisse Aehnlichkeit hat, bestimmt er ihn vom Angriffe abzustehen,

er dürfe den Fluch nicht auf sich laden, den die Beschädigung der heiligen Wiege der Herrscher Frankreichs auf sein Haupt herabziehen würde. Heinrich hört die Rede, sieht seinen Ahnherrn in himmlischem Glanze dastehen und nähert sich ihm:

D'une divine horreur son ame est pénétrée:
Trois fois il tend les bras à cette ombre sacrée,
Trois fois son père échappe à ses embrassemens,
Tel qu'un léger nuage écarté par les vents.

Darauf, mit traurigem Blicke die Stadt betrachtend, ruft er aus:

Citoyen malheureux, peuple faible et sans foi,
Jusqu'à quand voulez-vous combattre votre Roi?

und befiehlt den Rückzug. Die Verse zeigen, wie gut Voltaire seine Pariser kannte und wie wenig er sich genirte es ihnen mitzutheilen.

Während der Stammvater des Geschlechtes Heinrich anscheinend um einen Schritt wieder vom ersehnten Ziele zurückführt, läßt er ihm im folgenden Gesange zum Ersatz eine historische Vision zu Theil werden, welche als Vorahnung der Zukunft die Geschichte Frankreichs unter den Bourbonen bis auf Voltaire's eigne Tage enthüllt. Hier fand er sich auf seinem eigentlichen Gebiete. Das Vergangne als zukünftig darzustellen, war eine der entsprechendsten Aufgaben für seine Darstellungskraft. Die weltgeschichtliche Stellung der Bourbons empfangen wir in scharfen, die Ereignisse zusammenfassenden Versen, in denen jedes Wort erwogen ist. Hier zumal vermochte Voltaire seine unübertreffliche Kunst anzuwenden, zu schmeicheln und dennoch zugleich die Wahrheit zu sagen. Hier schaffte er sich den eigentlichen unfehlbaren Schutz gegen alles was seinem Werke von überall sonst her zum Vorwurfe gemacht werden konnte. Die Bourbons erhebt er zu der vom Himmel vorherbestimmten herrschenden Familie, sie sind eins mit Frankreich, sie regieren unter der Eingebung des Höchsten, so daß es der Kirche als

vermittelnder Instanz zwischen Himmel und Erde hier nicht bedarf. Voltaire hat ein Gebäude politischer Theologie, dessen Fundamente die Bourbons bilden, in der Henriade aufgeführt, wo jeder Stein so künstlich auf dem andern ruht und zugleich den dritten wieder trägt, daß er unentbehrlich scheint. Dies müssen wir im Auge behalten, um zu begreifen, wie weit Voltaire gegen Rom zu gehen sich erlauben durfte, indem er Roms, d. h. des Roms der Päpste, Politik als solidarisch verbunden mit der Spaniens darstellte und, indem er, Spanien als den natürlichen Gegner der Bourbons annehmend, Rom als die Feindin Frankreichs proclamirte. So bildete sich Voltaire eine unantastbare Stellung. Während er den Katholicismus und den Clerus schonungslos angreift, giebt er sich den Anschein, nur die Streiche der dem französischen Königshause verderblichen römischen Politik abzuwehren.

Darauf hin hatte er es im ersten Gesange wagen dürfen, Elisabeth's Antwort, in welcher sie Heinrich die Politik vorschreibt, welche ihrer Ansicht nach heilsam sei für Frankreich, in einer Aufforderung bestehen zu lassen, Rom und Spanien niederzuwerfen. Was Voltaire gegen Spanien vorbringt, mußte jedem Franzosen aus der Seele geschrieben sein, und was er gegen Rom zu gleicher Zeit sagt, ist so consequent damit verbunden, daß wer das eine billigte auch das andere annehmen mußte. Den Schluß der Visionen Heinrich's bildet ein allegorisches Tableau, in welchem die von den Bourbons niedergeworfne Macht der Habsburger durch eine Truppe spanischer Soldaten repräsentirt wird, welche den Adler des Deutschen Kaiserthums zerbrechen, während die Standarte Frankreichs siegreich darüber in den Lüften flattert:

Du puissant Charles-Quint la race est retranchée;

Welches regierende Haus würde die feinen Schmeicheleien zurückgewiesen haben, mit denen Voltaire hier sich dem Throne

der Familie nahte, der er mit seinem Gedichte beinahe göttliche Abkunft nachwies, wie Virgil einst dem Hause des Augustus in der Aeneide? Es war etwas, von Voltaire in den Himmel erhoben zu werden. Er besaß das Talent zu schmeicheln in dämonischem Maße. Sogar den Tadel weiß er als Lob zu sagen; ohne ihn zu verschweigen oder zu beschönigen, nimmt er ihm so völlig den Stachel, daß das Bitterste zur Süßigkeit wird. Voltaire log organisch gleichsam: er gestaltete um durch die Art der Beleuchtung die er den Dingen verlieh er hätte dem Teufel bewiesen, daß seine Fledermauskrallenflügel nichts als die natürlich charakterisirte Ausbildung ursprünglicher Engelschwanenflügelansätze seien. An den Wänden des Schicksalspalastes, in welchen der heilige Ludwig Heinrich verzückt hat, sieht dieser die Gestalten der zukünftigen Herrscher Frankreichs. Da erscheint zum Schlusse auch der Regent, unter dessen Regierung Voltaire die Henriade geschrieben hatte und den er als Vormund des minorennen Ludwig XV. einführt:

Zur Seite dieses jungen Königs schreitet
Ein Held, an dem der Blick bewundernd hängt,
Doch seinen Fersen, dicht ihm folgend, drängt
Sich die Verläumdung nach, die ihn begleitet.
Nur gut ist er, nicht schwach. Zwar, ihn umfängt
Zusehr oft was zum Schwelgen ihn verleitet,
Doch aus dem üpp'gen Traum, der ihn gebannt:
Das Weltall zittert, wenn er sich ermannt!
Bewundert ihn, wie er mit Sicherheit
Sich windend auf der Staatskunst dunklen Wegen,
Die Völker, eins dem andern stellt entgegen
Und still sie hält durch klug geschürten Streit.
Die Künste weiß er mit Geschmack zu pflegen;
Wo's einen Mann braucht, seht ihr ihn bereit:
Chef und Gemeiner, Bürger und Regent,
Der kronenlos der Krone Pflichten kennt.

Philipp von Orléans ist bekannt. An die Spitze einer Weltmacht gestellt, verbringt er die Hälfte seiner Zeit in

dunklen Schwelgereien, und, wenn es gilt zu regieren, imponirt er durch die Schauſpielerei, Jedem gegenüber zu treten als intereſſire er ſich für nichts ſo ſehr als für ihn, ſei in nichts ſo ganz zu Hauſe, als in dem wovon gerade die Rede iſt, während er nach außen den Frieden dadurch erhält, daß er die fremden Mächte gegen einander hetzt. Voltaire verſchweigt nichts davon. Aber dieſem Fürſten, den er l'homme le plus aimable nennt, den je die Erde getragen, ſoll die Erinnerung ſeiner Schwächen bei der Nachwelt nicht zum Schaden gereichen. War, was der Regent in ſeiner Perſon repräſentirte, nicht der Geiſt des Volkes? Beſaß er nicht alles was die Franzoſen entzückt, und waren ſeine Fehler nicht Mängel, die ſie kaum als Fehler gelten laſſen? Dieſes Ideal von Liederlichkeit ſollte nicht leiden unter dem unverdienten Vorwurfe von Untugenden, welche die ganze Nation ſo gern mit ihm theilte. Die Tage des Regenten waren die der ſorgloſen Unordnung, wo all den Göttern und Göttinnen die Frankreich regieren halfen, noch keine Stimme von der Sündfluth predigte die nach ihnen kommen würde. Orléans durfte des Glanzes nicht entbehren, auf den er in Voltaire's Augen ein Anrecht hatte, und ſo ſehen wir ihn als providentiellen Lehrer Ludwig's XV., den er unterweiſt wie man eine Krone würdig zu tragen habe, im Ruhmestempel Frankreichs vor Heinrich's Augen als Heros vorüberziehn. Ludwig XV. hat ſich dieſe Schule dann gut zu Nutze gemacht.

Abermals kehren wir im achten Geſange zu den Kämpfen vor Paris zurück. Im neunten ſpielt die Zwietracht ihre letzte Karte aus: kein Mittel mehr ſieht ſie übrig, den König herunter zu bringen, als die Liebe, in deren Tempel, einem Gebäude von mythologiſcher Architektur, ſie den Gott der hier das Scepter führt, um Beiſtand anfleht. Die Geſellſchaft, in deren Kreis Voltaire uns nun einführt, iſt im höchſten Grade geſchmacklos. Da finden ſich tauſende von Liebenden beiderlei

Geschlechts, welche die „Hoffnung mit ewig heitrer Stirn“ zum Altare der Liebe führt. Da tanzen neben dem Tempel die „halbentblößten Grazien.“ Da liegt die „weiche Wollust“ auf dem Rasen und ruht sich aus, während neben ihr „das Geheimniß,“ „das Lächeln,“ „die Gefälligkeit,“ „die Sehnsucht“ etcetera Platz genommen haben. Man erträgt das heute nicht mehr. In diesen Tempel wird Heinrich verlockt und in ihm festgehalten, bis sein treuer Minister Mornay, der den Mentor zu spielen hat, ihn auch diesen Banden entreißt und in den Kampf der Belagerung zurückführt. Nun tritt Hungersnoth in der Stadt ein, und endlich, da es einmal unmöglich war, daß ein unkatholischer König über Frankreich regiere, erscheint der heilige Ludwig vor Gottes Thron und fleht um die Bekehrung seines Nachkommen.

In diesem geht jetzt etwas vor:

Le Roi, qui dans le ciel avait mis son appui,
Sentit que le Très-Haut s'intéressait à lui.

Er sieht die „Wahrheit“ vom Himmel steigen und in sein Zelt eintreten:

Die Wahrheit, die man längst verschwunden wähnte,
So theuer uns, ach, und so oft verkannt!
Zum Königszelte senkt sich die ersehnte,
Wo sie ein dichter Schleier erst umwand;
Doch mehr und mehr, der um sie her sich dehnte,
Der Nebel weicht der Klarheit lichtem Brand:
Nun steht sie da, rein wie sie Gott gesendet,
Im Strahlenkranz, der doch kein Auge blendet.

Heinrich leistet keinen Widerstand mehr. Er ist plötzlich in einen Katholiken verwandelt. Der heilige Ludwig schwebt, einen Olivenzweig in den Händen, nun auch herab und führt Heinrich als Sieger in Paris ein. Was mir bei den mitgetheilten Versen auffällt, ist die Aehnlichkeit der Situation, zum Theil sogar der Worte, in Goethes berühmtem Gedichte „Zueignung.“ Man sollte fast glauben, es sei, wo auch er die

Göttin der Wahrheit herabschweben läßt, Voltaire's Vision unbewußt in seiner Erinnerung lebendig geworden.

Die Henriade enthält eine Fülle dem Gedächtnisse unwiderstehlich sich einprägender Verse. Mochte in ihnen Rom und die Geistlichkeit erniedrigt sein, ebensoviele waren nachzuweisen, in denen die katholische Religion mit den höchsten Ausdrücken der Hingebung gefeiert wurde. Mit verbissener Wuth stand der Klerus dem Gedichte gegenüber und durfte nicht zuschlagen. Voltaire hatte das Werk geschaffen das die Quintessenz seines Jahrhunderts enthielt. In immer höherem Grade fand jeder Leser darin was er suchte, mochte er von einer Seite daran treten von welcher er wollte. Für uns, die wir vom Geiste des vorigen Jahrhunderts fast nichts mehr in uns fühlen, ist die Henriade ein gleichgültiges Conglomerat von Gedanken, die nicht mehr reizen und, was den eigentlich epischen Theil anlangt, von Darstellungen, die weder Farbe noch Umriß haben. Dazu ist die Stellung, welche die Sprache Frankreichs in Europa einnimmt, eine andre geworden. Zu Voltaire's Zeiten bewundertes Organ einer allmächtigen, überall verbreiteten Litteratur, ist sie heute im Verhältniß zu ihrer damaligen Verbreitung wenig gekannt. Denn es genügt nicht das oberflächliche Verständniß, das allerdings Viele noch besitzen, um die Feinheiten zu verstehn, für welche das europäische Publikum des vorigen Jahrhunderts ein scharfes Ohr besaß.

10.

Für Voltaire hatte die Henriade wohl den meisten Antheil daran gehabt, daß er 1746 zum Historiographen von Frankreich ernannt wurde. Dieser Titel drückt am besten aus, worin seine Stärke lag. Voltaire war geborener Geschichtsschreiber. Es zwang ihn, wie Machiavelli, ein Naturtrieb, die Begebenheiten von denen er Kunde erhielt, mit mechanischer Parteilosigkeit niederzuschreiben. Die Prosa, in der er

ſich ausſpricht, iſt einfach und ohne Affectation behandelt. Die Meiſterſtücke, welche er als Hiſtoriker geſchaffen hat, werden immer als Meiſterſtücke betrachtet werden müſſen. Die vorzüglichſte unter dieſen Schriften iſt das Siècle de Louis XIV. Wenn wir die Henriade, die Tragödien, Epiſteln, Gedichte, Romane und was ſonſt von Voltaire's Hand ſo viele Seiten füllt, auf ihren Werth als active Beſtandtheile des allgemeinen litterariſchen Vermögens anſehn, ſo erſcheinen dieſe Papiere ſämmtlich als außer Cours geſetzt: die Geſchichte des Zeitalters Ludwig des Vierzehnten dagegen wird ſteigenden Werth haben, und wer es geleſen hat, die Meinung gewinnen, daß dieſes Buch zu denen gehöre, welche man geleſen haben müſſe.

Drei Mittel giebt es, die Menſchheit wiſſen zu laſſen was geſchieht und was geſchehen iſt: bildende Kunſt, Dichtung und Geſchichtsſchreibung. Die bildende Kunſt vermittelt am reinſten. Eine griechiſche Statue verräth nichts als wieweit eine Epoche im Stande war, die höchſte Anſicht menſchlicher Schönheit feſtzuhalten. Aus den älteſten ägyptiſchen Zeiten fehlt alle Nachricht von Thatſachen und Perſönlichkeiten: nur Namen und Kunſtwerke beſitzen wir, dieſe aber ſo beredt, ſo überzeugend dafür eintretend, es hätten Menſchen damals gelebt, welche dachten und fühlten wie wir heute, daß es keiner Berichte bedarf, um uns, da wir den lebendigen Strom ſo deutlich gewahren, erſt dadurch den Beweis zu liefern, es ſei wirklich ein Strom vorhanden geweſen, daß ſie deſſen Ufer und Windungen und die Felſen zeigen, die ſeine Fluthen zu Zeiten aufhielten, zu Zeiten beſchleunigten. Dichtung iſt ein Uebergang von der bildenden Kunſt zur Hiſtorie. Auch ſie zeigt nur das Allgemeine, Beſtehende, im Wechſel des Bedingenden Unveränderliche. Die Aufgabe der Geſchichtsſchreibung aber iſt, dieſe Bedingungen darzulegen. Sie hat die vergänglichen äußeren Verhältniſſe und deren Einfluß auf die Bildung der

Charaktere und auf das Ansehen der Thatsachen vor uns auszubreiten.

Hätten die Begebenheiten vor Troja, welche Homer's Ilias darstellt, sich jemals zugetragen, wie ganz anders hätte ein Historiker sie schildern müssen. Da wäre die Verschiedenheit der Machtverhältnisse Agamemnon's und Achill's zu erörtern gewesen. Die Parteien der Fürsten, ihre geheimen egoistischen Beweggründe, die Entzweiung der beiden Fürsten entweder fördern oder aufheben zu wollen, hätten dargelegt, die statistischen Verhältnisse der Trojaner und der Griechen behandelt werden müssen. Wie stellte sich damals der griechische Handel an der kleinasiatischen Küste? Wieweit war Aegypten bei diesem Kriege interessirt? Und was die Schilderung anlangt, die Berichte troischer Gefangener würden Schlaglichter auf die Stimmung in der Stadt geworfen haben, durch die Mittheilungen schwatzhafter Sclaven würden die Gespräche der griechischen Heerführer, die Abmachungen zwischen Menelaos und seinem Bruder offenbart worden sein. Der Widerstreit geheimer Berathungen mit öffentlichen Reden, der Einfluß verborgener Nebeninteressen auf die Gestaltung großer Gesammteffekte mußte besprochen werden. Dergleichen gut ineinander verschränkt und richtig abwechselnd vorgebracht: welches Interesse, welche Fülle von sogenanntem „Stoffe."

Und angenommen, Homer wäre all das geboten gewesen, was würde es ihm genützt haben? Ungerührt hätte er diese exakten interessanten Details müssen bei Seite legen, um bewußt das an ihrer Statt zu erfinden was die Ilias enthält. Nur symbolische Thaten konnte er brauchen, nur aus sich die Situationen schöpfen, in denen auch das enthalten war, was die bloße Wirklichkeit nicht zur Erscheinung brachte. Die Ilias ist das Product erstaunlich dichterischer Berechnung. Was Voltaire den Thaten Heinrich des Vierten gegenüber vergeblich in seiner Henriade zu erreichen bestrebt war, das gelang

Homer. Die dichterische Kraft dieses Menschen ist so ungeheuer, daß sie beinahe unglaublich wird. Ein Greis mit dem Feuer eines Jünglinges, ein Jüngling mit der Erfahrung eines Greises. Wie die Situationen, in denen Achill's Charakter sich entfaltet, immer von anderer Seite her ihn neu und größer zeigen, bis zuletzt aus titanischer Wildheit sich als höchste Blüthe kindlich fromme Sanftmuth entwickelt! Achill's Benehmen dem flehenden Priamus gegenüber ist das rührendste, was in menschlicher Sprache gedichtet worden ist. Stufenweise hebt sich seine Gestalt aus dem allgemeinen Gedränge der übrigen um ihn her zu immer einsamerer Höhe, bis er zuletzt als alleiniger Träger des Gedichtes übrig bleibt. Manchmal, in den anfänglichen Gesängen, läßt Homer ihn scheinbar fast verschwinden, immer aber nur, um sein Wiedereintreten desto gewaltiger vorzubereiten. Welcher moderne Dichter überträfe Homer in der Kunst, durch den Wechsel der Scenerie sogar das Auge immer neu zu reizen? Nächtliche Scenen wechseln mit täglichen, Götterverkehr mit menschlichem, Wellengeräusch des Meeres mit Gebirg und Waldung. Immer mehr zurück weicht die mitspielende große Masse, immer schärfer treten die Umrisse der bedeutendsten Helden nur hervor, plötzlich auch die verschwunden, und Achill allein sichtbar, unsere Seele beherrschend. Sehr natürlich ist die Sage, Homer müsse ein blinder, einsam umherirrender Bettler gewesen sein, denn nur ein langes ganz auf sich selbst gekehrtes Menschenleben konnte die Kunst verliehen haben, das zu componiren. Nur geprüfte Erfahrung vermochte diese Abwägung der Gegensätze sich anzueignen, diese Sicherheit im Abbrechen und Aufnehmen der Fäden, diese Kritik, keinen überflüssigen Gedanken in so manchem Tausend Versen stehn zu lassen und immer vorwärts zu schreiten.

Ein doppeltes Griechenthum nehmen wir jetzt an: ein ionisches auf dem asiatischen Festlande, mit altasiatischen Ele-

menten versetzt und verfeinert, und ein zweites, auf der fast inselartig abgeschlossenen europäischen Halbinsel sich eigner, wilder, unabhängiger entwickelnd. Jenes das ältere, dies das jüngere. Für die Deutsche Nation haben wir ähnliche Verhältnisse. Jahrhundertelang blühte außerhalb Deutschlands, während dessen eingesessene Völker noch in eigner, fremden Einfluß abstoßender Rauhheit verharrten, ein in römisch-byzantinische Cultur getauchtes Gothenthum. Ihm verdanken wir Ulfilas Bibelübersetzung, deren Worte, Jahrhunderte nach ihrer Entstehung, in die rauhen Anfänge des sich formenden fränkischen Lebens am Rheine sanft hineinklangen und die erste Ahnung vielleicht vom Wohllaute der Sprache erweckten, die man sich neben der lateinischen dort fast zu gebrauchen schämte. Ulfilas Bibel, die sich weithin verbreitete, war vielleicht die erste geistige That die auf die Einheit des Vaterlandes hinarbeitete, wie wir unsere Einheit ja zum größten Theile der unabläßigen Arbeit stiller Denker verdanken. Wenn nun Homer, der sich, um einen Vergleich zu ziehen, als Goethe fühlte, in bewußterem Sinne sein Gedicht gesungen hätte, um den ungebändigten Hellenen der Halbinsel, in denen er die staatsbildenden Franken und späteren Träger der griechischen Macht vorausahnte, im Bilde vorzuhalten was ihnen fehlte? Immer ja haben die griechischen Dichter so zwischen den Stämmen ihres Volkes gestanden und auf sie eingewirkt. Wenn nun Homer die Wildheit der Hellenen, ihre Spaltung, ihre auseinanderfahrende Leidenschaftlichkeit der sanfteren Kultur seiner ionischen Heimath hätte entgegenstellen wollen? — um den Seinen zu zeigen, deren Blüthe er in Hector personificirte, wie sie dennoch der gewaltigeren Macht Achill's unterliegen müßten; — um den Hellenen zu zeigen, wie alle ihre Macht sich aufreibe durch innere Spaltung? Ob Homer das gewollt, wissen wir nicht — aber angenommen er habe es gewollt, so müßten wir gestehen, daß

es ihm gelungen sei. Gelungen ihm, wie es Dante gelang ein Gedicht zu schaffen, das dem Volke Italiens in Gleichnissen den eignen Charakter vor die Seele führte und dessen Sprache das erste ideale Band der italienischen Landschaften unter einander geworden ist.

Könnte es einem Geschichtsschreiber gegeben sein, das zu vermögen? Weder Herodot noch Thucydides, weder Livius, Tacitus oder Machiavelli haben die Seele ihres Volkes je so zu erfüllen gewußt mit dem Gefühle seines weltgeschichtlichen Werthes, als Homer und Dante thaten. Aber nicht jede Zeit zeitigt Jedes. Virgil, obgleich er zwei Jahrtausende lang bereits bewundert wird, hat immer doch nicht mehr vermocht als seine Leser zu unterhalten, und bei Voltaire's Henriade ist das Jahrhundert, das sie verschlang, über das Gefühl eines gewissen piquanten Wohlbehagens nicht hinausgekommen. Es giebt Epochen, denen die Geschichtsschreibung allein übrig bleibt, denen versagt ist, Gesänge vorzubringen. Voltaire suchte sich vergebens den Anschein zu geben, als sei er ein Stück Prometheus, der Menschen formte nach seinem Bilde. Der Thon nahm Gestalt an unter seinen Fingern, aber alles Athemeinblasen wollte ihm kein Leben verleihen. Als Geschichtsschreiber dagegen hat er geleistet was kein andrer besser gethan hätte neben ihm. Er zeigt in seiner Darstellung der Ereignisse, daß wenn das Amt des Historikers kein so hohes ist als das des Dichters, dennoch auch hier mit dem was sich dazu von Andern lernen läßt, wenig gethan sei. Es genügt nicht, die Quellen aufzufinden, das Aechte vom Unächten zu scheiden, das Wichtige hervorzuheben und die Masse des Materials zu ordnen. Wahrhaft wissenschaftliche Forschung geht aus van Ideen, deren Herkunft wir nicht kennen. Ein geheimer Zusammenhang des Mannes und der Dinge, auf die er sich richtet, scheint von Anfang an auch hier nothwendig. Der ächte Geschichtsschreiber hat etwas von einem glücklichen

Spieler, dem ein Dämon immer Augen und Hand auf die Zahlen zu leiten scheint, welche Treffer sind.

Voltaire war ein schöpferischer Genius als Historiker. Er beurtheilte mit durchbohrendem Blicke die Thätigkeit derer, welche, längst dem Tode anheimgefallen, die Geschicke seines Vaterlandes ruhmvoll leiteten, und besaß die Kraft, die Schattenbilder vergangener Tage als in lebendiger, individueller Bewegung begriffen uns vorzutäuschen. Die Fähigkeit war ihm gegeben, die vergänglichen Constellationen des Verkehrs derjenigen, welche die Herrschaft einst in Händen hatten, zu erfassen, das Gewirr des allgemeinen Volksverkehrs als Hintergrund dazu zu componiren, und, als Sonne über dies Gemälde gleichsam, die großen Ideen der Zeit, unter deren treibenden Strahlen die Bewegung sich vollzogen und ihre Triebe sich entwickelt hatten, leuchten zu lassen. Voltaire's Absicht war, eine Geschichte zu schreiben, in der sein Volk als letzte und größte der epochemachenden Nationen der Weltgeschichte aufträte. Uns heute freilich zeigt sich die natürliche Kleinheit dieses französischen Aufschwunges im 17. Jahrhundert in immer kühlerem Lichte. Ja, es wird kaum als Lücke empfunden, nach dieser Richtung hin wenig studirt zu haben. Wir wissen meistens nur im allgemeinen noch davon und haben vor Richelieu, Mazarin und den französischen Herzögen und Marschällen längst den übermäßigen Respect verloren. Aber ich möchte den sehen, der nach der Lectüre von Voltaire's Siècle de Louis XIV. diese Gleichgültigkeit bewahrte. Es ist Voltaire gelungen, den Gesammteindruck dieser Zeit zu einem unvergänglichen zu erheben. Sein Finger ging den Schritten der Menschen und Begebenheiten nach, und nur diese Linie vielleicht, die er gezogen hat, wird nachkommende Jahrhunderte einst bewegen, sich näher um das zu kümmern, was zwischen 1650 und 1700 in Frankreich vorgefallen ist.

11.

Der Gedanke: Siècle de Louis XIV. war keine Erfindung Voltaire's, vielmehr von den Hofpoeten, Hofgelehrten u. ſ. w. des Königs bei deſſen Lebzeiten bereits ausgebeutet worden. Voltaire verfällt in ſeinem Buche nicht ein einziges=mal in dieſen Ton. Nirgends ein Verſuch, aus der Rolle des Referenten in die des Panegyrikers überzugehen. Der König tritt uns weder in beſonderem Glanze, ja nicht einmal anziehend entgegen. Er iſt eben die Achſe des ungeheuren Mühlrades, mit deſſen Hülfe 50 Jahre lang die europäiſchen Ereigniſſe zu franzöſiſcher Glorie eingemahlen werden. Alles wird da aufgeſchüttet und zermalmt, und zuletzt, wo das fremde Korn zu mangeln begann, reiben die Mühlſteine ſich langſam ſelber auf. In unnachſichtiger Wirklichkeit ſtellt Voltaire uns das vor Augen. „Voltaire," ſagte Friedrich II. „war kein Gelehrter, ſondern eine ganze Akademie"; man könnte fortfahren: kein Schauſpieler, ſondern ein ganzes Theater, kein einzelner Franzoſe, ſondern das ganze Volk. Voltaire war epiſcher, lyriſcher, dramatiſcher Dichter, Philoſoph, Mathematiker, Naturforſcher, nach jeder Richtung hin ſo reich und ausgebildet, als ſei ſie ſeine einzige: als Hiſtoriker zog er die Summe dieſer ungeheuren Vielſeitigkeit. Er wußte genau was er wollte. „Ich möchte etwas behaupten," ſchreibt er (1740, als er das Buch begonnen hatte) an Argenſon, „das Ihnen wunderlich erſcheinen wird; nur diejenigen, welche Tragödien ſchreiben können, werden unſrer trocknen und barbariſchen Geſchichte Intereſſe verleihen. Es bedarf, wie auf dem Theater, Expoſition, Verwicklung und Auflöſung." Und weiter: „Warum immer nur die Geſchichte der Könige? Die der Nation muß geſchrieben werden! Man ſollte denken, es habe nun ſeit 1400 Jahren nichts als Könige, Miniſter und Generale in Gallien gegeben, das der Mühe werth ſei: ſind

unſre Sitten, unſre Geſetze, unſer Geiſt denn für nichts zu achten?“ Hier haben wir Voltaire's Programm. Er ſchreibt die Geſchichte der Blüthezeit des franzöſiſchen Volkes. Ueberall war er zu Hauſe. Menſchen und Dinge: nichts, in deſſen Herzpunkt er nicht einzudringen ſuchte. Und was die Form anlangt, kam ihm die ungeheure mit den Jahren erlangte Selbſtkritik zu Statten. Imponirte ihm fremde Arbeit ſelten, ſo die eigne doch am wenigſten. Erbarmungslos ſecirt er ſeine Werke und raſtet nicht, daran herumzubeſſern. Dazu dann ſeine politiſche Erfahrung. In Frankreich, England, Deutſchland und Italien war er mit den bedeutendſten Männern in Verkehr getreten, von jedem ſeiner Worte konnte er wiſſen und fühlen, wie es wirken werde und wirken müſſe. Voltaire's Henriade war das Werk eines jungen Menſchen geweſen, der taſtend die Richtung herausgefunden hat, in der er vorwärts will. Voltaire's Siècle de Louis XIV. iſt dieſelbe Arbeit, nun aber von einem erfahrenen Manne wiederholt, der die Bedeutung jedes ſeiner Schritte kennt und über den Weg, den er einzuſchlagen habe, ſich klar geworden iſt.

Bei Voltaire's Schlichtheit im Vortrag, ſo daß er meiſtens nur mezza voce zu reden ſcheint, müſſen wir in Anſchlag bringen, daß er ſein Publikum, franzöſiſches und ſonſtiges, nicht erſt dazu zu überreden hatte, die Franzoſen ſeien das erſte Volk der Welt und Louis XIV. der größte König. Hiervon geht Voltaire aus, iſt ſeiner Sache ſo ſicher jedoch, daß es ihm bei der Erzählung ſelbſt eher darum zu thun zu ſein ſcheint, dies Gefühl auf das richtige Maß zu reduciren. Seiner inneren Meinung nach bleibt immer noch mehr Glorie übrig als man brauchen könne. Seine Abſicht war, die Gebrechen ſeines Vaterlandes ans Licht zu ziehen, und er durfte dies wagen unter ſothanen Umſtänden. Wenn Cicero, Salluſt und Tacitus die Verworfenheit ihrer Mitbürger aufdecken und von den Schäden ſprechen, aus denen der Verfall Roms endlich

eintreten werde, so haben sie doch keinen andern Gedanken dabei, als Rom allein müsse Rom zum Rechten zurückleiten. Und so Voltaire wenn er von den Schäden Frankreichs redet. Es hätte ihm Einer kommen sollen mit der Idee, Deutschland werde einmal die Leitung der Dinge, politisch und geistig, in die Hand nehmen müssen, um Ordnung zu schaffen in der Welt. Voltaire hofft auf eine neue Blüthe Frankreichs aus dessen eignem Schooße. Sein Siècle de Louis XIV. sollte ein Spiegel sein, den die Nation sich vorhielte. In materieller Beziehung sah Voltaire die Zustände seiner eignen Epoche für viel zufriedenstellender an als die der heroischen Zeiten des vergangenen Jahrhunderts. Voici l'âge d'or qui succède à l'âge de fer. Cela donne trop envie de vivre! schreibt er (1770) an Mr. Dupont. Nur in Sachen der Religion stand es, seiner Meinung nach, übel und bedurfte der Besserung. Nicht mehr aber geht Voltaire, wie in der Henriade, nun noch darauf aus, den kirchlichen Stand anzugreifen, sondern von höherer Anschauung der Dinge getragen, sucht er das Publikum über die historische Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse ohne einen Accent der Leidenschaft aufzuklären.

In der Henriade hatte Voltaire den Calvinismus roh von sich gewiesen. Er läßt den Irrthum von Heinrich wie einen bis zum Momente der Bekehrung hartnäckig haftenden körperlichen Fehler plötzlich abfallen. In Frankreich, überhaupt in den katholischen Ländern, war der Protestantismus nach dem Tridentiner Concil systematisch als etwas behandelt worden, was man wie einen Ausschlag schlimmer Art zuweilen ertragen mußte, niemals aber zeigen durfte, so daß sich das Gefühl der Existenz des Protestantismus als Religion fast verloren hatte. Protestantismus war Nichtsein. Wenn Heinrich sich bekehrt, so ist das nicht wie bei einem Götzendiener, Muhamedaner oder Juden ein Uebergang vom Einen zum Andern,

ſondern einSchritt vom Nichts zum Etwas. Die „Wahrheit," indem ſie Heinrich herumbringt, läßt ſich deshalb nicht auf Disputationen mit ihm ein, ſondern ſie wirkt durch ihr bloßes Erſcheinen, etwa wie in einem Romane ein ſtrahlend tugendhaftes ſchönes Mädchen aus gutem Hauſe durch ſeine bloße Erſcheinung einen jungen Mann dunklem liederlichen Leben entrückt und zu ſich emporhebt.

Wie anders ſieht Voltaire die Dinge ſpäter an. Im zweiten Capitel des Siècle de Louis XIV. beſpricht er die Zuſtände Deutſchlands. Alle freien Reichsſtädte hätten da die evangeliſche Religion angenommen — secte, qui a semblé plus convenable que la religion catholique à des peuples jaloux de leur liberté. Ueber die Entſtehung des Proteſtantismus und deſſen Nothwendigkeit ſpricht er in ſeinem „Essay sur les moeurs et l'esprit des nations" (unter deſſen Bändedas Siècle de Louis XIV. ſich einreihte) ſo ruhig wie ein Proteſtant ſelber reden könnte.

Voltaire's große Idee war die Toleranz. Friedrich II. in ſeiner Lobrede nach Voltaire's Tode hebt ſeine Verdienſte nach dieſer Richtung als die bleibenden hervor. Der Gedanke hatte ſich erſt allmählich bei ihm in allen Conſequenzen entwickelt, bis er die große Firma wurde, unter welcher ſeine ſämmtlichen Beſtrebungen einheitliche Tendenz erhielten. Darauf hin bildete er Schule und Partei. Toleranz, obgleich ein paſſiver Begriff, ward von Voltaire ſo activ als möglich aufgefaßt. Er verlangte Bekämpfung der Intoleranz. Hier liegt das was Voltaire mit Recht als den Punkt bezeichnet, von dem die Revolution ausging. „In den vierziger Jahren, ſagt er, kamen die neuen Ideen nach Frankreich und begannen dort vom Publikum aufgenommen zu werden." Ueber dieſe Anfänge aber hat es Voltaire ſelbſt nie gebracht. Er hat niemals einen Umſturz des Beſtehenden vor Auneg gehabt und Pläne gemacht für ein neues Haus, wie es dann

etwa nöthig würde. Dies mag der Grund ſeines Haſſes gegen Rouſſeau und ſeiner Abneigung gegen Montesquieu geweſen ſein. Montesquieu ging als Staatsmann zu Werke. Mit den fränkiſchen Zeiten beginnend, ſtellt er das franzöſiſche Verfaſſungsleben von der ſtaatsrechtlichen Seite dar, findet den einzuſchlagenden Weg und conſtruirt den Staat der ehrlichen Leute. Rouſſeau ſchafft lieber eine neue Erde, ein neues Volk, neue Gedanken, alles nie dageweſen. Voltaire hat gar nicht Luſt ſich um die Zukunft zu bekümmern. Er erkannte die Grenzen ſeines Talentes. Er ließ auf ſich beruhen, wofür er ſich nicht berufen ſah. Ihm kam darauf an, vorn zu ſtehen, ſeinen Büchern Achtung und Einfluß zu ſchaffen, Träger einer großen Idee zu ſein und ſich übrigens unbehelligt ſeinem Triebe hingeben zu dürfen, zu ſagen was er Luſt hatte. Seine eigentliche Wonne aber war, die Dinge ganz ſo craß auszuſprechen als er ſie ſah. Schmeichelei kam bei ihm nur perſönlicher Zwecke wegen zur Anwendung: bedurfte er ihrer nicht, ſo ſchwelgt er förmlich in der Hingabe an die Luſt die Wahrheit zu ſagen. Sein Siècle de Louis XIV. iſt ſo unparteiiſch geſchrieben, daß man es zuweilen als eine Verhöhnung ſeines Helden auffaſſen könnte. Nachdem er Ludwig's Aufſchwung und Höhe als das Produkt einer Reihe glücklicher Zufälle geſchildert, bei denen des Königs Perſon oft wenig genug betheiligt war, ſtellt er das allmähliche Herunterkommen des Monarchen, der Monarchie und des franzöſiſchen Geiſtes ſo wahrhaftig und überzeugend dar, daß man die angegebene Richtung nur nach beſtimmten Proportionen zu verlängern braucht, um zu dem Punkte zu gelangen, wo das après nous le déluge ſeinen Anfang nimmt. Dafür aber im Voraus eine Arche Noah zu conſtruiren, kam Voltaire nicht bei. Wo alle ſchwimmen mußten, ließ er es darauf ankommen gleichfalls zu ertrinken. In dieſem Sinne war er ein ächter Revolutionär, und Goethe

hat Recht, wenn er (November 1792) einfach urtheilt, daß Voltaire die guten alten Bande der Menschheit aufgelöst habe.

Ihn mit verantwortlich zu machen jedoch für die Revolution, wäre ungerecht. Goethe damals konnte es noch so erscheinen. Uns heute ist klar, daß das Alte auch ohne Voltaire gesunken wäre wie das Neue ohne ihn sich erheben mußte. Das Neue der französischen Revolution ist das überwältigende Emporkommen des dritten Standes. Wir würden heute eher eine Eroberung Europas durch heuschreckenartig auftauchende Gorillaheere zu denken vermögen, als Voltaire oder selbst Rousseau, der doch in der That alles umbrechen wollte, das Erscheinen der Gewalt, von welcher die Revolution in der That gemacht worden ist und deren schließliches Obsiegen in Frankreich die neuesten Ereignisse besiegeln.

Dieses Element zu erkennen, hätte Niemand vermocht in Voltaire's Zeitalter. Die französische Revolution der letzten hundert Jahre ist das Emporwachsen des keltischen Mutterbodens unter der bis dahin die Ackerkrume bildenden romanischen Schicht hervor, welche den Geist, die Kraft und das Vermögen des Landes repräsentirte. Frankreich, das fast 2000 Jahre lang von germanischem und romanischem Blute überdüngte Keltenland zwischen Maas und Pyrenäen, ist heute wieder zum alten Gallien geworden.

Ausgenutzt, abgethan, erschöpft im edelsten Sinne macht die französische Race wieder Platz dem alten keltischen Gesindel, das aufsteigend als die freigewordene Hefe der Bevölkerung die Reste romanischen Wesens mit seinem Schaum überdeckt und zu sich hinabzieht. Wir verfolgen, wie stoßweise diese Angriffe sich wiederholen, wie der angreifende Theil immer stärker, der sich vertheidigende immer schwächer wird. Der Moment muß kommen, wo der letzte Athemzug dieses Widerstandes erfolgt und das uralte, von Druiden befehligte gallische Wesen den entscheidenden Sieg feiert. Wie diese

Menſchen aber beſchaffen ſind, darüber kann Cäſar oder die neueſte Geſchichte Frankreichs zu Rathe gezogen werden.

Gallien, zur römiſchen Provinz gemacht, war im Verlaufe von 5 bis 600 Jahren von einer feſten römiſchen, römiſch redenden, römiſch organiſirten, römiſch denkenden Volksſchicht überzogen worden. Culturwälder begannen üppig da ſich zu erheben, wo früher das Land mit Buſchwerk beſtanden war. Dieſe Exiſtenz aber ſog ihre belebende Kraft aus Rom und ermattete mit der Erſchöpfung des dortigen Kaiſerthums. Zu mächtig aber war der romaniſche Ueberwuchs, als daß die Kelten damals ſchon die Rolle wieder hätten aufnehmen können, die ſie vor nun 500 Jahren verloren hatten. Von Deutſchland kamen die Franken herüber. Sich verbindend mit den Romanen, im Verlaufe dreier Jahrhunderte und in Eins zuſammengewachſen mit ihnen, bildeten ſie eine neue gemeinſame Maſſe, aus der der ſtädtiſche und ländliche Adel der folgenden Jahrhunderte hervorging. Abermals bedurfte es eines halben Jahrtauſends, um auch dieſe Formation aufzuzehren. In unſern Tagen erleben wir dies Faktum. Heute, wo keine Franken mehr ſich finden, um dauernd niederzudrücken was fremder Gebieter bedarf, ſuchen die herrenloſen Kelten endlich allein wieder ein Volk zu ſein. Die Phantaſie der Menge trägt Dem oder Jenem die oberſte Macht an, um ſie nach Wochen oder Monaten einem Andern zu geben, dem der Genuß, auf Tage nur zu herrſchen, höher ſteht als die Rückſicht auf die Gefahr des Landes, deren ſich Niemand bewußt ſcheint.

Voltaire würde das für furchtbare Träume gehalten haben. Voltaire trat der römiſchen Kirche mit einer Heftigkeit gegenüber, welche zuletzt dieſen Kampf als das einzige Intereſſe ſeines Lebens erſcheinen läßt. Ein Romane aber und ein Franzoſe im romaniſchen Sinne bleibt er darum ſtets. Der Proteſtantismus, ſo leidenſchaftslos und billig

denkend er ihn für Deutschland anerkennt, wäre in seinen Augen allein hinreichender Grund gewesen, die germanischen Völker für immer von der Weltstellung auszuschließen, welche Frankreich, die Nachfolgerin Spaniens, nach legitimem weltgeschichtlichen Rechte inne hatte. In diesen Gegensätzen liegt die Lösung der oft räthselhaft scheinenden Doppelstellung Voltaire's zur römischen Kirche.

Er, der Rom und seine Priester verspottet und angegriffen hat, war mit seiner eigentlichen Weltanschauung so fest basirt auf das Gefühl von der Unentbehrlichkeit dieser Macht für den großen politischen Weltbetrieb, wie einst Machiavelli es gewesen. Sie gingen beide aus vom Bestehenden. Machiavelli, der in dem römischen Priesterregiment die Quelle alles Unheils erblickte, war dennoch, wohin er sich wandte, durch Bande der Freundschaft und des Interesses mit Repräsentanten dieses römischen Wesens verknüpft, Voltaire ging es ebenso. Er stand zu Rom, wie ein guter Monarchist zu einem Hofe, den er verabscheut, ohne darum Republikaner zu werden. Romanische Kirche und französische Monarchie, schlecht oder gut, waren das einmal gegebene. Ohne die Bildung des romanischen Franzosenthums, für das er schrieb und dachte, wäre Voltaire's Existenz gar nicht denkbar. Zwar brechen auch bei ihm bereits keltische Züge durch, aber doch nur als sekundäre Eigenheiten. Voltaire würde gebebt haben bei der Vision der ungeheuren Sturmfluth der 90er Jahre, welche das alte gallische Erdreich in so ungeheuren Strecken zuerst wieder mit dem Sonnenlichte in Berührung brachte.

Wir in Deutschland können dieser Entwicklung mit Gleichmuth folgen, da der Einfluß dessen, was jenseits Belgiens und der Vogesen geschieht, auf die Anschauungen unseres Volkes täglich geringer wird.

12.

Voltaire's Siècle de Louis XIV. leitet uns auf Friedrich den Großen. Nicht weil der König dieſes Werk beſſer als irgend Jemand in Europa zu würdigen verſtand — denn Könige ſind in vielen Punkten doch allein befähigt, Könige zu beurtheilen — ſondern weil Voltaire während ſeines zweiten Aufenthaltes in Berlin und Potsdam zumeiſt daran beſchäftigt war. Als 1740 jener Brief geſchrieben wurde, worin er d'Argenſon ſeine Ideen auseinanderſetzt, hatte er Friedrich vor zwei Jahren bereits das Buch im Manuſcripte mitgetheilt, vollendet wurde es erſt nach den Berliner Zeiten. Hervorgegangen iſt es in ſeinem Grundgedanken, wie alles, was Voltaire hiſtoriſch-politiſches verfaßt hat, aus der Einwirkung Englands auf ihn, die immer ſtehen blieb. Heute pflegt ein an Milord Hervey, Großſiegelbewahrer von England, im Jahre 1740 gerichteter Brief, worin über Ludwig XIV. als Gegenſtand der Geſchichtsſchreibung geſprochen wird, als Vorrede vor das Buch geſetzt zu werden. Den letzten Stempel empfing es jedoch durch den Einfluß Friedrich des Großen. Voltaire mußte an ſich ſelbſt lernen, was es heiße, einen außerordentlichen Herrſcher dicht über ſich zu haben, in demſelben Hauſe mit ihm zu wohnen, an ſeinem Tiſche zu eſſen und an ſeinen beſten, aber auch an ſeinen böſeſten Stunden betheiligt zu ſein. —

Voltaire bedurfte einer feſten Stellung außerhalb ſeines Vaterlandes. Nach England flüchtete er als junger Mann, und gewann dort Freunde und für ſeine Schriften ein treues Publikum. Wer in England einmal anerkannt worden iſt, der bleibt es. In den Niederlanden wurden ſeine Bücher gedruckt. Die Niederlande waren der große neutrale Büchermarkt der auf die Revolution zuſteuernden Epoche, wie Venedig im 16. Jahrhundert für die Reformation geweſen war. Was Voltaire dachte, ſchrieb und drucken ließ, durfte

nur als Contrebande nach Frankreich hinein so gut wie Montesquieu's und anderer Autoren Schriften. Aber auch in den Niederlanden pflegten Bücher nicht so glatt herauszukommen, wie heute geschieht. Selten wurde jenerzeit ein Buch beredet, geschrieben, gedruckt und ins Publikum gebracht, alles in vorher ausgemachten Fristen. Aus verschiedenen Ursachen kamen Bücher von Bedeutung damals oft ohne Vorwissen des Autors und mit Abänderungen heraus. Gewöhnlich zuerst im Manuscript verbreitet, waren sie Verstümmelungen des Textes und indiscreter Mittheilung an Buchhändler ausgesetzt. Auch war es oft nöthig sie anonym zu drucken und deshalb wieder wurde manches den Autoren zugeschrieben, an dem sie unschuldig waren. Voltaire's Correspondenz ist voll von Angelegenheiten dieser Art. Wir hören da von Entführungen der Manuscripte aus den Händen der Buchhändler, in deren Besitz sie unrechtmäßigerweise gelangten, wo es nicht weniger romantisch zugeht als bei der Befreiung von Prinzessinnen aus Räubergewalt. Wie von einem Siege berichtet Voltaire einmal an Friedrich, daß es ihm gelungen war, ein Manuscript des Königs dem Buchhändler unter dem Vorwande zu entlocken, daß er Dinge darin corrigiren wolle. Der Mann holt es endlich herbei, läßt Voltaire aber nicht aus den Augen, der mit Dinte und Radirmesser zu arbeiten beginnt und das Geschriebene, statt es zu verbessern, in Unsinn zu verwandeln sucht.

Der Hauptgrund weshalb Voltaire des Auslandes bedurfte, war die Nothwendigkeit, den Parisern sein unantastbares, auf dem Urtheile des übrigen Europas beruhendes Renommé als Gorgonenhaupt entgegenzuhalten: weder ihnen, noch dem Hofe von Versailles durfte je der Gedanke aufsteigen, Voltaire liege daran, ob man ihn mit freundlichen oder scheelen Blicken ansehe, oder gar ihm den Rücken zudrehe. Seine Schwäche aber war, daß er das Geschwätz der Pariser

nicht entbehren konnte. Er bedurfte wie Lebensluft des Gefühls, Frankreich sterbe vor Neugier über das Wort, das aus seinem Munde die nächste Ueberraschung sein werde. Unablässig sehen wir ihn bemüht, diese Stimmung hervorzubringen. Er allein wollte Tragödie und Komödie zu gleicher Zeit spielen und die Welt sollte unaufhörlich zusehn und Beifall klatschen. Seine beste Kraft war darauf gerichtet, sich das zu erhalten. Niemand aber auch war in solchem Grade mit der Fähigkeit ausgerüstet, sein Publikum zu behandeln. Nur von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kann Voltaire's Verhältniß zu Friedrich II. richtig beurtheilt werden.

Friedrich und Voltaire waren die beiden großen Acteurs auf der Bühne des öffentlichen Lebens ihrer Epoche. Sie bedurften einander. Voltaire aber brauchte. Friedrich anfangs in höherem Grade, bis sich später erst die Partie gleich stand. Bei Friedrich gab es eine Region, innerhalb deren er sich auf sich basirte und der übrigen Menschheit Valet sagte. Er war da nur König und Feldherr. Voltaire fehlte diese Macht, sich einsam zu fühlen. Hier war Friedrich im Uebergewichte. Allein Voltaire war unermüdlich, unerschöpflich, klüger als alle, fähiger als alle sich auszusprechen; und Friedrich, wenn er aus den Höhen herabstieg, weil es unmöglich war immer sich dorthin zurückgezogen zu halten, fand doch wieder nur Voltaire. Hier lag Voltaire's Uebergewicht über Friedrich. Die Geschichte ihrer Freundschaft ist der abwechselnde Kampf, in welchem jeder seine Superiorität durchzuführen trachtet.

Voltaire's und Friedrich's Verkehr ist durch die drei Bände ihrer gedruckten Correspondenz*) der Nachwelt als selbständiges Faktum gleichsam überliefert worden. Der erste geht von der anfänglichen Bekanntschaft bis zur Thronbesteigung Friedrich's,

*) Oeuvres de Frédéric le Grand T. XXI.—XXIII.

1736—1740. Der zweite von 1740 bis zum Bruche im Jahre 1753. Der dritte enthält den 1754 wieder aufgenommenen brieflichen Verkehr bis zum Tode Voltaire's 1778. Jugend, männliche Zeit und Alter des Königs entsprechen diesen drei Abschnitten. In keinem Briefwechsel spricht Friedrich so offen sich aus, in keinem Voltaire sich so sehr mit Zuhülfenahme all seines Talentes, auf Andere Einfluß zu üben. Ihr Verhältniß gestaltet sich zu einem Drama. Ein Beginn mit der Hoffnung auf späteres persönliches Begegnen und Zusammenleben. Eine Mitte als Verwirklichung dieses Planes. Ein Umschwung, sich entwickelnd aus der natürlichen Unmöglichkeit für zwei eines solchen Umkreises freier Atmosphäre bedürftige Charaktere sich so nahe zu stehn. Und ein letzter versöhnender Abschluß in der Unmöglichkeit sich zu entbehren. Ihre Correspondenz enthält, was innerhalb der Jahre 36—78 die Welt des vorigen Jahrhunderts bewegte. Diese drei Bände gehören zu den Büchern, die man sich immer freut in einem freien Augenblicke ergriffen zu haben.

Friedrich ist es, der 1736 von Berlin aus den ersten Brief an Voltaire sendet. Ein vierundzwanzigjähriger junger Mann, der sehnsuchtsvoll nach dem geistigen Leben Frankreichs auslugend, sich wie in einem Käfig gehalten fühlt, an einen zweiundvierzigjährigen, der wie ein ruhmbedeckter Herrscher auf dem Gebiete des Geistes in der Fülle dessen verkehrt, was Friedrich fehlte. Man muß nicht denken, als hätten Voltaire's damals neueste Erlebnisse dem Glanze, der ihn umgab, irgend Abbruch gethan. Er hielt sich in ländlicher Zurückgezogenheit bei seiner Freundin, der Marquise dü Chatelet auf. Seine „Briefe über England" waren in Paris vom Henker zerrissen und verbrannt worden, er selbst nur durch Flucht einer Verhaftung entgangen. Seine Feinde hatten seine Abwesenheit von Paris benutzt, um Schandschriften und Gerüchte gegen ihn zu verbreiten; seine Auf-

nahme in die Akademie, die bevorzustehen schien, erschien zweifelhaft. All das brauchte ihn wenig zu kümmern, erwünscht aber kam in einem solchen Momente die freiwillige Huldigung eines Königssohnes. Friedrich's unbedingte Ergebenheit ausathmende Briefe ließen Voltaire erkennen, welchen Werth der Prinz darauf legte, mit dem größten Dichter seiner Zeit in Verbindung zu stehn. Voltaire's verführerische Schmeicheleien lassen nicht weniger die Absicht merken, den Glücksfall auszubeuten. Dieses Durchschimmern eines festen Willens von beiden Seiten fesselt von Anfang an. Friedrich und Voltaire, jeder in seiner Weise, hatten die Menschen gründlich kennen gelernt. Keiner verhehlt dem andern, wie vortheilhaft die neue Verbindung ihm scheine. Jeder von beiden aber auch zeigt bald, wie weit er zu gehen beabsichtige.

Noch ehe Friedrich mehr als im Allgemeinen den Wunsch geäußert hat, Voltaire persönlich bei sich zu sehn, findet sich (Ende 1736) plötzlich in vielen Zeitungen die gleichlautende Nachricht, Voltaire sei beim Kronprinzen, der ihm sein Bildniß gesandt habe. Natürlich hatte Voltaire diese Nachricht besorgt. Für Friedrich war beides nicht gleichgültig. Voltaire zu sich einzuladen, nach Rheinsberg, (von wo aus er, nur um 12,000 Thaler hinter dem Rücken seines Vaters aufzunehmen, eben eine langwierige Correspondenz mit Suhm führte), war Friedrich nicht möglich, ebensowenig durfte er Angesichts seines Vaters einem als Gottesleugner bereits bekannten Manne öffentlich sein Bildniß senden. Die Art, in der er Voltaire gegenüber beide Punkte bespricht, zeigt, daß er, damals schon, bei aller Begeisterung, genau wußte, wie er mit ihm daran sei und wie er ihn zu behandeln habe. Das Portrait schlägt er ihm rundweg ab, über das persönliche Erscheinen bemerkt er ziemlich spitz, es habe den Anschein, als ob irgend ein Hauskobold den holländischen Journalisten Mittheilungen gemacht habe, da deren Berichte so

sehr übereinstimmen. Indeß schon deshalb, weil alle Welt davon gesprochen, sei ihm die Sache unwahrscheinlich erschienen. Er habe sich gesagt, daß Voltaire sich nicht der Zeitungen bedienen werde, um ihm, dem Prinzen, seine Reise anzuzeigen, sondern daß in diesem Falle direkte vertrauliche Mittheilungen vorausgegangen sein würden. Voltaire mußte merken, daß Friedrich ihn kenne und auf seiner Hut sei, hatte auch bald heraus, wer über seinen Charakter und seine Lebensmethode Aufklärungen gab: Friedrich's pariser Correspondent, ein gewisser Theiriot. Diesen unbequemen Aufpasser aus seiner Stellung zu verdrängen, ist von nun an Voltaire's Bestreben. Bald enthalten Briefe der Marquise dü Chatelet, welche ebenfalls mit dem Kronprinzen in Verbindung trat, bittere Klagen, daß er sich durch Theiriot aus Paris alle dort gegen Voltaire gerichteten Blätter und Broschüren senden lasse. Friedrich erklärt auch darauf deutlich, er werde fortfahren, sich Theiriot's zu bedienen. Trotzdem ist ihr Verkehr bald auf der Bahn, auf die er, Friedrichs Wünschen nach, von Anfang an gebracht werden sollte: Voltaire corrigirt des Kronprinzen litterarische Versuche und sagt ihm in gewählter Sprache Schmeicheleien, wofür er Anwartschaft empfing auf das was sein Schüler thun werde, wenn er König sei. Voltaire's Briefe haben in diesen Flitterwochen der Bekanntschaft den einzigen Zweck, Friedrich an das sanfte Rauschen der liebenswürdigen Anerkennungsepisteln des ersten litterarischen Potentaten der Epoche zu gewöhnen und sich ihm unentbehrlich zu machen.

Friedrich, hätte das Schicksal ihm nicht die Aufgabe gestellt, ein großer König zu werden, würde ein noch besserer Schriftsteller geworden sein als er, neben einem so hohen Amte, zu werden im Stande war. Seine Schriften, ohne den Autor betrachtet, sind die eines Dilettanten. Allein Schriften lassen sich zuweilen ohne den Autor nicht

betrachten, wogegen sich unter Umständen von Sprache und Form wohl absehn läßt. Friedrich's Werke werden stets als die seinigen dastehn, und der Zuwachs an Werth, den sie von dieser Seite empfangen, gleicht aus was ihnen sonst abgeht. Friedrich als Schriftsteller fehlte das, worauf es bei einem Autor zumeist ankommt, eine Sprache. Alfieri erzählt in seinen Memoiren, wie er eines Tages sich eingestehn mußte, daß die von Natur ihm mitgegebenen Muttersprachen: das schlechte Französisch und das eben so schlechte Italienisch, das, eins wie das andere, in Turin gesprochen wurde, nicht geeignet sei, Gedanken auszudrücken. Er ging nach Florenz und lernte dort erst seine Muttersprache. Friedrich ward es nicht so wohl. Sein Deutsch war unausgebildet und unsicher. Wo er sich gehn läßt, steht ihm hier eine derbe Sprache zu Diensten, wo er sich dagegen gewählt zu fassen sucht (so in einigen Briefen an seine jüngeren Brüder), schreibt er ungelenk und wie ein Ausländer. Sein Französisch dagegen war der durch wandernde Adlige, Soldaten, Schauspieler, Tanzmeister und Perrückenmacher nebst deren Damen in Europa verbreitete farblose pariser Jargon der besseren Stände, ein Idiom, welches sich durch Studium der Grammatik und der Classiker zu chemischer Reinheit destilliren ließ. Berlin war durch seine damals noch in den ersten Generationen lebende französische Emigration besser als ein anderer Platz in Deutschland im Stande, die Aneignung eines guten Französisch zu ermöglichen. So erworbene Sprachfertigkeit gewährt jedoch nicht, was für einen Autor, wenn es ihm einmal fehlt, eben unersetzlich bleibt: daß seine Sprache entweder aus der des Volkes, aus provincialer Eigenthümlichkeit sich zu allgemeiner Reinheit herausarbeitete, wie bei Goethe, Lessing, Schiller der Fall war, oder daß sie da erlangt, wo das Centrum der gebildeten Welt einer Nation liegt, durch ununterbrochenen Verkehr einen Reichthum und eine Schmiegsamkeit gewinne, durch

welche jene naturwüchsige Farbe entbehrlich wird. Dies z. B. ist die Art, wie Schleiermacher oder Herder ihr Deutsch gewonnen haben. Friedrich fehlte das eine natürlich: er war nicht in Frankreich auf die Welt gekommen, das andere mußte er sich künstlich zu schaffen suchen, denn er lebte nicht in Paris. Mit ächt königlichem Instinkte wandte er sich an die vornehmste Quelle, aus der am vollsten Ersatz für das anders nicht zu beschaffende ihm zufloß. Hier lag die Ursache von Voltaire's Unentbehrlichkeit für Friedrich und die Garantie ihres lebenslänglichen Zusammenhaltens. Denn der Mensch kann viel entbehren und verschmerzen, wenn die Verhältnisse einmal ihr Veto dazwischenlegen: unmöglich aber scheint mir, daß ein Autor auf den Verkehr mit demjenigen verzichte, von dem er allein wirkliche Förderung seiner Arbeiten und eine ihn befriedigende Kritik sicher zu erwarten hat. Friedrich schreibt in den Zeiten, in denen er Voltaire zu hassen berechtigt war, an d'Argens: „Voltaire verdiente wie ein Galeerensclave gebrandmarkt zu werden; aber nicht an ihm, an seinem Französisch ist mir gelegen!“ Und dieses „Französisch“ Voltaire's hat all sein Galeerensclaventhum eines Tages wieder in Vergessenheit gebracht.

Wir dürfen bei Friedrich's Schriften die französische Form außer Betracht lassen. Er ist, wenn wir bedenken, wie seine selbstthätig eingreifende Kraft durch Staats- und Kriegsaffairen in Anspruch genommen wurde, als ein in eminenter Weise zur Schriftstellerei befähigtes Genie zu betrachten. Seine Arbeiten liegen ihm so sehr am Herzen, daß alles andere nur als Unterbrechung darin galt. Schriftstellerischen Ruhm erklärt er als den einzigen Ruhm, der diesen Namen verdiene. In kritischen Lagen, wo sein Geist Erlösung vom unaussprechlich drückenden Gefühle des Momentes verlangte, vermochte Schreiben diese allein zu schaffen.

Es war im September 1759. Die Russen und Oester-

reicher bedrohten Berlin, dicht um die Hauptstadt herum schien sich der tödtliche Kampf, den Friedrich damals für Preußen und Deutschland bestand, concentriren zu wollen. Verzweifelnd an seiner Zukunft, mit geringer Hoffnung auf seine Armee, sah der König sich in der traurigen Lage, auf die Defensive beschränkt, abwarten zu müssen, was seine Feinde thäten. Monate lang dauerte diese Stimmung bereits. Schon im August hatte er d'Argens geschrieben: „Glauben Sie mir, bloße Festigkeit und Standhaftigkeit genügen nicht, sich aufrecht zu erhalten in einer Lage wie der meinigen. Aber ich spreche es Ihnen offen aus, läßt mich das Glück jetzt im Stiche, so werde ich meinen Sturz und die Verzweiflung meines Vaterlandes nicht zu überleben haben." Statt einer Entscheidung dann aber ein Tag wie der andere. In dieser Stimmung war es, daß Friedrich seine „Gedanken über das militärische Talent Carl's des Zwölften" schreibt. Er sah sich in ähnlicher Lage, auf fast gleichem Terrain demselben Feinde gegenüber. Er erwägt, was jener Fürst, wenn er seine Feldzüge bedachte, sich vielleicht vorzuwerfen hatte, was er sich. In großen Zügen geht er Carl's Lebenslauf durch und kritisirt ihn. „Meine Absicht war," beginnt er, „zu meiner eignen Belehrung eine genaue Vorstellung der militärischen Fähigkeiten und des Charakters Carl's XII., Königs von Schweden, zu gewinnen. Ich urtheile weder auf Grund der übertriebenen Darstellungen seiner Bewunderer, noch der entstellenden Züge, mit welchen Tadler sein Bild zu umschreiben suchen. Ich gehe auf die Augenzeugen zurück und auf die Thatsachen, die sich in allen Büchern übereinstimmend finden. Betrachten wir mit Mißtrauen alle Detailberichte historischer Schriften: umgeben von einem Wuste erlogener Abgeschmacktheiten und Anekdoten, ist nur der Kern der großen Ereignisse das Wahrhafte und Glaubwürdige der Geschichte." In diesem Sinne fährt Friedrich fort. Nicht aber Trost allein will er in der Erinnerung an Carl

finden, gleich dem er sich sinken sah, sondern als zu dem einzigen Mittel, sich über seine Lage zu erheben, greift der König zu dieser litterarischen Thätigkeit. Wer war, wie er, damals im Stande, über den unglücklichen Carl zu reden? Wer wie Dante über die Verbannung? Solche Momente hat Voltaire niemals gehabt. Wenn Friedrich die Geschichte seiner Zeit und die seiner Kriege aufzeichnet, so sind es die Berichte großer, Europa in Staunen haltender Kämpfe, die er selbst mit heraufbeschworen, selbst mit durchgekämpft. Seine Schriften sind wie die gewaltigen Naturhieroglyphen, die ein vorrückender Gletscher n die Wände der Gebirge einritzt, zwischen denen er seinen Weg sucht. Wo es sich um Aktenstücke von solcher Bedeutung handelt, werden Sprache und Durchbildung der Sätze zu Nebensachen.

Voltaire ist so niemals vom Schicksal zum Schreiben gelockt worden. Nicht einmal Eindrücke wurden ihm wie Gibbon, der von den letzten Steinen des Jupitertempels auf dem Kapitol herabblickend auf Rom, den Gedanken faßte, sein Leben einer Darstellung des Unterganges des römischen Reiches zu weihen. Voltaire's Schriften selber waren seine Kämpfe. Seine Erfahrungen lagen auf ganz anderem Gebiete als auf dem seines königlichen Freundes. Und diese Verschiedenheit wieder war eine Garantie mehr für ihre Unzertrennlichkeit. Voltaire kannte die ganze Welt seiner Epoche: nur einer solchen Natur wie der Friedrich's war er noch niemals begegnet, und Friedrich war im gleichen Fall. Wie sehen sie einander gewachsen. Sie durchschauten sich und erfuhren, daß sie beide mehr von einander wußten als irgend Jemand. Wie hätte Trennung da wieder möglich sein können? Die Art, wie sie sich einmal zu verlieren schienen, pflegt als Mitte und Umschwung ihres Verhältnisses aufgefaßt zu werden: das entscheidende für beide war die Art wie

sie sich wieder nahe gekommen sind und von da an festhielten.

Voltaire erschien in Berlin, nachdem Friedrich König geworden war, 1743. Wie glänzend es in diesen ersten Zeiten am preußischen Hofe zuging, ist oft beschrieben worden. Es gab noch kein Sanssouci, in Charlottenburg wurden die Feste gegeben, auf denen zahlreiche jugendliche Schwestern und Brüder, aufathmend nach langen Zeiten der Dumpfheit, den König umgaben. Ein romantischer Anschein von Ueberfluß des Lebens und der Laune durfte sich da noch geltend machen, ein Gewimmel von großen und kleinen Lichtern drehte sich da durcheinander, unter denen Friedrich und Voltaire als die großen Leuchten sich bewegten. So mochte die Stimmung gewesen sein in den ersten Tagen Ludwigs XIV., als Racine des Königs und seiner schönen Schwägerin Henriette von Orléans Neigung durch seine Berenice verherrlichte, oder so in Weimar als Carl August und Goethe frisch zur Regierung kamen.

Wir brauchen uns aber nur zu erinnern, in welchen Zirkeln Voltaire sich bis dahin bewegt hatte, um zu fühlen, daß, wenn er jetzt den König und dessen Hof bezauberte, dies für ihn bewußte, etwas handwerksmäßige Arbeit war, daß nicht etwa ein unwillkürlicher Ausbruch geistiger Lavaströme bei ihm stattfand, als habe er sich in Berlin damals zum erstenmale so recht à son aise befunden. Voltaire war bald 50 Jahre alt und hatte früh angefangen zu leben. Wohlgethan und geschmeichelt hat ihm sicherlich, zu sehn, wie seine Person doch den ganzen Apparat enthielt, mit dem dieser Zauber aufgeführt ward. Allein daß er nur einen Augenblick das Gefühl verloren hätte, er thue etwas anderes als Gastrollen zu geben auf einer Bühne im Lande der Barbaren, das hat er weder seinen Freunden, noch sich selber jemals einzureden versucht.

Indeſſen darauf kam es weder ihm an, noch Friedrich. Beide führten ſie ein glänzendes Schauſpiel auf, in deſſen Koſten, aber auch in deſſen Erfolg ſich Voltaire und ſein königlicher Wirth Angeſichts Europa's ehrlich theilten. Voltaire wußte wohl, was ihm Friedrich werth ſei. Die Einladung von Seiten des jungen Monarchen, auf den er als unfehlbaren Alexander und Salomon die Aufmerkſamkeit der Welt zum größten Theile ſelbſt gelenkt hatte, deſſen bereits fertiger europäiſcher Ruhm aus ſeiner Fabrik ſtammte, die Aufnahme in Berlin, wo er als Philoſoph, als Dichter, als großer und größter Mann ſeines Zeitalters das Ziel der Höflichkeiten eines Hofes bildete, rächten ihn auf eine Weiſe, wie ſie ſeiner Natur am allerentſprechendſten war, an Verſailles und Paris. Man wurde ſich dort jetzt klar, was man verloren habe oder verlieren könne, und that Schritte, ſeiner wieder habhaft zu werden. Friedrich dagegen zog durch Voltaire alle Blicke auf ſeine Reſidenz. Der kaum anerkannten preußiſchen Monarchie, dem royaume des grandes frontières gab er ein geiſtiges Centrum, deſſen Strahlen auf ganz Deutſchland fielen. Das Jahrhundert, in dem Friedrich und Voltaire lebten, war mit bloßem ſoldatiſchen und diplomatiſchen Ruhme nicht zu ködern. Zu ſehr hatten die Fürſten ihre Unterthanen daran gewöhnt, daß Kriege und Bündniſſe ohne Mitwirkung der Völker nur in den Kammern und Antichambern unnahbarer Schlöſſer präparirt und deren Erfolge dort allein auch ausgebeutet wurden. Man kümmerte ſich wenig darum. Nicht Frankreich war es damals, das Kriege führte, ſondern die Pompadour war es. Die Völker feindeten ſich nicht an. Ihr geiſtig maßgebender Theil kannte nur litterariſche und künſtleriſche Intereſſen. Friedrich, wenn er große Erfolge erringen wollte, durfte dieſe Sympathien nicht außer Acht laſſen. Er machte Voltaire gleichſam zum Miniſter der höheren geiſtigen Repräſentation Preußens vor der Weltrepublik der Gebildeten, und Voltaire begriff ſeine

Stellung. Seine erste That war die Vollendung des Antimachiavel, der Druck dieses Werkes und, was Niemand vermochte als er, die Erhöhung des natürlichen Aufsehens, welches das Buch in Europa erregte, zu einem grandiösen Erfolge. Voltaire war in der Lage, dem Könige die Briefe aus allen Ländern, zumal aus Paris, von wo der Kardinal Fleury selber an ihn schrieb, vorzulegen, welche die Belege seines königlichen Schriftstellerruhmes bildeten. Die 20,000 Livres nebst Equipage ꝛc. jährlich, die Voltaire später in Berlin empfing, waren nicht das weggeworfene Geld, mittelst dessen ein Fürst, der nebenbei am Bücherschreiben Vergnügen findet, einen berühmten Autor in seine Dienste lockt. Friedrich war ein viel zu scharfer Wirthschafter, um unnütze Ausgaben zu machen, und viel zu genau mit den Menschen bekannt, um einen ihm wirklich anhänglichen Freund damit zu belohnen oder enger an sich fesseln zu wollen. Friedrich hatte hier wie überall die Hauptsache vor Augen. Und deshalb führten später Voltaire's sogenannte schmutzige Geldgeschäfte, seine Intriguen und Verläumdungen den Bruch mit dem Könige nicht herbei. Friedrich hatte andere Dinge erlebt, längst erblickte er in dergleichen nicht mehr als äußere Unbequemlichkeiten. Er kannte Voltaire's bodenlose Phantasie bald genug und wußte, daß er unter der tyrannischen Herrschaft jedes Gedankens stand, den die Leidenschaft ihm eingab. Was das Geld anlangt aber, so sah sich Voltaire genöthigt, auf den Erwerb unabhängigen Reichthums aus zu sein. Seine Talente waren nicht derart, um ihn (wie den heiligen Franziskus) mit der Dürftigkeit eine glückliche Ehe führen zu lassen. Friedrich, der die Macht des Geldes kannte, war mehr befähigt, dies einzusehn als irgend Jemand, und die Wege, auf denen Voltaire sich etwas zusammenzuspekuliren suchte, sind für jene Zeiten nicht die schlimmsten gewesen. Wenn wir den König Voltaire's Geiz und Habsucht mit harten Worten verdammen sehn, so ist

damit nicht gesagt, daß ihm die Ursachen verborgen gewesen wären, welche Voltaire zwangen, pekuniären Gewinn im Auge zu haben. Und schließlich haben die 160,000 Francs Einkünfte, mit denen Voltaire in Ferney als großer Herr lebte, seiner Macht eine solide, unentbehrliche Unterlage gegeben, ohne daß seinen Spekulationen Betrug oder unerlaubte Handlungsweise nachzuweisen gewesen wäre. Aufpasser aber fehlten ihm niemals.

Voltaire und Friedrich trennten sich, weil zwei für die Alleinherrschaft geborene Männer eines Tages fühlen mußten, persönlicher Verkehr sei nicht das, wofür sie gemacht wären. Friedrich, eine rücksichtslose Natur, von dem Tag für Tag nichts als Befehle und zwar sofortige, unwiderrufliche verlangt wurden, ein eben zur Macht gelangter junger König, der, vor der Karte von Europa stehend, den Einsturz der Reiche überlegte, von denen er vorauswußte, daß sie Preußens und Deutschlands wegen früher oder später den entscheidenden Stoß empfangen mußten, ein Mann, der als angehender Autor von Voltaire selber seit einer Reihe von Jahren wie ein Halbgott behandelt worden war, konnte jetzt nicht für sich einstehen, daß er im intimen Zusammensein, Geist gegen Geist, sich mit dem Zartgefühl Voltaire unterordnete, welches dieser in solchen Momenten erwarten durfte. Vernachlässigungen dieser Art sind es, über die er später am härtesten Klage führt. Vom ersten Tage an muß er empfunden haben, daß auch auf dem freien Gebiete der Philosophie sein confrère das entscheidende Votum als König abzugeben wünsche. Friedrich scheint mit Bewußtsein den in solchen Fällen unanwendbaren Accent, welchen das Wort eines Königs besitzt, dennoch angewandt zu haben. Gleich zu Anfang muß dies hervorgetreten sein, denn warum sonst, als es sich nach glücklich überstandenem Debüt später für Voltaire darum handelte, dauernd in preußische Dienste zu treten, das dringende Abrathen seiner Freunde,

ſich auf dergleichen einzulaſſen? Voltaire behauptete ſpäter, die „blauen Augen“ des Königs hätten ihn verführt. Wir wollen von dieſem Geſtändniſſe nicht zu gering denken: es muß etwas aus des Königs Blicken geleuchtet haben, das durchdringenden Reiz ausübten, den Reiz war es, was Voltaire allein noch auf der Welt ſuchen konnte. Friedrich hatte, als er ihn in ſeine Dienſte berief, die ſchleſiſchen Kriege ſiegreich vollendet. Es war, als habe er, zum Staunen der Welt, die älteſte Macht Europa's, gegen die Frankreich ein Jahrhundert vergeblich gekämpft, in wenigen Jahren zum Frieden gezwungen, nur um zu erfüllen was Voltaire vorausgeſagt. Voltaire glaubte die Thaten mit vollbracht zu haben, die von ihm prophezeit worden waren. Was früher Schmeichelei bei ihm geweſen, ward jetzt zum rechtmäßigen Tribute der Bewunderung. Friedrich war ſein Stolz: er ja hatte dieſen jungen Philoſophen als ſeinen Schüler für ſolche Triumphe mühſam ausgerüſtet. Und Friedrichs Briefe und Erbietungen entſprachen ſo ganz Voltaire's Erwartungen. Beide kannten ſich allerdings und hatten ihre Erfahrungen an einander gemacht, aber die Ereigniſſe ſchienen verändernden, erhöhenden Einfluß gehabt zu haben. Früher war es Alcibiades geweſen, von dem Sokrates mit einem Gemiſch von Liebe und Petulanz traktirt worden war, das als die Ueberfülle genialer Jugendkraft ertragen ward: jetzt aber ſchien Alexander Ariſtotelets an ſeine Seite zu berufen. Voltaire nahm an. Er ſowohl aber als Friedrich gaben ſich nun um ſo rückhaltsloſer ihrem Naturell hin und unvermeidlich wurde die Kataſtrophe, welche eintrat.

Man iſt heute geneigt, Friedrich im Ganzen mit einer gewiſſen Härte zu beurtheilen. Aber man blicke doch nur in die Runde auf die andern Inhaber der europäiſchen Throne, um zu empfinden, daß Voltaire's Ausdrücke: Heros, Salomon des Nordens, Alexander und andere Namen, wenn auch

Schmeicheleien, darum nicht ohne Inhalt waren. Voltaire hat stets nur da geschmeichelt und verläumdet wo sich ein Anhalt bot. Friedrich war ein heldenmüthiger Fürst mit großen Gedanken, ohne Kleinlichkeit, ein nationales Produkt, auf das die alte Mutter Deutschland ewig stolz sein wird, mag die Zukunft sich nun gestalten, wie sie will. Jenes „etwas mehr" von dem er an d'Argens schrieb, daß es ihm, über Festigkeit und Standhaftigkeit hinaus, nöthig sei, um den Kopf aufrecht zu halten, war von Voltaire wohl erkannt worden gleich in den ersten Zeiten und die Welt wird es empfinden solange von Historie die Rede ist. Und diesem der Oeffentlichkeit zugekehrten genialen Willen entsprach des Königs Privatbenehmen. Niemand kann über Eltern und Erziehung hinaus. Die alte Neigung seines Vaters, Gundlach zugleich als Gelehrten und Hofnarren zu halten, sehen wir sich wiederholen bei Friedrich nicht blos Pöllnitz gegenüber; Friedrich konnte bis zur Grausamkeit harte Scherze gegen seine nächsten Freunde ausführen. Man fühlt sich in der eignen Seele beleidigt, wenn in der Correspondenz mit d'Argens, der dem Könige so theuer war, endlich der Brief kommt, worin der Marquis, der als alter Mann sein Vaterland wiederzusehn wünschte, von Südfrankreich aus sich bei Friedrich über einen jener litterarischen Witze bitter beklagt, zu deren Opfer der König ihn ausersehen, ohne zu bedenken, wie empfindlich er d'Argens kränken mußte. So hat er viele Wunden geschlagen. Seine Erziehung hatte diesen Keim der Härte in Friedrich ausgebildet. Er war mißtrauisch. Er war unerbittlich. Die Erfahrungen seines späteren Lebens bestätigten nur zu oft die Eindrücke seiner ersten Jugend. Und doch blieb der eigentliche Fond seiner Natur Gutmüthigkeit und ein unschuldiger Hang, wohlzuthun und Freude zu bereiten, wo er sicher sein durfte, nicht mißbraucht zu werden. Dies belegen die sichersten Beweise. Was abstößt an Friedrich, war vergängliche Zuthat

seines Jahrhunderts. Das ungeheure Pflichtgefühl gegen sein Volk, das ihn erfüllte, kam jedem Einzelnen zu Gute.

Aehnlich aber war Voltaire organisirt. Auch er besaß jenes „etwas mehr", das ihn durch alle Lagen des Lebens sicher hindurchgelangen ließ. Auch er war hart und rücksichtslos gegen seine Umgebung und nicht geneigt, sich Fesseln anzulegen. Gehorchen müssen war ihm eine neue Erfahrung. Friedrich aber befahl, und eine Zeitlang erduldete Voltaire das unerhörte Martyrium, sich in den Willen und die Launen eines Herrschers zu fügen, der oft genug in seinen Augen doch nichts als ein mittelmäßiger Schriftsteller war. Und in diesen Verkehr drängen nun noch Andere sich hinein, Geister zweiten Ranges, die in Berlin eine Rolle spielten, während sie in Paris nichts gewesen wären. Gegen diese wenigstens glaubt Voltaire sich wenden zu dürfen. Hier aber drang er nicht durch. Der König litt es nicht. Diese Leute kämpften für ihre Existenz. Meistens wenn bedeutende Leute auseinanderkommen, sind es Intriguen mittelmäßiger Naturen, die zwischen ihnen stehn und den größten Theil daran tragen. Sie schaffen den Riß und halten ihn offen. Gesindel meistentheils, das sicher davon fliegt, wie Fliegen von der Stirn, wenn man zuschlagen wollte. Und so sehen wir das ideale Zusammenleben der beiden großen Männer plötzlich abbrechen und unsichtbare Hände geschäftig, eine Annährung unmöglich zu machen. Friedrich, gereizt und aufgestachelt, mochte sich nicht, seine Uebermacht als Landesfürst zu Polizeivexationen gegen Voltaire's Person zu gebrauchen, dessen erniedrigende Behandlung, wie der König doch sehr wohl wußte, das nicht zu berühren im Stande war, was Voltaire zum Souverain auf einem höheren Gebiete machte; Voltaire dagegen wieder erniedrigt sich so tief, von Frankfurt aus in einer aufreizenden Beschwerdeschrift an den römischen Kaiser sich zu wenden, um Friedrich zu treffen, und in der Stille dann jene Beschreibung

des Lebens in Sanssouci zu verfassen, die, enthielte sie die Wahrheit, ihn selber als Theilnehmer zu gleicher Zeit träfe. Zwar hat Voltaire diese Schrift niemals drucken lassen, vielleicht später vergessen, doch auch in seinen Papieren hätte man sie nicht finden sollen.

Indessen dieses Vorspiel war nothwendig für Friedrich und für Voltaire, um sie inne werden zu lassen, wie fest das Schicksal sie auf einander angewiesen hatte.

Was sie verloren hatten, konnte jeder für sich bald an den Fingern abzählen. Zwanzig Jahre lang beinahe war ihre Freundschaft der Neid und das Erstaunen, auf der einen Seite der Fürsten, auf der andern der Schriftsteller gewesen. Nun zeigte sich, was dabei herauskam. Voltaire, vor aller Welt mit der Schmach bedeckt, von seinem königlichen Freunde herausgeworfen zu sein (das gemeine Wort nimmt in diesem Falle fast tragische Bedeutung an), Friedrich, nachdem er so lange die Welt mit dem Firniß seiner Bildung und Philosophie getäuscht, sich endlich entpuppend als ein nur etwas sorgfältig übertünchter Despot nach der allgemeinen Schablone. Beide zurücktretend schienen die Plätze endlich einzunehmen, die ihnen gebührten, und standen da nicht besser oder schlechter als die übrigen.

Sie wußten wohl, daß sie sich selbst geschadet hatten. Mehr als einander im Auge zu behalten, war für's Erste jedoch nicht möglich. Voltaire, nachdem er erfahren, daß Frankreich nun auch nicht mehr das rechte Land für ihn sei, setzt sich in der Schweiz fest, um dort in einer Villeggiatur seinen Ruheplatz zu finden, auf den bald ganz Europa wieder die Augen gerichtet hält, Friedrich begann den Krieg, in dem er sieben Jahre lang um seine Krone kämpfen mußte. Wo war der Mann geblieben, der während der ersten Kriege der große Interpret seiner Handlungen gewesen war? Populär, wie der Begriff heute verstanden wird, war Friedrich nie. Auf die Massen machten seine

Persönlichkeit und seine Erfolge den Eindruck, der seine Gestalt mit heroischem Schimmer umgab. „Friedrich und seine Grenadiere“ wurden ein mythischer Begriff, die „Ziethenschen Husaren“ waren die „Ulans“ des vorigen Jahrhunderts, Friedrich's Bonmots begannen ein stehender Artikel der öffentlichen Unterhaltung zu werden. Bei all dem ward Deutsche Sprache und Deutsche Behaglichkeit ohne weiteres zugesetzt. Des Königs wahre Gestalt aber spiegelte die Bewunderung Deutschlands für unsere Blicke nicht wieder. Friedrich war einsam. Nicht einmal mit seinen Generalen fühlte er sich im rechten, natürlichen Zusammenhange. Er führte seine Bibliothek und seine litterarischen Arbeiten mit sich. Jeden freien Augenblick widmet er diesen; nicht wie Napoleon, der, als er nach Aegypten segelte, Werther las, und dessen ganze Expedition von historisch wissenschaftlichen Gedanken geleitet wurde: Friedrich, um zu lesen und zu schreiben was seine Umgebung am wenigsten berührte. Wenn er sich erholenden Gedanken hingeben durfte, war es um mit Leuten zu correspondiren, denen der Krieg nach seiner wichtigsten Seite hin gleichgültig war. Was lag dem katholischen Marquis d'Argens daran, ob die gute Sache Deutschlands und des Protestantismus durchgefochten wurde? Und selbst Friedrich's historische Arbeiten hatten kein Publikum. Von seiner Schrift über Carl XII. ließ er, um sie seinen Freunden zu vertheilen, nicht mehr als zwölf Exemplare abziehn. Er verlor seine alten Genossen und fand keinen Ersatz dafür. Seine Mutter starb, seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, starb, die seinem Herzen am nächsten gestanden hatte. Das Herunterkommen Frankreichs und seiner Litteratur begriff er, das Emporkommen Deutschlands nicht. Voltaire fehlte ihm! Und Voltaire ist es, an den er zuletzt sich wendet und dessen neubeginnende Sendungen ihm Trost und Zerstreuung bringen. Etwas ergreifendes liegt in diesem Zeug-

niſſe für die Armuth des Menſchenlebens. Dieſe beiden Männer, die für immer ſich getrennt zu haben glaubten, treten wieder aneinander heran, jeder ſo ruhig als ſich irgend ſchaffen ließ, mit einer gewiſſen Zurückhaltung, weil ſie beide fühlen, es dürfe der koſtbare gegenſeitige Beſitz nun nicht wieder in Frage geſtellt werden.

Leider iſt der Briefwechſel hier nicht vollſtändig erhalten. Voltaire hatte zuerſt mehrfach wieder anzuknüpfen geſucht und war dabei geſcheitert weil Friedrich durchmerkte, er ſolle zu irgend einer Aeußerung gebracht werden, mit welcher Voltaire dem großen Publikum gegenüber ſich zu rehabilitiren, womöglich ſeinen alten Gönner zu kompromittiren ſuchte. Dies geſchah 1754, ein Jahr nach ihrem Bruche. Drei Jahre ſpäter jedoch muß nun der König die erſten Schritte gethan haben.

Es ſind Briefe damals geſchrieben worden, über deren Inhalt Voltaire's Andeutungen einſeitig berichten. Der Schein iſt dafür, daß Friedrich den abgeriſſenen Faden zuerſt wieder aufnahm. Vielleicht forderte ſeine Natur, daß er damit wartete bis zu dem Momente, wo es Voltaire gleichgültig geworden war, ob ſein Verhältniß zum Könige eine Folge hätte oder nicht. Wo Menſchen von hervorragender Kraft ſich geſtritten haben, bedarf es zur Verſöhnung einer wirklichen tabula rasa. Friedrich war ſo lange, mit Goethe zu reden, gedroſchen worden vom Schickſal, bis er fühlte, alles laſſe ſich entbehren, nur ein Mann nicht, der, Millionen unfähiger Anſtarrer gegenüber, einfach verſtehe, worum es ſich handle: Voltaire dagegen hatte ſo viel Saucen des Lebens endlich durchgekoſtet, daß es ihm zuletzt einerlei war, in welcher Küche ſie gekocht wurden, ob hoch oder niedrig, wenn ſie ſeine Zunge nur intereſſirten, und die Sauce „à la Frédéric“ blieb da immer doch die piquanteſte; allein er hatte auch ſie entbehren gelernt. Friedrich alſo blieb in der That

nichts übrig, als Voltaire merken zu lassen, daß er seiner bedürfe.

Zum erstenmale sehen wir die beiden Männer sich gleich und gleich gegenüberstehen. Den 4. Februar 1757 meldet Voltaire dem Herzoge von Richelieu (einem von jenen vergoldeten Eckenstehern der Weltgeschichte, die überall dabeigewesen sind und nirgend etwas gethan haben), „der König von Preußen hat mir geschrieben!" Beuchot (Voltaire's neuester Editor) bemerkt dazu, der Brief sei vom 19. Januar aus Dresden: er ist, bis auf eine unbedeutende Phrase, den Deutschen Herausgebern jedoch unbekannt geblieben. Auf diesen Brief käme es an. Die Correspondenz ist anfangs überhaupt dürftig; man erkennt das Bestreben, sich nichts zu vergeben, und unabhängig, womöglich gleichgültig zu erscheinen. Aber das Bestreben verräth das Bedürfniß. Das Schicksal hatte dem Könige noch viel zu nehmen, um ihn in Voltaire nun auch den besten Todten lieben zu lehren; erst 1759 geräth der Briefwechsel wieder in das alte Gleis, und von da an stört nichts mehr das beiderseitige Gefühl, sich zu verstehen. Allerdings bei sorgfältig abgesteckter und festgehaltener Demarcationslinie. Dazu waren Voltaire und auch Friedrich nun zu alt, um nicht durch sehr sichtbare Tonnen das Fahrwasser zu bezeichnen. Deshalb muß es den Leser nicht irre machen, wenn Voltaire, wo er gelegentlich der Versuchung unterliegt, den vermittelnden Diplomaten spielen zu wollen, vom Könige mit Ironie oder Hohn behandelt wird: Hauptsache bleibt das Gebiet des Reinmenschlichen, wo Friedrich und Voltaire sich von nun an immer ohne Mißverständniß gegenüberstehen.

Die Briefe, in denen der König in kritischen Momenten des Krieges seine Verzweiflung ausspricht, gehören zu dem tiefsten und wahrsten was er in Worten zu erkennen gegeben hat, die Voltaire's, worin er ihn aufzurichten sucht, zu dem

wovon bei Voltaire's Unsterblichkeit immer die Rede sein wird. Rühmt er sich nach andern Seiten zugleich der Genugthuung, die ihm aus der Rückkehr des Königs zu ihm und daraus erwachsen sei, daß er ihm die Selbstmordsgedanken auszureden habe, so liegt dies in Voltaire's Charakter, dessen Briefe an Friedrich dadurch nicht an Tiefe und Gewicht einbüßen. Ebensowenig erniedrigen Voltaire die fortgesetzten Versuche, seine alten Ehren zurückzuerhalten und mit Glanz wieder nach Berlin berufen zu werden. In diesen Dingen bleibt Friedrich hart. Voltaire setzt seine Bohrer vergeblich an. Und dies trägt dann dazu bei, seine Unbefangenheit dem Könige gegenüber bisweilen zur vollsten Offenherzigkeit zu steigern.

„Gesegnet sei der Tag meines Todes," schreibt Voltaire den 21. April 1760, „wo meine Leiden, die Sie zumeist über mich heraufbeschworen haben, ein Ende nehmen. Ich werde nicht ohne den Wunsch aus der Welt gehn, daß all das Glück Ihnen zu Theil werden möge, das zu erlangen Sie als König freilich vielleicht gar nicht fähig sind. Möchte die Philosophie Ihnen noch einmal gestatten, das ausbilden zu dürfen, was den herrlichen innersten Kern Ihres Wesens bildet und was entstellt ist durch Leidenschaften, durch eine schrankenlose Einbildungskraft, durch üble Laune (wenn auch nur hier und da), durch eigne Erfahrungen, welche mit ihren Stacheln reizen und Gift in die Seele gießen, und endlich durch das unglückselige, Ihnen unentbehrlich gewordene Vergnügen, welches Sie darin finden, die Menschen um Sie her zu erniedrigen und ihnen schriftlich und mündlich Spitzen und Beleidigungen zukommen zu lassen, und das Ew. Majestät um so weniger würdig ist, als Sie durch Ihren Rang und Ihren Geist soweit über diese Ihre Umgebung erhaben sind. Sie müssen fühlen, daß es Wahrheiten sind, die ich hier ausspreche."

Friedrich wird von dieſem Briefe wenig gerührt. Voltaire hatte damit begonnen, den König als „Philoſophen“ bei der Ehre zu faſſen. „Ich will,“ antwortet dieſer, nachdem er vorher von gleichgültigen Dingen geſchrieben, „die Vergangenheit nicht auf die Tortur legen, um Geſtändniſſe von ihr zu erpreſſen. Ihr Betragen würde kein Philoſoph ruhig mit angeſehn haben. Alles ſoll verziehen und vergeſſen ſein. Aber merken Sie Sich: hätten Sie nicht mit Jemand zu thun gehabt, der von einer Art verrückter Leidenſchaft für Ihr Genie beſeſſen war, ſo wären Sie nicht ſo gut davongekommen. Laſſen Sie Sich das ein für allemal geſagt ſein, und kommen Sie mir nicht mehr mit Ihrer mißhandelten Nichte (Madame Denys, die in Frankfurt mit Voltaire arretirt worden war), die mich langweilt und die nicht den Vortheil ihres Onkels beſitzt, durch viele Vorzüge viele Fehler wett zu machen. Von Moliere's Dienſtmagd werden einſt die Leute reden, von Voltaire's Nichte keine Seele. Meine Verſe ſind mir gleichgültig, ich habe wichtigeres im Kopf und die Muſen ſind auf Wartegeld geſetzt.“

Damit geht Friedrich auf andere Dinge über. „Im Juni,“ ſchreibt er, „beginnt der neue Feldzug. Es wird wenig zu lachen, vielleicht aber viel zu weinen geben u. ſ. w.“ Man fühlt, wie dieſe Dinge ihn ſo ſehr in Anſpruch nehmen, daß er Voltaire's alte perſönlichen Querellen als eine Nebenſache behandelt, die er kurz und deutlich abthut, um auf die Hauptmaterie zu kommen. Voltaire allein war doch der Mann, mit dem ſich über Gegenwart und Zukunft reden ließ. Im Uebrigen durfte er thun und laſſen was er wollte. 1761 ſchreibt d'Argens dem Könige, wie Voltaire die Freiheit, nach Paris zurückkehren zu dürfen, durch ſeine Zueignung des Tankred (worin er die Pompadour wie eine Königin als den Schutzgeiſt der edelſten geiſtigen Intereſſen Frankreichs anredet) erkauft habe, und Friedrich antwortet, daß ihm das

höchst gleichgültig sei. Es werde nicht lange dauern übrigens, so nehme Voltaire sich gegen den Hof von Versailles doch wieder eine Unverschämtheit heraus und werde aufs neue fortmüssen. „Dieser Mensch ist unberechenbar. Nur in einem bleibt er konsequent, in seinem Zusammenscharren von Geld, da greift er schamlos zu jedem Mittel und kann nie genug bekommen."

Voltaire's öffentliche Erniedrigung vor der Pompadour war um so elender, als er es war, der als der vornehmste Schriftsteller Europa's über Tugend und Laster sich das entscheidende Wort anmaßte. Aber es ist kurz nachher, daß er dem Hofe, der Justiz, der Geistlichkeit und der Meinung des Publikums zum Trotze heldenmüthig für die Familie Calas eintritt, deren er allein auf Gottes weiter Erde sich annimmt und deren Unschuld er ans Sonnenlicht bringt. Voltaire ruhte und rastete nicht, bis den Leuten ihre Ehre zurückgegeben war. Voltaire war unberechenbar, wie Friedrich wohl erkannte. Er hatte des Königs litterarische Versuche offen verhöhnt, und dennoch sendet Friedrich ihm wieder was er producirt hat und bittet um ein Urtheil. Er allein doch hatte die Ode liefern können, die dem Schmerze und der Trauer Friedrich's um seine Schwester Baireuth wahren Ausdruck verlieh. Friedrich, als der jüngere und überlebende, hat Voltaire's Andenken in Berlin durch eine Rede auf seinen Tod geehrt, die beiden stets zur Ehre gereichen wird. Voltaire dagegen war der französischen Akademie gegenüber für Friedrich als Schriftsteller scharf eingetreten, ohne daß dieser selbst davon erfuhr. Der Abbé d'Olivet hatte sich in der neuen Ausgabe seiner Schrift über die Prosodie Ausfälle gegen Friedrich erlaubt, welche Voltaire in einem Briefe zurückweist, der in Paris als Manifest gelten konnte und worin dem Könige als Autor eine ehrenvolle Stellung gegeben

wird. Voltaire schrieb an demselben Tage (5. Januar 1767) an Friedrich, erwähnt dieser Vertheidigung in seinem Briefe aber nicht.

Die Jahre kamen nun, wo Friedrich und Voltaire neben einander standen als alte Leute, die eine vergangene gute Zeit hinter sich haben, für die weder die Gegenwart noch die Zukunft Ersatz bot oder versprach. Sie betrachten sich selber mit ruhiger Objectivität. „Bin ich denn nicht ein Mensch, um Fehler zu haben wie alle andern? schreibt Voltaire im Jahre 1776. Und der König antwortet: „Hätten Sie so vor zwanzig Jahren gesprochen, so wären Sie jetzt bei mir.“ Nur die Hälfte des Gedankens, dessen Fortsetzung „und ich säße hier nicht so allein und einsam“ sich wohl herausfühlt. Friedrich merkte, daß die Welt ihm fremd zu werden begann. Alles um ihn her war gealtert oder gestorben, nur Voltaire war immer jung geblieben. Sie suchen jetzt einander wohlzuthun. Und so klingt dieser Briefwechsel ruhig aus wie er begonnen hat.

13.

Bedeutende Männer fordern ihren historischen Hintergrund je nach dem Grade ihrer Wichtigkeit. Für Tieck genügt ein Stück vom Schatten Goethe's, um sein Bild in genügenden Umrissen hervortreten zu lassen, für Herder oder Lessing bedarf es des ganzen achtzehnten Jahrhunderts als Hintergrund, für Goethe der allgemeinen germanischen Entwicklung. Für Blücher bedarf es nur der Ereignisse der Freiheitskriege, für Stein brauchen wir schon den Umschwung zweier Jahrhunderte, Friedrich den Großen dagegen erblicken wir nur, wenn wir ihn wie Goethe der Gesammtheit aller germanischen Geschichtsmomente gegenüberstellen. Und so in Frankreich genügen für Chateaubriand die Jahre der französischen Revolution, für Rousseau oder Diderot ihr Jahrhundert, für Voltaire aber müssen wir das romanische Leben

von seinen ersten Anfängen bis zum Abschlusse vor Augen haben, um seine Wichtigkeit zu würdigen. Voltaire nur als Produkt seines Jahrhunderts gefaßt, würde eine etwas genremäßige Figur sein, bei welcher Spiel und Ernst einander die Wage halten. Als Frucht der allgemeinen romanischen Entwicklung nimmt er ernstere Züge an. Das Zufällige tritt zurück; das Nothwendige allein liefert die Umrisse seiner Gestalt und enthüllt das letzte Geheimniß seiner Existenz und seiner Wirkung. —

Es vollzieht sich heute vor unsern Augen ein welthistorischer Umschwung, wie er in keiner Epoche der Geschichte, soweit wir sie zu überblicken vermögen, erlebt worden ist. Die Völker Europas verlangen plötzlich für sich zu sein. Der wechselseitige Einfluß der Racen aufeinander soll in der Theorie ganz geleugnet, in der Praxis auf ein Minimum beschränkt werden. Und zwar nicht die Frucht einer von den Gebideten aufgebrachten Lehre, sondern die eines die Völker bis in ihre Tiefen durchbebenden Naturtriebes ist diese neue Anschauung. Nicht in den Einzelnen tritt sie hervor, sondern die Massen bewegt sie.

Es würde falsch sein, dieses Drängen auf Trennung und auf Alleinsein aus den Thatsachen der neuesten politischen Ereignisse herleiten zu wollen. Sie sind nur der Anlaß gewesen, einem Gefühl die erweckende Sonne ins Gesicht scheinen zu lassen, das lange schon lebendig dem Erwachen nur entgegenschlummerte. Weder in den ersten napoleonischen Kriegen ist dieses Perhorresciren des französischen Wesens unserseits, noch in den letzten Kämpfen dieses Abstoßen des germanischen von Seiten der romanischen Völker eine Folge des Siegens und Besiegtwerdens gewesen oder dem bewußten Treiben der Parteien zuzuschreiben. Auch der Haß des Slaventhums gegen Deutsches Blut hat diese Quelle nicht. Daß ein Mann wie Garibaldi, in dessen Thun und Lassen der Pulsschlag

der romanischen Race sich genau beobachten läßt, für Frankreich gegen Deutschland zu Felde ziehen konnte, hat tiefere Ursachen als seine bloße Bethörung durch den Namen Republik. Es ist heimlich etwas reif geworden und die letzten Ereignisse sind der Sturm, der es vom Baum schüttelt. Es waltet ein Weltgesetz, nach welchem große Völkermassen sich abstoßen und anziehen, zusammenhängend mit ihrer Fähigkeit, den allgemeinen geistigen Fortschritt entweder durch ein Zusammengehen, oder durch ein Sichabsondern hervorzubringen. Die Völker fordern Verbindungen oder verweigern sie. Sie ordnen sich freiwillig unter, trotz des Gefühles ihrer Kraft, das Widerstand erlaubte, oder sie empören sich wie wahnsinnig, trotz der Einsicht in ihre Schwäche, welche Untergang voraussagt. In den Zeiten der sogenannten Völkerwandrung nahm alle germanische Uebermacht früher oder später romanische Formen an, in der heutigen würde keltisches Elend lieber nackt gehn und sich selbst vernichten, ehe es sich in germanische Gewänder hüllte.

Was wir heute im allgemeinen „Geschichte“ nennen, ist die Kunde vom Zusammenleben der Völker, welche die sich westlich an Asien anhängende Halbinsel Europa im Laufe der letzten drei- oder viertausend Jahre inne hatten. Für den Geologen ein so geringfügiger Zeitraum, daß er ihn kaum als Einheit in seinen Rechnungen brauchen kann. Während dieser Epoche sehen wir bestimmte Nationen (deren früheres Heranziehen aus dem asiatischen Kernlande wir annehmen, ohne über diese Bewegung Nachrichten zu haben) an denselben Stellen sitzen, dieselben Eigenschaften zeigen, dieselben Sprachen reden. Was dieselben Stellen anlangt, so wechseln sie nur insofern, als die Völker wie große vor Anker liegende Schiffe, je nach Wind und Strömung manchmal dahin, manchmal dorthin treiben: der Anker selber aber haftet stets am gleichen Flecke und bildet die Mittel

um die herum ein gewiſſer Spielraum gewährt wird. Was die Eigenſchaften anlangt, ſo verſchärft die ſich ändernde Kultur verſchiedener Jahrhunderte ſie, an ſich aber ändern ſie ſich nicht. Was die Sprache betrifft, ſo iſt der Wechſel anſcheinend am ſichtbarſten, allein es fragt ſich, ob die Zeiten, während welcher wir beobachten, nicht eben zu kurz gegriffen ſind, ſo daß die Beobachtung dadurch getrübt wird. Nicht nur für ſich aber ſind dieſe Völker: griechiſche, romaniſche, keltiſche, germaniſche, ſlaviſche, ſich gleich geblieben, ſondern auch in ihren Verhältniſſen zu einander. Sie bilden einen großen Geſammtorganismus. Zu der Exiſtenz der Romanen gehört: den Griechen den Beſitz der Küſten des Mittelmeeres ſtreitig zu machen; für die Germanen ſcheint es unentbehrlich: nach Weſten mit den Kelten um den Rhein, nach Süden mit den Italiänern um die Alpen, nach Oſten mit den Slaven um die Weichſelländer im Kriege zu liegen. Von jeher gingen da die Grenzen vor und zurück, niemals ſind ſie über einen gewiſſen Umfang hinaus verrückt worden. Die einzige reelle Veränderung innerhalb dieſes großen Organismus während der 3 bis 4000 Jahre unſerer Kenntniß iſt der Uebergang des Principates von einer Race auf die andere, und zwar ſcheint dieſer Wechſel in ſeiner Bewegung von Südoſten nach Nordweſten dem allgemeinen Weltzuge zu entſprechen, welchem zufolge wir die Völker, ſobald ſie einmal flüſſig zu werden beginnen, ſich von Oſten nach Weſten wenden ſehn. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß die Germanen als Theil einer uralten Einwandrung von Oſten in ihre jetzigen Sitze heranzogen, und es hat den Anſchein, daß ſie nach Weſten weitergehend in Amerika den Grund zu neuen Völkerſchöpfungen legen. Dennoch darf niemals vergeſſen werden, daß die Annahme dieſes Herkommens aus Aſien nur das Reſultat wiſſenſchaftlicher Spekulationen ſei, da die europäiſchen Völker ihren Ueberlieferungen nach ſich alle für Autochthonen hielten,

ein Gedanke, der jetzt noch mit der Idee des vaterländischen Bodens fest zusammenhängt; während, was Amerika anbelangt, die Probe noch nicht geliefert werden konnte, ob das, was dort zur Entstehung kommt, durch die Jahrhunderte dauern und germanische Art bewahren wird.

Den Uebergang des Principates jedoch beobachten wir innerhalb der europäischen Völkergesellschaft. Hierauf scheint alle Kraftentwicklung abzuzielen. Zweimal innerhalb von 4000 Jahren zeigt sich dieser Wechsel der Führerschaft in Europa. Von der griechischen Race, deren Anfänge unklar sind, weil sie zu weit zurückliegen, die den Zusammenhang mit dem asiatischen Kernlande vermittelt, sehen wir die Leitung der Völker übergehen auf die romanische, von dieser auf die germanische. Um das Festhalten und Weitergebenmüssen dieser Herrschaft drehen sich alle geistigen und physischen Anstrengungen der Völker, von denen wir Kunde haben. Der Grieche allein war sich der geborene herrschende Weltbürger: der Barbar, durch seine Geburt schon, unfähig, die Existenz zu führen, die dem Griechen als die einzig menschenwürdige vor der Seele stand. Der römische Bürger allein war sich der legitime Vertreter der großen römischen Weltrepublik, deren Interessen die der andern Völker sich unterzuordnen hatten, als hätte die Natur es so gewollt. Der Germane allein theilt sich heute die Fähigkeit zu, die Freiheit des Individuums zu begreifen und mit dem Zwange des Staatslebens wahrhaft zu versöhnen, auf der das Wohl der gesammten Menschheit heute zu beruhen scheint. Wo die Herrschaft gesichert ist, da sehen wir ein Anschwellen und Ueberfluthen der siegenden Race, die, über ihre natürlichen Grenzen heraustretend, die andern Gebiete überschwemmt. Mit dem Schwinden der Herrschaft treten die Gewässer allmählich wieder in ihren alten Stand zurück. Es gab eine Zeit, wo Europa griechisch überfluthet gewesen zu sein scheint. Es

gab eine Zeit, wo Europa und ein Theil Asiens und Amerika's von den romanischen Gewässern überschwemmt war. Wir sehen heute die gesammte Menschenwelt der Erde im Beginn, germanisirt zu werden.

Innerhalb der Racen wiederum jedoch, während sie im Besitze der Oberherrschaft stehen, findet ein Wechsel der Führung unter den Nationen statt, aus denen sie gebildet sind. Das vollendetste Paradigma dieser Veränderungen bieten die romanischen Völker. Ihre Entwicklung fällt in die Mitte dessen, was wir die Weltgeschichte nennen. Hier gewahren wir das erste Aufkeimen der romanischen Macht in der Opposition der Italien bewohnenden Nationen gegen die griechische Herrschaft. Von Ring zu Ring sehen wir den Kreis wachsen, mehr und mehr alles, was er berührt, in seine Bewegung hineinziehen, und langsam ermatten wieder und in die schneidenden Ringe der germanischen Herrschaft hineinfließen. Die Epochen der romanischen Weltherrschaft liegen deutlich vor uns. Zuerst galt es das Griechenthum zu unterwerfen und in sich aufzunehmen. Dann, als die Alleinherrschaft unbestritten war, wurden die germanischen, keltischen und iberischen Völker aufgesogen. Von Rom ging die Leitung über auf Spanien, von Spanien auf Frankreich. Das Papstthum ist die eigentliche Centralschöpfung der romanischen Race; die Herrschaft Frankreichs ihre letzte Anstrengung gegenüber dem anwachsenden germanischen Principat. Das Siècle de Louis XIV. von Voltaire ist nicht allein die Beschreibung eines Zeitalters, in welchem ein großer König seine Nation zur Blüthe brachte: es ist die vom Geiste der romanischen Race selber gefundene litterarische Form für ihr letztes gewaltiges Aufleuchten über Europa vor ihrem Zusammensinken. Wie Voltaire haben all diese Männer des Siècle de Louis XIV. einen greisenhaften Zug. Sie kommen gedankenalt auf die Welt, der nahende Untergang der romanischen Weltherrschaft belastet sie.

Sie stürmen vor und werfen ihre Feinde nieder: aber wohin? es winkt ihnen keine Zukunft mehr. Sie setzen Europa in Erstaunen mit der Fülle ihrer Bildung, ihres Witzes, ihrer Kunst und Poesie, aber ihre Bildung ist mit piquanten Accenten versehenes, altes, aufgewärmtes, romanisches Wesen, ihr Witz gezwungen und kalt, ihre Kunst: frisch vergoldet und verdreht die uralten Ornamente, welche die Bewohner Italiens einst den Griechen entwandten, und ihre Sprache: die farblosen, blüthelosen letzten Schößlinge der abgeholzten romanischen Wurzeln.

Das sind die Mächte, von denen und für die Voltaire gezeugt ward. Er entspricht in seinem Wesen der gesammten romanischen Existenz, deren glänzender Untergang durch ihn verewigt werden sollte. In diesem Sinne ist es Goethe gewesen, der mit historischem Takte ihn am besten zu erfassen und an der Stelle, an die er gehört, zu schildern wußte.

„Wenn Familien sich lange erhalten (lesen wir im Anhange zu Rameau's Neffen), so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherrn in sich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht, ebenso geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV. ein Französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller."

Goethe zählt nun in einer langen Liste alle die Eigenschaften auf, welche überhaupt von einem litterarisch thätigen Manne besessen werden können: Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Verdienst, Adel, Geist und so weiter, bis er mit Styl, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung schließt. „Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen, fährt er fort, kann

man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte: die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen, und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt."

Indem Goethe Voltaire als Personification Frankreichs auffaßt, spricht er Tiefe und Vollendung zugleich aber dem Volke selbst ab. Und diese Beobachtung entspräche einer anderen, welche uns auch die griechische Welt in ihrer letzten Phase als dieser beiden Eigenschaften ermangelnd erscheinen läßt, die ihr während der Tage ihrer Blüthe in so erstaunlichem Umfange eigen waren.

14.

Ueber die letzten Ziele der germanischen Race heute reden zu wollen, würde zu leeren Gebilden leiten. Uns bleibt für die nächsten Zeiten nicht viel anderes übrig, als zu leben und zu kämpfen, und, wie die Romanen der ersten Zeit einst ihre geistige Existenz aus der fertig und ausgelebt sich darbietenden Kultur der Griechen schöpften, so die unsrige auf die der Griechen sowohl als die der Romanen zu basiren. Was uns zur Ausbildung des eignen Geistes am sichersten hinführt, kann nur die Kenntniß dessen sein, was die Vergangenheit enthält, soweit unsre Blicke sie erreichen. Luther's neue germanische Schöpfung entsprang vollkommner Durchdringung der romanischen Theologie, Goethes Deutsche Dichtung der vollendeten Aufnahme romanischer Bildung, Friedrich des Zweiten ächt germanische Politik dem Durchschauen all der romanischen Ränke, die Machiavelli in seinem Buche vom Fürsten, wenn auch nur als objectiver Beobachter, zusammengestellt hatte. Friedrich's Antimachiavell war der Ausgangspunkt seiner späteren Laufbahn. Friedrich, der

ein Schüler Voltaire's war, der nur französisch sprach und schrieb, der Deutsche Litteratur verkannte und Deutsches Wesen oft kaum begriff, ist in eminentem Sinne der erste Deutsche Fürst gewesen. Sein Wort, daß er nur der erste Diener seines Staates sei, ist der Grundgedanke, auf dem heute Deutschland beruht, denn Alles würde zusammenstürzen ohne das Gefühl, welches Jeden, den höchsten wie den niedrigsten, sich als den in Pflicht genommenen Diener des Staates erscheinen läßt. Voltaire's Schule aber hat Friedrich für seine Laufbahn gekräftigt und geklärt, und Voltaire haben wir Dank dafür zu sagen, soweit sein Einfluß hier eingriff.

Dieses Gefühl der Pflicht ist die Grundlage der heutigen Herrschaft der germanischen Völker. Seine mit Staunen von uns beobachtete Abwesenheit bei den heutigen Romanen ist das am deutlichsten hervortretende Symptom, welches das Zurücktreten dieser Race als regierender dokumentirt. So betrachtet erscheinen die letzten Anstrengungen auch der romanischen Kirche als der verzweifelte Versuch, durch eine Formel, der ins Unendliche ausdehnbare zwingende Macht innewohnt, dem Einzelnen den Halt zu verleihen, der ihm aus der eignen Natur fehlen würde. Jedenfalls kann dies Mittel doch nur bei Romanen einen Zweck haben und auch nur bei ihnen nur ein Erfolg denkbar sein.

Voltaire, als er gegen die französische Geistlichkeit seiner Epoche zu Felde zog, träumte nicht von dergleichen. Vielleicht würde ein Mann wie er, heute erscheinend und von der Noth seiner Race tief ergriffen, auf Seiten der römischen Kirche stehen. Es war überflüssige nachträgliche Feindschaft, wenn die katholische Geistlichkeit Frankreichs während der Restauration durchsetzte, daß Voltaire's im Pantheon beigesetzte Gebeine aus dem Grabe genommen und so durchaus vernichtet wurden, daß der letzten körperlichen Spur des großen Franzosen die Fähigkeit genommen

ward, als Reliquie zu dienen. Die Orléans ſollen dieſe Gebeine dann doch wieder glücklich zuſammengeſucht und an der alten Stelle neu beigeſetzt haben. Von anderer Seite aber wird behauptet, es ſeien nicht die richtigen.

Das Andenken einer weltbewegenden Kraft hat nichts zu thun mit dem gebrechlichen irdiſchen Stoffe, an den ſie einſt gebannt war. Die Laſter und ſogar die Tugenden werden gleichgültig. Wir ſehen die Erde bewohnt ſeit unendlichen Jahren von unzählbaren ſich immer erneuenden Völkermaſſen. Dieſe Maſſen erblicken wir in einer Organiſation befangen, deren Zuſammenhang ſich ſoweit rückwärts, als unſere Augen nur immer zu dringen vermögen, als ein continuirlicher nachweiſen läßt. Das Ziel dieſer Organiſation iſt: dem Einzelnen in immer höherem Maaße zu ſeiner eignen Vervollkommnung ein Urtheil über alle Uebrigen und über die Erde ſelbſt zu ſchaffen, die wir bewohnen. In dieſem Streben gewahren wir niemals ein Stilleſtehn, wohl aber zuweilen eine dem Stilleſtehn ähnliche Langſamkeit, dann wieder ein rapides Vorwärtskommen. Allemal wo jenes Stocken ſich zeigt, ſehen wir die Maſſen ſich ſelbſt überlaſſen, als ſeien ſie rathlos und zauderten vorwärts zu ſchreiten; allemal dagegen, wo ſie in lebendigen Strom gerathen, ſehen wir einzelne Menſchen, die durch eigene Kraft und durch entgegenkommendes Vertrauen mit der Führerſchaft betraut, die Bewegung hervorbringen. Das Andenken ſolcher Männer kann Jahrtauſende lebendig bleiben, deshalb nennen wir ſie unſterblich. Dauert es über einen gewiſſen Zeitraum jedoch hinaus, ſo erſcheint ihre Macht ſo groß, daß an ſie als die einer einzelnen Perſon nicht mehr geglaubt wird und ihr Weſen in dem d er Race, der ſie angehören, ſich gleichſam wieder auflöſt. Homer's Gedichte werden heute nicht mehr für das Werk eines einzelnen Mannes gehalten, welcher Homer hieß: ganz Griechenland ſoll ſie hervorgebracht haben.

So wird einſt vielleicht Goethe's Dichtung als der unmittelbare, durch keine individuelle Erſcheinung erſt hindurchgeleitete dichteriſche Niederſchlag der germaniſchen Race zu beſtimmter Zeit, Shakeſpeare's Dichtung als ihr Geſammtausdruck in früherer Epoche erſcheinen. So auch wird Voltaire vielleicht einſt nur als ein Wort gebraucht werden, mit dem das litterariſche Ausklingen der romaniſchen Race bezeichnet wird.

II.

Friedrich der Große und Macaulay.

(1858.)

Ein Daguerreotyp ſtellt gleichſam den erſtarrten Moment dar. Wie die Sache ausſah in dem Augenblicke, wo ſie vom Lichte der Sonne auf der Metalltafel feſt gehalten ward, ſah ſie niemals vorher aus und wird ſie niemals in der Zukunft ausſehn. Denn die Veränderung des Stoffes iſt in unaufhaltbarer Thätigkeit nachzuweiſen. Die Sonne rückt weiter und die Schärfe ihres Lichts wird durch eine ewig wechſelnde Atmoſphäre bedingt. Ein Gebäude, deſſen Aufnahme in einer Anzahl Secunden geſchieht, ändert ſein Ausſehn während ſie verfließen. Das Antlitz eines Menſchen wird in dem Momente, wo es den Apparat des Photographen anzublicken beginnt, von andern Gedanken bewegt als in dem, wo das Zeichen gegeben wird, daß die Sitzung vorüber ſei, und dauerte ſie auch nur ein Dutzend Athemzüge. Unſer Auge iſt nicht geübt genug, dies auf dem Bilde herauszufinden. Nun aber wirkt keine Kraft für ſich allein. Die ewig wechſelnde Materie, die niemals ruhenden Gedanken kreuzen ſich unaufhörlich in allen Richtungen. Unſere Sinne ſind zu ſchwach, um dieſe Strahlen zu erkennen oder zu verfolgen. Nur das Gröbſte offenbart ſich, und wir ſagen, weil wir dazu gezwungen ſind, es bleibe mit den Dingen beim

alten, bis der Wechsel so deutlich wurde, daß wir ihn zu beobachten fähig sind.

Die Gedanken jedes einzelnen Menschen in sich und die aller Menschen zusammen untereinander begegnen und berühren sich nach unbekannten Gesetzen; diese Verschlingungen sind eins der wunderbarsten Geheimnisse. Ein Gedanke unterbricht plötzlich den andern und verdrängt ihn. Ein Gedanke soll einen andern unterbrechen. Wir wollen es, aber er vermag es nicht. Wir geben es auf. Ungerufen kehrt er zurück. Er thut es morgen, er thut es nach langen Jahren. Ein Gedanke treibt uns zu einer Handlung. Wir wissen es nicht im Augenblicke wo wir ihm nachgeben, im Gegentheil, wir glauben unter dem Einflusse eines ganz andern Gedankens zu handeln, unter dem jener erste versteckt lag, aber dennoch wirksam. Der zufällige Blick auf irgend einen Gegenstand erweckt Erinnerungen, durch die unser Wille plötzlich verändert wird. Der Wille eines Menschen zieht den unsern wie durch eine magnetische Lockung nach sich, und wir, im Momente der nun entstehenden Handlung, glauben, wir wären es gewesen, die ihn bestimmten. Man kann im Fluge weniger Secunden wollen, nicht wollen, dennoch wollen, abermals nicht wollen, und ein Stein, an den grade unser Fuß stößt, oder ein Vogel der auffliegt, oder der Anblick von irgend etwas, das unsere Aufmerksamkeit mechanisch fesselte, gibt den Ausschlag, daß mitten in diesem Wechsel zwischen ja und nein das eine oder das andere festgehalten wird, wie ein Sandkorn, das in ein Uhrwerk fällt, die Räder grade da ins Stocken bringt, wo die Uhr zwölf schlägt. Es hätte ebenso gut eine Minute oder 20 oder 100 Minuten später sein können, das Sandkorn hat nichts zu thun mit dem Schlag zwölf, es war ein Zufall.

Wir wissen das wenigste von den Wegen, die unsre eignen Gedanken gehn, noch weniger von denen unsrer besten

Freunde: was aber von denen der Menſchen, die wir niemals erblickten, die Jahrhunderte vor uns lebten? — was von der geiſtigen Strömung, die damals herrſchte als ſie lebten? Denn jede Zeit hat ihre eigenthümliche Atmoſphäre. Die Summe der allgemeinen Kenntniſſe, der allgemeinen Wünſche, Erfahrungen und Befürchtungen wirkt ſtets auf die Menſchheit mit einem gewiſſen Drucke und gibt ihr zugleich das eigenthümliche Licht, unter dem allein die richtige Betrachtung möglich wird. Nach dem dreißigjährigen Kriege war Deutſchland verwüſtet, ermattet; man wußte wenig von den Naturwiſſenſchaften, wenn man die Kenntnis unſrer Tage dagegen ſetzt; man lebte unter dem Einfluſſe von Sitten, Gebräuchen und Geſetzen, die heute nicht mehr vorhanden ſind; wer dürfte, was damals gedacht, gethan, geſchrieben ward, ſo anſehen als ſei es heute gedacht, gethan, geſchrieben? und dieſe Atmoſphäre wechſelt nicht nur in Jahrhunderten, ſie wechſelte ſchon damals alle Tage, wie ſie es heute thut. Der indiſche Krieg hat uns alle anders gemacht. Wir denken nach den dortigen Schlachten anders über die Engländer als wir nach dem Kriege vor Sebaſtopol thaten, wir dachten damals anders über ſie als man nach der Schlacht von Waterloo ſie beurtheilte. Wir denken ſeit dem indiſchen Kriege anders über das Verhältniß der germaniſchen Völker den Aſiaten gegenüber, wir blicken überhaupt zum erſtenmale wieder aufmerkſam auf jene Gegenden, daß ſie uns näher gerückt erſcheinen. Wir ſehen, daß Scheußlichkeiten in unſern Tagen möglich ſind, die vorher keine Phantaſie erſonnen hätte. Ebenſo hatte uns der ruſſiſche Krieg verändert, ebenſo hatte es die gewaltige Ausbreitung der Dampfſchiffe und Telegraphen gethan. Wer dürfte die Kriege Cäſar's in Germanien ſo anſehn, als hätte es damals telegraphiſche Depeſchen gegeben? Niemand wird das thun, es wäre lächerlich. Bald aber wird es ſchon ſchwieriger ſein, wenn dieſe Erfindungen völlig in Leib und

Leben übergegangen sind. Shakespeare läßt Cäsar mit Kanonen schießen. Das wissen wir freilich alle besser. Wie es aber bei seinen Schlachten zuging, kann dennoch niemand sagen, denn wären auch seine eignen Berichte darüber doppelt so genau, doppelt so deutlich und ohne den kleinsten Irrthum abgefaßt, es wäre trotzdem so viel darin ausgelassen, das sich zu Cäsar's Zeiten von selbst verstand, es wäre bei so manchem Worte die Zeit und das römische Publikum nöthig, um es gerade in dem Sinne zu begreifen, in dem Cäsar es gebrauchte, daß wir dennoch kein getreues Bild seiner Thaten empfangen würden.

Ich will hier keineswegs zu dem Schlusse gelangen, daß man überhaupt nichts wissen könne, weil alles sich der Beobachtung entzöge; ich möchte nur gezeigt haben, wie sich die Ansicht vertheidigen läßt, daß wer die Dinge dadurch kennen lernen will, daß er sie zerlegt, die Gedanken dadurch, daß er sie entwirrt und im Einzelnen verfolgt, die Geschicke der Menschen und Völker dadurch, daß er sie theilt, diese Theile zum zweitenmale und drittenmale theilt und immer vom kleineren zum kleineren fortschreitet, eine unendliche Arbeit vornähme, zu der ihn die menschliche Unvollkommenheit nicht geschickt genug machte. Träte Jemand auf, dessen Geruch so fein wie der eines Hundes, das Auge so scharf wie eine Lupe und ein Fernrohr, dessen Gehör leiser wäre als das eines Indianers in Cooper's Romanen, der mit den Fingerspitzen die Farben erkennte, dessen Geld und Gesundheit ausreichten, um ihn unaufhörlich die Welt durchstreifen zu lassen: — die Kürze seines Lebens, die Vorurtheile seiner Zeit, entstehend durch die Unbekanntschaft mit alle dem, was noch unbekannt ist, würden ihn verhindern und ihm die Kenntnis des Ganzen versagen, die er durch die Betrachtung der unzähligen Einzelnheiten erlangen wollte. All unser Wissen ist Stückwerk. Was wir an großen Gelehrten bewundern, ist

nicht der ungeheure Vorrath ihrer Kenntniſſe, ſondern der dunkle Trieb, durch den geleitet ſie zu ſammeln begannen und der ſie in ihrem Geiſte zu Reſultaten der Erkenntnis ordnete; das Wunder, das geſchah, indem die Betrachtung der Dinge den Menſchengeiſt zu einem ſchöpferiſchen Theile der Welt geſtaltete. Die Ahnung des Ganzen, die ihm innewohnt, bildet den Gegenſatz gegen die ungeheure Zerſplitterung in einzelne Symptome, in die ſich alles Leben auflöſt ſobald wir es in den kleinſten Momenten betrachten wollen. Sie läßt uns die Welt, die in Staub zu zerfließen droht, wenn wir mit den Händen nach ihr greifen, ſo feſt dennoch erfaſſen, daß nicht ein Atom ihrer Unendlichkeit verloren geht. Unſre Neugier nach rückwärts und vorwärts iſt keine Spielerei ohne Zweck und Ziel. Tragen wir ein Gefühl der Dinge in uns, ſo lernen wir ſie kennen, und alles nimmt Geſtalt an und wird wahrhaft. Die ganze Welt im lichteſten Sonnenſcheine daliegend wäre ſo gut als wäre ſie nicht da, ohne das Auge des Menſchen; ein ganzer Himmel voll Melodien nicht vorhanden, ohne das Ohr des Menſchen; Bibliotheken voll der wiſſenswürdigſten Thatſachen ſind todte Buchſtaben ohne den Geiſt, der die Worte zu deuten weiß. Alles Leben wird nur wahrhaftig, indem es ſich im Geiſte eines Menſchen ſpiegelt.

Wir wiſſen gar nichts von den Dingen und Erſcheinungen an ſich, wir ſehen ſie nur wie ein beſtimmter Menſch ſie uns ſehen läßt, und nennen ſie wie er ſie nannte. Er trat auf und betrachtete die Dinge. Er beſaß im Voraus ein unergründliches Gefühl von ihrem Weſen, wir können ſagen, er hatte eine lebendige Liebe zu ihnen, und fand Worte ſie darzuſtellen wie er ſie ſah, oder hatte die Macht, ſie in Geſtalten wiederzuerſchaffen, je nachdem er ein Schriftſteller oder Künſtler war. Seine Bemühung, den Erſcheinungen bis ans Herz zu dringen, um die Ahnung, die er von ihnen mitbrachte, immer

mehr durch das zu bestätigen, was er entdeckte, brachte etwas Neues zu Stande, ein Buch, eine Vorlesung, eine Abbildung, durch die Alle nun die Kraft erhalten, zu sehn was er zuerst allein gesehen hatte, den Dingen so nahe zu treten wie er allein that vor den Andern. Niemand kennt das Gewöhnlichste ohne die Brille, die der ihm aufsetzte, der es zuerst erkannte. Es ist überraschend, auf welche Entdeckungen man kommt, wenn man auf diesen Satz hin die Kunst und Wissenschaft betrachtet. Wie ein Künstler die menschliche Gestalt in einer gewissen Weise auffaßte und wiedergab, allen seinen Nachfolgern auf lange Jahre die Kraft nahm, anders als er zu sehn und zu malen, und diese wieder das Publikum sich nachzogen. Stellungen des Körpers, die ein Jahrhundert lang und länger schön und natürlich, überhaupt möglich schienen, nennt man heute häßlich, unnatürlich und unmöglich, und doch haben sich die Menschen und ihr Knochenbau nicht verändert, und die Künstler studirten damals die nackten Modelle, wie sie es heute thun. So wenig verfügt der Mensch über seine eignen Augen. Die Bäume waren Berge beweglicher Blätter Jahrtausende lang, ehe Claude Lorrain und seine Genossen sie darstellten. Jetzt sehen wir überall das malerische einer Landschaft. Die Deutsche Sprache war ein ungelenkes Instrument, das keiner zu spielen verstand: Goethe entlockte ihm die reinsten Melodien, und jetzt empfängt jeder diese Kunst bei der Geburt wie ein geschenktes Kapital, an dessen Ursprung er sich kaum erinnert. Unser Geist erhält neben der bewußten eine unbewußte Erziehung. Alles aber, was er auch nur spielend nebenbei lernt, sind Wohlthaten von Männern, deren Namen er vielleicht niemals nennen hört. Was uns nicht gezeigt ward oder wir nicht durch eigne Kraft entdeckten, existirt nicht für uns. Es wird unendliches noch bekannt werden, und wir, wenn es geschah, werden nicht begreifen, wie man vorher so blind sein konnte. — Ich nehme

aus allen Wissenschaften die heraus, auf die es mir gerade ankommt, die Geschichte.

Es ist der Zustand denkbar, daß der Geist eines Menschen, losgelöst von den körperlichen Banden, etwa wie ein bloßer Spiegel des Geschehenden über der Erde schwebte. Ich stelle hier keinen Glaubensartikel auf, es ist nur eine Phantasie. Nehmen wir an, für einige Menschen gestalte sich die Unsterblichkeit in dieser Weise, daß sie unbeengt von dem, was sie früher verblendete, über die Erde hinschweben und ihnen alle Schicksale der Erde und der Menschen von der Geburt des Planeten an sich offenbarten. Die Vergangenheit wäre ihnen ein Gewebe von harmonischer Schönheit. Jeder Gedanke eines Herzens wäre ein nothwendiger Theil davon, jede That, die wir gut nennen oder die wir verdammen, das Fallen eines Baumblattes und das Zusammenbrechen ganzer Städte, unter denen sich der Boden zu bewegen anfängt, alles hätte gleichen Rang unter den Begebenheiten, weil es dieselbe einzige Kraft war, die alles bewegte.

Nun plötzlich, träumen wir weiter, wäre dieser Geist, der so frei die Dinge überschaute, gezwungen, sich wieder dem Körper eines sterblichen Menschen zu verbinden. Wenn diesem Menschen die höchsten Talente jeder Art verliehen wären, würde dennoch selbst nur die Erinnerung des vorherigen Zustandes möglich sein? Er würde in einem bestimmten Zeitalter geboren sein. Er würde Vater und Mutter haben, ein Vaterland, einen Stand, ein Herz das liebt und haßt, Eitelkeiten, Schmerzen, Freude, Verdruß, Verzweiflung, Entzücken — wann, auch nur in einem Augenblicke, wäre er der freien Klarheit fähig, die ehemals sein Element war? Er würde zu zweifeln beginnen, ob er wirklich jemals die Freiheit genoß, und das Andenken daran bald zu einer dunklen Ahnung zusammengedrückt tief in seiner Seele verborgen wohnen. Die Vorurtheile der Andern würden die seinigen sein, und übten

sie auch nur den leisesten Druck aus, seine Familie würde ihm Standesvorurtheile geben, seien es die der Armuth, des Reichthums oder Adels oder Proletariats, sein Vaterland würde ihn parteiisch machen, seine Geliebte ihm die besten Gefühle nehmen und er sie ihr schenken — was bliebe übrig zum Genuß jenes unendlichen farblosen Wissens, in das er ehedem aufgelöst war? Die Sehnsucht danach wäre eine Verleugnung aller menschlichen Gefühle. Wenn er aber dennoch die Geschichte der Vergangenheit zu seinem Studium machte, würde er anders können, als die sämmtlichen Hindernisse, die ihm die freie Erkenntniß trüben, mit in sein Studium hineinzutragen? Er schreibt für die Menschen, die ihn umgeben und auf deren Beifall er hofft; seien es noch so wenige, deren Urtheil Werth für ihn hat. Er muß Partei nehmen: sein Vaterland und seine Familie zwingen ihn dazu. Während er sonst die Herzen der Menschen wie einen gläsernen Bienenkorb vor Augen hatte, wo er die Gedanken ein- und ausfliegen und arbeiten sah, muß er sie nun als Geheimnisse errathen. Abgerissene Briefe, unwahre Selbstgeständnisse, parteiisch gefärbte Berichte von Zeitgenossen, verdorbene, unvollendete oder falsch copirte Arbeiten ihrer Hand, kurz Fragmente von Denkmalen aller Art, aber lauter äußerliche Dinge bieten sich ihm dar, aus ihnen erbaut er einen neuen Menschen und stellt ihn hin, als wäre er so einmal lebendig gewesen. Der Geist, den er dieser Gestalt einhaucht, kann nicht tiefer sein als sein eigner. Eigenschaften, die das Original dieser Gestalt einst besaß, von denen aber der, der es nacherschaffen hat, nichts wußte, oder die er nicht verstand oder die er falsch verstand, kann er seiner neuen Schöpfung nicht verleihen, und wenn es ihm gelungen wäre, die innersten Gedanken des Originals auf irgend eine Weise zu erfahren: fehlte ihm die Fähigkeit, sie richtig zu empfinden, so nützen sie ihm nichts bei seiner Arbeit.

Jedes hiſtoriſche Werk iſt die einſeitige Anſicht eines beſchränkten Menſchen. Er kann der klügſte ſeines Zeitalters ſein, es wird dennoch eine Zeit kommen, wo ſein Standpunkt ein veralteter iſt und man ihn überblickt, weil nach ihm Viele kamen, welche die Menſchheit ſehender und klüger machten. Er ſchreibt das wenige, das ihm die Denkmale der vergangenen Tage, die er oft nicht einmal verſteht, andeuten, ſo wahrhaft nieder als ihm Vaterland und perſönliche Verhältniſſe geſtatten, und wie er glaubt, daß es am beſten von denen verſtanden werde, die ſeine Schrift leſen. Er wird wiſſentlich vieles verſchweigen und oft das wichtigſte. Ein Geſchichtswerk, das uns etwa den Schimmer eines gleichſam photographiſchen Abbildes der Zuſtände, die es behandelt, gewähren wollte, iſt ein Widerſpruch. Man kann nicht abbilden, was man körperlich nicht vor ſich hat. Man würde es vielleicht gekonnt haben, wenn man damals, wo die Dinge im Entſtehen waren, ein mechaniſches Mittel beſeſſen hätte, das geiſtige Leben ſo zu fixiren, wie man jetzt ein Mittel hat, den körperlichen Schein momentan ſcheinbar feſtzuhalten. Wer heute das Vergangene ſchildert, ſtellt nur das dar, was ſich in ſeinem Geiſte bildete, indem er die Denkmale jener Zeit auf ſich wirken ließ. Es handelt ſich nicht darum, ob das ſo gewonnene Bild den Ereigniſſen mathematiſch gleiche, ſondern ob es eigenthümliches Leben beſitze und zu etwas nütze ſei. Wir acclimatiſiren Pflanzen und Thiere aus andern Ländern und Himmelsſtrichen. Es kommt uns nicht darauf an, daß ſie ſich bei uns genau ſo entwickeln wie in ihrer Heimath. Boden, Licht und Witterung werden ſie ganz anders aufwachſen laſſen als bei uns. Es fragt ſich für uns nur, ob ſie überhaupt fortkommen und dadurch einen Nutzen haben. Die Geſchichte Roms, die heute geſchrieben wird, hat wenig mit dem alten Rom zu ſchaffen. Jedes Land, jedes Zeitalter, ja jeder andere Gelehrte wird ſie anders auffaſſen. Ihr Autor

las und sah was übrig blieb, er empfand was ihm Vaterland und Erziehung als Ideal in die Seele legen, es entstand eine Anschauung daraus, die er niederschrieb; wie ist es möglich, daß sie ein farbloses Bild der Zustände vor tausend Jahren sei? Geschichte zu schreiben, ist eine künstlerische Thätigkeit wie Malerei, Sculptur und Poesie. Raphael stellte nicht dar, was er vor sich hatte. Man vergleiche seine Studien des Nackten und der Gewandung mit den Gestalten selbst, zu denen sie ihm dienten: er vollendete mit ihrer Hülfe das Bild nur, das ihm noch nicht deutlich genug vor der Seele stand, er versetzte es gleichsam mit der Natur, wie man Kupfer zum Golde hinzuthut, um es ausprägen zu können. Der Geschichtsschreiber kennt die Facta, er lebt, er hat gewisse Sätze durch seine Erfahrung gewonnen, deren Wahrheit seiner Meinung nach dem Volke nützlich ist, sie sind die Hauptsache, und die Geschichte, die er schreibt, ist nur ein Beweis für sie. Wer anders Geschichte schreibt, wird wüste Haufen scheinbar richtiger Thatsachen aufschichten, für deren Wahrhaftigkeit keine Gewähr gegeben wird. Denn Thatsachen, in die nicht eine bestimmte Idee hineingelegt wird, sind gar keiner Darstellung fähig, weil sie außer aller Erkenntniß liegen.

Der Maßstab der menschlichen Handlungen ist der Mensch selber. Besteht doch für manche Menschen unter uns die Geschichte nur in der Aufzählung ihrer Vorfahren; selbst ob sie böse oder gut waren, ist ihnen dabei gleichgültig, wenn nur die Namen vorhanden sind. Die Aegypter begnügen sich mit den Reihen der Könige und ihrer Regierungsjahre, die Juden mit der einfachsten Genealogie. Jedes Volk schreibt seine eigne Geschichte bis eins mit ihm in Berührung kommt, von dem es geistig überragt wird, dessen Vorurtheile eine edlere Basis haben als die seinigen. Heute stehen unter den Völkern die Deutschen am höchsten. Ein Deutscher, der die Geschichte Frankreichs

ſchreibt, die Italiens, die Rußlands, die der Türkei: darin findet kein Menſch etwas ungehöriges, etwas ſich widerſprechendes; aber ein Ruſſe, Türke, Franzoſe, Italiäner, die über Deutſche Geſchichte ſchreiben wollten! Und wenn das Buch einigen Unſchuldigen imponiren ſollte, weil es in einer fremden Sprache geſchrieben ward, ſo braucht es nur überſetzt zu werden. Ein Ruſſe hat über Mozart, und durch den Erfolg ſeiner Arbeit gehoben, auch über Beethoven geſchrieben. Iſt das Mozart, das Beethoven? Muſik ſcheint doch eigentlich kein Vaterland zu haben. Dieſe beiden Leute ſind zwei Componiſten, deren einer Mozart's Werke ſchrieb und der andere die Beethoven's, aber ſie ſelber haben nichts gemein mit dem Buche und deſſen Urtheilen. Iſt das Goethe, über den Lewes zwei Bände geſchrieben hat? Ich dächte, wir kennten ihn anders. Der Goethe des Mr. Lewes iſt ein wackrer engliſcher Gentleman, der zufällig 1749 zu Frankfurt auf die Welt kam und dem Goethe's Schickſale angedichtet ſind ſoweit man ſie aus erſter, zweiter, dritter, fünfter Hand empfangen hat, der außerdem Goethe's Werke geſchrieben haben ſoll. Das Buch iſt eine fleißige Arbeit, aber von dem Deutſchen Goethe ſteht wenig darin. Die Engländer ſind Germanen wie wir, aber ſie ſind keine Deutſchen, und was Goethe uns war, das empfinden wir allein. Macaulay ſchreibt einen Eſſay über Friedrich den Großen. Iſt das der König, dem Deutſchland ſeine Größe verdankt? Faſt ſollte es man glauben, ſo natürlich tritt er auf, aber man betrachte den engliſchen Friedrich näher: es iſt ein verzwicktes Lordsgeſicht mit Schnupftaback an der Naſe und in der ſchlechteſten Geſellſchaft lebend, ein Menſch ohne Einheit und Moral, der aus den trivialſten Gründen einen räuberiſchen Krieg gegen Oeſterreich anfängt, ins blaue hinein fortſetzt und ihn durch reinen Zufall gewinnt, was er eigentlich gar nicht verdient hätte. So lernen wir plötzlich den Helden kennen. Unſere Begeiſterung beim Gedächtnis ſeines Lebens iſt

ein nationaler Irrthum. Seine Tugenden sind die vergötterten Schattenseiten eines Tyrannen. Er war kein gewaltiger Monarch, der mit edler gerechtfertigter Anstrengung seines Landes und damit Deutschlands angefressene Ehre wieder gesund machte, sondern nur, wie Lord Byron von Blücher in Bezug auf Napoleon schrieb, ein Stein, über den Frankreich stolperte und ein Bein brach.

Macaulay's Schrift ist die Recension eines 1843 in London erschienenen Buches: Frederic the great and his Times. Edited, with an Introduction, by Thomas Campbell, Esq. 2 vols. 8°. „Dies Werk, beginnt er, das die große Ehre hat, durch den Verfasser von Lochiel und Hohenlinden in die Welt eingeführt zu werden, ist eines so ausgezeichneten chaperons nicht unwürdig. Es will in der That nicht mehr sein als eine Compilation, aber es ist eine ungemein unterhaltende Compilation, und wir erwarten mit Vergnügen seine Fortsetzung. Die Erzählung geht einstweilen nur bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges, hört also auf ehe die interessantesten Ereignisse von Friedrichs Regierung ihren Anfang nehmen."

Macaulay gibt nun einen kurzen Abriß der Geschichte des Königreichs Preußen. Friedrich's Großvater macht sich zum Könige und zugleich lächerlich in den Augen Europa's. Sein Sohn und Nachfolger ist ein brutaler Tyrann. Friedrich, zuerst von ihm unterdrückt, sobald er den Thron bestiegen hat, nimmt alle die übeln Eigenschaften des Vaters an und wird ein noch ärgerer Tyrann als dieser. Er ist geizig und lasterhaft, sein Hof eine Carricatur, mit französischen Mittelmäßigkeiten oder Schelmen bevölkert. Es gab überhaupt nur zwei Wesen in seiner Nähe, die menschlich waren: Lord Marischal und dessen Bruder, zwei Engländer. Friedrich ist ein geschmackloser Versefabrikant. Er fängt ohne einen Schein von Recht Krieg mit Oesterreich an,

recrutirt seine Armee auf die verwerflichste Weise, verschlechtert das Geld, bezahlet niemanden als seine Soldaten, und siegt zuletzt weil durch allerlei Zufälle die politische Conjunctur Europa's den Frieden forderte. Dies ist der Inhalt des Buches. Friedrich wird freilich dabei der größte aller Könige genannt, welche je durch Geburt und Recht auf den Thron gelangten, sein praktisches Talent, sein Scharfblick und andere Vorzüge werden gelobt, sogar bewundert, der Eindruck jedoch, mit dem man das Buch beendet, ist der, daß der berühmte Monarch ein verabscheuungswürdiger Mensch sei. Man sieht nirgends auf den ersten Blick, daß Macaulay Thatsachen verfälscht oder die Gerechtigkeit verleugnet habe, und möchte doch alles, was man gelesen hat, falsch und unwahr nennen.

Man kann von einem Engländer, welcher in einem englischen Journal dem englischen Publikum ein englisches Buch anzeigt, nicht verlangen, er solle dem preußischen Patriotismus schmeicheln oder ihn nur berücksichtigen. Man könnte nicht einmal beanspruchen, daß er bei der größten Unparteilichkeit den preußischen Gesichtspunkt zu dem seinigen mache. Die Engländer halten die andern Völker für ein Sorte von Barbaren. Sie achten und hassen, wer sich gegen sie auflehnt, wer sich ihnen unterordnet, den verachten sie eher als daß sie ihn lieben. Damals, als Macaulay seinen Essay schrieb, war England Oesterreich weniger entfremdet als heute, Preußen aber ein Gegenstand seiner Abneigung und Eifersucht, für deren tiefeingewurzeltes Bestehen wir überall Beweise finden. England kann seiner ganzen Stellung nach keine aufrichtige Freude an der Entwickelung des norddeutschen Wohlstandes haben. Im letzten Kriege haben die Engländer den dänischen Kreuzern die Deutschen Schiffe signalisirt. Man kennt ihre Politik gegen Schleswig-Holstein und ihr Entgegenarbeiten gegen die Anstrengung Preußens, eine Marine zu schaffen.

Diese Feindschaft, wenn wir es so nennen dürfen, ist ein

Produkt der Verhältnisse und des Volkscharakters. Es ist keine absichtliche Malice, sondern ein natürliches Gefühl, das im Verschwinden begriffen ist, weil sich die Verhältnisse ändern. Immer mehr beginnt die Antipathie nachzulassen. Norddeutschland und England haben so viel gemeinsame Interessen, sind in so vielen Punkten aufeinander angewiesen, daß trotz aller Eifersucht Engländer und Deutsche immer mehr zusammen kommen werden, ebensogut als Amerika und England trotz der Grobheiten und Feindseligkeiten, die man einander zufügt, sich immer mehr nähern, denn England, Amerika und Deutschland sind dazu da, die Erde zu beherrschen. Wie früher der romanische Begriff des Königthums in Europa durchgedrungen war, so ist es heute der Zug nach dem germanischen Begriff der Freiheit, der den Völkern eine neue Gestalt verleiht. Daß es so sei, ist uns endlich zum Bewußtsein geworden, und die Oppofition hört auf. Macaulay aber schrieb seinen Essay sechs Jahre vor dem Jahre achtundvierzig, zu einer Zeit, wo Louis Philipp König, und die Welt alt und abgelebt war; heute ist sie jung und energisch. Romanisches Recht, romanische Religion, romanische Litteratur düngen den Boden nicht mehr, auf dem die weltbewegenden Thaten aufwachsen. Von jeher hat die Deutsche Nation sich gegen diese Einflüsse gestemmt. Die Reformation war der erste Schritt, der gethan ward; durch den dreißigjährigen Krieg wurden die Dinge wieder in das alte Fahrgeleise gebracht. Friedrich des Großen Siege waren der zweite Schritt, durch Napoleon schien auch er zunichte gemacht. Da kamen die Freiheitskriege, die Wage blieb schwankend, bis endlich die Dinge sich von selbst gestalteten, wie die innere Nothwendigkeit es verlangte. Die ungeheuren Anstrengungen Ludwig Napoleon's und die der italiänischen Kirche, gegenüber dem ruhigen Fortarbeiten der germanischen Stämme und ihres Glaubens erscheinen vielleicht Vielen grade wie eine abermalige Umkehr der Dinge.

Allein dies ist nur scheinbar. Man lasse Oesterreich, Rußland und Italien mit Eisenbahnen durchzogen sein, und in diesen Ländern wird sich die germanische Unabhängigkeit festsetzen.

Friedrich der Große war französisch gebildet, schrieb so, dichtete so, philosophirte so und sprach im Sinne der voltairischen Schule über die Kirche. Nirgends aber hat er die Katholiken vertrieben, oder bedrückt. Trotzdem sind seine Siege über Oesterreich und Frankreich heute nicht anders aufzufassen als die Siege des norddeutschen, protestantischen Wesens gegen das romanisch gesinnte und im romanischen Sinne beherrschte südliche Deutschland. Diese beiden Theile desselben Landes stehen sich heute noch im Ganzen als Katholiken und Protestanten gegenüber. Glaube aber niemand, die italiänische Kirche sei dieselbe mit der süddeutschen. Von Rom aus gesehen ist ganz Deutschland protestantisch. Spräche man dort Deutsch statt Latein und Italiänisch, so würden wir es alle längst wissen, denn es handelt sich um Nationalitäten, nicht um Glaubensunterschiede. Die Romanen verlangen eine Formel und einen Tyrannen. Sie fragen nicht, w o d u r c h bist du ein Ketzer, sondern nur, bist du ein Ketzer oder nicht? Bist du kein Ketzer, so magst du thun was du willst, es schadet nichts; bist du ein Ketzer, so magst du thun was du willst, es hilft dir nichts. Aber die bloße Frage schon nach diesen Dingen, die leiseste Controle des inneren, geistigen Lebens ist dem Deutschen gründlich verhaßt, mag er nördlich oder südlich vom Maine geboren und erzogen sein. Der äußerliche gewaltsame Einfluß auf Glauben und Unglauben ist seit dem sechzehnten Jahrhundert, seitdem die Spanier das Papstthum reformirten, von der italiänischen Kirche zu einem durchdringenden Systeme der Polizei ausgebildet worden. Dagegen war Friedrich's Haß gerichtet. Er haßte den Fanatismus. Darin lag der Grund, weshalb seine Kriege populär waren. Norddeutschland sollte einen Umfang erhalten, der es in den

Stand ſetzte, ſich gegen das romaniſche Süddeutſchland gewichtiger zu behaupten, deshalb nahm er Schleſien, in dem zwei Drittel der Bevölkerung proteſtantiſch waren, und deshalb behielt er es. Macaulay nennt ſeinen Angriff eine grobe Verrätherei und ſetzt hinzu, unter dem Geſichtspunkte, daß der Streit nicht allein ein öſterreichiſch-preußiſcher geweſen ſei, ſondern ein Angriff gegen die ganze Gemeinſchaft der gebildeten Völker, verdiene er mit einem noch ſchärferen Verdammungsurtheile belegt zu werden. Wenn ein Vertrag wie die pragmatiſche Sanction, der Angeſichts Europa's aufgeſtellt und garantirt worden ſei, Maria Thereſia nicht habe ſchützen können, was dann überhaupt für ein Rechtstitel genügend ſei, um gegen willkürliche Eingriffe zu ſchützen. Friedrich habe ja ſelbſt geſagt, Ehrgeiz, Eigennutz und die Luſt, in den Mund der Leute zu kommen, hätten ihn beſtimmt, den Krieg anzufangen. Alle Anſprüche Preußens auf Schleſien ſeien künſtlich hervorgeſuchte Scheingründe. Und nun beſchreibt er die ſchöne junge Kaiſerin, blaß von ihrer erſten Niederkunft, den Prinzen auf dem Arme, und in Thränen Schutz verlangend von ihrem Volke, das begeiſtert in den Ruf ausbricht: rex nostra Maria Theresia!

Wir haben von Macaulay weder preußiſche noch proteſtantiſche Sympathien verlangt, allein die Art, wie er die ſchöne, unſchuldige, verlaſſene Frau dem atheiſtiſchen, geſchmackloſen, eitlen Manne gegenüberſtellt, zeigt, daß er nicht nur Vorliebe für Oeſterreich hatte, ſondern auch für die Perſon Maria Thereſia's; und hierin ſtimmen wir ihm Alle bei, ſie war eine ausgezeichnete Frau, auf die Deutſchland ſtolz iſt. Doch Macaulay geht noch weiter, Friedrich's Perſönlichkeit iſt ihm zuwider, und ſobald dies einmal erkannt iſt, verliert ſeine Schrift die Weihe der Unabhängigkeit, die ſie dann noch immer gehabt hätte, wenn er nur ſeine Sympathie walten ließe. Damit aber büßt ſie zugleich den größten Theil ihres Werthes ein. Es iſt wahr, man iſt im allgemeinen ſo ſehr

daran gewöhnt, über Friedrich den Großen im preußischen Sinne zu lesen, daß es nützlich wäre, wenn ein im europäischen Sinne abgefaßtes Urtheil ins Publikum dränge. Tritt aber ein Buch mit dieser Prätension auf, oder legt man ihm nur diese Prätension bei, und erfüllt es sie nicht, so muß es zurückgewiesen werden und man darf auch die Gründe nicht verschweigen.

Nehmen wir an, Friedrich's Rechte auf Schlesien wären noch weit augenscheinlicher gewesen als sie waren, nehmen wir an, man hätte ihn obendrein gereizt, und sein Einfall in das Land wäre kein unerwarteter gewesen: hätte er heute so gehandelt, man würde ihm dennoch gerechte Vorwürfe zu machen haben. Graf Gotter, den er nach Wien sandte mit Krieg oder Frieden in der Tasche, kam dort zwei Tage nach dem Einmarsche der Preußen in Schlesien an. Friedrich erzählt das selbst. Dem österreichischen Gesandten, der von Berlin aus den bevorstehenden Krieg nach Wien meldete, antwortete die Kaiserin, wir können und wollen so etwas nicht glauben. Friedrich's That war also wirklich ein kompletter Ueberfall in Friedenszeiten.

Glaubte Sardinien etwa heute*) irgend welche Ansprüche auf die Lombardei zu besitzen, und ehe es nur in Wien angefragt hätte, ob man sich friedlich mit ihm einigen wollte, wäre es mitten im Frieden ins Kaiserthum eingebrochen: dies würde ein Attentat auf ganz Europa und mit Macaulay zu reden nicht nur gross perfidy gegen Oesterreich sein, sondern gegen die community of civilized nations. Aber der schlesische Krieg ward vor hundert Jahren geführt. Sechzig Jahre früher besetzte Ludwig der Vierzehnte mitten im Frieden Straßburg. Das war eine grobe Verrätherei gegen Deutschland, nicht aber gegen die europäische Ruhe. Denn dem Franzosen gelang der Streich, und die Schmach fällt auf Deutschland, das es sich gefallen ließ. Ludwig war damals der

*) Geschrieben 1858.

mächtigere. Er wußte, man würde deßhalb nicht den eben geschlossenen Frieden wieder brechen.

Ebenso war Friedrich's Angriff zu seiner Zeit kein Attentat sondern eine Herausforderung. Er griff den mächtigeren Staat an und wollte den Krieg. Der König von Preußen war dem übermüthigen französischen Adel immer noch der Marquis de Brandebourg, ein armer Parvenu ohne Ansehn. Schon Friedrich's Vater hatte Kriege gesucht, um dem preußischen Namen Gewicht zu geben. Seine Spielerei mit den Truppen war die nützlichste, die er treiben konnte. Friedrich hatte nun eine Armee zu seiner Disposition. Er war jung. Ehrgeiz hat man nie einem Herrscher zum Vorwurf gemacht, weder Alexander, noch Cäsar, noch Napoleon. Er war der schwächere. Er mußte sich jeden Vortheil zu Nutze machen und that es. Oesterreich durfte keinen Tag gewinnen, um Vorbereitungen zu treffen. So rückte er in das Land ein und besetzte es. Seine Art anzugreifen hat noch den Anstrich der mittelalterlichen Art, sich den Krieg zu machen, so rückten die Könige von Frankreich und der Kaiser sich gegenseitig in die Länder, man nahm seinen Vortheil wahr und hatte Lust am Kriege. Man übertrug niemals die Begriffe von Treue und Ehrlichkeit, wie sie im bürgerlichen Verkehre galten, auf die Verhältnisse der Politik. Noch heute thun es die Völker nicht gegeneinander. Sie bleiben immer wie wilde Thiere, sie fallen sich an, und das schwächere unterliegt. So war es von ewigen Zeiten her. Friedrich fühlte, daß er und sein Land nicht in dem Ansehn standen, das sie ihrer innern Kraft nach verdienten. Er brach die Gelegenheit vom Zaune, um zu zeigen, wer es sei. Heute wäre es eine Tollkühnheit vielleicht, aber selbst heute nicht gross perfidy, wenn er seine Sache durchsetzte. Er fühlte sich und verlangte Raum. Er überfiel seine Gegner nicht wie ein Wolf eine Heerde Schafe, sondern reizte einen gewaltigen Feind zum Kampfe. Friedrich

war der Sohn des Mannes, den Georg der Zweite den frère caporal, den roi des grands chemins und archisablier de l'Empire romain genannt hatte, den man mit der tiefsten Verachtung von Seiten der alten Höfe behandelte, dessen Officiere und Unterthanen man diese Verachtung fühlen ließ. Nun kam er zur Regierung und wollte Genugthuung. Er suchte einen Vorwand. Er wollte einen Rang einnehmen, der ihm nicht bloß mit vornehmer Herablassung eingeräumt würde. Das ist der Grund, warum er den Krieg anfing, so spricht er ihn in der Histoire de mon temps offen aus, und Macaulay hätte ihn ebenfalls anführen können, selbst ohne darum weniger scharfe Worte zu gebrauchen. Niemals waren Ehrgeiz, Interesse und der Wunsch, von sich reden zu machen, so berechtigt als diesmal. Und Friedrich war der Mann, um sie durchzufechten.

Von alledem erwähnt Macaulay aber nichts. Er gibt ein Bild der europäischen Politik, von der geistigen Stellung der Mächte redet er nirgends. Ueberall nur Zufälligkeiten. So wenig man denen beizustimmen braucht, die in jeder gewonnenen oder verlorenen Schlacht einen Fingerzeig des Himmels sehen, so trostlos ist doch die Ansicht, daß die Weltgeschichte ein Gewebe von Zufällen sei, und das einzige Ziel eines Volkes, sich so komfortabel als möglich einzurichten. Es gibt ein ideales Wachsthum der Nationen und Friedrich der Große hat unendlich beigetragen zu dem unfrigen.

Noch offenbarer wird Macaulay's persönliche Abneigung gegen den König durch die Art, wie er von seiner Jugend bis zur Thronbesteigung redet. In Rheinsberg wird gut gegessen und getrunken und romantisch-litterarische Ritterspielerei getrieben. Als der Kronprinz dann König wird, dankt er seine Genossen ab wie Heinrich der Vierte Falstaff und Compagnie. Macaulay hätte noch viel schlimmere Dinge erzählen können. Daß Friedrich die ökonomischen Rechnungen,

die er seinem Vater vorzulegen hatte, sich von andern anfertigen ließ und sie für eigne Arbeit ausgab, daß er beim österreichischen Gesandten heimlich die Summen borgte, die er bedurfte, daß er fast in Verzweiflung geräth, als der König todtkrank wird und sich plötzlich wieder erholt — allein weder diese Züge, noch die von Macaulay angeführten berühren das, worauf es bei der Beurtheilung des Kronprinzen ankommt. Zwar wird gesagt, daß er von seinem Vater mißhandelt ward, die Sache aber von der genrehaft komischen Seite genommen. In ihr lag der erste Grund all des Unglücks, das Friedrich innerlich erlebte. Er war an sich eine starre Natur, die man durch falsche Behandlung aufs äußerste brachte. Sollte von Rheinsberg gesprochen werden, so mußte seine Heirath dargestellt werden, wie er sich vergebens dagegen sträubte, wie er gezwungen ward; wie er von Anfang an Spione um sich hatte, die ihm Freundschaft heuchelten und dann dem alten Könige nach Berlin berichteten; wie man das böse Verhältniß zwischen Vater und Sohn schändlich ausbeutete und die Wunde unheilbar machen wollte. Dies ist geistig der Inhalt jener Jahre, es konnte und mußte hervorgehoben werden. Niemand, der die Verhältnisse von Rheinsberg genauer betrachtet, wird den Eindruck empfangen, als sei Essen und Trinken da die Hauptsache gewesen.

Dort war es, wo der Kronprinz seinen Aufsatz Considérations sur l'état présent du corps diplomatique de l'Europe und den Antimachiavel schrieb, zwei höchst bedeutende Arbeiten, in welchen wir die Grundzüge von Friedrich's späterer Politik ausgesprochen finden. Die erste entwickelt das Bild des damaligen Verhältnisses der europäischen Mächte zu einander; ihr Kern ist der Beweis, wie Oesterreichs Bestreben darauf gerichtet sei, die Deutsche Kaiserwürde, die von der freien Wahl der Fürsten abhängig war, zu einem erblichen Prärogative des Hauses Habsburg zu machen. Der Anti-

machiavel, dessen Erscheinen ungemeines Aufsehn erregte, ist keine wissenschaftliche Würdigung und Widerlegung der Sätze des florentiner Diplomaten, der nur ein Bild seiner eigenen Erfahrung und keine Norm für die Politik aller Zeiten aufstellen wollte, vielmehr haben wir dies Buch als die erste von einem Deutschen Fürsten ausgehende Opposition gegen das System, nach welchem damals regiert oder geherrscht wurde, zu betrachten. Bei Machiavell ist der Fürst mit seinen Interessen, seiner gloria und seinen Reichthümern der Mittelpunkt, um den sich das Geschick der Unterthanen dreht: Friedrich sagt, daß das Wohl des Volkes dieses Centrum sein müsse. Diese Wiedererweckung der alten germanischen Lehre vom Verhältnisse des Fürsten zum Volke geht von Preußen aus und kam in Preußen zum erstenmale zur Anwendung. Die tausend niederträchtigen Schachzüge zwischen Herrscher und Unterthan, welche Machiavell als zu seiner Zeit allbekannte und allgeübte Maximen aufzählt, von denen er keine erfand, die er nur in eine Art von Zusammenhang brachte, waren seit dem 16. Jahrhundert zu einer gemeinen Praxis der Fürstenhäuser geworden, deren Immoralität Friedrich's Herz empörte. Er griff Machiavell an, um einen Gegner zu nennen, im Herzen aber meinte er das romanische System der Regierungen ringsumher, und so ward auch das Buch aufgenommen. Heute bemerkt man nur die Punkte, in denen er Machiavell mißverstand, der übrigens weder als Mensch noch als politischer Charakter groß war und von den Zeitgenossen weniger geachtet als von späteren Generationen seines Scharfsinnes wegen bewundert ward. Macaulay's berühmter Essay über Machiavell enthält hierüber unrichtige Ansichten, die aus der offenbaren Unbekanntschaft des Autors mit den Quellen der florentinischen Geschichte entsprungen sind.

Ueber die Rheinsberger Freunde Friedrich's geht Macaulay rasch hinweg. Man könnte es in dem auf das umm-

gänglichſte beſchränkten Eſſay nicht verlangen; aber wo ein Satz von zehn Reihen ſteht, nur um die Enttäuſchung Einiger auszumalen, welche nach der Krönung Friedrich's das gelobte Land erreicht zu haben glauben, und die er mit den ſcharfen Worten: „Es hat nun ein Ende mit dieſen Narrheiten!“ aus ihrem Traume unangenehm aufſchreckte, da wäre auch noch Raum geweſen für einige Andre, die ein andres Schickſal hatten. Aber jene Einigen bilden eine gar zu paſſende Staffage zu den Diners und Soupers von Rheinsberg, als daß Macaulay durch die Nennung derer, die mit dem Kronprinzen dort aßen und tranken, mit dem Könige aber in ſpäteren Zeiten ſiegten und an ſeinem Ruhme Theil nahmen, ſeinem Gemälde die Einheit hätte rauben dürfen. Friedrich, den er als den Filz aller Filze darſtellt, ließ dieſe Männer keineswegs darben. Kurd von Schlözer hat in ſeinem Chaſot den Rheinberger Kreis dargeſtellt. Daß diejenigen, welche das beſte vom Kronprinzen hofften, einen Telemach à la Fnéelon in ihm erwartet hätten, iſt eine wunderliche Aeußerung des engliſchen Autors. Friedrich trat mit achtundzwanzig Jahren die Regierung an. Seine politiſchen Grundſätze hatte er ausgeſprochen. Sein Charakter war fertig, und ſeine Freunde kannten ihn zu gut, um dergleichen zu erwarten. Andre, fährt Macaulay fort, glaubten an das Hereinbrechen eines mediceiſchen Zeitalters, günſtig für Litteratur und Luſtbarkeiten. Wer ſo dachte, täuſchte ſich für den Anfang auch keineswegs. Denn es iſt falſch, wenn, wie hier geſchieht, behauptet wird, Friedrich ſei, ſobald er die Krone angerührt, augenblicklich ein ganz andrer Menſch geworden, den der Geiſt einer ungeheuren Knauſerei über Nacht anflog, wie eine plötzlich ausbrechende ererbte Krankheit. Alles, was er als Kronprinz geliebt und geſagt hat, ſoll er mit einem Male vergeſſen oder vernachläſſigt haben. Perſönliche Erfahrungen, ſeine Kriege beſonders, machten ihm allerdings ein zu großes Mediceiſiren unmöglich. Bis in

ſein ſpäteſtes Alter blieb er jedoch den Künſten und Wiſſenſchaften anhänglich und gab viel Geld dafür aus. Daß er mit ſeinem Geſchmacke nicht das Reinklaſſiſche traf, daß er ſelbſt dilettantiſirend in Poeſie und Gelehrſamkeit eingriff, beſonders auf dem Gebiete der Medicin (was dem Aufſpürer ſeiner Schwächen entging), war eine Schwäche, aber eine Schwäche ſeiner Zeit. Die gedruckte Correſpondenz mit den tüchtigſten Leuten beweiſt, daß es ihm ſtets ernſthaft um die Sache und um die tüchtigſten Männer zu thun war. Ja, neben ſeinem Eifer für das wirklich nützliche, fördernde in Kunſt und Wiſſenſchaft erſcheint ſein eigenes Verſeſchreiben als eine unſchuldige Privatunterhaltung, um ſo unſchuldiger, als er ihretwegen nie eine Minute Zeit den Staatsgeſchäften entzog oder durch den Druck ſeiner poetiſchen Epiſteln nie die Schmeichelei des Publikums herausforderte*). Jetzt, wo man alle dieſe Papiere aufgetrieben hat und abdrucken ließ, hat es einen andern Anſchein. Was der König zu ſeinen Zeiten in die Welt ſchickte, ſind Sachen vom gewichtigſten Inhalte. War er wirklich eitel darauf, wie Macaulay verſichert, als ein großer Schriftſteller auf die Nachwelt zu kommen, ſo hat er es ſich wenigſtens Mühe koſten laſſen. Seine Schriften ſind ausgearbeitete Werke, bei deren Abfaſſung er die Nation im Auge hatte, der er nützen wollte, wenn nebenbei auch die Nachwelt, ſo täuſchte er ſich darin nicht. Wem der Stil und das Franzöſiſch ſeiner Werke nicht zuſagen, der kann dennoch für die Klarheit, mit welcher er die Materien ordnet, und die Einfachheit nicht blind ſein, mit der er ſie zu erzählen weiß, für die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher er ſeine eigenen Fehler beſpricht.

Keiner, ſagt Macaulay (ich komme noch einmal auf die

*) Nur einige Poeſien der erſten Zeit ließ er für den engen Kreis ſeiner Freunde drucken.

Erwartungen zurück, die man bei der Thronbesteigung vom Könige hegte), hatte die leiseste Ahnung, daß ein Tyrann von außerordentlichen militärischen Fähigkeiten, von noch größerem Talente für die Verwaltung, ohne Furcht, ohne Treue und ohne Erbarmen die Regierung angetreten habe.

Dieser Satz ist die Essenz seiner Schrift. Daß ein Mann wie Macaulay immer spannend bleibt, daß seine Darstellung der schlesischen Feldzüge und des siebenjährigen Krieges ein ausgezeichnetes schriftstellerisches Vermögen bekunden, brauche ich denen nicht zu sagen, welche den Essay gelesen haben. Des Autors Stärke liegt in solchen rapiden Ueberblicken ereignißreicher Zeiten. In wie brillanter Darstellung beschreibt er die Eroberung Indiens durch Lord Clive. Man schreitet neben dem Helden her und erlebt seine Siege mit. So auch mit Friedrich. Man sieht, wie ihn die eine Welle hebt und die andre ihn sinken läßt, und wie er sich immer wieder mit freiem Blicke und stets erneuten Kräften über dem Wasser hält. Der Eindruck von Macaulay's Schreibweise ist hier ein ganz unfehlbarer. Um so mehr reizt sie zum Widerspruch, wo sie dazu benutzt wird, Falsches und Nachtheiliges so hinzustellen, als sei es das Resultat gewissenhafter Beobachtung.

Furcht und Mitleiden wollen wir den König einstweilen entbehren lassen. Von einem Feldherrn Mitleiden zu verlangen, wo ein Reich und die Ehre auf dem Spiele stehen, wäre zu viel verlangt. Niemals aber ist Friedrich Unmenschlichkeit vorgeworfen worden. Er hatte keine Kroaten und Panduren in seinem Heere. Er war hart gegen seine Leute, gegen seine eigne Familie, gegen seine Brüder am meisten. Die Weise, wie er den Prinzen Heinrich, einen ausgezeichneten Diplomaten und Feldherrn, noch in späten Zeiten behandelt, ist oft eine tiefbeleidigende. Dennoch bleibt auch hier sein Charakter stets verständlich, niemals handelt er aus grausamer

Laune, wie ein unmenſchlicher Tyrann, nie eine Spur, daß ihm das Strafen Vergnügen gemacht habe, daß es ihm eine Genugthuung geweſen, den Menſchen ins Herz zu ſchneiden. Man ſieht oft deutlich, daß er nicht wußte, wie hart er war. Von den erſten Jahren an war er dazu erzogen worden. Härte und Mißtrauen ihm mit Gewalt in das Blut getrieben. Er war einſam von Jugend auf, er fand nie eine Seele, der er völlig vertrauen durfte. Selbſt ſeiner Schweſter nicht, die er ſo ſehr liebte. Er ſprach vielleicht niemals den tiefſten Inhalt ſeiner Seele aus, und wem das verſagt bleibt, der iſt unglücklich, auch wenn er ſich daran gewöhnte. Es iſt noch nicht die Zeit gekommen, um über Friedrich ganz frei urtheilen zu dürfen. Er ſteht uns noch zu nahe. Viele ſeiner ſchriftlichen Auslaſſungen ſind noch ungedruckt. Wie aber auch die Zukunft ſich über dieſe Dinge ausſprechen wird, nie wird ſie ihn einen Tyrannen ohne Scheu, ohne Treue und ohne Erbarmen nennen, wie Macaulay gethan hat. Weder in ſeinen öffentlichen noch in ſeinen Privatverhältniſſen war er das. Nie hat er das Geſchick eines Volkes an das ſeine gekettet und es dann kalt den Umſtänden hingeopfert. Nie hat er die Plünderungsſucht ſeiner Truppen geweckt, um ſie zur Tapferkeit anzureizen, nie die Unterworfenen gedrückt, um ſich an ihnen zu rächen. Die Nothwendigkeit gebot ihm, Sachſen auszuſaugen, aber ſeinen eigenen Ländern erging es nicht beſſer. Sie beſaßen weniger und konnten weniger leiſten. Er hat Brühl's Palais in Dresden zerſtört, aber dies war eine wohlverdiente Strafe für des Grafen ränkevolle Politik. Ludwig Sforza und Cäſar Borgia waren Männer ohne Scheu, Treue und Barmherzigkeit. Niemand würde ſelbſt Wallenſtein ſo nennen, obgleich er auf unmenſchliche Weiſe Krieg führte und im Verrath unterging, oder Ludwig den Vierzehnten, der auf die Pfalz eine Bande Tiger losließ, nur weil die Verwüſtung des unſchuldigen Landes politiſch

nothwendig erſchien. Man rechnet es ihnen weniger an, da ihr Charakter in andern Richtungen zu bedeutend war, um im allgemeinen ſo harten Tadel zu verdienen. Treulos und ohne Erbarmen nennt man Fürſten, deren Handlungen in ihrer innerſten Quelle daraus entſpringen, daß ihnen Treue und Barmherzigkeit fehlt. Krieg zu führen, wo er ſich noch vermeiden ließe, Krieg anzufangen, wo er durch keine Nothwehr gerechtfertigt war: vielleicht ließe ſich philoſophiſch darüber ſtreiten, wie man dergleichen zu beurtheilen habe. So viel aber ſteht feſt, daß alle Völker von je her ſtolz waren auf ihre ſiegreichen Könige, und daß niemals dabei die Frage war, aus welchen Gründen ſie Krieg anfingen.

Preußen hatte zu der Zeit als Friedrich Schleſien beſetzte, zwiſchen 2 und 3 Millionen Einwohner, die Einkünfte betrugen $7^1/_2$ Millionen. Die Armee war etwas über 83,000 Mann ſtark. Schulden hatte das Land nicht, wohl aber einen Schatz von faſt 9 Millionen Thalern. Die Beſitzungen der Krone lagen jedoch zerſtreut und der größere kompakte Kern ohne ſichere Grenzen. Von den Truppen waren 26,000 Mann fremde, angeworbene Leute. Preußen beſaß weder Sachſen, Schleſien, Pommern, Poſen, noch die Rheinlande. Oeſterreich aber, das Friedrich angriff, beſaß Schleſien, die niederländiſchen Provinzen und ſeinen Einfluß auf das Reich in andrer Weiſe als heute. Kur-Köln, Mainz, Trier, Bayern, alle mit bedeutenden Contingenten ſtanden ihm zu Gebote; damals handelten die Fürſten mit ihren Regimentern, wie Ochſentreiber mit ihren Heerden*). Wäre Friedrich unter einer ſolchen Uebermacht, die er ſich auf den Leib hetzte, unterlegen, ſo hätte man von Unvernunft reden können.

*) L'électeur de Cologne entretenait 8 à 12,000 hommes dont il trafiquait comme un bouvier avec ses bestiaux. Hist. de mon temps I, 28.

Aber er gewann seine Sache. „Preußen war," dies sind seine Worte, „eine Art Hermaphrodit, mehr Kurfürstenthum als Königreich. Es war eine ruhmvolle Aufgabe, endlich zu entscheiden, was es von beiden sein sollte, und das Bewußtsein von dieser Nothwendigkeit eins von den Gefühlen, welche sicherlich dem Könige Kraft gaben zu der großen Aufgabe, die er sich stellte." Friedrich redet wie Cäsar stets in der dritten Person von sich.

Er wollte die Zeichen der Mißachtung, welche sein Vater ruhig hingenommen hatte, nicht länger ertragen. „Sie lehrten ihn, daß er seiner Person und besonders seiner Nation den nöthigen Respect verschaffen müsse, daß die Mäßigung eine Tugend sei, welche die Staatsmänner nicht zu weit treiben dürfen, denn die Verderbtheit aller Verhältnisse läßt dies nicht zu, und daß es schließlich, da nun ein Regierungswechsel eintrat, gerathen sei, Kraft statt Nachgiebigkeit zu zeigen." Am Ende seiner Kriege war Preußen nicht mehr ein verachteter Eindringling unter den Königreichen, sondern ein gefürchteter Genosse, ohne dessen Willen, was bereits zum Ueberdruß citirt worden ist, kein Schuß in Europa abgefeuert werden durfte.

War es möglich, diese Ansicht der Dinge so ganz außer Acht zu lassen, wenn Friedrich's Kriege gerecht beurtheilt werden sollten? Macaulay ignorirt sie völlig. Er hebt die einzelnen Eigenschaften des Königs scharf heraus, nirgends zeigt er den Punkt, indem sie sich vereinigen, die Genesis, durch die sie gerechtfertigt werden. Er sagt, die Eigenschaften seines Vaters wären bei ihm wieder durchgebrochen. Es ließe sich das vielleicht durchführen, aber was will es bedeuten, bei einer so großen, so eigenthümlichen Individualität nur auf die einseitige fatalistische Erbschaft der Natur hinzuweisen, wenn die Ereignisse, welche sie formten und so formen mußten, deutlich vorhanden sind? Macaulay hat nur Augen für das Genrehafte in der Erscheinung des Mannes. Der einzige,

beſchmutzte, abgetragene Rock, der Schmupftaback, der Krückſtock, mit einem Worte das, was dem Publikum auf der Straße auffällt, was man im Wachsfigurenkabinet ſieht, ſchildert er ſehr leibhaftig, vom Menſchen aber ſchweigt er. Ich glaube am Ende, es geſchah dies nicht nur aus böſem Willen. Für Macaulay ſind überall, wo er Menſchen ſchildert, ihre Kleider ein großer Theil ihrer Seele. Er malt gern große pompöſe Verſammlungen wie Bieſve und Gallait. Er iſt ein glänzender Advokat für oder gegen eine Perſönlichkeit; ſeine Sätze haben etwas vom Plaidoyer, das die Geſchworenen bewegen ſoll, im Augenblicke Ja oder Nein zu ſagen. Sein Eſſay über Friedrich den Großen iſt gegen den großen König gerichtet. Keine falſchere Methode, als demjenigen, gegen den man die Richter einnehmen will, nicht alle Gerechtigkeit zu Theil werden zu laſſen. Im Gegentheil, es könnte ja ſonſt den Anſchein haben, als verlangte man mehr als ein unbeſtochenes Urtheil. Ich glaube, hätte Macaulay von vornherein gerecht urtheilen wollen, ſo hätte er die Redensart to do justice to the king niemals angewandt. So aber gebrauchte er ſie, und wenn man ihn bis zu Ende hat ſprechen hören, iſt man in der Stimmung, dem Angeklagten Gerechtigkeit zu Theil werden zu laſſen und das Schuldig auszuſprechen. Unter die niedrigſten Mittel jedoch, ein ſolches Verdict zu erzwingen, gehört der Kunſtgriff, daß er gleich zu Anfang eine der infamirendſten Anklagen gegen das ſittliche Leben des Königs erwähnt, und ſo alle deſſen Handlungen von vornherein nur als die Thätigkeit eines vom blinden Schickſal mit Erfolg gekrönten verwerflichen Charakters hinzuſtellen verſucht. Es kann nicht meine Abſicht ſein, Friedrich hier zu vertheidigen; ich verſuche nur, die Taktik ſeines Anklägers ein wenig zu erläutern.

Er hat ſeine Sache geſchickt genug angegriffen. Er hat das Anſehen eines berühmten Hiſtorikers für ſich. Bei uns wirkt das vielleicht noch unumſchränkter als in ſeinem Vater-

lande. Jedoch dies allein war auch die Urſache, weshalb der Eſſay in unſern Augen Wichtigkeit hat, den ſein Verfaſſer in einer Zeit ſchrieb, wo ihn bei uns Niemand beachtete, weil Niemand wußte, wer Macaulay ſei. Jetzt ſind ſeine Geſchichte Englands und ſeine Eſſays überall verbreitet.

Die Frage, ob es erlaubt ſei, die Geſchichte zum politiſchen Gebrauche den Umſtänden nach zu benutzen, liegt anders bei uns als in England. Wir betrachten die vergangenen Dinge, aus einer gewiſſen philoſophiſchen Einſamkeit, wir nehmen Partei, aber wir gehören keiner Partei an, wie die Gegenwart ſie bildet. Uns kommt es darauf an, die Wahrheit auszuſprechen, nicht aber irgend jemand auf unſre Seite zu ziehen; es bleibt den Leuten ſelbſt überlaſſen, wohin ſie ſich wenden wollen. In England jedoch ſind von jeher die Vorrathskammern der Geſchichte politiſch ausgebeutet worden, und Macaulay hat es diesmal vielleicht ohne Arg gethan, ſelbſt wenn er ſich ſeiner Abſicht bewußt war.

Hierdurch erklären wir den Leichtſinn, mit dem er das Thatſächliche behandelt. Aber auch der ganze Ton, in welchem er ſich ausſpricht, wird weniger auffallend, wenn wir auf eine wunderbare geiſtige Eigenſchaft der heutigen Epoche hinweiſen. Unſre Zeit erkennt keine mythiſchen Zeiten mehr an. Niemand glaubt mehr an Heroen, auf deren Thaten alle die kleinen Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens ohne Einwirkung waren, deren Gedanken eine ewige Begeiſterung, deren Gefühle eine ewige Leidenſchaft lenkte. Solche Geſtalten ſind aus dem Gebiete der Geſchichte verbannt, kaum daß man ſie in dem der Poeſie noch duldet. Mit derſelben Gelaſſenheit, mit der wir die Epochen der Bildung unſeres Planeten beobachten, ziehen wir die Wurzeln der älteſten Völker aus dem märchenhaften Boden heraus, löſen die Erde von den feinſten Faſern und vergleichen die Pflanze mit denen, die heute blühen und Früchte tragen. Mommſen bläſt den alten,

grauen Nebel, der auf den Sümpfen des Tiberufers ruhte, frisch beiseite, und wir sehen die Stadt des Romulus so einfach entstehen, wie wir heute eine Kaserne abstecken, ausgraben und aus den Fundamenten aufmauern sehen. Ob man vor zweitausend Jahren mauerte oder heute, es wird dieselbe Mühe und dasselbe Material gewesen sein, und ein vorweltlicher Elefant hungerte, fraß und verdaute nach denselben Gesetzen wie ein heutiger. Diese Art der Anschauung ist unsrer Denkweise so gemäß, daß sie in allen Wissenschaften die herrschende geworden ist.

Für Politik und Geschichte wurde sie in England zuerst am freiesten ausgebildet. In London sitzt ein Parlament, in dem von Königen und Kaisern die Rede ist wie ehedem im römischen Senate. Ein Parlamentsmitglied dünkt sich einer von den Herren, die über Krieg und Frieden in der Welt gebieten, die andern Herren in Europa mögen danach ihre Entschlüsse fassen. Daher denn auch die Methode, sich gegen jedermann auf Du und Du zu stellen. Macaulay behandelt Friedrich den Großen vollständig als seines Gleichen, und seine Schule folgt ihm nach. Cäsar und Pompejus, deren Fehler und Tugenden bisher mit einem Schleier verdeckt waren, durch den sie einen ungewissen poetischen Schimmer erhielten, sind jetzt Leute, wie unser einer, man holt sie ans Tageslicht, klopft ihnen den Staub aus der Toga, putzt die verrosteten alten Waffen wieder glänzend und sagt ihnen ohne Umschweife ins Gesicht, wo sie sich gescheidt und wo sie sich albern benommen haben. Friedrich wird heruntergemacht, als wären die Dinge gestern geschehen und ein Correspondent berichtete nach London darüber an die Redaktion seiner Zeitung.

Und wer will das verbieten? Waren es nicht sterbliche Menschen wie wir? Aßen, tranken, dachten, handelten, bereuten wie wir? — So fragt man und scheint den ungeheuren Unterschied ganz zu vergessen, daß wir leben und sie nicht mehr.

Die Jahre zwiſchen ihrer Zeit und der unſrigen ſind ein Meer, über das keine Schiffe fahren. Das Leben eines geſtorbenen Menſchen entzieht ſich dem Maßſtabe, nach dem die Thaten der lebenden gemeſſen werden. Der Mythus iſt kein künſtlicher Roſt, der das Ausſehen der Dinge intereſſant machen ſoll, ſondern die echte Patina, die wir nicht zerſtören können ohne die Sache ſelbſt zu zerſtören, deren Anhängſel ſie nur zu ſein ſcheint. Jeder geſtorbene Menſch, und wenn er eben erſt begraben wird, iſt ſchon zu einer mythiſchen Perſon geworden; jedes Jahr, das nach ſeinem Tode verfloſſen iſt, verſtärkt den geheimnißvollen Glanz, der ihn umgibt. Was der Bildhauer im Momente thut, wenn er die Büſte eines lebenden Menſchen arbeitet, das vollbringt die Zeit langſam und allmählich an den Todten. Jemehr Zeit vergeht, um ſo allgemeiner werden die Züge des Bildniſſes, das ſie überliefert; je allgemeiner ſie werden, deſto ſchöner werden ſie bei bedeutenden Menſchen, während die der unbedeutenden Maſſe bald in nichts verſchwimmen. Man kann ſagen, ein großer Menſch ſauge allmählich die geſammten Vorzüge einer um ihn her verſchwindenden und vergeſſenen Generation in ſeiner Perſon auf. Bei einem Sterne kann man durch ein Fernrohr erkennen, daß er ein kleiner leuchtender Kreis ſei, und daß die Strahlen, die wir mit dem bloßen Auge ſehen, nur ſcheinbar ſind; für die Menſchen aber, deren Leben vergangen iſt, giebt es ſolche Inſtrumente nicht. De mortuis nil nisi bene iſt keine bloße gutmüthige Redensart, zu der ein allgemeines Mitleiden uns anregt. Jeder Menſch, ſobald er todt iſt, empfängt in Wahrheit einen Heiligenſchein, und ſein zerriſſenes Daſein wird ein harmoniſches Produkt vor unſern Augen. Was wir den Lebenden nie verzeihen, verzeihen wir den Todten. Ihre Fehler hören nicht auf Fehler zu ſein, aber der Haß verſtummt, mit dem wir ſie verfolgen. Sie treten unter einen höheren Schutz, den zu mißachten unmenſchlich wäre.

Dennoch liegt es zu nahe, eine Partei, die man bekämpft, auch dadurch anzugreifen, daß man sie im Rückblick auf die Kämpfe der Völker mit einer ehemals dagewesenen identificirt und nun auf diese symbolisch alle die Schläge fallen läßt, die man den lebendigen Gegnern zugedacht hat. Es ist ein politisches Recht, das sich die Gegenwart der Vergangenheit gegenüber anmaßt, niemals aber wird es in Deutschland anerkannt werden. Die Wissenschaft kann bei uns kein Mittel zu Parteizwecken sein. Wir sind das einzige Volk, das den Ereignissen gegenüber den idealen Standpunkt festhält und festhalten kann; wir haben dadurch leiden müssen, aber wir können ihn nicht aufgeben, denn er entspricht unsrer Natur und ist unser einziger Rückhalt. In Deutschland wird man niemals in der Geschichtsschreibung einen einseitig politischen Parteistandpunkt dulden, sondern die Thaten der Völker so erfassen und beschreiben, wie sich am reinsten in ihnen die göttliche Kraft der Menschheit offenbarte.

Selbst Macaulay kann in manchen Fällen nicht anders. Ich nehme unter seinen Essays einen heraus, der geschrieben ist, um dem Andenken eines Mannes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den er nicht mit dem kalten Blicke des Historikers betrachtet, welcher die Angelegenheiten eines fremden Landes bespricht, sondern der sein Landsmann war, dessen Gestalt er so rein und strahlend hinstellen möchte, als nur immer möglich. Wie aber stellt er Byron dar? Er führt auch diesmal wieder eine große Summe einzelner Eigenschaften auf, zeigt ihn in allen nur denkbaren Positionen und bleibt in der That stets so unbefangen, daß sich nirgends seine ruhige Betrachtung in Vorliebe verwandelt. Zuletzt aber sagt er: für uns ist er jetzt nur ein Dichter, jung, edel und unglücklich. So schreibt er frisch nach Byron's Tode und macht schon zu seinen Gunsten Anspruch auf die verklärende Absolutionskraft der Geschichte, die

er bei dem großen Könige ganz vergessen zu haben scheint. Wir haben sie nicht vergessen.

Indessen wie er auch über Friedrich geschrieben hat, wir machen ihm keine Vorwürfe darüber; wäre er ein Deutscher, so würde er anders geschrieben haben. Ich glaube seine Meinung steht selbst in England vereinzelt da und findet gerechten Widerspruch. Hätte aber ein Deutscher so wie er geschrieben, so würde man ihm eine perfide künstliche Unwissenheit und Mangel an Nationalgefühl vorwerfen können. Macaulay hat nach augenblicklichem Gutdünken einen fremden Fürsten zum Gegenstande eines politischen Pamphlets gemacht; uns würde es zum Vorwurfe gereichen, wenn wir aus einer solchen Schrift den Mann kennen lernten, dem Deutschland einen so gewaltigen Theil seiner Größe verdankt.

Macaulay's Essay wurde geschrieben ehe Carlyle's Leben Friedrich's erschien, das in England einen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervorgebracht hat.

III.

Goethe in Italien.

(1861.)

Kein Volk vermag mit ſolcher Genugthuung auf die Geſchichte ſeiner geiſtigen Thätigkeit zurückzublicken als wir Deutſchen.

Keine andere von den modernen Nationen hat Männer hervorgebracht, in deren innerſtes Daſein ſie ſich mit ſolcher Liebe verſenken könnte, als wir in das Luther's, Leſſing's, Goethe's und Schiller's, — und Anderer, die, wenn auch nicht gleichbegabt, ſo doch gleichberechtigt neben ihnen ſtehen.

Darin aber liegt die Eigenthümlichkeit der Männer, welche Deutſchland verherrlichen, daß ſie nach allen Richtungen ihres Weſens hin dem Volke in edelſter Weiſe völlig einverleibt erſcheinen. Nicht durch dieſe oder jene Gaben des Geiſtes haben ſie ihrem Vaterlande Nutzen und Ehre gebracht, ſondern durch ihre ganze Exiſtenz, Alles in Einem, erhebend und veredelnd eingewirkt.

Deutſchland ſteht durch den Beſitz ſolcher Männer einzig da unter den neueren Völkern, in deren Reihe es die erſte Stelle einnimmt.

Luther war der älteſte unter ihnen. Vor dem 16. Jahrhundert, mit deſſen Anfängen Luther's Wirken beginnt, waren

die Deutſchen einer andern Nation untergeordnet. Unſere Bildung ſtützte ſich auf fremde Arbeit. Ein anderes Land trug damals den Preis davon: Italien.

Aber auch dies nicht durch ſeine eigne Kraft allein. Sondern wiederaufnehmend die Gedanken der alten Griechen, die nun ſeit Jahrtauſenden ſchon die reinſte Quelle geiſtiger Cultur ſind, ſtieg die italiäniſche Nation über die andern empor und unterwarf ſie ihrem Einfluſſe. Am meiſten lernten die Deutſchen von ihr. Griechen, Italiäner und Deutſche ſind die einander ablöſenden Träger des Vorrechtes, die edelſten Güter des Menſchengeſchlechts zu bewahren und zu vermehren. Dieſe drei Länder bleiben unzertrennlich und können nicht eins ohne das andere gedacht werden, wenn im höchſten Sinne von der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes die Rede iſt.

Es war eine gewaltige Bewegung, als ſich das Italien des 15. Jahrhunderts auf die Hinterlaſſenſchaft der antiken Völker warf, und Deutſchland ihm in dieſem Beſtreben nachfolgte.

Eine neue Kunſt, eine neue Gelehrſamkeit, eine erneute Religion waren die Früchte dieſer Anſtrengung. Es ſchien, als ſollte damals ſchon der Gewinnſt für alle folgenden Zeiten gezogen und ſichergeſtellt ſein; aber noch einmal dennoch ging faſt Alles wieder verloren. Ein Zufall, könnte man ſagen, (wenn bei ſo ungeheuren Ereigniſſen dieſes Wort erlaubt wäre), brachte gerade in den Zeiten, in denen die Dinge ſich am ſchönſten zu entwickeln ſchienen, die Throne von mehr als halb Europa in eine einzige Hand zuſammen. Ein wunderliches Glückſpiel war es, durch das bei ſo viel ſich kreuzenden Heirathen und Todesfällen der einzige Karl der Fünfte zurückblieb, dem alle Einſätze zufielen. Und indem die Familie dieſes Mannes, die keine nationale Dynaſtie ſein konnte,

weil zu verſchiedenartige Nationen ihr gehorchen ſollten, mit der größten Anſtrengung zwei Jahrhunderte lang jede nationale Beſtrebung in ihren Landen zu unterdrücken und das proteſtantiſche nördliche Deutſchland zumeiſt in ſeiner freien Entfaltung niederzuhalten beſtimmt war, brachte ſie es endlich doch nur dahin, daß ſie ſelbſt ſammt ihren Völkern langſam zu Grunde ging, während Frankreich, der alte Feind der Habsburger, politiſch und litterariſch allmächtigen Einfluß gewann. Erſt nachdem auch dieſer überwunden und abgethan war, trat Deutſchland wieder auf. Sich zurückwendend zu den antiken Völkern und den Italiänern der vergangenen Jahrhunderte, hob es ſich zu friſcher Blüthe empor. Soll dieſe neueſte Arbeit, die bei uns geſchah, mit dem Namen eines einzigen Mannes ſymboliſch umfaſſend bezeichnet werden, ſo ſagen wir Goethe, und wollen wir den entſcheidenden Moment ſeines Lebens nennen, in dem er für die große Miſſion gleichſam die letzte Weihe erhielt, ſo ſagen wir Goethe's Reiſe nach Italien.

Auch die Blüthe des franzöſiſchen Geiſtes entſtand aus der Aneignung der italiäniſchen Cultur und aus dem Studium der antiken Muſter. — Die bildenden Künſte wurden in Frankreich nicht weiter gebracht, die Litteratur jedoch auf eine hohe Stufe erhoben. Und ſelbſt dann noch blieb dieſen Beſtrebungen ihr eigenthümliches Wachsthum, als auch in Frankreich die bürgerliche Unabhängigkeit in Politik und Religion der ärgſten Unterdrückung anheimfiel. Der Aplomb und dennoch die Leichtigkeit, mit der die Franzoſen die Dinge angriffen, die elegante Deutlichkeit der Sprache, die für die feinſten Nüancen des Gedankens immer neue Wort- und Satzcombinationen bereit hatte, bewirkten im Reiche der Schriftſtellerei eine Umwälzung, wie etwa die Einführung der Artillerie in der Kriegführung. Es erſchien die franzöſiſche

Sprache das einzige Mittel, sich dem gebildeten Publikum in Europa verständlich zu machen. In keinem Lande aber unterwarf man sich dem fremden Elemente williger als bei uns in Deutschland.

Dieser Einfluß durchdrang das geistige Leben der Epoche, in die Goethe's erste Entwicklung fällt, beinahe ausschließlich.

Die ersten Theatereindrücke empfing er als Knabe durch französische Schauspieler. Die Mitschuldigen, seine frühste dramatische Arbeit, entsprang, Form und Gedanken nach, der französischen Komödie. Werther ist ein Echo der neuen Heloise Rousseau's, Clavigo entspricht durchaus den Stücken Beaumarchais, und Götz von Berlichingen sogar hat ebensoviel dem Einflusse der französischen Litteratur, als in anderer Beziehung Shakespeare zu danken. Denn wie im 17. Jahrhundert die steife, gezierte Sprache von Frankreich gekommen war, so ging in der Mitte des 18. das Drängen nach ungeschminkter Natürlichkeit zuerst wiederum von Paris aus. Lessing ward davon ergriffen; er führte Diderot in Deutschland ein, den ersten Vertreter dieser neuen Richtung. Goethe gab sich ihrem Einflusse willig hin. Es lag das in der Luft der damaligen Zeiten und schien durchaus verträglich mit der strengsten Vorliebe für die eigene Nationalität. In Goethe's und Schiller's Schriften finden wir bis weit in das 19. Jahrhundert hinein durchgängig mehr französische Fremdwörter angewandt, als man heute irgend einem Deutschen Schriftsteller gestatten möchte.

Goethe's Fortgehen aus Frankfurt nach Weimar änderte nichts in dieser unbewußten Abhängigkeit. Er trat jetzt Wieland näher, dessen gesammte litterarische Thätigkeit nach Pariser Vorbildern zugeschnitten war. Der Herzog schwärmte für die klassische Tragödie nach dem Muster Corneille's und Racine's. Voltaire und Rousseau standen als die großen litterarischen Gestirne da, gegen deren weitverstreute Strahlen

die Deutſchen Schriftſteller geringe Lichter waren, und in Berlin hielt Friedrich der Große ſtreng die alte Anſicht von der Unbrauchbarkeit der Deutſchen Sprache aufrecht.

Goethe hat niemals gegen dieſe Richtung Oppoſition gemacht. Im Gegentheil, er gab ſich, wie alle gebildeten Deutſchen ſeiner Zeit, Mühe, die fremde Sprache flüſſig zu gebrauchen. Wie Leſſing, der doch gewiß kein Franzoſenfreund war und dennoch zuerſt ſeinen Laokoon franzöſiſch zu ſchreiben ſogar ſchon begonnen hatte, hätte Goethe unter Umſtänden vielleicht ähnlich verfahren können. Auch die Liebe zu Shakeſpeare und zu den Deutſchen Volksliedern bildete keinen Gegenſatz gegen das was aus Frankreich kam. Und endlich, es lag nicht in Goethe's Natur, ſich irgend einer Strömung ſcharf entgegenzuſtellen. Mehr inſtinktmäßig ſuchte er gelegentlich für das zu wirken, was er als gut erkannte. Seine eigenthümliche Art, unbewußt zu handeln (er nennt dies Weſen ſeine Dumpfheit), zog ihn auf dunkelen Wegen zur Wahrheit hin. Immer unerträglicher wurde ihm der allgemeine geiſtige Zuſtand in Deutſchland, ſeine Arbeiten blieben unvollendet, eine Lücke fühlte er in ſeinem Geiſte, die er auszufüllen ſich ſehnte, abſchütteln wollte er einmal alles fremdartige das ihn bedrückte, er wußte ſelbſt kaum wie er es nennen ſollte; und eine immer ſtärker werdende Sehnſucht zog ihn nach Italien, als wäre dort zu finden was ihm fehlte, dort in dem Lande, das ihm ſeit ſeinen Kinderjahren als eine entzückende Ferne vor Augen ſtand.

Im älterlichen Hauſe hingen Kupferſtiche in Piraneſi's Art an den Wänden, die den ernſt großartigen Charakter der römiſchen Bauwerke, wie ſie theils in Ruinen liegen oder noch erhalten daſtehen mitten in bewegten Straßen, ſo kraftvoll zur Anſchauung bringen.

Der Vater hatte in jungen Jahren ſelbſt Italien bereiſt und las in guten Stunden aus den dort geführten Tage-

büchern vor. Italiäniſche Familien waren anſäſſig in Frankfurt und unterhielten leiſen Zuſammenhang mit dem Vaterlande. Einige von Goethe's Gedichten, geſchrieben lange bevor er die Reiſe unternahm, ſprechen ſeine Sehnſucht mit lockender Gewalt aus und zeigen eine vorahnende Anſchauung der italiäniſchen Natur, daß man meint, er müſſe die Dinge mit Augen geſehen haben, um ſie ſo leibhaftig zu ſchildern.

Was ihn von Jahr zu Jahr abhielt, dieſem Verlangen nachzugeben, war wirkliche, ihn an die Scholle feſſelnde Thätigkeit. Zeitlebens ſah ſich Goethe meiſtens in ſo hohem Maße von Menſchen und Verhältniſſen feſtgehalten, daß er ſelten aus einem Zuſtand ſeines äußeren Lebens in den andern überging ohne ſich mit Gewalt losreißen. Dieſe Bande wurden mächtiger, je tiefer er in das Leben hineinkam, und in Weimar endlich nahmen Amtsgeſchäfte der komplicirteſten Art, verbunden mit den Anſprüchen eines nach Unterhaltung begierigen Hofes, wie mit denen der herzoglichen Freundſchaft ihn ſo ſehr in Anſpruch, daß an kein Loskommen mehr zu denken ſchien. Fortſchreitend von Erlebniß zu Erlebniß, eingetreten in eine höhere Schichte der Geſellſchaft (was damals viel bedeuten wollte), beglückt durch die Liebe zu einer ſchönen und geiſtreichen Frau, angeſehen als einflußreichſter Mann im Lande, unabhängig zugleich durch eigenes Vermögen, daß er jeden Augenblick ſich hätte auf ſich ſelbſt zurückziehen können, war es zuerſt ein fürſtliches Daſein in Weimar, das er führte und aus dem ihn kein Verlangen mehr in die Weite trieb.

Doch im Laufe von zwölf Jahren erſchöpfte ſich dieſer Reiz. Langſam waren die freien Verhältniſſe zu Ketten geworden. Seine Leidenſchaft zu Frau von Stein erhielt etwas unerträgliches, ſein Verkehr mit dem Herzog wurde beengt, von den Regierungsgeſchäften fühlte er ſich erdrückt, ſeitdem

er die Entdeckung gemacht, daß es unmöglich sei, den Herzog bei den von ihm als allein heilsam erkannten Verwaltungsprincipien festzuhalten. Seine Natur drängte: fort aus Weimar. Er wollte sich durch die Flucht in eine andere Luft retten, um einmal wieder frei zu athmen. Italien lag im Sonnenglanze vor ihm wie eine rettende Insel, mächtiger zu sich heranziehend als jemals; und so, nachdem er im Herbste 1786 mit dem Herzoge nach Karlsbad gegangen war, plötzlich ist er von dort verschwunden, und ohne daß einer von seinen Freunden darum weiß, eilt er fort durch Bayern und Tyrol nach Venedig.

Wer heute Venedig besuchen will, fährt in zwei Tagen und zwei Nächten bis Triest, besteigt das Dampfschiff und ist in weiteren wenigen Stunden in Venedig. Alles wie im Traume und ohne Uebergänge. — In Goethe's Briefen sehen wir Deutschland immer südlicher werden, dann fahren wir mit ihm durchs Gebirge, dann macht sich langsam das Italiänische geltend, neu und seltsam erscheinen ihm die Leute und er ihnen, langsam rückt er der Stadt näher und wirft die Blicke prüfend auf jedes Steinchen das ihm auffällt, und nachdem er endlich in Venedig eintrifft, scheint er weit fort aus Deutschland in einem völlig neuen Dasein.

Es sind siebzig Jahre her seitdem. Venedig war noch die alte Republik und spielte die alte Rolle, die Schifffahrt des mittelländischen Meeres gegen die Corsaren zu schützen. Es liefen, als Goethe ankam, Galeeren aus, um zur Flotte zu stoßen, welche gegen die Algerier kämpfte. Die Plätze der Stadt und die Kanäle waren noch voll Leben, die Paläste unverfallen und von den Familien bewohnt, deren Namen sie trugen. Noch erfüllte das italiänisch-orientalisch bunte Gewirr von Menschen ohne Deutsche

Beimischung den Rand der Stadt nach dem Hafen hin und es kreisten die Venetianer als eine eigene Welt um sich selber. Den Zusammenhang ihrer alten Kunst mit dem Leben der Gegenwart lehrte noch jeder Blick in dieses Treiben, und die Künstler sogar, welche zu Goethe's Zeit in Venedig malten, stammten in ihrer Manier direkt ab von ihren großen Vorgängern. Das Venedig, das Goethe nach lustiger Wasserfahrt die Brenta hinunter erreichte, war ein anderes als das heutige, in das man mit der Eisenbahn hineingleitet, dessen Paläste gespensterhaft leer mit todten Fenstern an den Kanälen stehen, in denen sich selten Gondeln zeigen. Die Familien sind fort oder verarmt, ihre Gallerien verkauft, verloren oder bis auf das Unbedeutendste zusammengeschmolzen; die prachtvollen Säle des Regierungspalastes nur noch Merkwürdigkeiten, ohne anderen Zweck, als dem, der die Neugierigen umherführt, ein Trinkgeld zu verschaffen; und statt des einheimischen übermüthigen Volkes, das stolz von besiegten Kaisern und Königen zu erzählen hatte, geben Fremde, die der Zufall zusammenführt, das beste Publikum der Straßen und Plätze ab. — Venedig ist der jammervollste Anblick gesunkener Größe, und nur Nachts im Mondenschein, wenn der Schatten den Zerfall zudeckt und das bleiche Licht die breiten Seiten der Paläste mit erlogenem Leben anhaucht, — wo auch die Stille, die dann herrscht, natürlich scheint, — kehrt eine Ahnung der Zeit zurück, in der dies inhaltslose schöne Bild noch Leben und Wahrheit war.

Venedig aber ist noch nicht das volle Italien. Es ist eine moderne Stadt ohne eine Spur antiken Bodens sogar. Denn der Grund der Gebäude selbst ward neu geschaffen, und was von antiken Denkmälern dasteht, von fernher herbeigebracht. So die Statue des Agrippa an der großen Treppe des Palastes, oder die beiden kolossalen Löwen am Eingange des Arsenals: Beute aus Griechenland, auf deren Marmor-

haut sich schon die Handschrift früherer Herren findet: nordische Runen die von den seefahrenden Normannen als ein Zeichen ihrer siegreichen Anwesenheit in Griechenland selber auf sie eingegraben wurden.

Goethe blieb nicht lange in Venedig. Er streifte nur Ferrara, Bologna und Florenz, er eilte nach Rom. Am 1. November 1786 fährt er dort ein; jetzt erst schöpft er Athem, gleichsam zum ersten Male seit seiner Abreise aus Deutschland. Von Rom aus wendet er sich an seine Freunde in der Heimath und erklärt warum er sie verlassen habe.

„Endlich kann ich den Mund aufthun, lautet der Beginn seines ersten römischen Briefes, und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimniß und di gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben."

„Und laßt mich nun auch sagen, fährt er fort, daß ich tausendmal, ja beständig Eurer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich Jedermann mit Leib und Seele im Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen einen langen einsamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog. Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen; zuletzt durft' ich kein lateinisch Buch mehr ansehn, keine Zeichnung einer italiänischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehen, war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde,

daß ich so viele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen."

Wie herrlich diese Zeilen, in denen Goethe all' die Frucht, die Rom für ihn tragen würde, ahnend vorausſagte, noch da er kaum den Boden betreten, auf dem er sie pflücken sollte. Wie schön auch, daß ihm jetzt, wo er sich losgerissen, sogleich die Heimath neu aufwacht im Geiste, als etwas, das er nicht entbehren konnte. Er fühlt daß er nicht für sich allein einsammelt, und neben dem Genuß regt sich mit Macht in seiner Seele das Bedürfniß, mitzutheilen was er genossen. Goethe's Leben ist ein beständiges Empfangen und zugleich ein beständiges Rechnungablegen wie er mit dem Empfangenen hausgehalten. Jetzt aber, in Rom, nahm er das Größte in sich auf, das ihm jemals geboten wurde.

Auch das Rom, in das Goethe einfuhr, war nicht die Stadt wie wir sie heute betreten. Selbst in Aeußerlichkeiten ein Unterschied. Noch vereinten sich damals die Reste der antiken Werke natürlicher mit dem allgemeinen Zustande. Das Forum war noch nicht der ungleiche, durchwühlte Platz, wo man die Monumente bis zu ihrer Basis aufgegraben, das antike Pflaster bloßgelegt, nach Kräften überall geflickt und die Dinge in eine reinliche Art Erneuung versetzt hat, — es war noch ein ebenes grünes Feld, in dem die Phokassäule und der Septimbogen halb drinsteckten, während das Coliseum mit Gras und Gebüsch überwachsen war.

Heute läßt man Allem Ueberwachung angedeihen. Sammlungen und Monumente erwarten die Fremden; von Genua bis Civitavecchia führt uns das Dampfboot, von da bis in die Mauern Roms hinein die Eisenbahn, und das nationale römische Wesen, zu dem man sonst aus weiter Ferne andächtig pilgerte, schrumpft fast zusammen zu einer kolossalen Merkwürdigkeit, zu der man

ohne Mühe und Entſchluß aus allen Theilen der Erde gleichmäßig bequem heranfährt.

Anders zu jenen Zeiten. Noch lebte das alte heilige römiſche Reich, und ein Abglanz ſeines freilich arg verblaßten Ruhmes fiel noch immer zurück auf Rom. Freilich die Jahrhunderte waren unwiderbringlich dahin, in denen Rom die Sonne, und die kaiſerliche Majeſtät nur der Mond war, der von ihr ſein Licht empfing; dennoch, wie viel Rom im Jahre 1786 noch beſaß, erkennen wir heute, wo auch dies wenige verloren iſt.

Seit den Zeiten der Reformation war in Rom unaufhörlich im größten Maßſtabe gebaut worden. Paläſte ſproßten auf und bedeckten die Hügel der Stadt. Und indem während des 17. Jahrhunderts, ja ſogar im 18. noch in dieſer Weiſe fortgearbeitet worden war, entſtanden die weiten, pompöſen Räume, die, heute faſt alle leerſtehend, zu Goethe's Zeiten wenigſtens noch den Schimmer bewahrten, als wenn ſie bewohnt ſeien. Vieles von Kunſtſchätzen, was heute in Rom bewundert wird, war damals noch unentdeckt, ungleich mehr aber noch vorhanden, das ſpäter verloren ging oder offen fortgeſchleppt wurde. So ſtill war die politiſche Luft jener Zeiten, daß das alte Flitterwerk fürſtlichen Glanzes, wenn auch bis auf die äußerſte Rinde innen hohl und angefreſſen, dennoch in den alten Familien ſich noch aufrecht hielt. Rom rivaliſirte noch mit Wien, Paris und London als der Mittelpunkt eines weitausgeſpannten Netzes geiſtiger Gewalt, das Europa mit unſichtbaren Fäden überſpannt hielt. Dieſe Stadt, die heute nur den traurigen Anblick doppelten Verfalls bietet, erfüllte, wie Venedig, noch eine lebendige, in ſich ſelbſt rotirende Kraft, und die Fremden, die heute dort auf ſich ſelber angewieſen ſo leicht der Einſamkeit verfallen, traten in eine bunte, eigenthümliche Geſelligkeit ein, in der das nationale Element anmuthend ſich geltend machte.

Und nun für Goethe! Er war ein völlig ausgewachsener Mann als er dort ankam. Er hatte Jahre lang als Minister ein Land regieren helfen und doch nie eine große Stadt gesehen. Was wollten Berlin und Dresden damals sagen, die er flüchtig kennen lernte? Wien berührte er nicht, München war noch unbedeutend, durch Mailand führte ihn seine Straße nicht, Venedig, so groß es ist, erscheint doch so seltsam, daß es kaum gerechnet werden kann. Es ist ein Gewühl von Wohnungen, aber ohne Straßen und Straßenleben. Goethe wurde nicht heimisch dort. Rom aber war eine Weltstadt, wo man sich verlor in der Menge, wo ein allgemeines großes Leben wogte, unabhängig von dem der Einzelnen, deren man nicht bedurfte, wenn sie verschwinden wollten. Goethe war fast alt geworden in Weimar, wo dem Herzoge Jeder gemeldet wurde, der aus dem Stadtthor wollte oder hineinfuhr, wo Einer dem Andern nachsah und aufpaßte auf Schritt und Tritt, und die übele Laune von ein paar Köpfen gleich die ganze Atmosphäre verdunkelte. Unerträglich war ihm das geworden. Wie in einem engen Flusse hatte er bisher geschwommen, wo er sich rechts und links an den Ufern die Ellenbogen wund stieß, wenn er nicht die richtige Mitte innehielt: hier schwamm er endlich im offenen Meere, frei alle Wege nach allen Seiten, und hineinversetzt mitten in einen Reichthum dessen was ihm das Ersehnteste däuchte, der unerschöpflich war. — Elend hatte er sich bisher behelfen müssen auf dem Gebiete der Kunst. Von den Originalen der großen Werke antiker Meister war in Deutschland keine Rede gewesen. Gypsabgüsse, die sich mehr dahin verirrten als daß man hätte bestellen können was man zu haben wünschte, waren eine schwache Aushülfe gewesen. Von den Frescogemälden der Italiäner gab es kaum Kupferstiche. Nun stand er da wo die Dinge selbst sich boten, in einer Fülle, die zuerst auch nur im ganzen zu überschlagen fast unmöglich schien.

Vier Monate dauerte Goethe's erster römischer Aufenthalt. Schon zu Ende des Jahres hatte er die Absicht, nach Weimar zurückzukehren. Er fühlte sich, schreibt er, von einer ungeheueren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst und Alterthümer genesen. Es genügte ihm, soviel gewonnen zu haben; seine Bescheidenheit dem Herzoge und dem Lande gegenüber, von dem er einen hohen Lohn bezog, erinnerten an die Rückkehr. In den Weimaraner Zirkeln beurtheilte man seine Abwesenheit in mißgünstiger Weise. Goethe verzehre das viele Geld in angenehmem Nichtsthun, sagte man, während zu Hause schlechterbezahlte Beamte seine Geschäfte noch obendrein besorgen müßten. Goethe'n blieb das gewiß kein Geheimniß, aber der Herzog selbst beruhigte ihn, gewährte ihm neuen, unbestimmten Urlaub und forderte ihn freundlich auf, den ausgedehntesten Gebrauch davon zu machen.

So entschloß sich Goethe denn, nach Süden weiter vorzudringen. Anfang Februar 1787 geht er nach Neapel. Gegen das was er hier fand, mußte für den Augenblick jeder frühere Eindruck weichen. Rom mit all seiner Bewegung war doch die Stille selbst im Vergleich zu dem Treiben von Neapel. Was aber kommt auf gegen diese Natur? „Hier ist mehr als Alles," schreibt Goethe. „Ich bin nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn es gar zu toll wird, große, große Augen."

In einer unaufhörlichen Berauschung erschien ihm die Welt da zu leben und er selbst ward mit hineingezogen in den Taumel. Wer dachte damals an Politik in Neapel? Sorglos strömte das Leben der Leute so hin, sorglos selbst heute noch, denn diese Menschen scheinen auch nicht durch die kleinste Last bedrückender Gedanken beschwert zu sein. Man kommt nicht zur Ruhe. Musik, Gesang, Schießen, Schreien und Nachts Feuerwerk bilden ein

ewiges Getöse. Niemals ist es stille dort bei Tag und Nacht, nur die heißesten Mittagsstunden ausgenommen. Die geringfügigste Verhandlung wird mit Leidenschaft geführt. Pracht, die aber kein Reichthum zu sein braucht, Armuth, die aber Niemand Elend nennen kann, Schmutz und Gold: alles dicht nebeneinander, und für den, der unsere Begriffe bürgerlicher Moral anlegen wollte, ein Zustand babylonischer Begriffsverwirrung. Lügen und die Wahrheit sagen, stehlen und ehrlich sein, Treue und Betrug sind für die Neapolitaner im allgemeinen Dinge, zwischen denen nur der Unterschied waltet, daß dem Einen das Eine, dem Andern das Andere im Momente gerade das bequemere ist: — an sich scheint den Leuten eins genau denselben Werth zu haben wie das andere. Zugleich aber das ganze Leben da, Natur und Menschen Land und Meer, so völlig der Anblick einer in sich vollendeten Erscheinung, daß alles Moralisiren im Menschen erst auftaucht, wenn er lange nachher in der Erinnerung überschlägt was ihm dort begegnet sei.

Dazu der Vesuv, um auf diese wunderbare Stadt wie aus dem Himmel herabzusehen. Goethe hat diese Fahrt in einem seiner schönsten Briefe beschrieben. Dann Pompeji, wo man in das römische Leben, wie es vor zwei Jahrtausenden gestaltet war, hineinversetzt wird, so unmittelbar und täuschend, als sei es möglich, daß die unendlichen Jahre ausgestrichen wären, und man mit dem Leben unter Titus und Vespasian noch einmal weiterlebte. Endlich Pästum, wo die griechischen Tempel stehen in grandioser Einsamkeit —: all' das liegt dort nahe beieinander. Aber griechische Ruinen sollte Goethe jetzt in Sicilien kennen lernen.

Im April fährt er dahin ab. Im Mai ist er in Neapel zurück, nachdem er die Insel von Palermo aus quer durchritten. Er war in einem neuen Erdtheil gleichsam, denn Sicilien könnte mit gutem Rechte eine der nördlichen Inseln

Afrika's genannt werden. Die Dinge die er hier sah, waren so groß, seltsam, und dem bisher erwähnten unähnlich, daß, als er dann endlich von dem weitausgedehnten Ausfluge nach Rom zurückkam, er dort wieder wie in eine alte, gewohnte Heimath einzog.

Jeder, der es erlebt hat, wird das entzückende Gefühl kennen, mit dem man nach Rom zurückkehrt, selbst wenn man es nur auf kurze Zeit verlassen hat. Es ist als käme man in eine Stadt zurück, in der man die liebsten Kinderjahre verbracht hat, wenn man dort so eines Abends wieder in die bekannten Straßen einfährt. Es ist als hätte jeder Stein uns erwartet und begrüßte uns. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Befriedigung gewahrt man sich aufs neue als einen Theil der herrlichen Stadt. Goethe beschreibt, wie er diese Empfindung in vollen Zügen in sich aufnahm. Jetzt erst fühlte er sich ruhig. Es begann das tiefere Studium der Alterthümer; und, daß er sich bewußt war, wie er nun in einem geordneten Leben und in behaglicher Weise thätig sein könnte, und für so viele Tage bestimmte, praktische Aufgaben abzuthun hätte, war die Hauptursache, sich so glücklich zu fühlen. Man muß aus der Stimmung früherer Jahre das Ringen nach Ruhe herausgefühlt haben, die Sehnsucht, mit der er einer Existenz, wie er sie jetzt führte, entgegenstrebte, ohne damals nur zu denken daß sie möglich sei, um auch die Wonne der Freiheit in ihrer Tiefe zu ermessen, der er sich nun hingab.

Einen Jugendtraum träume ich, schreibt er. Die Phantasie überrascht ihn wieder wie in alten Zeiten. Von einem Gebiete geistiger Thätigkeit sehen wir ihn auf das andere übergehen, und, was zu seinen in idealen Regionen weilenden Gedanken einen so beruhigenden Gegensatz bildet: mit Gewissenhaftigkeit, ja fast mit Pedanterie beobachtet er die ma-

teriellen Verhältniſſe um ſich her: neben dem Dichter bricht ſtets der Naturforſcher und erfahrene Beamte durch, und in dieſer doppelten Natur ſeines Weſens liefert er ſelbſt zum eigenen idealen Bildniſſe den paſſendſten realen Hintergrund.

Faſt ein Jahr verweilte Goethe jetzt in Rom. Rom iſt eine Stadt wie andere Städte. Die Natur gab den Boden, der Menſch die Arbeit, durch die die Häuſer entſtanden. Wer wird heute noch ſo abergläubiſch ſein, einer beſonderen Stelle auf der Oberfläche des Planeten beſondere Kräfte und erhöhten Einfluß auf den Geiſt der Menſchen zuzutrauen? Und dennoch, es ſcheint, — wie einige Orte der Erde durch heilſame Quellen oder als Fundorte koſtbarer Pflanzen und Geſteine oder durch Schönheiten der Natur vor andern bevorzugt ſind, — ſo Rom mit der Eigenſchaft begabt zu ſein, die Sehnſucht des Menſchen zu erwecken, hier zu wohnen und hier zu ſterben.

Tief an der Tiber liegt die Stadt, in der Mitte einer Ebene, ringsum (wie der Rand um ein flache Schüſſel läuft) von milden Gebirgen umgeben. Nur nach Weſten hin fallen ſie ab, dem Meere zu, deſſen ſchöne ſonnige Küſte nach dieſer Seite hin die Grenze bildet. Niemand wird die zartgezogenen Linien der Albanerberge vergeſſen, der von der Höhe des Capitols jemals zu ihnen herüberſah. Wie die Schriftzüge einer geliebten Hand bleibt uns das im Gedächtniß. Es iſt als hätten die durch Jahrtauſende ſich anhäufenden weltbewegenden Thaten, die in Rom vorbereitet und ausgefochten wurden, eine Art geiſtiger Atmoſphäre dort geſchaffen, von der man ſich umnebelt und feſtgehalten fühlt, als ſei das Echo der Schritte all' der Männer, die hier gingen, in den Wolken hängen geblieben und umtönte uns unaufhörlich.

Nirgends zeigt ſich ſo der Vorrang des Geiſtes als dort.

Die Aeußerlichkeiten des Lebens, die überall ſonſt ſo unüberwindlich eingreifen: wie man lebt, wovon man lebt, wie man wohnt, ißt und trinkt, ordnen ſich unter dem Gefühl, auf einer durch die Gedanken und Thaten der größten Männer geweihten Stätte zu wandeln. Jeden muß dies Gefühl in Rom beſchleichen. Wer Rom geſehen hat, ſagt Goethe, kann nie wieder ganz unglücklich werden. Solche Kraft legte er der Erinnerung an dieſe Stadt bei, wie ſie ſonſt nur den höchſten Gedanken der Philoſophie und der Religion beigemeſſen wird. Einen Zauberkreis nennt er die Stadt. Ich bin wieder angelangt, ſchreibt er nach einem Ausfluge ins Gebirge, und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, ſtillehinarbeitend, vergeſſend was außer mir iſt, und die Geſtalten meiner Freunde beſuchen mich friedlich.

Ich will verſuchen, da ich hier die Dinge nur berühren darf, anzudeuten, worin dieſer Zauber beſteht.

Uns Allen, die wir nicht mehr in den früheſten Anfängen der Lebenserfahrung verloren ſind, erſcheint die Kluft unendlich zwiſchen dem, was die handelnden Perſonen einer Dichtung auf ihrem idealen Gebiete zu Worten und Thaten treibt, und dem, was uns im gemeinen Laufe des Lebens zu handeln und zu ſprechen zwingt. Dort die vollausklingenden ungeſtörten Gefühle, hier das ewige Abbrechen, der Mangel an Zeit und Stimmung—: wer von uns, der ein Amt oder eine eingreifende Thätigkeit hat, darf ſich dem Anſtoß ſeiner Gefühle und Leidenſchaften hingeben? Getrübt wird jeder Schwung der reinen Begeiſterung durch tauſend weltliche Rückſichten, und auch die, denen eine, wie man zu ſagen pflegt, ſorgenloſe, unabhängige Exiſtenz es möglich zu machen ſcheint, ſich dem ganz zu überlaſſen, wozu ſie der volle Zug ihrer Neigung treibt, genießen trotzdem die ſich darbietende Gelegenheit nicht. Denn es ſind keine äußerlichen Urſachen, welche hier wirken. Einmal im Leben muß Jeder von uns

die Dinge nüchtern anſehen, die Welt erkennen wie ſie iſt, ſich zuſammennehmen und ſeine Stelle ſuchen, an der er wirkt und ſeinen Mann ſteht.

Aber die Sehnſucht bleibt, die nach dem vergangenen Traume zurückblickt. Und ſelbſt der unbarmherzig klarſehende Geiſt eines erfahrenen Mannes verliert das Gefühl nicht für den Genuß, im Takte einer höheren Melodie des Lebens gleichſam, Ruhe und Thätigkeit nur nach eigenem Ermeſſen ſelbſt ſich zuzutheilen, und ohne Anſtoß der von Anderen ausgeht, die Art und Weiſe zu beſtimmen, wie er ſich der Allgemeinheit nützlich machen wolle.

Das gewährt Rom. Und Goethe's Leben dort erſcheint als das ſchönſte Beiſpiel, wie Rom das gewähren kann. Niemals vielleicht iſt Einſamkeit und Verkehr mit den Menſchen, Thätigkeit und ausruhende Betrachtung, Durchſetzen des eigenen Willens und Sichlenkenlaſſen von den Ereigniſſen zu einem ſchöneren Stück Menſchenleben zuſammengewebt worden, als während des einen Jahres, das Goethe in Rom verbracht hat.

Unaufgefordert dringen in Rom die Bilder der Vergangenheit auf uns ein, durchziehen die Seele und laſſen ihre Spur zurück. Unabhängiger und freier über den Ereigniſſen fühlt man ſich werden. Die Bekanntſchaft mit den Werken der Kunſt, von ihren Anfängen bis zu dem neueſten Tage, verleiht die unausſprechlich beruhigende Erkenntniß der unaufhaltſam fortſchreitenden geiſtigen Entwicklung der Menſchheit. Die volle, dichteriſch ſchaffende Kraft gab Goethe die Macht, an den eigenen Werken ſogleich anzuwenden, was er aus denen der Künſtler vor ihm gelernt, und indem dieſes Lernen ſelbſt ein ununterbrochenes war, eine Zunahme an innerlichem Reichthum, den jeder Tag vermehrte, ſpürte er faſt in ſichtbarem Fortſchritt den Wachsthum ſeiner Seele und ſeiner Fähigkeiten.

Was er bis dahin gedichtet hatte waren gleichsam provinziale Erzeugnisse; Tasso und Iphigenie aber in ihrer endlichen Gestalt stellen Goethe in die Reihen der Weltdichter. Getilgt ist jede Spur fremden Einflusses. Wir brauchten nichts weiter über Goethe's italiänische Reise zu erfahren, als daß er mit diesen Arbeiten in Rom beschäftigt war, um zu wissen, was dort mit ihm vorging.

Als Goethe Weimar verließ, war die Gesellschaft dort der Horizont, innerhalb dessen er sich einschloß; als er zurückkehrte, war Weimar nur der Punkt, von dem aus sich die Wirkung seines Dichtens und Trachtens über Deutschland und über die Deutschen Gränzen hinaus verbreitete. Dasselbe alte Feuer war es, jetzt aber strahlte es von der Höhe eines Leuchtthurmes weit in die Runde. Concentrirter und ruhiger flammte es auf. Das hatte Rom an ihm gethan. Vielleicht, daß es eines Deutschen Geistes gerade bedarf, um in Rom das zu erlangen; zuviel Zeugnisse aber liegen vor, von den größten Geistern hinab bis zu den bescheidensten, denen allen Rom zur Genesung verhalf aus der unruhigen Hast des Lebens und die dort ein Gefühl vom wahren Maße ihrer Kräfte gewannen.

Denn wo man nur das erblickt, was Andere halb thaten oder verfehlten, lernt man, entmuthigt, auch das an sich selbst nur erkennen, was halb und was verfehlt ist: wo aber das Vollendete in Ueberfülle uns umgiebt, fühlen wir uns ermuthigt zu ihm emporgehoben. Goethe war, ehe er nach Italien ging, durch die verschiedenartigsten Anforderungen, die er selbst und Andere an ihn stellten, in Verwirrung gerathen. Er zweifelte, wozu er bestimmt sei. Jetzt fiel von ihm ab was seiner Natur nicht durchaus harmonisch war. Er erkannte seine Stelle im großen Gefüge der menschlichen Thätigkeiten. Er sah ein, daß seine amtliche Wirksamkeit nicht aus innerem Beruf, sondern aus persönlicher Neigung zum Herzoge her-

vorgegangen sei. Diese Epoche war eine abgethane für ihn. Ich habe mich wiedergefunden, schreibt er dem Herzoge, und als was? — als Künstler. In Rom war sich Goethe bewußt geworden, daß er ein Dichter sein müsse, um mit sich selbst in Uebereinstimmung zu leben.

Es war das Höchste, dem er sich von neuem weihte. Gewiß, es hatte ihm Kämpfe gekostet, ehe er sich diesen Beruf so unumwunden zuzugestehen wagte. Aber man möchte denken, auch in Rom allein sei es möglich, die Ausübung der Kunst als die höchste menschliche Thätigkeit zu erkennen. Gerade dort, wo politisch das Gewaltigste geschah, wird man dennoch inne, daß die äußerlichen Wandlungen der Völker aus tiefer liegenden Geschicken entspringen als aus den politischen Erfolgen des Augenblicks; daß das Beherrschen der politischen Ereignisse keineswegs am meisten die Kraft der Nationen zeigt und ihnen ihren Rang in der Geschichte anweist. Ueber alledem steht als entscheidenderes Moment die geistige Arbeit eines Volkes. Wer möchte Angesichts der Werke Michelangelo's in der Sixtinischen Capelle und der Raphael's im Vatikan darüber noch im Zweifel sein, ob es eine edlere und erfolgreichere Thätigkeit des Menschen geben könne, als die, solche Schöpfungen hervorzubringen? Die Kunst, ich nehme den Begriff im weitesten Umfange, stellt sich dar als das allein belebende Prinzip. Wie die Nationen steigen oder sinken, zeigt sie am deutlichsten und lehrt uns die Jahrhunderte abschätzen. Wir hier in Deutschland und Preußen: wenn wir die halbe Welt besiegten oder uns zu Willen zwängen (woran wir freilich nicht denken, ich sage es nur des Beispiels halber): nach Jahren würde die Nachwelt doch nur nach dem fragen, was in Künsten und Wissenschaften damals von uns gethan worden sei als wir so viel erreichten, und danach würde sie ihr Urtheil abgeben.

Im April 1788 mußte sich Goethe entschließen aus Rom fortzugehen. Er war dort heimisch geworden. Er hatte einen Kreis aus Deutschen, Italiänern und anderen Fremden um sich, dessen belebender Mittelpunkt er war. Kayser, der Komponist, lebte bei ihm im Hause, um Claudine von Villabella zu komponiren; Tischbein, der Maler, und Moritz, der feinfühlende Aesthetiker, waren ihm verbunden; Angelica Kauffmann, die berühmte Künstlerin, seine Freundin. In dem Buche, das Goethe in späterer Zeit unter dem Titel „Italienische Reise“ aus seinen Briefen zusammenstellte, und dem er das Motto „auch in Arkadien“ vorsetzte, beschreibt er zum Schlusse noch seine römische Wohnung, die bequemen, behaglichen Räume, in denen ihm so wohl war, den kühlen, geräumigen Saal, in dem er die Abgüsse seiner Lieblingssculpturen aufgestellt hatte, den Hausgarten, in welchem ein alter Weltgeistlicher Citronenbäume in Kübeln von gebrannter Erde pflegte, den Blick dahinüber auf Gärten, Terrassen und Balcone, ein grünendes blühendes Paradies: alles mußte er mit einem Schlage aufgeben, und dazu die himmlische Ruhe, deren Segen er, er fühlte es wohl, nirgends wieder so empfinden würde.

Mit Rührung gedenkt er der letzten Tage.

„Auf eine besonders feierliche Weise,“ schreibt er, „sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer anderen einfacheren größern Welt.

„Nach zerstreuenden, mitunter peinlich verbrachten Tagen,

macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurel's rief den Commandeur im Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseums mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

„Alles Massenhafte macht einen eigenen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes.

„Bei meinem Abschied empfand ich Schmerzen einer eignen Art. Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, gibt ein Gefühl, das sich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu theilen als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in diesem Augenblicke immer und immer Ovid's Elegie, die er dichtete als die Erinnerung eines ähnlichen Schicksals ihn bis an das Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Distichen wälzten sich zwischen meinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren soviel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —

Und ſchon ruhten bereits die Stimmen der Menſchen und Hunde,
Luna, ſie lenkt' in der Höh' nächtliches Roſſegeſpann.
Zu ihr ſchaut' ich hinan, ſah dann capitoliſche Tempel,
Welchen umſonſt ſo nah' unſere Laren geglänzt.

Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war, ihn meiner Perſönlichkeit, meiner Lage im beſonderſten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reiſe beſchäftigte mich dieſes Thun manchen Tag und Nacht. Doch ſcheute ich mich auch nur eine Zeile zu ſchreiben, aus Furcht, der zarte Duft ſo inniger Schmerzen möchte verſchwinden. Ich mochte beinahe nichts anſehen, um mich in dieſer ſüßen Qual nicht ſtören zu laſſen.

Doch gar bald drang ſich mir auf, wie herrlich der Anblick der Welt ſei, wenn wir ſie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetiſchen Thätigkeit; der Gedanke an Taſſo ward angeknüpft und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in dieſem Augenblick zunächſt lagen. Den größten Theil meines Aufenthaltes in Florenz verbrachte ich in den dortigen Luſt- und Prachtgärten. Dort ſchrieb ich die Stellen, die mir jetzt noch jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen."

So ging Goethe, in vollen Gedanken an ſeine Dichtung, fort aus dem ſchönen Lande.

Taſſo war es, der ihm auch in Deutſchland tröſtend über die erſten Zeiten hinweghalf, als es ihm anfangs nach ſeiner Rückkehr faſt unmöglich dünkte, ſich in die alte Enge neu hineinzugewöhnen. Dies Gefühl war ſo übermächtig, daß er zuerſt gleich wieder fort wollte nach Italien.

Bald aber ging ihm auf, er habe dort genug gewonnen, um in ſich allein leben zu können unter welchem Himmel es auch ſei. Er begann die große Arbeit, das in ſich zu ordnen, was er während der Reiſe aufgenommen. Er zog ſich zurück

in die eigenen Gedanken, die nur wenige Freunde theilten bis dann endlich, doch nach Jahren erst, Schiller ihn aus dieser Stille herausriß.

Als diese beiden einmal erkannt hatten, daß sie einander bedürften, begann zwischen ihnen jener unsterbliche Verkehr, der nicht schöner zwischen zwei Männern gedacht werden kann.

Wie sehr fühlen wir jetzt Schiller die Sehnsucht an nach dem Besitze dessen, was Goethe erworben und in Italien zu sicherem Abschlusse gebracht hatte; wie kommt auch uns die Offenheit jetzt zu gute, mit der Goethe auf Schiller's ihm entgegenstrebende Gedanken eingeht.

Schiller sagte von sich selbst, daß er in Sachen der bildenden Künste ein Barbar sei. So schreibt er an Wilhelm von Humboldt, als dieser nach Rom gegangen war. Er fragt ihn, was er dort solle. Er habe da nichts zu suchen und nichts zu finden. Während Goethe vor seiner Reise durch unendliche, außerhalb seiner dichterischen Begabung liegende Geschäfte gestört und aufgehalten worden war, hatte Schiller durch das Schreiben um das tägliche Brod noch mehr als Goethe versäumen müssen. Aber während diesem eine immer größere Zurückhaltung, ein inniges Bedürfniß nach Abgeschlossenheit mehr und mehr zur anderen Natur ward, breitete sich Schiller weiter und weiter aus und wirkte unmittelbarer auf das Publikum. Daher dann, als sie sich endlich gegeneinander erschlossen, die herrliche Ergänzung beider Naturen. Zu einer einzigen Macht thaten sie sich zusammen. In einer Zeit geschah das, wo sie auf verschiedenen Wegen beide sich äußere Unabhängigkeit erworben hatten und beide zur Ueberzeugung gekommen waren, daß sie nichts weiter als Dichter sein könnten.

Ihre gegenseitigen Mittheilungen bieten jetzt das Schauspiel eines geistigen Naturprozesses dar.

Einer kann nicht arbeiten ohne den Andern. Ueber ihre

Werke berathen sie wie über gemeinsame Thaten. Ein Phänomen erblicken wir, als wären zwei Planeten zusammengestoßen und rollten fortan zu einem einzigen Stern verwandelt um die Sonne weiter. Wohin wir blicken in der Geschichte: nirgends bietet sich ein ähnlicher Anblick. Ueberall wo große Männer sich zeigen, herrscht Einsamkeit um sie her und Raum und Zeit und Gefühle trennen sie. Bedeutenden Geistern wird es, je vollendeter sie in ihrer Eigenthümlichkeit sich ausbilden, unmöglich beinahe, mit Anderen im Vertrauen zu stehen, in deren Ansichten auch nur ein geringer Widerspruch gegen die ihrigen sich Geltung verschaffen will. Dies Gefühl war bei Schiller und Goethe gleich stark. Sie mußten sich abstoßen. Und dennoch hier zuletzt die idealste, innigste Vereinigung. Der Gedanke drängt sich auf unwillkürlich, daß die Möglichkeit eines solchen Zusammenschlusses ein Merkmal der Vervollkommnung der menschlichen Natur sei, ein Beweis für Lessing's, in seinen Sätzen über die Erziehung des Menschengeschlechtes, niedergelegte Gedanken.

Daran jedoch müssen wir uns stets erinnern, wenn wir jeden für sich betrachten: Goethe war ein vierzigjähriger Mann als er in Italien die Umwandlung seines Wesens erlebte. Diese Reise, die in die Mitte seines physischen Lebens fällt, bildet bei ihm die Scheide zwischen Jugend und Alter. Vor ihr war er der junge, fast mythische Goethe, über dessen Gestalt eine leise Dämmerung verbreitet ist; nach ihr ist er der uns allen verwandte Goethe der neuen Zeit, von dem wir sagen, er lebe noch, weil seine Werke lebendig sind als hätte er sie heute geschrieben, und weil noch so Viele unter uns sind, die das Glück genossen haben, mit ihm zu reden und ihm in die Augen zu sehen. Wenn er von nun an ruhiger wird und in seinen Dichtungen langsam vom Ausdruck der Leidenschaft zu dem der Betrachtung übergeht, so liegt das im Gange der menschlichen Natur. Er war sechzig als er die Wahlver-

wandtſchaften dichtete, und den ſiebzigen nicht ferne, als der weſtöſtliche Divan geſchrieben ward. Gleich zu Anfang, als er Rom betrat, drängte ſich ihm das Gefühl auf, er hätte zehn Jahre früher dahin gelangen müſſen. Aber man pflegt von denen, die ſoviel gewähren, Alles zu verlangen. Goethe konnte nicht immer jung bleiben. Wie bei allen Sterblichen ging die Zeit der glühenden Leidenſchaft vorüber nach unabänderlichen Geſetzen.

Schiller's und Goethe's vereinigte Thätigkeit fällt in die Zeiten, in welchen Frankreich die geiſtige Uebermacht einbüßte, in deren Beſitz es bis dahin geweſen war. Doch iſt der Uebergang kein plötzlicher; Goethe überſetzt noch Voltaire's Tankred und Schiller die Phädra des Racine. Aber die Verhältniſſe waren doch ſchon der Art, daß die franzöſiſchen Werke gleichſam ins Deutſche erhoben wurden. Ein gewaltiger Zug lenkte die Geiſter wieder Italien und dem Alterthum zu. Goethe war die treibende Kraft dieſer neuen Bewegung, die nicht ohne Widerſtand blieb, dennoch aber ſiegreich durchdrang. Seit er nach Italien ging, ſeit er Winckelmann populär machte und die Werke Raphael's und Michelangelo's auslegte, wurde Rom von neuem als die hohe Schule erkannt, in der ein männlicher Geiſt am ſchönſten ſeine Bildung vollendet.

Und das gilt heute noch. Keine politiſche Veränderung kann dieſer Stätte ihre allmächtig einwirkende Kraft rauben. Noch immer fühlen wir, daß man anders von dort zurückkommt als man gegangen iſt. Italien hat Cornelius und Schinkel gebildet. Dort hat Platen gedichtet. Von Rom ging jene neue Blüthe der Deutſchen Philologie aus, der wir heute ſo ungemeines zu verdanken haben. Wilhelm von Humboldt befeſtigte dort ſeinen hohen Begriff von der Würde der Kunſt und Gelehrſamkeit, die er ſpäter als preußiſcher Miniſter verwirklichte; Niebuhr und Bunſen aber machten das Capitol zu

der Pflanzstätte gelehrter Bildung, indem sie, als preußische Gesandte in edelster Weise den Pflichten genügten, die ihnen ihre Stellung in Rom Deutschland gegenüber auferlegte. —

Goethe fühlte sich berufen, bis in seine letzten Tage der Vermittler zwischen Italien und Deutschland zu sein. Nicht nur die großen Italiäner der vergangenen Jahrhunderte suchte er uns näher zu bringen, sondern für Alles was vom Süden kam, hatte er ein Herz gewonnen. Alfieri, den größten Dichter des modernen Italiens, lernte er nicht selbst persönlich kennen, aber er veranlaßte, daß von seinen Tragödien übersetzt und in Weimar aufgeführt ward. Für Manzoni's Arbeiten wirkte er mit Eifer. Die italiänische Sprache, die gleich der unsern und der griechischen, sich so schön und schmiegsam zum Ausdruck individueller Gedanken eignet, muß für jeden Deutschen, dem sie bekannt ist, ein harmonischer, freundlicher Klang sein. Möge das Gefühl der edelsten Verwandtschaft mit Italien, das Goethe hegte und pflegte, immer lebendiger bei uns werden, und das Bewußtsein klarer, wieviel Deutschland im höchsten Sinne der Nation zu danken hat, der jetzt, nach Jahrhunderten der Unterdrückung, die Möglichkeit freier geistiger Entwicklung zum ersten Male wieder geboten wird.

Es war 1861 eine Reihe öffentlicher Vorlesungen vorbereitet worden, deren Ertrag dem Goethemonument zufließen sollte, und zu denen dieser Vortrag gehörte. Der erste, den ich in Berlin gehalten habe. Es hat dann noch zwanzig Jahre bedurft ehe das Monument zu Stande kam.

IV.

Schiller und Goethe.

(1858.)

Muthvoll drang er hinauf zum wolkenverhüllten Gipfel,
Und der olympischen Burg Thore, sie sprangen ihm auf;
Aber der andere ruhte gelassen am Fuße des Berges,
Sieh, und es kamen zu ihm alle die Götter herab.

Die wahre Geschichte Deutschlands ist die Geschichte der geistigen Bewegungen im Volke. Nur da, wo die Begeisterung für einen großen Gedanken die Nation erregte und die erstarrten Kräfte ins Fließen brachte, geschehen Thaten, die groß und leuchtend sind. Wo es sich um gemeineren Vortheil handelt, überragen uns die andern Völker an Energie und an Leichtigkeit.

Man kann die Geschichte der französischen Könige und Kaiser diejenige Frankreichs nennen: die Namen der Deutschen Kaiser und Könige aber sind keine Meilensteine für den Fortschritt des Volkes. Die Geschichte der englischen Staatsverfassung enthält die Englands, aber die Kämpfe auf Deutschen Reichstagen und Ständeversammlungen stehen außer Zusammenhang mit der Entwicklung des Ganzen, selbst die Kriege, die Friedensschlüsse, die Spaltungen des Landes spielen eine untergeordnete Rolle; es fragt sich immer zuerst, welcher Gedanke ergriff die gesammte Nation, welche Männer waren es,

die ihn zuerſt empfanden, welche, die ihm freie Bahn brachen, und nach welcher Richtung riß er das Schickſal Deutſchlands mit ſich vorwärts?

Die Deutſche Geſchichtſchreibung muß an die höchſten Dinge anknüpfen, welche den Menſchen bewegen. Die Reformation, die Blüthe der neuen Litteratur ſind Epochen für uns und haben eine würdige Darſtellung erfahren. Für Frankreich war ein Buch möglich unter dem Titel: „das Zeitalter des großen Ludwig"; bei uns gibt es keinen Fürſtennamen, der ſo wie der Ludwig's alle Strahlen an ſich ſog und alle wieder ausſtreute. Aber „ein Zeitalter Luther's oder Goethe's" hätte Sinn und Inhalt. Ihrem Einfluſſe entzog ſich nichts ſo lange ſie wirkten. Ihr Charakter wird zu einem Durchſchnittsmaße, nach dem wir die andern um ſie her abmeſſen. Die Fürſten, die gegen den Kaiſer rebelliren die Bauern, die ihre Herren angreifen: Luther ſteht in der Mitte, um ihn ereignen ſich die Dinge: ſtrichen wir ihn aus, ſo wären es lauter einzelne Vorfälle ohne Beleuchtung und ohne Zuſammenhang. Nicht anders mit Goethe. Was hat Goethe mit den Freiheitskriegen zu thun? Er kämpfte nicht mit, ſchrieb keine patriotiſchen Geſänge, keine Broſchüren gegen die Franzoſen oder vaterländiſche Tragödien. Aber man ſehe die Bildung der Männer, welche damals den Kern des Volkes bildeten, genauer an: lauter Schüler ſeiner Lehre, die ſich bemühen, in ſeinem Geiſte zu handeln. Corneille's oder Shakeſpeare's Leben dem Goethe's gegenüber verhalten ſich wie die Schickſale einer Stadt zu dem eines ganzen Landes.

Nur in Deutſchland konnte die ideale Macht eines Schriftſtellers ſo tief die Gemüther ergreifen. Seit Luther's Zeiten iſt die Geſchichte der Litteratur die innerſte Geſchichte des Volkes. Alles andere ſpiegelt ſich in ihr und ordnet ſich unter. In dieſem Sinne bekannte Friedrich der Große in hohem Alter, als er alle ſeine Schlachten geſchlagen, Preußen

zu einer Macht erſten Ranges erhoben und die Erbärmlichkeiten aller Handwerke kennen gelernt hatte, der Ruhm eines großen Schriftſtellers erſcheine ihm bedeutender als der des größten Fürſten. So ſchrieb er an Voltaire zu einer Zeit, wo er es aufgegeben hatte, dieſem Manne Schmeicheleien zu ſagen oder ſeinen Verſicherungen Glauben zu ſchenken, daß er ſelber einmal als großer Schriftſteller genannt werden würde.

Wenn wir von unſern großen Dichtern ſprechen, ſo reden wir davon wie die Franzoſen von ihrer Gloire und die Engländer von ihrem Reichthum. Goethe und Schiller ſind nicht blos Männer, deren Arbeiten uns ergötzen oder momentan rühren, ſondern wir betrachten ſie als die Schöpfer der geiſtigen Höhe, auf der wir uns befinden. An ihrem Ruhme haben wir alle Antheil und zehren von ihm. Keiner von uns, der nicht ein ganz beſonderes, perſönliches Verhältnis zu ihnen hätte und ſeine eigene Meinung über ihre Schriften und ihren Charakter. Darin ändert er ſich nicht und nimmt keine Belehrung an; denn dieſe Meinung wuchs mit ihm ſelber langſam auf und hat Theil an ſeinen Fehlern und ſeinen Tugenden.

Ueber Goethe und Schiller iſt ſo viel bedeutendes geſchrieben worden, aus ihrem Leben ſind ſo viele Einzelnheiten bekannt gemacht, daß ein Studium dazu gehört, das ganze zu umfaſſen. So iſt denn von ihren Werken wie von den Nachrichten über ihr Leben nur eine fragmentariſche Kenntnis, und dieſe nicht im richtigen Zuſammenhange in das Volk gedrungen. Goethe's Leben umfaßt beinahe ein Jahrhundert, ſeine Werke bilden ganze Reihen von Büchern. Die, welche ſie ſeit langen Jahren leſen, ſind oft unbekannt mit vielen der wichtigſten Dinge, die darin ſtehen. Der Eine will nur die Werke ſeiner Jugend anerkennen, der Andere nur das leſen was er im Alter ſchrieb. Jeder ſcheidet das allmählich

heraus, was ihm am meiſten zuſagt, und bleibt dabei ſtehen. Alle die Schickſale des Mannes und jeder einzelnen Arbeit klar im Gedächtniſſe zu beſitzen, iſt ohne angeſtrengte Arbeit nicht möglich. Die Bücher, welche über Goethe geſchrieben ſind, ſetzen aber entweder die Kenntnis des Materials voraus, oder, wo ſie es dem Leſer mitzutheilen verſuchen, ſtehen ſie nicht auf der Höhe ausgezeichneter Arbeiten.

Indeſſen wir bedürfen ihrer kaum, denn wer in Wahrheit etwas davon wiſſen will, muß ſelbſt ſuchen. Lieber ſich durch eigenes, wenn auch unvollkommenes Studium eine eigne Meinung bilden, als die Reſultate annehmen, die Andere zu einem Bilde eigener Erfindung zuſammenſetzten. Nur der hat eine Idee von Kunſt und Wiſſenſchaft, der ſelbſt geſehen und geleſen hat, auf deſſen Seele die Werke der Meiſter wirken konnten. Nur dem ſind Kunſt- und Litteraturgeſchichten nützlich, der die in ihnen ausgeſprochenen Anſichten ſeinen eigenen zur Vergleichung gegenüberzuſtellen vermag, die er vorher durch eigene Erfahrung gewann. Goethe's Leben in dieſer Weiſe aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen, iſt nicht ſchwer. Für die Jugend bis zum Eintritt in Weimar haben wir ſein Werk Wahrheit und Dichtung; für Weimar, bis er nach Italien ging, den Briefwechſel mit Frau von Stein; aus Italien das Buch: die italiäniſche Reiſe; über die nächſte Zeit ſeinen Bericht über die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz, für die folgenden zwölf Jahre aber ſeinen Briefwechſel mit Schiller, deſſen eigenes Leben jetzt in ſeinen geſammten, chronologiſch hintereinander abgedruckten Briefen am deutlichſten niedergelegt iſt.

Schiller's und Goethe's Briefwechſel iſt ein Beſitz, wie ihn kein anderes Volk aufweiſen kann. Wenn wir die Dichtungen der beiden Männer als die edelſten Geſchenke betrachten, welche Deutſchland jemals dargeboten wurden, ſo kann man dieſen Briefwechſel als das reichſte Vermächtniß bezeichnen,

das uns zufiel. Man hat die Bemerkung gemacht, daß ungebildete Menſchen, wenn ſie durch Langeweile auf Reiſen getrieben nach Rom kommen und nur zur Befriedigung ihrer Neugier und Eitelkeit die dort angehäuften Reliquien der Jahrhunderte betrachten, unwillkürlich von einem heiligen Reſpekt vor der Kunſt und ihrer idealen Macht erfüllt werden; ebenſo müſſen die, welche Schiller's und Goethe's Briefe leſen, von dem Werthe des Lebens ergriffen werden, das dieſe beiden, jeder für ſich, wie gemeinſam, führten; mitten unter der Uebermacht der materiellen Anſprüche unſerer Zeit muß ihnen die Ahnung aufdämmern von einer Exiſtenz, deren Arbeit werthvoller als jene den augenblicklichen, ſichtbaren Gewinn fördernde Thätigkeit der Hände oder des Geiſtes iſt, die heute allein mit dem ehrenvollen Namen Arbeit belegt wird. Jahre hindurch verfolgen wir hier das Streben zweier Geiſter, die ſich über das Treiben der Menſchen rings um ſie herum erhoben hatten. Wir ſehen, wie ſie das Große und das Gemeine beurtheilen und behandeln, wir erblicken die Früchte ihres Dranges nach wahrer Arbeit, wie ſie es ſich ſauer werden ließen, die eigenen hohen Anſprüche an ſich ſelbſt zu befriedigen, wie ſie ohne Innehalten ſich abmühten, höher zu ſteigen, zu lernen, zu verbeſſern und an neuen Schöpfungen das zu verwerthen, was die abgethanen, vollendeten ſie gelehrt hatten.

Um dieſe Vereinigung wahrhaft zu würdigen, müſſen wir die Wege betrachten, die jeder zuerſt allein ging bis ſie in eine gemeinſame Straße zuſammenliefen. Sie fanden ſich wie zwei Ströme, die von einander ſtrebend dennoch in dasſelbe Bette gezwängt werden, und wie ein einziger, dennoch mit verſchieden gefärbten Strömungen, dem Ocean ihre Gewäſſer entgegenwälzen. Die gewöhnlichen Freundſchaften des Lebens beruhen zu ſehr auf dem Zufall, ſie bieten keine Vergleichung für die, welche zwiſchen Schiller und Goethe waltete.

Es wäre eine schöne Aufgabe der litterarischen Geschichtschreibung, die Verhältnisse hier so darzustellen, daß ihr Zusammengreifen als ein Kunstwerk der Vorsehung erschiene, oder wie nun jeder Einzelne die Macht nennt, durch deren Einwirkung die planlosen Schicksale der Völker und der Menschen für das rückwärtsblickende Auge den Anblick eines schön verknüpften Gewebes darbieten. Je reiner uns die Fäden gezeigt werden, je klarer ihre Verschlingung dargelegt wird, um so schöner und ergreifender wird die Arbeit. Aber es scheint mir nicht, als ob sie bei Schiller und Goethe bereits möglich sei. Ihre Werke sind noch zu sehr in der Wirkung begriffen. Ihre Zeiten liegen zu entfernt, um eine Schilderung aus persönlicher Erfahrung zu gestatten, zu nah, um den unbefangenen historischen Anblick zu gewähren. Einer späteren Generation bleibt das freie Gefühl vorbehalten, dessen wir noch ermangeln. Wir sind gleichsam in dem Zustande, in dem sich das Publikum befindet, das aus dem Schauspielhause auf dem Heimwege begriffen ist. Das Stück ist zu Ende, aber der Eindruck hat sich noch zu keinem Urtheile concentrirt; es muß eine Ruhe eingetreten sein, während welcher der erregte Geist sich sammelt, um sich klar zu werden, was er eigentlich gesehen und empfunden habe, zu gewahren, was dauernd in ihm haften blieb und was als überflüssig davon flog. Je höher die Gebirge sind, um so weiter muß man zurücktreten wenn man sie überblicken will. Bis jetzt hat man nur ihre Schluchten durchkrochen, ihre Felsen der Steinart nach bestimmt, Höhlen entdeckt und verborgene Quellen gefunden. Dies alles sind nur Vorbereitungen. Ueber Goethe's Philosophie, sein Verhältnis zum Christenthum, seine theatralischen Bestrebungen können wir noch nicht urtheilen. Man weist nur auf dies und jenes hin, dessen man sich beim Studium bewußt wurde, man zeichnet die Reflexionen auf, die bei der Betrachtung sich aufdrängten, alles aber unter dem

Vorbehalte, wohl bedacht zu haben, von welchen Gränzen man umfangen wird und welchen Täuschungen man nothwendigerweise unterworfen bleibt.

Goethe's erste Anfänge gehören in eine Periode, deren öffentliches Leben eben so verschieden von derjenigen war, in welche seine mittleren Produktionen fallen, wie diese selbst von der letzten Zeit, in die sein Alter noch so tief hineinragte. Als er zu dichten begann, war die Deutsche Litteratur auf den Bürgerstand als ihr Publikum angewiesen. Lessing, Klopstock, Gellert und die ganze Schaar der Männer zu ihren Zeiten hatten weder die Höfe noch den Adel im Auge, sie schrieben für die unabhängige mittlere Schichte des Volks, und nur ausnahmsweise gewannen ihre Schriften im durchaus französisch gebildeten Adel einzelne Verehrer. Die Aristokratie des Volkselements, für das sie arbeiteten, war die Republik der Gelehrten. Die höhere Gesellschaft kannte nur eine einzige Sprache, die der Dichtung fähig war, die französische (die italiänische kommt im ganzen wenig in Betracht); Goethe's erster dramatischer Versuch ist ein Stück in Alexandrinern mit französischer Theaterpraxis und beinahe französischem Inhalte.

In Frankreich selbst entstand der Rückschlag gegen diese Richtung. Diderot stellte dem zu völliger Unnatur verkünstelten Wesen des Theaters seine in prosaischem Natürlichkeitsstyl geschriebenen Komödien entgegen und unterstützte sie durch kritische Arbeiten. Das griff Lessing auf, welcher, früher auf ganz anderer Fährte, nun eine Umwandlung erfuhr, durch welche seiner Eigenthümlichkeit Terrain, sich zu entwickeln, eröffnet ward. Lessing gesteht dies offen ein. Diderot hat durch ihn mehr in Deutschland vollbracht als in seinem Vaterlande, wo Voltaire noch zu mächtig war. Bei uns half er die Straßen glätten, auf der Shakespeare siegreich einzog. Goethe's Clavigo ist in Diderot's Manier geschrieben. Diese

weinerliche Komödie (comédie larmoyante) hat nicht nur Beaumarchais zum Helden und Inhalte, sondern Beaumarchais, ein Nachahmer Diderot's, gab durch seine eigenen theatralischen Werke die Form und den Ton, in welchem Goethe sein Stück dichtete. Goethe erzählt, wie populär damals Beaumarchais' Eugenie war, über die die jungen Damen in Frankfurt Thränen vergossen.

Shakespeare jedoch überwucherte bald alles andere. Freilich eine Uebertragung wie die Schlegel'sche wäre damals undenkbar gewesen, man spielte in elenden Uebersetzungen. Götz von Berlichingen ist ein Denkmal von dem Einflusse dieses Dichters auf Goethe's fortschreitendes Genie. Er fällt in Zeiten, wo das Franzosenthum in Deutschland vor der um sich greifenden einheimischen Dichtung auf dem Rückzuge war. In Frankreich witterte man den Umsturz der Dinge von ferne, in Deutschland durchdrang das Verlangen nach geistiger Unabhängigkeit endlich auch den Adel und die Hofgesellschaft. Allein Goethe schreibt noch hie und da französische Briefe an Frau von Stein und der Herzog von Weimar bleibt seiner Vorliebe für die französischen Klassiker getreu. Erst am Ende des Jahrhunderts ging das nationale Element siegreich hervor aus dem Kampfe gegen fremde Einflüsse, eine neue Aera begann. Der Adel floß zurück in den Bürgerstand, immer noch verschieden dem Range nach, geistig aber auf Einer Fährte. Sie berührten sich frei, ohne darum ihre Stellung aufzugeben, und es entstand jene wunderbare Mischung des Volkes, die man das gebildete Publikum nannte, ein vornehmes aus den besten Bestandtheilen des Volkes zusammengesetztes Volk im Volke, das bis zu Goethe's Lebensende das herrschende und tonangebende Element in Deutschland blieb.

Eine Fülle unabhängiger Männer fing an die Litteratur als das höchste Interesse des Lebens anzusehen. Die besten

Kräfte Deutſchlands hielt eine gemeinſame Ehrfurcht vor Kunſt und Wiſſenſchaft verbunden. Man forſchte, philoſophirte und ſchrieb auf eigene Gefahr; das Beiſpiel derer, die das große Wort führten, übte ſeinen Einfluß auf die Geringeren, man ſtritt und intriguirte hier wie überall, aber man bewegte ſich ſtets auf einem idealen Gebiete. Malerei, Skulptur, Architektur, Naturwiſſenſchaften erwachten zu neuem Leben — ſteht man heute da und verlangt handgreifliche Beweiſe von dem, was damals gethan und geſchaffen ward, ſo könnte man faſt in Verlegenheit gerathen, denn es iſt wenig aufzuweiſen; allein in jenen Zeiten wurden alle die Männer erzogen und gebildet, die ſpäter Deutſchland aus der Herrſchaft der Franzoſen herausgeriſſen, und alle die Männer, die jetzt noch von damals übrig ſind, ſprechen von dem Hauche der Begeiſterung, welche ihre Jugend umwehte, und ſagen, die heutige Zeit verſtände das nicht, es ſei unmöglich, ihr begreiflich zu machen, wie man damals das Leben anſah.

Noch kürzlich hörte ich die Bemerkung eines älteren Mannes, es ſei nicht möglich ſich jetzt vorzuſtellen, wie es vor der Schlacht bei Jena in Deutſchland ausgeſehen habe. Und doch fallen Schiller's ſämmtliche Werke in dieſe Periode. Wenn wir heute den Wilhelm Tell ſehen, die Scene, wo Rudenz ſeine Bauern zu freien Leuten macht, denken wir nicht daran, daß zu der Zeit, wo Tell geſchrieben ward, der Adel noch alle ſeine Privilegien hatte und der Bauer ſeine Freiheit noch nicht. Stellt man ſich heute ſo obenhin die ſogenannte Rococozeit vor, ſo ſcheint das veränderte Koſtüm, Zöpfe, Degen und geſtickte Kleider der Hauptunterſchied. Aber in den altmodiſchen Kleidern ſteckten altmodiſche Gedanken. Weil Goethe ſo ganz und gar in die neue Zeit hineinlebte und zugleich ſein Leben und Dichten ſo ſehr den Charakter der Einheit trägt, nehmen wir unwillkürlich die Vor-

ſtellung an, ſeine weimaraner Exiſtenz habe von Anfang an unter ſich gleich bleibenden Bedingungen ziemlich daſſelbe Ausſehen gehabt. Nur daß er eben ein alter Mann ward, keinen Puder mehr in den Haaren trug und nicht mehr ſelber als Oreſt in der Iphigenie auftrat. Wer aber hätte damals den Oreſt ſpielen ſollen in Deutſchland, wenn nicht Goethe ſelbſt? Armſelige Wandertruppen zogen umher, Schauſpielhäuſer wie ſie heute jede mittlere Stadt beſitzt, fanden ſich für die Deutſche Bühne nirgends. In Weimar gab es kein ſtändiges Theater. Der Nachdruck ward durch ganz Deutſchland als ehrliches Geſchäft betrieben. Das Reiſen war eine Ausnahme, wie heute das Zuhauſebleiben. Goethe, als er nach Italien ging, machte einen weiteren Weg, als wenn er heute nach China oder Auſtralien gegangen wäre. Es herrſchte damals andere Sitte und anderes Recht. Die Kinder ſtanden den Eltern anders gegenüber, die Soldaten nahmen eine andere Stellung im Staate ein, die Univerſitäten hatten eine andere Bedeutung, die ſtädtiſchen Einrichtungen größere Zähigkeit: bis auf die Sprache iſt wenig ſo geblieben wie es war. Wer, wenn er einen langen Eiſenbahnzug daher kommen ſieht, dem in einem einzigen Tage von allen Seiten Dutzende ähnlicher Züge folgen, könnte ſich einen Zuſtand vorſtellen, wo alles Reiſen auf ein einſames Forttraben zu Pferde reducirt war? Denn die Wege hatten in jenen vergangenen und doch nicht allzu fernliegenden Zeiten meiſtens eine ſo bedenkliche Beſchaffenheit, daß bei einem Wagen das Steckenbleiben und Umfallen beinahe wie eine Gewißheit vorausgeſehen wurden.

Indeſſen wie hoch man auch den Einfluß dieſer Verhältniſſe anſchlagen mag, der Kern des Lebens bleibt unberührt von ihnen. Es ſind Aeußerlichkeiten. Sie erklären dies und jenes in Schiller's und Goethe's Dichtungen, ſo daß es den Schein der Seltſamkeit verliert, den es ohne dieſe Kenntnis annimmt; allein das wirklich Ergreifende ihrer Werke liegt in

einer höheren Region und wird unter allen Umständen die gleiche Kraft bewahren. Nur zwei Punkte darf man nicht vergessen: daß man stiller und träumerischer lebte, und daß unser jetziger Begriff der „Arbeit“ unbekannt und unmöglich war. Heute ist die erwerbende Klasse die, von der die politische Gestaltung der Welt abhängt, damals lag das Schicksal der Staaten noch in den Händen des Adels. Adel und Arbeit heben einander auf. Der Arbeiter vermehrt die Güter, die er erworben hat, der Adlige verzehrt die Einkünfte der Güter, die ihm von seinen Vorfahren hinterlassen worden sind. Durch Erbschaft erworbene Reichthümer gelten nichts in Amerika, der Werth des Mannes wird nach dem geschätzt, was er selbst gewonnen hat. Der höchste wie der niedrigste setzt seine Person dem Geschäfte nach, das er betreibt; der Adel kennt nichts als seine Person und opfert alles den idealen Anforderungen seiner Standesehre. Der Adel entstand dadurch, daß ein höherstehendes Volk ein niedrigeres überwand und es zu dienen zwang. Waren in der Folge auch durch den Lauf der Jahrhunderte beide Völker zu einem geworden, so bestanden dennoch die Verpflichtungen weiter, auf die hin eine Anzahl von Familien als eine höhere Kaste betrachtet werden, die das Recht hat, sich vom Lande ernähren zu lassen, seine Kriege zu führen und seine auswärtigen Beziehungen zu leiten. Kunst und Wissenschaft finden bei ihnen Schutz, Verständnis und Belohnung. Sie empfangen ihre Einkünfte nicht, um sie anzusammeln, sondern um sie wieder auszugeben. Das Gold, das große Dichter, Maler, Bildhauer von ihnen annehmen, ist kein Almosen, die unterthänigen Worte, mit denen sie ihre Arbeiten überreichen, sind keine Erniedrigung. Die Ehre und nicht der Nutzen war die Richtschnur, nach welcher der Adel handelte, sein Geschäft war das Genießen, nicht das Erwerben, seine Aufgabe, nicht eine bestimmte Sache gründlich zu erlernen und durch sie eine Exi-

ſtenz zu erringen, ſondern Alles kennen zu lernen und alle Kräfte des Körpers und der Seele gleichmäßig auszubilden. Das beſte Brod kam auf ſeine Tafel, die erſten Baumeiſter führten ihm Paläſte auf, er ſelbſt rührte keinen Pflug, kein Handwerkszeug, nur in ſeltenen Fällen eine Feder an. Alle arbeiteten für ihn und ſchafften das Geld, mit dem ſie bezahlt wurden, und waren noch ſtolz auf dieſe Wenigen, die den Reichthum des Landes verzehrten. Solche Geſinnung finden wir heute nicht mehr. Allein es gibt doch Anzeichen, wie tief ſie mit der menſchlichen Natur zuſammenhängt. In England, wo die Lehre von der Arbeit am längſten verbreitet war und alle Verhältniſſe auf ihr beruhen, gilt der allein für einen Gentleman, der ſich mit dem beſchäftigen kann, wozu er Luſt hat, und wer durch ſeiner Hände Arbeit das tägliche Brod gewinnt, zählt nicht zur guten Geſellſchaft. Künſtler erſten Ranges werden unter dieſem Geſichtspunkte halb als Handwerker betrachtet.

Uns erſcheint dies ungerecht. Wir verdammen ebenſoſehr die Sklaverei der ſüdlichen Staaten von Nordamerika. Dort hält ſich die weiße Bevölkerung zu gut für die Beſchäftigungen, welche den Schwarzen zur Laſt fallen.*) Mag das nun einen Lauf nehmen wohin es will: wo es nicht eine Klaſſe des Volkes gibt, die durch ihre Geburt allein ſchon die Vorurtheile empfängt, die eine unbekümmerte Anſchauung des Lebens möglich machen, da ſcheinen Kunſt und Wiſſenſchaft ohne Zweck und ſogar ohne Berechtigung. Nur ein ruhevolles Behagen am Daſein macht die Seele empfänglich für den Reiz des Schönen, und nur der kann an der Darſtellung des Erhabenen ſich begeiſtern, der durch Erziehung es zu erkennen und zu ſchätzen befähigt wird. Ich will nicht ſagen, daß es ſolche Menſchen nicht mehr gebe,

*) Geſchrieben vor dem amerikaniſchen Kriege, deſſen Erfolg die Abſchaffung der Sklaverei war.

aber sie bilden heute nicht mehr eine sich fühlbar machende Gesellschaft, welche das große Wort führt, und der Adel hat nichts mehr zu thun mit ihnen als Stand, denn er besitzt keine Rechte mehr und hat keine Pflichten mehr zu erfüllen. Ich berühre diese Verhältnisse nicht, um darüber zu klagen, daß unserer Zeit, in der wir leben, die Ruhe für das Verständnis dichterischer Werke genommen sei, denn unsere Zeit ist trotz der Auflösung aller hergebrachten Bande eine große und zukunftreiche Epoche, über die sich niemand zu beklagen hat, sondern ich möchte nur zeigen, wie die meisten Männercharaktere in Goethe's Dichtungen ihre Berechtigung haben, auch wenn sie unsern Begriffen nach ein unthätiges Leben führten. Werther hat keine Ahnung, daß man arbeiten müsse, Wilhelm Meister ist ein dilettantisirender Vagabund, Eduard in den Wahlverwandtschaften ein Rentier ohne feste Beschäftigung. Nur die Frauen haben in seinen Romanen einen festen Wirkungskreis, den sie thätig ausfüllen, die Männer führen ein drohnenhaftes Dasein und lassen andere für das Brod sorgen, das sie essen. Der philisterhafte Kaufmann, Wilhelm Meister's Vetter, ist unter so vielen Personen die einzige, die es sich mit dem Verdienste sauer werden läßt, und wird dafür denn auch als eine Art Vogelscheuche zur Warnung hingestellt: so sehr war die damalige Zeit noch von der Idee erfüllt, daß die ideale Thätigkeit im Menschen höher anzuschlagen sei als das erwerbende Handwerk. Eckermann äußerte gegen Goethe, der Tasso sei nicht leicht zu verstehen. „Ein junger Mann von guter Familie," erwiederte dieser, „mit hinreichendem Geist und Zartsinn und genugsamer äußerer Bildung, wie sie aus dem Umgange der höheren und höchsten Stände hervorgeht, wird das Stück nicht schwer finden." Düntzer bemerkt hiergegen, es sei schon mehrmals mit Recht ausgesprochen worden, daß auf solche gelegentliche Aeußerungen Goethe's nicht viel zu geben sei. Aber der Dichter wollte

mit diesen Worten gewiß nicht allen denen den Genuß seines Werkes abschneiden, deren Person nicht mit dem obigen Signalement übereinstimmte, sondern er explicirte nur, welcher Art das Publikum gewesen sei, für das er fünfzig Jahre früher das Stück dichtete, und in dessen Umgang er den Stoff dazu eingesogen hatte.

Goethe lebte an einem Hofe inmitten der guten Gesellschaft, machte da seine Erfahrungen und producirte da seine Gedichte. Man hat behauptet, es wäre besser für ihn gewesen, wenn er niemals in diese beengenden Kreise eingetreten. Welcher Art aber waren die, aus denen er ausschied? Der Trieb, der ihn nach Weimar führte, war ein so natürlicher! Sollte er in Frankfurt Advokat bleiben und allmählich eine höhere Stellung in der städtischen Verwaltung erreichen? Er fühlte, daß dort sein Platz nicht war. Er wollte leben; das einzige Mittel, nicht zu verkommen, war, daß er einer Umgebung entrann, deren Gesinnung für ihn bald eine erstickende Fessel geworden wäre.

So schloß er sich dem Herzoge an und ward aus dem Bürger einer freien Stadt der Diener eines Fürsten, dessen Land von unbedeutendem Umfange war. Aber die Luft war freier da oben. Michelangelo, der störrige Republikaner, verkehrte mit dem hohen Adel seiner Zeit, Corneille, eben so unabhängig in der Gesinnung, diente dem Cardinal Richelieu — er sagte, le cardinal mon maître —, Beethoven ging denselben Weg, und Schiller, der auf seine Räuber das Motto gegen die Tyrannen gesetzt hatte, bittet den Herzog von Meiningen um den Hofrathstitel und wird, wie Goethe, endlich durch seine Erhebung in den Adelstand auch theoretisch in die Gesellschaft aufgenommen, welcher er faktisch längst angehörte, ohne darum aufzuhören, der Dichter des Volkes zu sein.

Für Goethe waren alle Verhältnisse, in die er hinein kam, nur Kleider, die ihm allmählich zu eng wurden, weil

er sie verwuchs, bis er sich gezwungen sah, sie abzustreifen, oder abzureißen, wenn er zu lange damit gesäumt hatte. Zuerst Leipzig, dann Straßburg, dann Frankfurt, dann Weimar — jeder neue Ort schien gegen den, den er verließ, eine Welt an Weite und dennoch bald zu enge für seinen Geist, der darüber hinausstrebte. Welch ein Spielraum in Leipzig, als er das dumpfe stille Frankfurt zuerst mit der Universität vertauschte! Dann aber, als er in Straßburg an Leipzig zurück denkt, wie sehr dünkt er sich jetzt erst im frischen, freien Gewässer! Auch da gibt es bald nichts mehr, das ihm nicht zur Schranke geworden wäre: Frankfurt, Wetzlar, Gießen, und neben diesen alle die Orte, wohin sich seine Freunde zerstreuen, bilden einen neuen Wirkungskreis. Aber auch was ihm so geboten wird, hat er in kurzem ausgelebt und läßt sich vom Schicksal nach Weimar leiten. Er kommt dahin wie in ein fremdes Land. Unter ihm liegen die alten bürgerlichen Verhältnisse. Er tritt ein in die höhere Gesellschaft; endlich aber ist auch dies Leben kein Reiz mehr für seine Kräfte und er blickt wieder über den Rand seines Daseins nach einem ferneren Horizonte. Er reißt sich los und flieht nach Italien.

Nach zwei Jahren kehrt er zurück. Er ist ein Mann von vierzig Jahren, der, ruhig geworden, die Jagd auf Enttäuschungen aufgegeben hat. Sein Ehrgeiz ist befriedigt, seine Leidenschaften gehorchen ihm. So tritt er wieder in das alte Geleise. Er war allein und wollte allein sein, er brauchte keinen andern mehr an seiner Seite, um sich selbst zu fühlen. Schon seine Briefe aus Italien sind in dem Tone der Resignation geschrieben, der er sich, nach Deutschland zurückgekommen, völlig ergab. Für das Volk im großen und ganzen war Goethe stets nur der Dichter des Werther und des Götz gewesen, das übrige wurde mit in den Kauf genommen. Iphigenie, Egmont und Tasso waren nicht im Stande, stürmisch seinen Ruhm zu vermehren. Iphigenie,

die er in Rom den Deutschen Künstlern vorlas, hatte keinen Effekt gemacht, es war etwas anderes erwartet worden, so ein Stück wie den Götz. Egmont ward von den Deutschen Freunden mit kritischen Augen betrachtet, Schiller recensirte das Stück mit gereizter Kälte. Die Zeiten, wo man über Werther geweint hatte, waren vorüber, die Jugend verschlang die Räuber, man verlangte Politik und keine tiefgefühlten Familienscenen. Goethe, als er in Deutschland wieder erschien, war ein doppelter Fremdling geworden. Er fand kein Publikum mehr außer Weimar und konnte nicht mehr allein für seine weimaraner Freunde dichten. Obendrein war die französische Revolution im Losbrechen; mit stoischem Gleichmuthe gerüstet zog er sich zurück und sah die Dinge kommen, die sich von Frankreich her heran-drängten.

Während Goethe noch in Italien festsaß, war Schiller nach Weimar berufen worden. Man hatte ihm den Titel eines herzoglichen Rathes gegeben, seinen Unterhalt aber mußte er sich selbst gewinnen. Gerade als Goethe wieder eintraf, wirkten die bedrängten Umstände, in welche Schiller durch Geldmangel versetzt wurde, peinlich auf seine Stimmung ein. Er zweifelte an seinem Beruf zur Poesie, wollte alle Gedanken an das Drama und Theater abschütteln und ein geschichtliches Werk schreiben, nur damit er zu leben hätte. Er war beinahe dreißig Jahre alt, er sehnte sich noch nach dem ersten Herzen, von dem er sagen könnte, daß es ihm ganz angehöre. „Immer bin ich wie ein isolirter, fremder Mensch in der Natur umhergeirrt," schreibt er in jenen Tagen an Körner, „und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen die ich an mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen, häuslichen Existenz, und das ist das einzige, was ich noch hoffe. Ich führe eine elende Existenz; elend durch den innern Zu-

ſtand meines Weſens. Ich muß ein Geſchöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann, an deſſen Daſein ſich mein eignes erfriſchen kann; du weißt, wie verwüſtet mein Gemüth, wie verfinſtert mein Kopf iſt.“ Und bei ſolchen Gedanken nicht allein die Sehnſucht, ſondern zugleich die troſtloſe Ausſicht, dieſe Frau vielleicht nicht einmal beſitzen zu dürfen wenn er ſie fände; nicht etwa, weil ſie einen andern liebte, an einen andern verheirathet wäre — dies war Goethe's Schickſal —, ſondern deshalb weil er ſie nicht hätte ernähren können.

Nun war Goethe endlich wieder da. Am 20. Auguſt 1788 ſchreibt Schiller an Körner: „Goethe habe ich noch nicht geſehen, aber Grüße ſind unter uns gewechſelt worden. Er hätte mich beſucht, wenn er gewußt hätte, daß ich ſo nahe am Wege wohnte, als er nach Weimar reiſte. Wir waren einander auf eine Stunde nahe. Er ſoll gar keine Geſchäfte treiben.“ So berichtet er aus Rudolſtadt. Er wußte noch nicht, weshalb Goethe an ihm vorübergefahren war ohne ihn aufzuſuchen. Drei Wochen darauf begegneten ſie ſich zum erſtenmal.

„Endlich kann ich dir von Goethe erzählen, heißt es wieder in einem Brief an Körner, worauf du, wie ich weiß, ſehr begierig warſt. Ich habe vergangenen Montag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau von S., der, Die du im Bade geſehen haſt, beſuchte. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel wohlwollendes und gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen

als er meiner Berechnung nach sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, und wenn er bei gutem Humor ist, welches so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlicher Erinnerung von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen."

Wie stimmt zu dieser ganzen Beschreibung eigentlich der Anfang des Briefes: er sei heruntergestimmt in Betreff Goethe's? Eben weil es ein Widerspruch ist, erklärt er etwas, das Schiller nicht offener ausspricht. Er hatte von Goethe's Seite ein Entgegenkommen erwartet, das seiner Ungeduld entsprach und seine Verlassenheit bereicherte. Statt dessen war er nur das nicht einmal bevorzugte Mitglied einer Gesellschaft gewesen, deren Hauptperson der große Dichter war, dieser Liebling des Glücks, der ihn an äußern Gütern und an Talent so weit überragte. Goethe hatte ihn mit Höflichkeit behandelt, Schiller einen Menschen erwartet, der wenigstens offen und rückhaltslos das eigene Wesen dem seinigen entgegenstellte.

Und dabei blieb es. Sie lebten in einer Stadt zusammen. Immer drückender ward die Nähe des Mannes für den armen, einsamen Schiller, der statt zu gewinnen, verloren hatte. „Mit Goethe messe ich mich nicht, schreibt er sechs Monate später*) an Körner, er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, an sicherer Sinnlichkeit, und zu allem diesen einen durch Kunstkenntnisse

*) 25. Februar 1789.

aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen*), so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellenz darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühle ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken — — mein nächstes Stück muß meinen dramatischen Beruf entscheiden."

In einem vier Wochen später geschriebenen Briefe sprich er offener und schärfer. „Ich will mich gern von dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen**), und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles verlorene für mich nun nicht mehr — — nach dem dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — — aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft."

Auch gegen Karoline von Wolzogen spricht er sich über Goethe aus: sein Charakter gefalle ihm nicht; er wolle ihr ein Wort im Vertrauen sagen. Er könne sich freilich übereilen, weil er ihn so selten sähe, aber Goethe sei niemals gegen einen Menschen zur Egießung gekommen. Alle wisse er durch Bewunderung oder Dankbarkeit an sich zu fesseln,

---

*) Diese Selbstkritik Schiller's halte ich für ungemein wichtig.

** Wie schön gesagt!

niemals habe er einem Menſchen ſich hingegeben; er ſei ein Menſch, deſſen Glück im höchſten Egoismus beſtände.

So wenig kannte er Goethe; wie ſehr aber verzeihen wir ihm doch dieſes Urtheil! Er konnte nicht wiſſen, daß Goethe's Benehmen ein naturgemäßes Produkt ſeiner ganzen Entwickelung war und ſein mußte. Wir wiſſen es beſſer jetzt; wir kennen die Feuerſtröme, aus deren Schlacken er in tauſend Schmerzen eine Mauer um ſein Herz gezogen hatte. Aber Schiller, abgeſtoßen von ihm und angezogen zugleich unendlich, ſchwankend in ſich und ungewiß allem gegenüber, was ihn umgab, gequält von einer unabläſſigen Reihe der elendeſten Sorgen, verlor die Freiheit, Goethe's Seele damals zu begreifen, während das achtzehnjährige Mädchen, Karolinens Schweſter, die ſpäter ſeine Frau ward und der in jener Zeit ſeine Briefe gleichfalls galten, auf ſeine harten Worte die ſchöne Antwort ſchrieb, die für ſie ſelbſt in unſern Augen das beſte Zeugniß ablegt. „Sie haben, ſchreibt ſie, ein Urtheil über Goethe gefällt, das mir einiges klar macht in ſeinem Charakter, was ich ſonſt nicht zuſammen vereinen konnte: daß er ſich ein Ideal des Egoismus gebildet hat und daher ſich an nichts mehr recht zu ſeinem eigenen Glücke anſchließen kann. Er kann den Menſchen viel für ſich ſelbſt geben, aber andere ihm nichts; dies habe ich ſchon oft bemerkt. Er kommt ſich daher oft zu einſam vor, weil er ſich zu groß fühlt, und ich glaube dies kann ihm trübe Augenblicke machen, deren er viele hat. Ich möchte wiſſen, ob er ſo fortleben wollte in Weimar? Es war letzt die Rede hier, er würde die Aufſicht über des Prinzen Erziehung haben. Hielte ihn ſo etwas nicht dort, ich kehrte lieber nach dem ſchönen Italien zurück. Und hätte auch Recht.“ — Indem ſie Schiller's Urtheil beiſtimmend zu wiederholen ſcheint, redet ſie von Goethe's Größe und macht es gerechter. Schiller antwortet indirekt darauf in einem ſpäteren Briefe an Karo-

line. „Was Sie von Goethe schreiben, mag allerdings wahr sein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel oder einem Schiffe mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich es einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind.

„Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einen Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andere mich kennen lernen, wie ich seinen Geist jetzt kenne. Erwarten Sie nicht zu viel ergießendes und herzliches von Menschen, die von allem, was sich ihnen nähert, in Bewundrung und Anbetung gewiegt werden. Es ist nichts zerbrechlicher im Menschen als ihre Bescheidenheit und ihr Wohlwollen; wenn so viel Hände an dies zerbrechliche und zarte Ding tappen, was Wunder, wenn es zu Schanden geht! Wenn mich je das Unglück oder Glück träfe, sehr berühmt zu werden (und das ist insofern heute wohl möglich, als man es jetzt wohl werden kann und wird ohne es zu verdienen), wenn mir dieses je passirt, so seien Sie mit Ihrer Freundschaft gegen mich vorsichtiger. Lesen sie alsdann meine Schriften und lassen den Menschen übrigens laufen."

Dies war ein Abschluß. Die Frauen gaben es auf, eine

Annäherung herbeizuführen. Den tiefsten Grund seines Unmuthes aber hatte Schiller gegen Körner allein ausgesprochen. Nicht das Gefühl, mit geringerem Talent begabt zu sein, nicht der Neid auf Goethe's Ruhm, sondern das Bewußtsein quälte ihn, daß Goethe durch Kenntnisse und Bildung, durch Dinge, die man der äußerlichen Welt verdankt, die auch er hätte besitzen können, wenn das Schicksal gewollt hätte, Vortheile vor ihm besaß, die es nun zu spät war, nachträglich zu erwerben. Schiller sah sich mit all seinen Kräften machtlos, weil er nicht vollkommene Macht besaß, sie anzuwenden. Goethe war ein ausgebildeter Feldherr, der seine Schule durchgemacht hatte. Kein Terrain bot ihm Schwierigkeiten, jede Waffengattung wußte er anzuwenden, keinen Augenblick zu früh, keinen zu spät; er kannte mit geübtem Blicke den Punkt, wo er treffen mußte, er wog mit kundigem Geiste die Geschosse, deren er bedurfte, wandte sie an und siegte, alles so ruhig und anscheinend leidenschaftslos, so sicher, während Schiller zitternd vor Begeisterung dastand, mitten unter den Schaaren, die er führen wollte, und statt eines überdachten Angriffs blindlings in das Gefecht ging, auf seine Tapferkeit und seine gute Sache vertrauend einzig. Und jetzt, sagte er sich, ist es zu spät. Goethe hat es gelernt als er jung war. So jung bin ich noch, und dennoch schon zu alt, um es einzuholen. Aber, und dieß war das bitterste, selbst wenn es noch Zeit wäre, ich dürfte nicht daran denken, denn ich muß arbeiten für das tägliche Brod, ich habe keine Zeit mehr, die mir selber gehörte. Das ist der Punkt, wo man sagen kann, Deutschland hat einen seiner größten Männer im Stich gelassen.

So verflossen fünf ganze Jahre. Anfangs lebten sie in Weimar zusammen. Sie wußten kaum von einander. Schiller zog nach Jena und heirathete. Goethe sah ihn gelegentlich, sie statteten sich Besuche der Höflichkeit ab, aber es trug keine

Früchte. „Ich möchte nicht gern über Dinge, die mich nahe angehen, mit ihm ſtreiten; es fehlt ihm die herzliche Art, ſich zu irgend etwas zu bekennen," ſchreibt Schiller an ſeinen Freund. Goethe war viel auf Reiſen. Oft glaubte man, er werde nie nach Weimar zurückkommen. Erſchien er dann wieder, ſo bewegte er ſich in einer ganz andern Geſellſchaft, als in der, mit welcher Schiller in Zuſammenhang ſtand. Es ſah aus, als ſolle es ſo bleiben für immer. Die Kluft, welche ihre verſchiedene Art zu denken zwiſchen ihnen zog, ward verbreitert durch die äußern Verhältniſſe, welche das gegenſeitige Ausweichen begünſtigten. Goethe, Staatsminiſter, geadelt, mit dem Herzoge auf vertrautem Fuße lebend; Schiller, ein armer Profeſſor in Jena, kämpfend gegen Geldmangel und Kränklichkeit, und durch eine ſich mehrende Familie auf dem Flecke feſtgenagelt, wo er endlich Ruhe gefunden. Goethe hatte die Welt geſehen von frühauf, unbefangen, die Taſchen voll Geld; durfte jedem den Rücken kehren, der ihm mißbehagte, pflückte die Kirſchen am Wege wenn es ihn gelüſtete, fuhr, ritt, ging zu Fuße, wie es ihm einfiel, und ſeine Leiden hatten nichts zu ſchaffen mit der Noth um die Bedürfniſſe des gewöhnlichen Lebens. Schiller dagegen, von den erſten Schritten an durch enge Mittel gehemmt, leidet unter der Härte eines Fürſten, aus deſſen Gewalt er entflieht, um wie ein vogelfreier Menſch vom guten Willen derer zu leben, denen er zufällig begegnet. Er kennt Deutſchland kaum, geſchweige denn Italien; er hatte, wo Goethe die Kenntniſſe behaglich einſchlürfte, zuſammenrauben müſſen, was er wußte und beſaß; er hatte nie Freunde gehabt, denn Körner war ein ſchwacher Behelf, nie Frauen kennen gelernt wie Goethe ſie kennen lernte; und trotz dieſer niederzwängenden Verhältniſſe von Anfang an, die hohe hoffende Seele, die erhaben über das Gemeine dahin ging, weil ſie das Gemeine nicht kannte. Das wenigſtens hatte er nun erreicht, eine

ruhige Häuslichkeit in Jena. Er athmete auf und arbeitete im ſtillen an der Vollendung alter Pläne. Aber während Goethe geſund und friſch wie ein Jüngling die Strapazen in Frankreich mit durchmachte, wurde Schiller zu Hauſe von Krankheit oder Unwohlſein oft um ſeine beſten Stunden beſtohlen.

Goethe kam dann auf die Dauer nach Weimar zurück. Alle alten Verhältniſſe hatte er abgebrochen, Chriſtiane Vulpius ins Haus genommen und ſich ganz in ſeine eigenen Gedanken vertieft. Seine Staatsgeſchäfte waren ihm abgenommen, dagegen leitete er das neu begründete ſtehende Theater in Weimar, trieb Optik, Anatomie, Botanik und dichtete im verborgenen. Schiller lieſt in Jena ſeine Collegien, ſchreibt Recenſionen und hiſtoriſche Arbeiten für Almanachs und Journale, überſetzt euripideiſche Stücke aus dem Franzöſiſchen und dichtet hie und da einige Verſe. Beider Männer ſichtbare poetiſche Thätigkeit ſcheint zu ruhen. Die Ideen, welche ſpäter blühend hervorbrechen, ſchlummern im Keime und melden ſich erſt leiſe. Da endlich traf der Moment ein, wo ſie anders als bisher mit einander bekannt wurden, und aus der Vereinigung ihrer Kräfte entfaltet ſich eine neue Welt. Beide ſind plötzlich wieder Dichter; nichts als das; alles andere iſt Nebenſache. Beide ſtehen ſie auf gleicher Höhe. Einer ermuthigt den andern; es iſt, als hätte jeder plötzlich gefunden, was er lange entbehrte und erſehnte, und indem ſie ſich gegenſeitig auszubeuten beginnen, ſchaffen ſie die Schätze zu Tage, von deren Entſtehung wir in ihren Briefen leſen.

Die nun eintretende Produktivität erklärt das Schweigen der vorhergehenden Jahre. Sie hatten jeder für ſich poetiſch nichts mehr zu thun gefunden. Goethe hatte alle die laſtenden Schulden gegen ſich abgetragen: die begonnenen Arbeiten waren meiſt beendet und ſeine Werke in einer Geſammtaus-

gabe sinnlich gleichsam vor seinen Augen abgeschlossen. Das unfertige lag noch zu formlos da, die Vollendung zu weit in der Zukunft, um dringend zur Thätigkeit aufzufordern. Er hatte eine Pause gemacht und sich umgesehen: niemand schien ihn zu vermissen, niemand verlangte Anstrengung von ihm oder regte leidenschaftlich seine Seele auf, daß sie sich hätte aussprechen müssen. Die geselligen Lieder, die er von 1788 bis 1794 dichtete, die Prologe, die Epiloge, die Einlagen in Opern und dergleichen waren leichte Arbeit, wie man sie nach augenblicklicher Laune anfertige. Das Tiefere hielt er zurück: die römischen Elegien und den Wilhelm Meister. Er stand da wie ein gereifter vornehmer Staatsmann, der in seiner Jugend berühmte Dichtungen geschrieben hat und nun noch zuweilen auf liebenswürdige Art seiner näheren Umgebung Freude macht mit seinem Talente. Schiller war in derselben Lage, auch ihm fehlte der äußere Anlaß, er war der jugendlichen Leidenschaft entwachsen, aus der seine lyrischen Gedichte hervorgingen, und der politischen Begeisterung, aus deren tyrannenfeindlichem Drange er die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko und Don Karlos geschrieben. Eine bestimmte Stellung legte ihm feste Pflichten auf. Ehrgeiz endlich vermochte weder Schiller noch Goethe zu litterarischer Produktion aufzustacheln. Sie fühlten sich zu hochstehend den andern Deutschen Schriftstellern gegenüber: Goethe im vornehmen Sicherheitsgefühl der unbekümmerten Superiorität, Schiller im Vergleiche zu dem einzigen Goethe freilich im Bewußtsein beschränkterer Kräfte, unter all den andern aber so weit hervorragend, daß er keinen zweiten Nebenbuhler zu fürchten hatte. Denn er und Goethe allein hatten damals in Deutschland das Recht, mit ihrer Dichtung der Wahrheit ins Gesicht sehen zu dürfen.

Es ist etwas ungeheures, eine Sache, der man sich hingegeben hat, so zu treiben, daß man nicht zu erschrecken hat

wenn man sie mit den höchsten Anforderungen betrachtet. Faßt man bei so vielen ausgezeichneten Künstlern ihre Leistungen ganz in der Tiefe, so entsteht plötzlich ein Zwiespalt — die Frage: warum ist das Werk eigentlich vorhanden? was will es? was nützt es? für welche Idee tritt es in die Schranken? Wer vor dieser innersten Frage zurückschreckt, ist ein unglücklicher Mensch und wenn er es noch so weit gebracht hätte. Ein bildender Künstler, der nicht durch ein leidenschaftliches Entzücken an seinen Arbeiten gedrängt wird, sie zu vollenden, und zugleich ewig davon zurückgehalten wird, sie für vollendet zu erachten, ist nicht glücklich in seiner Kunst. So auch ein Schriftsteller nicht, dem seine Arbeiten nicht ans Herz gewachsen sind, den der Rhythmus der Sprache nicht entzückt, in der er redet. Wie zärtlich trug Goethe seine Iphigenie, seinen Tasso mit sich herum. Jahrelang ließ er sie nicht los, er nahm sie zurück und arbeitete neu an ihnen, er ermüdete nicht, sie sollten alles besitzen, was er ihnen immer mit auf den Weg geben konnte. „Niemand weiß, was ich in den Tasso, in den Egmont hineingearbeitet habe," schreibt er aus Italien. Jahrelang hielt er seine Gedichte eingeschlossen, nur weil er sie zu sehr liebte. Diese Sorgfalt, Schiller's mühevolles Bedenken seiner dramatischen Pläne, ihr unabläßiges Prüfen und Ausarbeiten wird kaum verstanden. Man meint alles sei von Anfang an bestimmt und fertig gewesen. Diese Werke, die so ganz und völlig dastehen, können unmöglich die Frucht langjährigen Bedenkens, Umänderns, ja theilweise kalter Berechnung sein. Es erschiene als ein Mangel, wenn auch nur der geringste Theil ihrer Schönheit, was die Entstehung sowohl als was den Zweck betrifft, irdischen Ursprungs wäre. Nur die reinste Begeisterung des Dichters kann die Quelle seiner Schöpfung sein, mag er selbst dagegen sagen, was er Lust hat.

Man streitet dem Dichter jede Mühe und Arbeit ab. Wo

sie zu sichtbar werden, sagt man, es wäre viel gerathener gewesen, sich überhaupt nicht damit abzuquälen; man meint, Personen, Verse, Bau des Dramas und die erste Idee dazu seien, unabhängig von der Person des Mannes, längst und von Ewigkeit an vorhanden gewesen und nur durch einen Menschen zufällig ins Reich der Erscheinungen gebracht, wie eine Frau, deren Sohn ein Heiliger ward, nur das beliebige zufällige Werkzeug ist, durch welches er auf die Welt gesetzt, wurde.

Solchen Meinungen liegt etwas zu Grunde, das sie in die höchste Ehre verwandelt. Glücklich der Künstler, dessen Werke man so betrachtet! Er empfängt den Beweis, daß seine Schöpfungen lebendig wurden. Die Menschen, im Gefühl ihrer eigenen Schwäche, halten es für unmöglich, daß einer ihres Gleichen die Arbeit thun könne, die nur Gott allein vermöchte: neue Gestalten zu schaffen. Wäre es denkbar, daß Iphigenie, Tasso, Faust jemals von der willkürlichen Laune Goethe's abhängig waren, ob sie leben sollten oder nicht? Begreift man es, daß Goethe's eigenes Leben so stark und gewaltig war, um aller jener Gestalten Leben von dem seinen abzusplittern, wie die Planeten Splitter sind, die von der Sonne abflogen und sie umkreisen? Erwägen wir nach dieser Richtung hin, Goethe's und Shakespeare's Persönlichkeit, so stehen sie wie Götter vor uns, welche Menschen formten und ihnen Athem einbliesen, daß sie dastehen als hätte die Natur sie hervorgebracht, nicht aber die endliche Vernunft eines sterblichen Menschen. Man fasse die Deutschen Dichter zusammen und stelle sie neben Schiller und Goethe: es findet sich kein Prometheus unter ihnen. Sie lassen Gestalten auftreten, aber diese stehen nicht fest auf ihren Beinen, sondern haben, wie Träume, verschwimmende Umrisse und man faßt in die leere Luft nach ihnen.

Die Leute wissen nicht, wie das zuging. Erst sehen sie

den rohen, todten Stein — dann die lebendige Statue, und es ist doch derselbe Marmor. Sie meinen, die Statue müsse doch von Anfang an darin gesteckt haben, dem Künstler sei nur durch eine zufällige Offenbarung das Geheimniß mitgetheilt worden, wie man das unnöthige hinwegnehmen müsse, damit das nöthige zurück bleibe. Am Ende aber ist es doch der Stein, den sie bewundern, und nicht die Hand, die ihn bearbeitete.

Hier bleiben wir nicht stehen. Dem freieren Blicke ist jede Schöpfung eines Künstlers nur das Symbol seiner Seele, ein Theil seines Lebens. Ihn selbst verlangen wir in seinen Werken. Wer Goethe wahrhaft empfindet, der könnte alle die von ihm geschaffenen Personen entbehren um ihn her; sie fliegen wieder zu ihm zurück und sind Theile seiner Person. Nur dem blöderen Auge lösen sie sich ab und stehen allein da. Es braucht nicht ein jeder so zu denken, aber wer so zu denken befähigt ward, ist im Vortheil, scheint mir. Und vielleicht sind wir Deutschen allein im Stande, so den Geist eines Werkes, der über dem Stoffe schwebt, erkennend zu genießen. —

Im Jahre 1795 unternahm Schiller die Herausgabe der Horen. Mit dem förmlich gehaltenen, aber freimüthigen Briefe, worin er Goethe zur Mitarbeiterschaft daran auffordert, beginnt der Briefwechsel der beiden Dichter. Am 13. Juni schreibt er, am 24. antwortet Goethe, kurz, gemessen, aber zusagend. Beides sind Geschäftsbriefe, aber während Schiller durch die Fassung jedes Satzes und durch die Wahl der Ausdrücke geflissentlich zu betonen scheint, wie sehr er sich der Entfernung bewußt sei, welche von ihm zu Goethe sich erstreckte, so finden wir in Goethe's Zeilen nichts irgendwie absichtliches, sondern die vollkommenste Behaglichkeit.

Schiller war Ende Mai 95 von einer Reise nach Schwaben, wo er Frau und Kind in seiner Familie gezeigt hatte, vergnügt und frisch zurückgekehrt. Er hatte Cotta's Bekannt-

ſchaft gemacht und mit dieſem den Plan zur Herausgabe der Horen vorbereitet. In einem Briefe an Körner vom 12. Juni finden wir die Namen derer, von denen er Unterſtützung hoffte: darunter Fichte, Humboldt, Goethe, Kant, Garve, Engel, Jakobi, Gotter, Herder, Klopſtock, Voß, Baggeſen, Thümmel, Lichtenberg, Matthiſſon, Salis und andere. Sechs Louisd'or Honorar für den Bogen wurden zugeſichert. Die Bogen waren klein und das Geld damals theuer. Man rechnete alſo auf ungemeinen Abſatz. Der jedesmalige ſiebente Bogen ward den Autoren der Aufmunterung wegen doppelt bezahlt. Schiller als Redakteur erhielt außer dem Honorar eine beſtimmte Summe für ſeine Mühe.

Goethe, nachdem er ſeine Mitwirkung zugeſagt, kam nun ſelber nach Jena. In der Nacht vom 24. zum 25. Juni fand das Geſpräch zwiſchen ihm und Schiller ſtatt, durch welches endlich das Eis gebrochen ward. Goethe erzählt den Vorgang in ſeinen Jahresberichten. Ehe er auf Schiller zu ſprechen kommt, geht er den damaligen Perſonalſtand ſeiner Freunde und Genoſſen im Reiche der Litteratur durch, und wir ſehen, daß er faſt allen entfremdet iſt. Schiller's Einladung war ihm deshalb erwünſcht und ſeine freundliche Bereitwilligkeit keineswegs die bloße Frucht bloßen guten Willens Andern dienſtbar zu ſein. Wäre er nicht ſo gar verlaſſen geweſen, wer weiß, ob er auch diesmal nicht der eingewurzelten Abneigung nachgegeben hätte, die ſo viele Jahre umklammert hielt. Es war wie ein Zwang des Schickſals, daß die großen Männer ſich vereinigten. Es hing wirklich an einem Haar, ob ſie ſich finden oder auf immer verlieren ſollten, denn Goethe war im Begriff, nach Italien zurückzugehen, wo ihn dann vielleicht nichts wieder losgemacht hätte; und nur der entgegengeſetzte Zug zu den Naturwiſſenſchaften, die ihn aufforderten, ſich ganz ihrem Studium hinzugeben, hielt ihn mit abmahnender Stimme von dem entſcheidenden Schritte zurück.

„In dieſem Drang des Widerſtreits, ſchreibt er in ſeinen Annalen, übertraf alle meine Wünſche und Hoffnungen das auf einmal ſich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, das ich zu den höchſten zählen kann, die mir das Glück in ſpäteren Jahren bereitete. Und zwar hatte ich dieſes günſtige Ereigniß meinen Bemühungen um die Metamorphoſe der Pflanzen zu verdanken, wodurch ein Umſtand herbeigeführt wurde, der die Mißverhältniſſe beſeitigte, die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.

„Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Beſtimmtheit und Reinheit in allen Kunſtfächern auszubilden geſucht hatte, unbekümmert was während der Zeit in Deutſchland vorgegangen, fand ich ältere und neuere Dichterwerke in großem Anſehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider ſolche, die mich äußerſt anwiderten; ich nenne nur Heinſe's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abſtruſe Denkweiſen durch bildende Kunſt zu veredeln und aufzuſtutzen unternahm, dieſer, weil ein kraftvolles und unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte.

„Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was ſie unternommen und geleiſtet, denn der Menſch kann ſich nicht verſagen, nach ſeiner Art wirken zu wollen, er verſucht es erſt unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter; daher denn ſo viel treffliches und albernes ſich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung ſich entwickelt.

„Das Rumoren aber, das dadurch im Vaterland erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erſchreckte mich, denn ich glaubte all mein Be-

mühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schien mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde schienen mir gleichfalls gefährdet: ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gern völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre, denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt."

Goethe's Selbstbekenntnis bildet hier einen Gegensatz zu dem, was Schiller über seinen Zustand an Körner schrieb. Ein wunderbar in der Menschheit verborgenes dynamisches Gesetz verlangte, daß die beiden Männer sich gegenseitig einen unerträglichen Zwang auflegten. Es war nothwendig, daß sie einen solchen Einfluß auf einander ausübten. Jeder fühlte die Kraft des andern und wehrte sich. Goethe, dem noch niemals der Erfolg eines Dichters neben ihm Sorge gemacht hatte, sah sich mit einemmale einem Menschen gegenüber, den er nicht bewältigen konnte, dessen Thätigkeit so bedeutend war, daß sie ihn hemmte und beängstigte. Schiller, der nicht ahnte, was es sein könnte, empfand seinerseits wieder die drückende Last nur von Goethe's Dasein. Hören wir, wie dieser weiter berichtet.

„Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Karlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen, alle Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort.

„Sein Aufſatz über Anmuth und Würde war eben ſo wenig ein Mittel mich zu verſöhnen. Die Kantiſche Philoſophie, welche das Subjekt ſo hoch erhebt, indem ſie es einzuengen ſcheint, hatte er mit Freuden in ſich aufgenommen; ſie entwickelte das außerordentliche, was die Natur in ſein Weſen gelegt, und er, im höchſten Gefühl der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelte. Anſtatt ſie als ſelbſtändig, lebendig vom tiefſten bis zum höchſten geſetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſchen Natürlichkeiten Gewiſſe harte Stellen ſogar konnte ich direkt auf mich deuten, ſie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falſchen Lichte; dabei fühlte ich, es ſei noch ſchlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich geſagt worden; denn die ungeheure Kluft zwiſchen unſern Denkweiſen klaffte nur um deſto entſchiedener.

„An keine Vereinigung war zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegen ſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte läugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als kein Erddiameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zuſammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen ſtattfinde, erhellt aus folgendem.

„Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht ſah. Zu gleicher Zeit hatte Batſch durch unglaubliche Regſamkeit eine naturforſchende Geſellſchaft in Thätigkeit geſetzt, auf ſchöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodiſchen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einſtmals fand ich Schillern daſelbſt, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Geſpräch knüpfte ſich an, er ſchien an dem vorgetragenen theilzunehmen, bemerkte aber ſehr ver-

ständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne.

„Ich erwiederte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht, er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

„Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, sondern eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich wieder regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe."

Der Zwiespalt zwischen Schiller's und Goethe's Wesen war hier augenscheinlich die Frucht eines Mißverständnisses, sie bezeichneten Verschiedenes mit denselben Worten. Schiller's Philosophie trennte den Menschen von der Natur. Durch den eigenen Willen befreit sich der Mensch von ihren Banden. Erfahrung nennt Schiller das, was man wirklich erlebt und mit Augen gesehen hat. Indem diese Summe des Erlebten von der Phantasie eines durch seinen Willen über die Natur

erhobenen Menſchen verarbeitet wird, entſtehen daraus die Ideale. Die von Goethe erfundene Urpflanze war alſo für Schiller nur eine in Goethe's freier Phantaſie entſtandene Geſtaltung, welche ſchon dadurch, daß ſie aus der Phantaſie eines freien Menſchen ſich entwickelte, dem Bereiche der wirklichen Botanik auf immer fern bleiben mußte. Goethe wußte nichts von einer ſolchen Trennung. Menſch und Natur waren ihm Eins. Die Idee ſeiner Urpflanze hatte für ihn dieſelbe feſte Exiſtenz, als wäre ſie in ſeinem Garten aufgewachſen und von ihm beobachtet worden. Sobald ihn einmal die von ihm entdeckten Naturgeſetze auf dieſe Urpflanze hinführten, ſo war es ihm eine Nebenſache, nun auch in der handgreiflichen Wirklichkeit ihre Bekanntſchaft zu machen. Er war ſeiner Sache ſo ſicher, wie ein Aſtronom ſeiner Berechnung vom Abſtande des Mondes von der Erde. Er braucht den Weg nicht erſt in Wirklichkeit zurückgelegt zu haben. Goethe alſo mußte in dem Momente, wo Schiller ſagte: „dies iſt keine Erfahrung, ſondern eine Idee," von demſelben tiefbeleidigten Gefühle durchdrungen ſein, wie wir es etwa nachempfinden können, wenn wir in irgend einer Handlung völlig mißverſtanden werden. Wenn wir zum Beiſpiel einem andern über den Charakter eines dritten reden, und nachdem wir ihn ganz genau beſchrieben haben, wie unſer Scharfſinn und feines Gefühl uns dazu befähigten, am Ende die Antwort erhalten: das mag alles wahr ſein, aber man müßte es doch erſt ſelber erlebt haben, um es zu glauben.

„Schiller, fährt Goethe fort, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff ſtand, mehr anzuziehen als abzuſtoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht; keiner

von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals eine Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein kann? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne.“ Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas vermittelndes, bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm Theil an seinen Ansichten und versprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dem dauernden Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis.

„Die Horen wurden ausgegeben, Episteln, Elegien, Unterhaltungen der Ausgewanderten von meiner Seite beigetragen. Außerdem überlegten und beriethen wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältnisse der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hiebei lernte ich Mitlebende kennen, ich ward mit Autoren und Produktionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätten.“

Man sieht wie abgeschlossen und vereinsamt Goethe gelebt hatte und wie Schiller's Freundschaft zu einem neuen

Leben für ihn wurde. Am 23. Auguſt ſchreibt dieſer an ihn jenen ausführlichen Brief, welcher gleichſam die Präliminarien ihres zukünftigen Verhältniſſes enthält; er gibt an, wofür er ſich ſelbſt halte, wie er Goethe beurtheile und was er von ihm und von ſich erwarte. Dieſer Brief enthält Schiller's ganze Seele. Nirgends vertraulich, nirgends aber auch unterthänig, ordnet er ſich in rührender Beſcheidenheit dem Manne unter, mit dem ihn bis dahin perſönlich nur ein banges Gefühl der Verpflichtung verbunden hielt. Er gibt ein Reſumé des Eindrucks, welchen er bei jenem nächtlichen Geſpräche von Goethe empfing. „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht," ſchreibt er. „Ueber ſo manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes (denn ſo muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren ſpekulativiſchen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, iſt Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wiſſen wir nur das, was wir ſcheiden. Geiſter Ihrer Art wiſſen daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind, und wie wenig Urſache ſie haben von der Philoſophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Dieſe kann bloß zergliedern was gegeben wird, aber das Geben ſelbſt iſt nicht die Sache des Analytikers, ſondern des Genies, welches unter dem dunkeln aber ſichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Geſetzen verbindet.

„Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geiſtes zugeſehen und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige in der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachſten Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg nur einzuſchlagen, iſt mehr werth, als jeden andern zu endigen, und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwiſchen Phtia und der Unſterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiäner geboren worden und hätten ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in Ihnen entwickelt.“

Er fährt fort. Nie iſt Goethe's innerſte Schönheit in ſchönerer Sprache ausgeſprochen worden. Schiller ſchreibt wie begeiſtert, Goethe erhielt den Brief gerade zu ſeinem Geburtstag und dankt dafür in herzlichen Worten. Es ſind

nicht Jünglinge, welche eine schwärmerische Freundschaft schließen, sondern Männer, die sich ernst verbinden und zu deren wahrstem Verkehr die äußere Form des Lebens nicht mehr in Beziehung steht. Goethe blieb der Minister, Schiller der Professor, keiner opferte den geringsten Theil seiner Freiheit. Wie von zwei Ländern, die sich alliiren, jedes selbständig und abgeschlossen bleibt und weder seine Kräfte noch seine Gränzen ändert, so that keiner dadurch, daß er den andern an seine Seite nahm, einen Schritt heraus aus der eignen Existenz. Jeder bedurfte des andern. Jeder fand im andern was er vermißt hatte. Keiner machte ein Geschenk, er gab und nahm dafür; sie waren gereift genug beide, um Hauptsache und Nebendinge zu scheiden, und so, indem ihr Verkehr ein ganz wahrer und reiner war, den keine versteckten Absichten trübten, konnte er dauern und Früchte tragen. Jeder hatte Drang zu dichten gefühlt, aber nicht das rechte Publikum gehabt; Schiller war nun Goethe's Publikum, Goethe das Schiller's. Goethe sendet die ersten Bücher seines Wilhelm Meister, Schiller soll ihm sagen, was er von den nachfolgenden Büchern erwarte; er will es sich zu Nutzen machen. Einer recensirt den andern; bald scheint es unmöglich, daß einer von ihnen irgend etwas producire, ohne an die Meinung des andern zu denken, und dennoch arbeiten beide für sich und gehen ihre eigenen Wege eben so willkürlich wie vorher. Immer enger zieht sich das Band; jeder Gedanke, sobald er eine gewisse Wichtigkeit hat, wird ausgetauscht, der gegenseitige gute Rath immer unentbehrlicher, sie bilden eine Welt in sich, diese beiden Männer, das erkaltete Volk umher wird durch den neuen Glanz wie aus dem Schlafe erweckt und hält erwartungsvoll die Augen auf sie gerichtet — da mitten in einem Leben, das sie beide befriedigt und beglückt, stirbt der eine plötzlich fort und der andere steht wieder allein da, einsam, wie er nie gewesen und von nun an bis an sein

Ende ohne einen ebenbürtigen Freund, der ihn so geliebt und so verstanden hätte.

Goethe verhehlte Schiller nicht, wie hoch er ihn stellte. „Leben Sie wohl, schließt einer seiner Briefe — was mich betrifft, so sehe ich voraus, daß ich keine zufriedene Stunde haben werde, bis ich mich wieder in Ihrer Nähe finde.“ Schiller aber lernte nun auch den Geist kennen, von dem er früher geglaubt, daß er sich ein Ideal des höchsten Egoismus zur Lebensregel gemacht hätte. „Ich kann wohl sagen, heißt es in einem kürzlich von ihm bekannt gemachten Briefe, daß ich in den sechs Jahren die ich mit ihm zusammenlebe, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten; und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und litterarischen Welt nothwendig es mit vielen verderben.“

Diese Schwätzer, Heuchler und Sophisten sind auch heute noch nicht ausgestorben. Allein vergessen wir nicht, daß Schiller selbst auf das härteste über Goethe geurtheilt hatte. Wenn ein Mann wie er so lange Zeit hindurch darin irrte, warum soll es andern nicht verziehen werden? Schiller erkannte seinen Irrthum freilich und lernte die Wahrheit sehen. Ein Charakter wie der seinige hätte es nicht ertragen, mit Goethe im engsten Verkehre zu stehen, ohne von Grund aus seiner ehemaligen Täuschung entronnen zu sein. Aber sogar eine Natur wie die seinige stand anfangs nicht hoch genug, um Goethe's Größe völlig zu begreifen aus eigener Macht. Es kommt mir nicht bei, Goethe für eine Art göttlicher Gestalt erklären zu wollen, der man sich kindlich, urtheilslos hingeben

müſſe; aber wenn ich die Welt über ihn reden und ihn tadeln hörte, dann überkam mich bis jetzt immer ein unglaubliches Mitleid mit der Armuth der Menſchen, die ihre eigenen kleinlichen Fehler in dem großen Manne entdeckt zu haben glaubten. Wie oft war ich in der Lage, ſtill bei mir zu denken, wenn jetzt die Thür ſich öffnete, er träte ein und durchſchritte das Zimmer, weiter nichts, kein Wort aus ſeinem Munde, nur ein Blick aus ſeinen Augen, nur ſeine Geſtalt, ſein Antlitz, ſein Gang: die, welche eben noch das große Wort führten, würden verſtummen als hätten ſie die Sprache verlernt. Nicht allein weil ſein Auge ihre Worte Lügen ſtrafte, ſondern, um etwas viel gewöhnlicheres zu nehmen, weil Goethe's Erſcheinung ſo imponirend und Stille gebietend vor ſie hin treten würde.

Goethe war ein Mann von vollendeter Bildung; er ging und ſtand wie ein vornehmer Mann, er ſprach mit jener Sicherheit, welche die Frucht freien geiſtigen Beſitzes iſt; von wem Napoleon ſagte: „voilà un homme," der bedarf keiner weiteren Diplome, daß er wirklich ein ganzer Mann geweſen ſei. Was heißt das: ein ganzer? Nicht bloß einer, der gehen, reiten und ſein Recht vertreten kann, der nebenbei eine gute Geſundheit hat und bei keinem höheren um Gnade und Orden bettelte, ſondern einer, der alle die feinſten Anlagen ſeines Geiſtes ausbildete und übte, der tauglich zu der gewöhnlich praktiſchen Behandlung des Lebens, dennoch mitten in ſolchen Geſchäften alles was er thut, im Hinblick auf das Ideale angreift, nichts verachtend als ſtörrige Unwiſſenheit, nichts anſtaunend als geiſtige Größe. Goethe hat Rekruten ausgehoben, Bergwerke angelegt, Bauten geleitet, jede Art von Negoziationen betrieben, die bei der Regierung eines Landes und der Verwaltung eines Beſitzes vorkommen. Niemals ging er in dieſen Angelegenheiten unter, als wären ſie die Hauptſache des Lebens, mochten ſie auch die Hauptſache des Mo-

mentes ſein. Es gibt heute eine ganze Klaſſe von Männern mit Beſitzthümern, welche ſie gut im Stande halten. Sie ſind ſtolz darauf und ſagen: „Ich ſcheere mich den Teufel um alle Philoſophie, damit mäſtet man kein Rindvieh fett. Wenn Sie mir eine Erfindung machen, daß ich aus meiner Maiſche ein Prozent Spiritus mehr ziehe als bisher, ſo ſind Sie mir mehr werth als alle Ihre Gelehrſamkeit.“ Solche Leute können gute Ehemänner, brave Familienväter, nützliche Glieder im Organismus des Staates ſein, nie aber werden ſie bei dieſen Geſinnungen ſelbſt in ihrer eigenen Sphäre eine höhere Stellung einnehmen. Denn auch auf den ſcheinbar ganz praktiſchen Gebieten, im Fabrikweſen, im Handel, in der Landwirthſchaft, wird derjenige, der in wirklich großartiger Weiſe verfahren will, die Uebermacht eines gebildeten Geiſtes anerkennen und endlich, wenn er es weit gebracht hat, die mangelnde äſthetiſche Bildung nachzuholen ſuchen oder bitter vermiſſen. Gerade bei den Deutſchen iſt dies der Fall. Die Franzoſen, welche die Sache leicht nehmen, bei denen litterariſche Bildung eine Art eleganter Kleidung iſt, die jeder zu tragen verſteht, verſetzen ſich leichter auf die höhere Stufe; die Engländer, bei denen der ganze Zuſchnitt des öffentlichen Lebens eine Maſſe von Kenntniſſen, die bei uns oft von den Gebildeten ſogar als entbehrlicher Luxus betrachtet werden, von vorn herein mit ſich bringt, machen ſich dieſe geiſtige Bildung mechaniſch nebenher zu eigen, wie ſie ohne weitere Entſchlüſſe reiten, ſchwimmen und fechten lernen. Die Deutſchen aber, die, was ſie ernſthaft angreifen, am tiefſten und am freieſten erfaſſen, ſcheuen zurück vor dem, was ihnen zu ſchwer zu erringen däucht, und beſchränken ſich auf das nächſte. Viele überlaſſen es völlig dem Zufalle, wie ſich ihr Gefühl für Kunſt und Wiſſenſchaft bilde. Da überdies durch die Ereigniſſe von 48, denen ein Uebermaß geiſtiger Thätigkeit voranging, diejenigen ſehr im Preiſe geſtiegen ſind, welche

dabei in keiner Weise betheiligt waren, so herrscht gegenwärtig (1858) die beschränkte praktische Arbeit, der alle Bewegung des Geistes unverständlich, hinderlich und zuwider ist.

Wie anders war dies in den Zeiten, wo Schiller und Goethe zusammenarbeitend auf das Volk einwirkten. Man hat die Bemerkung machen wollen, daß die Blüthe der Deutschen Litteratur mit der Epoche der größten politischen Erniedrigung Deutschlands zusammenfalle, und den Schluß daraus gezogen, daß die großen Schriftsteller der Nation wenig oder gar nicht mit dem Volke selbst in Verbindung gestanden hätten. Die ganze Wirksamkeit der Goethe-Schiller'schen Verbindung sei ein künstlicher Frühling gewesen, dessen Sonnenschein sich auf Weimar beschränkte. Das große Publikum habe keinen Antheil daran genommen und die geschichtliche Gestaltung Deutschlands keinen Vortheil davon gehabt. Dies ist ein Irrthum. Wer die Dinge, wie sie sich vor dem Ausbruche der französischen Revolution in Deutschland entwickelten, wie sie sich während ihres Bestehens, und endlich nach dem Einfalle und den Siegen der Franzosen gestalteten, aus den Denkmälern der Zeit kennen lernte, wird nirgends einen Zwiespalt zwischen dem Treiben der großen Dichter und der Haltung des Volks entdecken, beide zusammengenommen müssen ihm als ein natürliches Produkt der Umstände erscheinen. Man beobachtete in Deutschland das allmähliche Uebergewicht, welches die damals noch gute Sache des Volks in Frankreich erlangte, mit Theilnahme und zweifelte selbst dann noch nicht, als die Ereignisse für unsere Augen bereits den drohendsten Charakter annahmen. Heute schwebt bei jeder Erhebung der Massen die französische Revolution als furchtbares Exempel vor den Blicken, damals hatte man keine Erfahrung im Rücken, keine Ahnung der Zukunft vor sich. Die Hinrichtung Ludwig's XVI. flößte Schauder ein, aber der Eindruck ward als vereinzelter bald überwunden, mit derselben Schnelligkeit

vergaß man es, wie man heute und immer auch das grausenhafteste rasch aus der Erinnerung schüttelt, zumal wenn drängende Ereignisse folgen und die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Des ersten Consuls wunderbare Siege in Italien erweckten Bewunderung. Man glaubte in Deutschland an keinen Angriff. Beethoven wollte Bonaparte seine große Symphonie zueignen. Man ahnte nichts von den Niederlagen Preußens und der drückenden Gewalt des Kaisers. Die Freiheit Frankreichs flog mit ihren ersten Athemzügen sanft über den Rhein herüber und erweckte Gedanken an eine herrliche Zukunft. Durch den Frieden zu Basel nach dem Rückzug des Herzogs von Braunschweig erhielten später selbst die grausamsten Thaten der Republik einen Schein legitimer Anerkennung. Frankreich konnte mit sich selber anfangen was ihm beliebte. Von da bis zur Schlacht von Jena dauerte es noch über zehn Jahre. Schiller starb ehe sie geschlagen ward. Er erlebte es nicht mehr, daß seine schönen Saaten von den Rädern der französischen Kanonen zerdrückt wurden. Seine freieste Entwicklung fiel in eine Periode, wo man in Deutschland an den Früchten der Freiheit friedlich theilzunehmen hoffte, die in Frankreich so viel Blut gekostet hatte, trotzdem aber ein ungeheurer Fortschritt zum Bessern erschien. Man kann nicht sagen, daß wir damals erniedrigt waren. Es wäre unmöglich, denn es wurden in jenen Zeiten alle die Männer erzogen, die, als dann wirklich die Unterdrückung eintrat, augenblicklich im Volke zu wirken begannen und die Ereignisse von 1813, 1814 und 1815 vorbereiteten.

Wie sehr in den Jahren, wo Schiller dichtete und schrieb, das Volk wirklich mit ihm in Berührung kam, beweisen die Auflagen seiner Werke. In zwei Monaten hat die Cotta'sche Buchhandlung 3500 Exemplare des Wallenstein verkauft, zu gleicher Zeit druckt ihn ein Buchhändler in Bamberg nach und ein anderer in Wien erhält sogar ein kaiserliches Privi-

legium für seinen Nachdruck. Damals wurde zudem der Buchhandel beschränkter als jetzt betrieben und man würde für heute diese Zahlen mehr als verdoppeln. Waren es aber nur die „Gebildeten", welche diese Massen konsumirten, so beweist das wieder, wie ausgedehnt die Bildung war, und daß die beiden Männer nicht wie Oasen in einer Wüste, sondern wie Gebirge dalagen, von denen herab die Ströme in ein fruchtbares Land hinunter flossen. Die freudige Stimmung in den letzten dramatischen Werken Schiller's ist kein künstliches Licht inmitten einer ängstlichen Dämmerung. Einzelne, denen vielleicht die Herzlosigkeit und Unzuverlässigkeit der höheren Beamten in der Verwaltung wie in der Armee bekannt war, mögen das traurige Schicksal vorhergesehen haben, aber selbst Goethe sieht die Dinge getrost kommen und zweifelt nicht am entscheidenden Gewichte, mit dem Preußen sein Schwert in die Wagschale werfen würde.

In dieser Stimmung dichtete Schiller den Prolog zum Wallenstein, mit welchem 1798 die Schaubühne in Weimar eröffnet wurde. Er redet darin von der großen Zeit, von des Jahrhunderts ernstem Ende, wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo wir den Kampf gewaltiger Naturen und ein bedeutend Ziel vor Augen sehn —

> Und blicket froher in die Gegenwart
> Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

Schiller, der seiner ganzen Anlage nach ein politischer Dichter war, wie Corneille vor ihm, der immer aus der Gesinnung des ganzen Volkes heraus geschrieben hatte, traf auch diesmal sicherlich mit seinen Versen die Gedanken, welche das Land bewegten. Die französische Republik hatte ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilt. Das Diplom, von 1793 datirt, gelangte erst 1798 in seine Hände. Er bat Goethe, dem Herzoge die Sache zu notificiren und von ihm Verhaltungsbefehle zu verlangen. Der Herzog wünschte das Originaldiplom für seine

Bibliothek zu haben, Schiller ließ sich jedoch vorher eine beglaubigte Abschrift machen „für den Fall, daß seine Kinder einst von diesem Bürgerrechte Gebrauch machen könnten“. Er warf es also keineswegs verächtlich unter Tisch, wie die Beleidigung eines verbrecherischen Volkes, sondern behandelte es praktisch als einen eventuellen Vortheil. Napoleon's Tyrannei und der Franzosenhaß, den die Freiheitskriege mit sich brachten, geben uns den Standpunkt, von dem aus wir die Geschichte der französischen Revolution betrachten, und die Abneigung, welche seit der Schlacht von Jena zwischen Frankreich und Deutschland herrscht, wird unwillkürlich zurückdatirt. Dies ist ein Irrthum. Frankreich war trotz der Schlacht von Roßbach wieder ein befreundetes Nebenland Deutschlands geworden. Keine Seele dachte an die Rheingränze, auf die hin der Kaiser heute (1858) die Gemüther dressirt. Französische Bildung blieb nach wie vor die Schule des Deutschen; französischer Mist düngte Lessing's Felder, so sehr dieser gegen Voltaire eiferte; Goethe's Anfänge erklären sich allein aus französischer Bildung; Gellert, Wieland, Gotter, Musäus sind Schüler gleichzeitiger Franzosen; Schiller's erste theatralische Versuche sogar beruhen auf der dramatischen Cultur Frankreichs. Das Studium der griechischen Tragiker führte ihn dahin zurück in späteren Zeiten (da er griechisch nicht verstand), er übersetzt Racine's Phädra, Goethe Voltaire's Mahomed und Tancred, und der Herzog, der noch fest an die Oberherrschaft der französischen Tragödie glaubte, drang sogar auf eine Deutsche Bearbeitung Crebillon's, wovon Goethe einmal Schiller wie von einem nahenden Ungewitter in Kenntnis setzt.

Ohne das Studium der französischen Dichter des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist das Aufblühen unserer Litteratur nicht zu verstehen. Shakespeare, obgleich er in Goethe's Jugend eine so große Rolle spielte, kommt

daneben kaum in Betracht, dieſer begann erſt ſpäter eine lebendige Herrſchaft. Sein Geiſt entſpricht mehr dem Geiſte unſerer Zeiten. Seine Perſon ward von vielen enthuſiaſtiſch verehrt, für das allgemeine Deutſche Publikum jedoch waren ſeine Stücke noch zu gewaltig, es wehte eine zu ſcharfe Luft in ihnen. Man ſpielte ihn und er erſchütterte, den Gemüthern der Schauſpieler aber widerſtrebte er heimlich: überall ſuchte man die Ecken abzuſchleifen und zu mildern. „Eckhoff, ſagt Iffland in ſeinen Memoiren, fürchtete die Folgen von Shakeſpeare's Stücken auf Deutſchen Bühnen. Er ſagte mir einſt: das iſt nicht, daß ich nichts dafür empfände oder nicht Luſt hätte, die kräftigen Menſchen darzuſtellen, welche darin auftreten, ſondern weil dieſe Stücke unſer Publikum durch die ſtarke Koſt verwöhnen und unſere Schauſpieler verderben würden. Jeder, der die herrlichen Kraftſprüche ſagt, hat dabei eben weiter nichts zu thun, als ſie auszuſprechen, das Entzücken, das Shakeſpeare allein erregt, erleichtert dem Schauſpieler alles. Er wird ſich alles erlauben und ganz vernachläſſigen. Unſere heutigen Theater können die Stücke von Marivaux und Destouches nicht mehr geben, wie man ſie vor 25 Jahren auf dem Ackermann'ſchen und Seiler'ſchen Theater ſah.“ So betrachtet verliert dann auch die Oppoſition des berliner Theaters unter Engel und Ramler, welche feſt dabei ſtehen blieben, daß Schiller's verſificirte Dramen einen Verderb der ehemaligen auf proſaiſche bürgerliche Rührſtücke baſirten Cultur herbeiführen würden, das Gehäſſige und Lächerliche. Will man ganz kühl urtheilen über die dramatiſche Form, die ſich unter Goethe's und Schiller's Leitung in Weimar ausbildete, ſo kann man ſagen, daß ſie eine zu eigenthümlicher Selbſtändigkeit erhobene Miſchung der altfranzöſiſchen Tragödie, von der man den Ernſt und die Feierlichkeit der Sprache nahm, des franzöſiſchen Rührſtückes à la Diderot und Marivaux, von dem man die ſpan-

nenden Situationen nahm, und des Shakeſpeare'ſchen Dramas ſei, deſſen bilderreiche Sprache man nachbildete und deſſen ungebundene Form man ſich manchmal zunutze machte. Im Ganzen aber verdanken Schiller und Goethe am meiſten der franzöſiſchen Bühne. Niemand kann ſich den Einflüſſen deſſen entziehen, was zu ſeiner Zeit das Herrſchende iſt. Alfieri haßte die franzöſiſche Sprache und die tragiſchen Autoren Frankreichs und beruht dennoch auf ihnen, nur weil er ſie kannte, ſo gut wie heutzutage eine jede höhere dramatiſche Arbeit auf Shakeſpeare, jede theatraliſche Fabrikarbeit auf der franzöſiſchen Komödie beruhen muß. Nachahmung iſt ein Geſetz, das den ſtärkſten Geiſt zur Unterwerfung zwingt. Alle Kunſtformen ſind entlehnt, jedes Volk hat ein anderes, jeder Autor einen andern beſtohlen. Es kommt immer nur darauf an, was ein Autor aus ſeiner Sache zu machen verſtand. Das geiſtige Eigenthum iſt ein Unbegriff, denn Sprache, Gedanken und Form ſind gemeinſchaftliche Güter. Die Kraft aber und Größe eines Dichters kann niemand ſtehlen. Die Geſetze gegen Nachdruck beſchützen den buchhändleriſchen Verkauf bedruckten Papiers, die Gedanken eines Buches kann jeder nach Belieben davontragen.

Durch Schiller's und Goethe's vereinte Thätigkeit ward das weimaraner Hoftheater zu einem idealen Inſtitute, das in der Kunſtgeſchichte als ein einziges Phänomen daſteht. Dichter, Schauſpieler, Verwaltung und Publikum bildeten ein Ganzes. Goethe brachte langjährige Erfahrung und Luſt zur Sache mit. Er wußte alles und leitete alles von der höchſten Idee ab. Die Accentuirung der Worte, die Inſcenirung, die geringſten Bewegungen der Geſtalt waren wichtige Dinge, die man mit Ernſt behandelte. Sein Beifall ſtand höher als der des Parquets. Schiller warf ſeine eigene raſtloſe Arbeit hinzu; er konnte nicht gut an einem Drama arbeiten, wenn er nicht mitten darin ſchon an ein anderes denken durfte. Er

feuerte Goethe an, dieſer ermunterte ihn zur Arbeit. Es iſt nicht zu leugnen, daß in dem ganzen Treiben etwas künſtliches lag. Ich habe die Bildung, den Beſitz der Kenntniſſe, die Theilnahme an den höchſten Intereſſen der Kunſt und Gelehrſamkeit in ihren fördernden Wirkungen geprieſen, es darf aber die Kehrſeite der Medaille nicht unbeachtet bleiben. Dadurch, daß Schiller aus Goethe's Händen eine Laſt eindrücklichſter Belehrung empfing, daß alle Schätze der Goethe'ſchen Erfahrung ihm offen geboten wurden, verlor ſein Fortſchreiten das ſanfte, naive Element der Selbſtbeſtimmung, die innere Nothwendigkeit, aus der alle ſeine Werke ehe er nach Weimar kam, Goethe's ſämmtliche Werke aber entſprungen ſind, geringere Nebenſachen abgerechnet. Goethe ließ ſich von ihm erregen, aber nicht irre machen, Schiller jedoch verfiel der Uebermacht ſeines Freundes. Er bekam etwas von einem Handwerker im höchſten Sinne des Worts, ſeine Kunſt erhielt einen ſtarken Zuſatz von Wiſſenſchaft, und die Fortſchritte, welche er macht, erſtrecken ſich mehr auf die letztere. Dies iſt unverkennbar. Er hat ſich keine eigene Sprache geſchaffen. Aus den poetiſchen Schönheiten ſeiner Diktion werden rhetoriſche. Er war zu ſpät in das neue Element gekommen, um ſich von Grund aus anders zu formen. Er mußte ſich Zwang anthun; Goethe, dem es einſt eben ſo gegangen war, veränderte ſich noch im Wachsthum. Goethe war ein Parvenü, aber der geſchenkte Adel war ihm ſachte ins Blut geſchlichen, ſein Taſſo iſt wirklich im vornehmen Tone geſchrieben; bei Schiller offenbart ſich ein Zwieſpalt zwiſchen Ton und Ausführung. Seine Helden ſind vornehm auf den Brettern, vornehm für das Lampenlicht, bei der ruhigen Lektüre entbehren ſie das ſtaatsmänniſche, über der Maſſe ſtehende Weſen, das als ihre innerſte Eigenthümlichkeit dann erſt recht hervortreten müßte. Antonio redet im Taſſo ſeiner Stellung gemäß, wenn auch ſymboliſch und in ſanft

ausgesponnenen Wendungen; Wallenstein tritt nicht immer als ein Feldherr auf, und weder Maria noch Elisabeth als Königinnen. Ich wage die Behauptung, daß in Schiller's historischen Helden weniger Heroismus steckt als in den Personen aus Kabale und Liebe. Eine gewisse Rücksicht auf Nebensachen, auf Kleidung und äußeres Arrangement, wodurch sich das Genre von der historischen Auffassung gerade unterscheidet, hat stets Werth für ihn. Man hat Goethe den Realisten, Schiller den Idealisten genannt. Was bedeutet dieser Gegensatz? Nirgends ist Schiller so natürlich als in den Räubern, in Kabale und Liebe oder in Fiesko. Nur einmal wird er später wieder so unbefangen, und dies ist in Wallenstein's Lager; es fließt ihm da alles so frisch aus der Feder und ist so handgreiflich, daß man das Lederzeug der Patrontaschen und Sättel zu riechen glaubt. Man zeige mir bei Goethe ein Stück, welches so auf dem festen Boden der Natürlichkeit steht, eine Scene, deren Inhalt so die einfachen Gefühle eines rechtschaffnen Mannes ergreift, wie die, in welcher der Gefreite von seinem General zu wissen verlangt, ob er ihn für einen Hochverräther zu halten habe oder nicht. Goethe's prosaische Lustspiele, seine Schwänke, seine Zoten sogar erhalten dagegen einen ätherischen Anflug. Neben der überschwänglichen Sprache der Braut von Messina oder der Piccolominis aber erscheinen dann wieder sogar Tasso und Iphigenie realistisch.

Goethe hatte die Dinge fest vor Augen als ganze Gestalten; indem er sie beschreibt oder sie reden läßt, erscheinen sie so leibhaftig als ließen sie sich fassen; das nennen wir realistisch. Schiller besaß diese malerische Anschauung nicht in so hohem Grade. Er hüllt seine Personen in kostbare Gewänder, aber deren Falten verschwimmen oft ein wenig, und das erscheint dann als das ideale. Er wußte es recht gut und sprach es aus. Er kannte die Gränzen seiner Kunst.

Er traute ſich weniger zu als er vermochte. Beim Klang der Goethe'ſchen Verſe fühlt man, daß jedes Wort eine Nothwendigkeit war, bei Schiller ſtehen die Gedanken feſter als die Verſe, in die er ſie kleidete.

Goethe war für Schiller mehr als dieſer für ihn. Wäre er geſtorben, ſo wäre Schiller vernichtet geweſen. Er aber konnte jeden entbehren, er hätte in einer Höhle einſam fortleben können; es wäre denkbar. Alles was er that, ſobald es ſich in einer einzelnen Handlung koncentrirte, ward zur Nebenſache dem großen allgemeinen Geſchäfte des Lebens gegenüber. Er betreibt die Dinge von oben herab, er dichtet, ſtudirt, reiſt, baut, ſammelt wie ein Fürſt, der, während er ſich mit irgend jemand, und wäre es ſein beſter Freund, ganz und gar zu befaſſen ſcheint, dennoch nie die Geſammtheit der übrigen vergißt, gegen die er Pflichten hat. Schiller ging auf in ſeinen Arbeiten und Ideen. Es war ihm unerträglich, als er Goethe zuerſt ſah, daß ein Mann, der ſo herrliche Gedichte geſchrieben, ſo kühl und unberührt ſcheinbar von allem Menſchlichen durch die Menſchen ging, daß der, der ſo leidenſchaftlich dichtete, ſo ſehr dem geringſten Affekte auswich, als hätte er nichts damit zu thun gehabt ſein Leben lang. Goethe trat am liebſten incognito auf, unbetheiligt, wie ein Dritter, er empfing die Leute als wäre er nur ein Freund Goethe's, der ſich ſelber unſichtbar verſchloſſen hielt. So auch ſeinen Sachen gegenüber. Er ließ ſie ruhig liegen bis das Papier vergilbte; kam der günſtige Moment, ſo benutzte er ihn mit erfriſchten Kräften, während Schiller unausgeſetzt fortarbeitete, denn die Vollendung des angefangenen lag ihm drückend auf dem Herzen. Die beiden Dichter waren grundverſchieden von einander. Von der natürlichen Tochter, dem einzigen Stücke, das Goethe während ihrer Gemeinſchaft ſchrieb, wußte Schiller nicht ein Wort ehe es fertig war: von Wallenſtein, von Tell ward Goethe jede Scene mitge

theilt, jeder Effekt beſprochen, nach den Umſtänden verändert, wenn er nicht zuſagte. Dagegen wurden Egmont und Götz mit neuen Effekten verſehen, nichts davon aber in die Ausgabe der Werke aufgenommen. Für das Verſtändnis der Schiller'ſchen Stücke iſt der Briefwechſel eine unumgängliche Belehrung. Er enthält einen vollſtändigen Curſus der Aeſthetik für die dramatiſche Dichtkunſt.

Schiller dichtete ſeine Stücke für die Bühne von Anfang an. Er ſchrieb ſie des Eindruckes wegen, den ſie machen würden, er war ein Theaterdichter, wie Shakeſpeare einer war. Goethe ſagt zwar von ſich, daß er Taſſo und Iphigenie für die Bühne gearbeitet habe, allein es waltet doch ein Unterſchied zwiſchen ſeiner und Schiller's Thätigkeit. Für ihn beſtand der Reiz eines Stoffes nicht in der Erwartung des Echos aus dem Publikum, ſondern darin, daß keiner es genoß bevor er ſelbſt es nicht genoſſen; erſt wollte er ſich ſelbſt entzücken, dann die andern. Er ſchrieb die Dinge nieder, wenn es ſo weit gekommen war, daß er ſie nicht mehr ungeſchrieben laſſen konnte. Er producirte weil es ihn drängte. Was er erlebte, nahm in ſeiner Seele die Geſtalt eines Kunſtwerkes an, das ſich ſelbſt formte ohne ſein bewußtes Zuthun. Erſt wenn er vor ſich ſah was er geſchrieben hatte, begann er darüber nachzudenken, vorher wußte er nie, was es werden würde. Wie der menſchliche Körper für jeden Krankheitsſtoff unendlich empfänglich iſt, mit derſelben Energie ſtößt er ihn ſpäter wieder von ſich. So auch der Geiſt des Menſchen; er hat eine Begierde nach Schmerzen und Verluſt und zu gleicher Zeit die Kraft empfangen, alle Trauer zu verklären und jeden Verluſt in Gewinn zu verwandeln. Darin beſtand Goethe's poetiſche Thätigkeit. „Mein Element iſt das Verſöhnende, ſagte er. Ich bin nicht gemacht, Tragödien zu ſchreiben. Ich erſchrecke vor dem bloßen Unternehmen. Ich bin beinahe überzeugt, daß der bloße Verſuch mich zerſtören

könnte.“ — die ächte Tragödie aber, die im furchtbarſten Leiden zugleich die Verſöhnung enthält, hat er dennoch gedichtet: Iphigenie, Taſſo, Fauſt: Werke von ſo hohem geiſtigen Inhalte, daß nur wir Deutſchen ſie begreifen können.

Shakeſpeare beſaß viele Vortheile, die Goethe mangelten: Phantaſie, Anſchauung politiſcher Ereigniſſe, Gewandtheit in Benutzung des hergebracht Theatraliſchen und eine bilderreiche Sprache; allein er beſaß nicht die ſich vordrängende Perſönlichkeit Goethe's, der die Ereigniſſe ſtets zu einem Schluſſe lenkte, deſſen letztes Wort die Verherrlichung der ſittlichen Gewalt des Menſchen iſt. Bei Shakeſpeare ſind die Leidenſchaften Erdbeben; die Abgründe, welche ſie reißen, ſchließen ſich nicht, ſondern ſtarren unausgefüllt zum Himmel auf, die Verſöhnung liegt nur darin, daß wir mit einer troſtloſen Reſignation eingeſtehen: es mußte ſo kommen, aber es iſt grauſenhaft, daß es ſo kam.

Bei den Griechen war die treibende Kraft der Tragödie eine dunkle zerſtörende Gewalt, die über allen Menſchen ſchwebend, von einem einzigen Gliede einer Familie herabgelockt, nun alle andern mit vernichtet. Wie eine Gewitterwolke hängt das Schickſal am Himmel, die höchſte Tanne zieht den Blitz herunter und der ganze Wald geht in Flammen auf. Wir aber, die wir jeden Menſchen allein der Menſchheit und Gott gegenüberſtellen, weil uns das allmächtige Gefühl der Familienverbindung abhanden kam, erblicken in dem Fatum der antiken Völker nur eine äußerliche, unmotivirte Urſache des Verderbens. Soll Antigone durch die Sünden des Oedipus von Anfang an mit verloren ſein? Wir erkennen das nicht an. Wer untergeht, ſoll ſich ſelbſt vernichtet haben, in ſich allein trägt jeder das Schickſal ſeines Lebens. So ſtellt Shakeſpeare ſeine Menſchen hin. So reiben ſich bei ihm die Schickſale an einander zu Tode, am Ende aber bleibt eine trübe dunkle Stelle in der Empfindung des Zuſchauers, und wenn der

Verstand uns vorrechnet, daß alles so geschehen müsse, sehnt sich das Herz trotzdem nach der Befreiung auch von dieser Nothwendigkeit. Hier steht Goethe über Shakespeare. Seinen Tragödien wohnt die Lehre inne, daß Jeder freilich durch den eignen Charakter seines Glückes Schmied sei, allein daß alles, was daraus entsteht, das Böseste und Jammervollste selber, zum Guten führen müsse, daß alles einer Glorie fähig sei. Für ihn gibt es keine ungeheilten Wunden, kein vorher bestimmtes Schicksal, keine Schuld sogar; nichts im Reiche der Freiheit, nichts im Reiche der Nothwendigkeit kann den Menschen um die Verklärung seines eigenen Wesens betrügen, alle finstern Thaten lösen sich in Licht auf eines Tages, sind nur verhüllende Gewölke, hinter denen ewig die Sonne liegt. In diesem Gefühle schrieb er seine Tragödien. Im zweiten Theile des Faust hat er diese Lehre in mystische Formeln gebracht, die ganz zu begreifen die Zeit noch nicht gekommen ist. Die Richtung seiner Lehre aber liegt offen da, sie ist die einzige, die uns heute befriedigen kann. Mit ihr wandte sich Goethe an das Volk im höchsten Sinne, so wird er vom Volke im höchsten Sinne verstanden und erscheint ihm als der größte Dichter.

Dergleichen bricht nicht im Moment zu Tage. Es bedarf langer Jahre, ehe man es entdeckt, und wiederum langer Zeit ehe man mit Sicherheit an die Entdeckung glauben lernt. Goethe dachte an die Jahrhunderte wenn er schrieb; wo er aber für den Moment nur dichtete, da erscheint er freilich von leichterem Gewichte oftmals als Schiller, für den der Moment eine größere Wichtigkeit besaß. Schiller hatte mehr mit dem Publikum zu thun, er verstand es besser als Goethe und bedurfte seiner. Er und Goethe besprechen in ihren Briefen dies wichtige Element mit seltener Kenntnis. Es ließe sich aus ihnen eine förmliche Lehre vom Publikum zusammenstellen. Man hätte nicht bloß die theoretischen Exempel, son-

dern gleich die praktiſche Anwendung. Goethe war gereifter in Berechnung der höheren Kreiſe, Schiller beſaß den Inſtinkt, was für alle zuſammen im Augenblick geſchehen müſſe. Er traf mit Sicherheit die allgemeine Empfindung. Er mußte fühlen, daß er ſo wirkte, um glücklich zu ſein. Er konnte den augenblicklichen Beifall der Menſchen nicht entbehren und brachte Opfer, um ſeiner gewiß zu ſein; dieſe Herablaſſung, mochte ſie aus den edelſten Motiven hervorgehen, ließ ihn zu einem Theil des Publikums werden, für das er arbeitete und mit deſſen Verſchwinden vieles verſchwand, was in ſeinen Werken nicht länger lebte, als das Leben derer dauerte, die es begeiſtert hatte. Wenn in fernen zukünftigen Tagen Goethe's Dichtungen vielleicht wie Heiligthümer geleſen werden, während er ſelbſt mit ſeinen Schickſalen und, wenn es möglich wäre, mit ſeinem Namen verloren ginge (etwa wie man heute Homer für eine mythiſche Perſon hält und ſogar Shakeſpeare ſo betrachten könnte), ſo daß nur ſeine Seele, abgetrennt von den geringſten irdiſchen Theilen, uns umſchwebte in ſeinen Werken: ſo wird man Schiller's bloßen Namen dann vielleicht wie ein Wort, deſſen Klang die Gewalt eines Talismans beſitzt, wiederholen, von ſeinen Dichtungen aber nichts mehr wiſſen, weil ſeiner Sprache die Zähigkeit fehlte, durch Jahrtauſende den Geiſt feſtzuhalten, der einſt aus ihr die Menſchen anflog, die ſeine Genoſſen waren vormals. Es fehlt ſeinen Werken der geheime harmoniſche Zuſammenhang, welcher Form, Inhalt und Sprache auf gleiche Höhe ſtellt, wie drei Symptome, deren eines die beiden andern in ſich trägt. So iſt es bei Goethe, wo eines der drei nicht ohne die beiden andern denkbar wäre.

Schiller war weit entfernt, ſich hierüber zu täuſchen. Er ſprach es härter aus, als uns nothwendig ſcheinen könnte, er wachte mit Angſt darüber, daß er ſich nicht ein Lob beilegte, welches Goethen allein zukam. Ihr Verkehr war ein freier.

Schiller ordnete ſich unter, aber er diente nicht, Goethe ſtand über ihm, ohne jemals Anſprüche zu machen auf dieſe Höhe. So uneigennützig und rein war ihre Freundſchaft, daß während der Jahre, die ſie gedauert hat, niemals ein Mißverſtändnis vorkam, oder ein gereizter Ton nur angeklungen hätte. Man weiß, wie eine gewiſſe Clique in Weimar ſich Mühe gab, ſie zu veruneinigen, aber ohne Erfolg. Hätte Schiller jemals Anmaßung, Goethe je eine Spur von Hochmuth gezeigt, ſo wäre es ein leichtes geweſen, ſie zu trennen. Man hatte es künſtlich ſo weit gebracht, daß eine Beleidigung Schiller's durch Goethe faſt erzwungen wurde, allein der Feldzug mißlang, und die beiden, die nichts äußeres an einander feſſelte, konnte auch nichts äußeres in eine feindliche Stellung gegen einander verſetzen.

Obgleich ſie ungleiche Kräfte hatten, ſo war der augenblickliche Erfolg der Schiller'ſchen Werke jedesmal zu groß, als daß für ihn ſeine Inferiorität zu einer Beſchämung geworden wäre; ja dieſer Erfolg ſöhnte Goethe vorübergehend mit einer Art zu dichten aus, die er doch niemals im tiefſten Herzen anerkannte. Er ließ ſich ſogar durch Schiller verführen, zu dichten nur um zu dichten. Er gibt Schillers Antriebe nach, der ihn auffordert, die Zeit anzuwenden und im Winter Geld zu verdienen, damit man es im Sommer ausgeben könne. Als er dann hinweggeſtorben war, ließ dieſe künſtleriſche Produktivität ſogleich wieder nach, Goethe kehrte zur alten Weiſe zurück und kam der Gelegenheit, Verſe zu machen, nie mehr einen Schritt entgegen. Aeußerlich blieb er unverändert und unbewegt als er den Schlag erlitt. In aller Stille traf er Anſtalten, ihn zu überwinden und die Lücke auszufüllen, wie ein Monarch, der ſeine beſte Provinz verloren hat und nun, was ihm übrig blieb, ſo gut zu verwalten ſucht, daß der Ausfall ſich dennoch deckte. Nirgends iſt Goethe von Vielen ſo mißverſtanden worden als hier, denn

nicht jedermann weiß, wie tief ein Mensch berührt werden kann durch den Tod eines Andern.

Hören wir Goethe nun selbst. „Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände, welche in wenigen Abenden und Nächten hinter einander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich bedroht war, in mein Uebel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinem Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre, um uns niemals wieder zu sehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am Neunten verschieden, und ich nun von allen meinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen.

„Als ich mich ermannt hatte, blickt' ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward eben so wenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin und her zu wenden. — — Indem ihn ein Ereignis vor dem andern anzog, hatte ich beiräthig und mitthätig mitgewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein her-

kömmliches Zuſammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letzenmal auf ihrem höchſten Gipfel zu zeigen. Sein Verluſt ſchien mir erſetzt, indem ich ſein Daſein fortſetzte. — — Ich ſchien mir geſund, ich ſchien mir getröſtet. Nun aber ſetzten ſich der Ausführung mancherlei Hinderniſſe entgegen, mit einiger Beſonnenheit und Klugheit vielleicht zu beſeitigen, die ich aber durch leidenſchaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigenſinnig und übereilt gab ich den Vorſatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zuſtand denken, in welchen ich mich verſetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erſt entriſſen, ſein Umgang erſt verſagt. Meiner künſtleriſchen Einbildungskraft war verboten, ſich mit dem Katafalk zu beſchäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Meſſina das Begräbnis überdauern ſollte; ſie wendete ſich um und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeſchloſſen hatte. Nun fing er mir erſt an zu verweſen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Geſellſchaft trennten, ſo war ich in traurigſter Einſamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zuſtand, und was ſonſt noch an Nachrichten ſich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geſchäften ohne Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anſtatt ſie zu leiten."

Wir verſtehen nun, warum er Frau von Wolzogen das von ihr verfaßte Leben Schiller's ungeleſen zurückſandte. Seine italiäniſche Reiſe machte den erſten tiefen Einſchnitt in die Entwicklung ſeiner männlichen Jahre. Schiller's Tod war der zweite. Mit ihm erſt ſchließt das vorige Jahrhundert ab. Nach der Schlacht von Jena entſtand ein verändertes Leben in Deutſchland; Goethe war den Sechzigen nicht mehr fern; und noch einmal verlangte eine neue jugendliche Generation um ihn her, er ſolle ihre Blindheit und ihre Wünſche theilen.

Weil sie selber noch nichts erlebten, sollte er seine vergangenen Jahre vergessen und die Last der Erfahrung über Bord werfen.

Er that es nicht und konnte es nicht thun. Schiller hatte nur eine einzige Epoche des Deutschen Lebens durchgemacht. In jungen Jahren erfüllte ihn der Haß, mit dem sich die Jugend gegen das tyrannische Treiben der abgelebten Deutschen Fürstenwirthschaft in den kleinen Staaten stemmte. Maitressen, die ein armes Land aussaugen, Soldaten, die man nach Amerika verkauft, Unterdrückung der bürgerlichen Redlichkeit durch höfische Verruchtheit, Unheil aller Art, durch eine lügnerische Staatsform hervorgebracht, das war der Inhalt seiner ersten Tragödien. Daran, daß diese allgemein die Gemüther ergriffen, lernt man die damalige Stimmung kennen. Nun zeigte sich in Frankreich ein aufglimmender Funke, die Freiheit, das Volk begann sich zu fühlen und zu helfen. Man fing an die kühnsten Hoffnungen bei uns zu hegen. Alle Greuel von Paris konnten sie nicht dämpfen. Ehe aber die französische Freiheit uns die Sklaverei gebracht hatte, starb Schiller, er lernte den Umschwung der Dinge nicht bis zur äußersten Gränze kennen, er ist niemals enttäuscht worden. Goethe war früher auf die Welt gekommen. Er machte noch jene erste Entwicklung der Litteratur mit durch, deren Kämpfe Schillern fern blieben. Goethe war schon ein fertiger Mann, als er auf einer Durchreise durch Schwaben an Schiller vorüberging, der ihn wie ein Meteor anstaunte, selbst aber noch blutjung war. Dann als Goethe aus Italien zurückkam, arbeiteten sie gemeinschaftlich. Auch das ging vorüber; die Romantiker umgaben ihn plötzlich, reicher an fremden Formen als an eigenen Gedanken. Endlich als auch diese ausgebrannt waren, kam die philosophisch ironische Generation, die auf den Umsturz im Jahre 1830 hindrängte, deren Ausdruck Heine und Platen sind, und beklagte sich über Goethe's olympische Kälte.

Welch eine ungeheure Spanne Zeit von der Stimmung des Volkes, das Gellert's Gedichte und die Messiade las, zu derjenigen, in der es Heine's Gedichte verschlang! Man meint, es sei unmöglich, daß ein einziger Mensch das erlebte. Goethe als Jüngling und Goethe als Greis: man meint, es müssen mehr als hundert Jahre dazwischen liegen. Und dennoch gab er die Saat her, aus der alles aufging was dazwischen blühte. Er war der Schöpfer der Schiller'schen Begeisterungsdichtung, und wiederum enthält sein westöstlicher Divan den ganzen Heine, die Sprache sowohl als die Wendungen. Alle litterarischen Bestrebungen, die während Goethe's Leben auftauchten, schöpften aus ihm die Lebenskraft. Oft scheint er sich kalt in der Ferne zu halten; sehen wir genauer zu, so laufen doch die Fäden in ihm zusammen.

Welch ein Volk besaß einen solchen Mann? Voltaire ist eine Karrikatur neben ihm. Auch dieser beherrschte seine Zeit Jahrzehnte lang, aber wie ein kleinlicher Tyrann, während Goethe ein uneigennütziger Herrscher war. Wen hat er geärgert, wie Voltaire seine Gegner? wo hat er gelogen, geschmäht oder dergleichen? Er hat niemals seine Nebenbuhler bekämpft, ist immer mit gesenkten Waffen abwartend zurückgetreten. Die, welche er in seiner Jugend angriff, waren nicht Nebenbuhler, sondern Vertreter von Richtungen, die er für falsch und verderblich hielt und die er als der schwächere anpackte. Wo er der stärkere war, ließ er stets großmüthig den andern die Straße frei. Hülfreich war er gegen alle in einer Weise, die oft so schön ist, daß seine Handlungen rührend wie seine Gedichte werden. Sein Leben gewährt uns was wir in ihm suchen. Jedes Gefühl findet Beruhigung in ihm, weil er voll empfand und treulich aussprach. Wie ein Felsen stand er da und ließ die schwankenden Meinungen seines Zeitalters an sich vorüberwandeln, aber wo man an ihn anschlug, sprang eine lebendige Quelle hervor. Was seine

Verkleinerer gegen ihn vorbringen, ist nichts als die Geschichte ihrer eigenen Schwäche. Der beste Beweis für die lebendige Kraft, die ihm innewohnte, ist die Frische, in der heute noch seine Dichtungen glänzen. Das Feuer ist unsterblich, mit dem er seine Lieder geschrieben hat. Bei Schiller ist es nicht weniger die Begeisterung, mit der er die Hoffnung seiner Zeit in seinen Dramen aussprach. Heute, wo alles anders ist, wo soviel Jahrzehnte seit seinem Tode Jahre vergangen sind, klingt noch dieser Drang nach Freiheit aus den Worten seiner Gestalten wie eine fremde begeisternde Musik. Man sollte denken, Schiller's politische Anschauungen seien heute so klargelegt, daß ihr in seinen Dramen allzu sichtbares Hervortreten den Genuß daran beschränken oder aufheben müßte. Dies aber ist nicht der Fall. Sie haben nichts Veraltetes in sich, sie könnten dem Sinne der großen Masse nach heute geschrieben sein. Das rein menschliche darin tritt heute vielleicht stärker hervor als zu Schiller's eigner Zeit. Seine Tiraden gegen die Tyrannen erfüllen uns mit dem unbestimmten Haß gegen Unterdrückung, woher sie auch komme, und mit der Ahnung besserer Zeiten, die jede Epoche in sich trägt und um deretwillen sie dankbar zu ihren Dichtern aufblickt, deren Mund sie ausspricht.

Hätten Schiller und Goethe in unsern Tagen gelebt, in einem Lande, das durch Eisenbahnen und Telegraphen beinahe zu einer einzigen ungeheuren Stadt geworden ist, nimmermehr hätten sie sich zu dem entwickeln können, was durch den Einfluß ihrer Zeit und ihrer Zustände aus ihnen wurde. Ihre litterarische Oberhoheit, als sie zusammen waren, Goethe's einsame Autorität bis zu seinem Ende wären heute vielleicht unmögliche Erscheinungen. Bis zu den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts dauerte immer noch die Herrschaft der Gebildeten, die in Sachen des guten Geschmacks ein letztes entscheidendes Urtheil behielten und sich ihrerseits

Goethe's Einflusse nicht zu entziehen vermochten. Heute aber herrscht Niemand. Jeder steht heute ganz allein. An den Erfolg litterarischer Spekulationen, wie sie jetzt etwas gewöhnliches sind, hätte man damals nicht gedacht. Als Cotta noch seine Packete langsam abtraben ließ, als ein Buch Monate bedurfte, ehe es dem Autor ein Resumé der öffentlichen Stimme nur seiner Freunde einbrachte, kannte man die Industrie nicht, die heute nothwendig geworden ist. Heute ist ein Buch im Momente überall. Man schreibt in kolossalem Maßstabe und im ganzen besser als sonst. Hätten Goethe und Schiller heute geschrieben, so hätten sie vielleicht schärfer gesprochen, vieles nicht gesagt, das sie sagten, vieles aber auch ausgesprochen, das sie verschwiegen. Darauf aber kommt es nicht an. Immer wird es die Menschen durchdringen, wenn eine große Kraft sich unter ihnen geltend macht, niemals kann die zauberische Gewalt einer großen Persönlichkeit wirkungslos bleiben. Niemand kann den Einfluß ermessen, den das Auftreten eines Mannes haben würde, der ruhig wie Goethe alle übersähe und in den Schranken hielte, oder der wie Schiller alle an sich kettete und mit sich fortrisse. Gerade eine Zeit wie die unsrige würde ihrem durchgreifenden Einflusse doppelten Raum gewähren. Sie lebten beide unter Bedingungen, trotz deren sie sich entwickelten. Die Freiheit des öffentlichen Lebens, die heute geringere Talente nicht aufkommen läßt, ist stärkeren Naturen erst die rechte Lebensluft. Goethe empfand den Druck der öffentlichen Zustände und ihren einengenden Einfluß auf die Litteratur. „Man sehe unsere Lage, wie sie war und ist, schreibt er 1795, man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich Deutsche Schriftsteller bildeten, so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurtheilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusam-

men fänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in ſeinem Fache ſich ausbilden könnten. Zerſtreut geboren, höchſt verſchieden erzogen, meiſt nur ſich ſelbſt und den Eindrücken ganz verſchiedener Verhältniſſe überlaſſen, von der Vorliebe für dieſes oder jenes Beiſpiel einheimiſcher oder fremder Litteratur hingeriſſen; zu allerlei Verſuchen, ja Pfuſchereien genöthigt und ohne Anleitung, ihre eigenen Kräfte zu prüfen; erſt nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen ſoll, durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geſchmack, das das ſchlechte nach dem guten mit eben dem Vergnügen verſchlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntſchaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des Reichs zerſtreuten Menge, geſtärkt durch mitarbeitende, mitſtrebende Zeitgenoſſen — ſo findet ſich der Deutſche Schriftſteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für ſeinen Unterhalt, Sorge für ſeine Familie ſich nach außen umzuſehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigſten Gefühl durch Arbeiten, die er ſelbſt nicht achtet, ſich die Mittel verſchaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit ſein ausgebildeter Geiſt ſich allein zu beſchäftigen ſtrebt. Welcher Deutſche geſchätzte Schriftſteller wird ſich nicht in dieſem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit beſcheidener Trauer geſtehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geſucht habe, früher die Eigenheiten ſeines originellen Genius einer allgemeinen Nationalkultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen? Denn die Bildung der höheren Klaſſen durch fremde Sitten und ausländiſche Litteratur, ſo viel Vortheil ſie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutſchen als Deutſchen, ſich früher zu entwickeln.

„Und nun betrachte man die Arbeiten Deutſcher Poeten und Proſaiſten von entſchiedenem Namen! Mit welcher Sorgfalt, welcher Religion folgten ſie auf ihrer Bahn einer auf-

geklärten Ueberzeugung!“ — Er redet von Wieland's unermüdeter Arbeit an den eigenen Werken und fährt dann fort: „Denn worauf ungeschickte Tadler am meisten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen (1795), indem sie sich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenstande angemessenen Styl gelangen können, wem sind sie es schuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unabläßigen Bestreben unter mancherlei Hindernissen sich jeder auf seine eigene Weise ausgebildet haben? Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt herein tritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis, als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu spät kommt der Halbkritiker, der uns mit seinem Lämpchen erleuchten will; der Tag ist angebrochen und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.“

So hat Goethe nach dem Jahre 1806 nie wieder geurtheilt. 1795 glaubte er, der Tag sei angebrochen. Die unsichtbare Schule, die er damals nannte, hat seitdem ihr Wachsthum erlebt und ihren Untergang. Heute ist der Tag da, aber keine Schule. Wir besitzen jetzt ein allgemeines großes Publikum, wir sind unabhängig von fremder Bildung, wir haben ein großartiges, öffentliches Leben, endlich, wir haben jene Umwälzungen erlebt, von denen Goethe in demselben Aufsatze voll von ahnender Voraussicht sagte, daß er sie dem Deutschen Volke nicht wünschen wolle, obgleich sie allein geeignet seien, klassische Werke hervorzubringen. Unsere Richtung auf das Praktische, Materielle, scheint die ideale Anschauung des Lebens heute beinahe auszuschließen. Im Gegentheil, sie schärft den Blick dafür. Wir glauben nicht mehr an äußerliche politische Wunderkuren, aber wenn ein Mann auf-

träte, wie Goethe, so würde er sich bald ein Reich erobern, nicht indem er die litterarischen Formen des alten Goethe nachahmte, sondern indem er die Wahrheit stark empfände, und frei und in einer lebendigen Sprache mittheilte, wie es ihm ums Herz war. Darin zeigte sich Goethe's Genius, alles Uebrige waren zufällige Zuthaten vergänglicher Verhältnisse.

Einstweilen aber sind die Schätze, die wir ihm verdanken, noch wenig bekannt. Alle nennen Goethe's Namen, Wenige kennen in der That seine Worte. Träte eine barbarische Zeit ein, die alle Denkmäler des geistigen Lebens vernichtete, diese Werke ausgenommen, es ließe sich aus ihnen ein neues leuchtendes Bild unserer Größe formen, wie in den wenigen Schriften der griechischen Dichter und Philosophen ihr ganzes Vaterland verborgen liegt. Goethe's Schriften alle zusammen, seine Poesien, seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine Briefe ordnen sich heute organisch zu einander in ein großes Ganze. Der andern Menschen Leben, so weit wir umhersehen, sind dunkle Ströme, die im Verborgenen entsprangen und verrauschten. Nur hie und da fließen sie eine Strecke lang in voller Tageshelle. Und selbst dies sind wenige. Goethe's Leben strömt offen dahin vor unsern Augen, und jeder, der sich in ihm spiegelt, erblickt in seinem Schicksale tiefer und vollkommener das eigene wieder. Goethe schrieb nichts, das er nicht erlebte. Alles rührte ihn, was in den Bereich des menschlichen Lebens fallen kann, und erweckte ein Echo aus seiner Seele. Ich habe Schicksalsverwirrungen durchgemacht, die mir ohne Beispiel schienen, so eigenthümlich waren die Charaktere der Menschen und die Verhältnisse, unter denen sie zusammentrafen: plötzlich entdeckte ich bei Goethe eine Relation darüber als hätte er daran theilgenommen, so genau stellte er die Menschen und die Dinge dar. Und dabei kam alles an ihn heran. Nichts suchte er auf.

Seine Seele war wie mit Sammt bekleidet, an dem jedes fliegende Stäubchen hängen bleibt und sichtbar wird. Wo er ging, flogen ihm die Ereignisse zu, er sog die Dinge auf, wie die Sonne die Feuchtigkeit der Erde zu sich aufzieht und die schimmernden Wolken dann bestrahlt, die sich aus den unendlichen Theilen in tief gesetzlicher Weise frei zusammenballten.

Von einer solchen Thätigkeit, wie sie der Mann ausübte, der sich nach dem Urtheile der Menschen in kalt abschließendem Egoismus zurückzog, finden wir keine Spur bei Schiller, der alle Menschen liebend an sein Herz zog — seid umschlungen Millionen! und doch eine so enge Straße ging. Er hatte weder das Talent noch die Gelegenheit zu beobachten, wie Goethe es verstand. Er schreibt über Aesthetik, aber Malerei, Skulptur, Architektur sind ihm so gut wie unbekannt. Er bittet einmal Körner, ihm einige gute Stiche nach Raphael zu besorgen, er wolle doch wenigstens einen Anflug von diesen Dingen haben. Sie beschäftigten ihn niemals. Das Theater war seine Leidenschaft, er nimmt es im höchsten Sinne, aber seine Idee war eine Illusion. Die feinere Ausführung bekümmerte ihn nicht, Goethe bedachte jede Handbewegung. Goethe, der sogenannte Realist, hatte beim Theater niemals einen außer der Kunst selber liegenden Zweck vor Augen; die Poesie sollte auch hier wirken ohne etwas zu wollen, wie ein Blick ins Paradies den Menschen beglücken ohne ihn um bestimmte Ideen reicher zu machen. Schiller hatte einen Zweck dabei, der außerhalb der Poesie liegt: eine Tragödie soll als die höchste geistige Arznei die Seele des Menschen ergreifen und veredeln, an das Gewissen anklopfen und dem Bösewicht seine Sünden vorhalten. Goethe widerstrebte eine solche moralische Nutznießung. Er erklärte die Aristotelische Katharsis deshalb auch nicht als eine Reinigung der Leidenschaften des Publikums, sondern meinte, es seien

damit diejenigen Leidenſchaften gemeint, aus deren Contacte die Tragödie ſelbſt ſich entwickelte, und die nun vor den Augen des Publikums ſich, von den irdiſchen Zufälligkeiten gereinigt, in ihrer freien Wirkung auf den Menſchen darſtellten. Aber gerade Schiller's moraliſche und politiſche Hintergedanken beſtachen Viele zu ſeinen Gunſten. Die Leute begreifen das Praktiſche leicht, ſie ſehen einen edlen Zweck und edle Mittel. Vergeblich ſuchen ſie das bei Goethe, der ſein Licht leuchten läßt über die Gerechten und Ungerechten. Schiller richtete, Goethe richtete niemals. Schiller, von Anfang an mit wahren und großartigen Intentionen begabt, drang auf die Verwirklichung ſeiner Ideale — Goethe kannte ſich ſelbſt zu gut, was er gefehlt und gelitten, er erblickte in jedem Akte der Natur die Manifeſtation einer bis ins Kleinſte ſich erſtreckenden Ordnung, er ſah überall Symptome der Vorſehung, er tadelte nicht, er corrigirte nicht, er zog ſich höchſtens zurück wo ihm etwas unerträglich war. Selbſt das Abſurde konnte er ſo vertheidigen. In einer Abendgeſellſchaft bei Hofe kommt die Rede auf das Nützliche und Unnütze. Es wird jener Mann erwähnt, der aus einer gewiſſen Entfernung Hirſekörner durch ein Nadelöhr werfen konnte und von Alexander dem Großen, ſtatt eine Belohnung zu empfangen. ſeiner unnützen Künſte wegen ausgelacht wurde. Goethe vertheidigte ihn. Es ſei doch immer eine durch große Uebung erlangte Fertigkeit geweſen. Nun kann ſich Wieland nicht mehr halten und bricht los gegen eine ſolche Anſicht. Goethe läßt ihn ausreden und bemerkt dann, Alexander hätte dieſen Mann den Seinigen als Exempel aufſtellend ſagen ſollen: Wenn man durch Beharrlichkeit in ſolchen Kleinigkeiten ſolche Sicherheit erwerben kann, wie weit werdet ihr erſt kommen, wenn ihr mit euren Kräften und eurer Ausdauer das Große angreift! — Aber Goethe war auch muthig und groß genug, ſich der Welt gegenüber zu ſtellen wenn es ſein mußte. Das

iſt ihm wiederum zum Vorwurf gemacht worden. Diejenigen nämlich, die ein ähnliches Gelüſten verſpürten und plötzlich zu ihrem Schrecken inne wurden, daß ungemeine Kraft dazu gehört, eine eigene Meinung Angeſichts der Nation aufzuſtellen und durchzufechten, klagten ihn nun der Vermeſſenheit an. Alle ſeine Feinde ſind Dilettanten auf irgend einem der Gebiete, die er ganz beherrſchte, das auch ſie ſich aneignen wollten, ſchließlich aber bemerkten, daß ſie zu ſchwach ſeien. Das Verfahren ſolcher beſchränkter Naturen iſt überall das gleiche. Willkürlich nehmen ſie eine der unendlichen Aeußerungen ſeiner Thätigkeit aus dem Zuſammenhange heraus, deuten ſie dann von ihrem eigenen beſchränkten Standpunkte nach Belieben falſch und ſchließen dann nach dieſem Einzelnen, das ſie ſo zugerichtet haben, rückwärts auf den ganzen Goethe. Er aber wird einſt nur dem fortſchreitenden Genius der Menſchheit unterliegen. Man kann der Sonne den Rücken zudrehen, aber ſie nicht auslöſchen. Man kann ihre Flecken beobachten und zählen, aber ſie wärmt und leuchtet und lockt das Lebendige aus dem Boden.

Goethe ſagte von ſich ſelbſt, alle nennten ihn Meiſter, aber niemand ſei ſein Schüler geweſen. Das heißt wohl, er wollte ſagen, daß er keinen Meiſter erzogen habe, der in ſeinem Geiſte weiter dichtete. Schüler hatte er die Fülle, wir alle haben von ihm ſprechen und ſchreiben gelernt, während Schiller's ſogenannte Schüler einen hohlen, ſüßlich philoſophiſchen Ton annahmen, der mit Schiller ſelbſt nichts zu thun hat. Denn ſeine Seele war groß genug, um alle die prachtvollen Phraſen, die er gebrauchte, mit Lebenskraft und Wärme auszufüllen. Das konnte ihm keiner nachmachen. Er hatte Nachahmer, keine Schüler eigentlich. Nachahmer hatte Goethe beſonders unendliche; er war aber auch nicht zu umgehen, er unterjochte die Gedanken der Menſchen ohne daß ſie es wußten. Schlegel's Shakeſpeare, Tieck und ſo

weiter die ganze Reihe der Dichter bis auf Platen reden seine Sprache; wenn wir die Kraft der Einzelnen messen wollen, legen wir den Maßstab an, daß wir sehen, wie weit sie es darin brachten, sich von Goethe'scher Ausdrucksweise loszureißen. Zweien gelang es, Kleist und Arnim. Arnim steht noch freier da als Kleist, weil er Sprache sowohl als Komposition am unbekümmertsten und am kräftigsten seiner Individualität unterordnete. Er dichtete ohne sich um irgend etwas in der Welt zu scheren. Oft ist er inkorrekt, nachlässig, seltsam, nirgends aber ein Nachahmer fremder Persönlichkeiten, seine Welt ist sein Eigenthum, er ist in jedem Betracht ein Mann, der auf eigenen Füßen einhergeschritten kommt. Man kann dies Kleist nicht in eben so hohem Grade nachrühmen, obgleich er und Platen durch sorgfältige Arbeit da über ihm stehen, wo es auf Arbeit ankommt. An innerem Reichthum erreichen sie ihn nicht von ferne. Arnim dichtete für sich, nicht für die Leute, die es lesen würden. Kleist und Arnim sind einer wie der andere von Goethe verkannt worden. Sie paßten nicht in das Reich, das er errichtet hatte. Ihre Dichtungen erfüllten ihn mit Unbehagen und er wandte sich ab davon. Eben so fremd blieben ihm Clemens Brentano und Uhland, deren Schule das Deutsche Volkslied war.

Wie Goethe konnte freilich keiner für sich selbst dichten, denn keiner sah wie er die Dinge in ihrem eigenen Wesen. Mit wenig Worten deutet er etwas an und scheint es zugleich zu erschöpfen. Seine italiänische Reise athmet die Luft Italiens aus; es ist das einzige Buch, das nicht geschminkte, parfümirte Balletdekorationsmalereien bringt, sondern den reinen Himmel, der sich über Rom ausspannt. Goethe sagt so wenig über die herrliche Stadt, er berührt das wenigste von dem, was man dort, auch nur beim flüchtigen Besuche, zu sehen pflegt, manches nennt er ohne weitere Beschreibung nur

mit ſeinem Namen, meiſtens redet er von ſeinen Gedanken, Verſuchen, Arbeiten; aber als ich dieſe Briefe ſpäter las, da ſtiegen mir die Dinge alle, die ich geſehen und geliebt hatte, ſo ſchön in der Erinnerung empor als lockten ſie unbekannte Mächte. Die nüchternen Beſchreibungen des Buches ſind die getreueſten Bilder. In ihm finden wir nichts von jenen das große Publikum beſtechenden Landſchaften, wo eine inkorrekte Zeichnung ſich mit abenteuerlichen Lichteffekten verbindet. Goethe ſah die Dinge ſelber ſo wahr und deshalb ſo ſchön, daß er ſich keine Illuſion zu fingiren brauchte, um von der Natur entzückt zu ſein. Niemals wollte er beſtechen oder blenden. Nur einmal in ſeinem Leben täuſchte ihn die Welt: damals, als er im vollſten Glanze nach Italien abreiſte, nach zwei Jahren wiederkam und ſeinen Platz von Andern ausgefüllt ſah. Iphigenie, Egmont und Taſſo ließen die große Menge kalt. Es empörte ihn, es war ſeine erſte Erfahrung, aber auch die letzte auf dieſem Gebiete. Fortarbeitend verachtete er den Beifall des Tages und begnügte ſich, den Anforderungen eines idealen Publikums zu genügen, an das er glaubte, wie er an ſich ſelbſt und an die Nation glaubte. Aus dem innern Drange allein, den er ſtets verſpürte, ſich auszuſprechen und ſeine Gedanken ſchriftlich niederzulegen, hätte er für ſeine eigene Beruhigung die Berechtigung ſeiner Arbeit deduciren können, wenn er dieſes Troſtes jemals bedürftig geweſen wäre. Er folgte ſeinem Inſtinkt und zweifelte nie wie Schiller, der ſtets mit tauſend Aengſten zurück und in die Zukunft ſah. Seine Art, thätig zu ſein, iſt gründlich verſchieden von der ſeines Freundes. Er läßt ſich vom leiſeſten Luftzuge der Laune regieren, weil er aus Erfahrung wußte, daß Widerſtand unmöglich ſei. So weiß er nie was er thun wird, nie, wann er das thun wird, was er thun möchte, niemals, wie lange er bei der Arbeit aushält. Plötzlich kreuzt ein Gedanke den andern und ſchnappt ihm das Leben fort; er beſchließt

eine Arbeit und beginnt ſie niemals, beginnt und beendet ſie nicht; wie vom Himmel herab fällt ein Gedanke in ſeine Phantaſie, und er bringt bei anhaltender Arbeit ein Werk zu Stande, das ihn eben ſo ſehr erſtaunt als die, denen er es mittheilt. Er ſchreibt, er legt die Feder hin; in allem folgt er der Stimme, die ihm zuruft. Schiller dagegen, der für das Volk ſchrieb, das er begeiſtern wollte, Dramen, die nicht ſeine eigene Geſchichte enthielten, ſondern Thaten, die er fremd in ſich aufnahm und wiedergab, und zwar ſo, daß ſie rührten, rührten wie er wollte, nahm ſich ein Penſum vor und führte es trotz aller Hinderniſſe durch. Krankheiten hemmen ihn nicht immer, den erſchöpften Geiſt belebt er durch gewaltſame Reizmittel, böſen und unbehaglichen Tagen gibt er durch ſeine Energie eine Art gleichmäßiger, erträglicher Temperatur; er will vorwärts, er hat Eile, er drängt zum Schluſſe ſeines Werkes. Goethe iſt nirgends preſſirt. Hemmt ein plötzlicher Froſt das Eintreten des Frühlings, ſo werden ſchon ſonnige Tage das Verſäumte wieder einbringen. Wird es nicht fertig, ſo ergibt er ſich darein. Er kommt über alles hinweg. Gut oder böſe, ein Weg findet ſich immer. Gelingt es nicht mit der Poeſie, ſo greift er zur Naturgeſchichte; indem er ſich den Umſtänden völlig fügt, gewinnt es den Anſchein, als dienten ſie ihm. Weil niemand ſieht, wie er dagegen ankämpft, ſcheint es, als träfe er ſie immer am bequemſten, glücklichſten, und ſelbſt die Widerwärtigkeit ſcheint er herbeigerufen zu haben; während Schiller, der etwas feſthielt, das er durchſetzen wollte, überall Plackereien und Aufenthalt erlebte.

Laſſen wir alles das bei Seite und ſtellen noch einmal die beiden Männer einen dem andern gegenüber, ſuchen wir den einfachſten letzten Grund ihrer Verſchiedenheit, ſo ſehen wir in ihnen den ewigen alten Zwieſpalt neu verkörpert, der ſeit Beginn der Welt die Menſchen theilte und in allen Jahr-

hunderten die Parteien bildete, die ſich bekämpfen, deren Kampf und abwechſelnde Oberherrſchaft der Inhalt aller Geſchichte und der Grund alles Fortſchrittes ſind. Ueberall reduciren ſich auf dieſen Zwieſpalt die letzten Urſachen der Begebenheiten. Er iſt zu oft genannt, als daß es vieler Worte bedürfte. Aber wir ſehen auch, daß eine Verſöhnung unmöglich iſt.

Beide Parteien ſtreben dem Göttlichen entgegen, aber die Einen ſehen es in den Dingen, die Andern außer den Dingen; die Einen haben ein Gefühl des Ganzen von Anfang an und erblicken alles Einzelne nur als ſeinen Bruchtheil; die Andern ſehen eine unendliche Maſſe einzelner Erſcheinungen, das Ganze aber ſuchen ſie erſt zu entdecken, zu konſtruiren. Beide kennen ſie die geheimnißvolle Miſchung von Freiheit und Nothwendigkeit, durch welche unſere Geſchicke vorwärts getrieben werden; jene aber theilen der Nothwendigkeit die größere bewegende Kraft zu, dieſe geben der Freiheit das Uebergewicht. Schiller entwickelte die Idee der Tragödie, indem er ſeine Helden dadurch dem Untergange entgegenführt, daß er ſie die Pflichten verletzen läßt, die ihnen eine außer ihnen herrſchende göttliche oder menſchliche Autorität auflegt; Goethe gibt den tragiſchen Konflikt, indem er einen beſtimmten Menſchen ſich ſeiner eigenen Natur hingeben läßt, die ihn durch eine innere Stimme dahin oder dorthin lockt, Iphigenie zur Freiheit, Egmont zum Tode, Taſſo zur Trennung von der Geliebten, alle aber zur Verſöhnung. Hätte Schiller einen Egmont zu ſchreiben gehabt: der Kampf in dem Grafen, ob er dem Könige anhänglich bleiben ſolle oder ſich dem Vaterlande, oder den Intereſſen ſeiner Frau und Kinder zu weihen habe, ob er rebelliren oder proteſtiren ſolle, hätte den Inhalt ſeines Stücks gebildet. Nichts davon bei Goethe. Er ſtellt einen lebensfrohen, unbekümmerten Menſchen hin, der plötzlich durch ſeine edle Natur zum Rebellen gemacht, aus einem Lieb-

linge des Volks eine Beute des Schaffots wird und ſorglos in ſeiner letzten Stunde die Freiheit ſeines Vaterlandes lächelnd in der Geſtalt ſeiner Geliebten erblickt. So verliert er ſein Leben unter dem Beile des Henkers als fiele er mitten im Schlachtgewühle. Er ſinkt nieder wie Achill und Siegfried ſanken. Die Liebe und die Schönheit einer vollen, überſchwellenden Jünglingsnatur verklären ſeinen Untergang. Es bedurfte keiner Sünden, keiner Pflichtübertretung. Er ſcheint kaum einen Willen zu haben. Er ging unter, weil er, für glückſelige Inſeln beſtimmt, vom Schickſale des Lebens in ein Land geſchleudert ward, deſſen Unglück ihm und vielen Tauſenden den Tod brachte. Tragiſch wird uns ſein Schickſal, weil er ſo ſchön war, weil wir trauern, daß ein ſo wundervoller Menſch zu Grunde ging. Wir ahnen es gleich im Anfang, welches Loos ihm fallen werde. In der Herrlichkeit ſeiner Jugend, die dem unbarmherzigen Fanatismus verfallen mußte, liegt der tragiſche Konflikt. Wenn wir eine rohe Fauſt ſehen, die einen blühenden jungen Baum knickt, da fühlen wir, wie das volle Leben die Vernichtung heranlockt, und daß das Schöne zu gut ſei, um zu leben. Tragiſch iſt für Goethe das Schickſal eines Menſchen, der das innerſte, reinſte Gefühl ſeines Herzens in das Leben hineinträgt und damit ſiegt oder untergeht. Nothwendig wird die That erſt, weil ſie geſchah. Schiller war anfangs noch ſo ſehr im Aeußerlichen gefangen, daß er Goethe's unſichtbare Kraft nicht ſah. Er lernte den Egmont ſpäter anders verſtehen als wie er ihn früher recenſirte. Schiller verlangte einen ſchärferen Sporn für die Thaten ſeiner Perſonen, als den aus der Tiefe ſtrömenden Drang, von dem keine Rechenſchaft gegeben wird. Er läßt gewaltſame, zwingende Begebenheiten eintreten. Was bleibt übrig, wenn wir dem Wallenſtein das Heer, den Sterndeuter und die Tochter nehmen, Marie und Eliſabeth ihrer Krone und des Purpurs entkleiden? Was aber, wenn wir Iphigenie,

Taſſo, Egmont, Klärchen, Gretchen aus all ihren Schickſalen herausriſſen und ihr Jahrhundert, ihre Kleider, ihre Sprache, ihre Armuth, ihren Reichthum vergäßen? — Fülle der Jugend und wunderbare Schönheit: nackt wie die griechiſchen Götter über Wolken wandelnd, würden ſie ihre Natur bewahren. Solche Menſchen hat Schiller nicht geſchaffen.

Aber er iſt neben Goethe der größte Dichter Deutſchlands. Wer ihn mit Goethe auf Eine Höhe ſtellen wollte, würde ihm einen Platz anweiſen, den er ſich ſelbſt zu geben niemals wagte. Er wußte zu gut, wo ſeine Kräfte anſtießen, er empfand Goethe's Uebergewicht und war dankbar für das, was er von ihm lernte. Goethe hat ihm das Glück gewährt, das den Wenigſten zu Theil wird: einer ſtärkeren Kraft ſich neidlos hingeben zu dürfen in vertrauungsvoller Verehrung; durch ihn aber empfing Goethe die Wohlthat, einen Mann zum Freunde zu haben, der Ein Ziel mit ihm verfolgte, der ihn liebte, ihm in der ſchönſten Sprache ſagen konnte, wie tief er ihn verſtanden, und nie die leiſeſte Befürchtung entſtehen ließ, es könnte ſeine Nähe ihm beſchwerlich werden. Ihre Freundſchaft entbehrte des jugendlichen Reizes leidenſchaftlicher Anhänglichkeit; kein Moment der Begeiſterung, kein Zufall, kein Zwang führte ſie zuſammen, ſondern freie Wahl lenkte den Einen zum Andern und ſie hielten treulich ihre Hände gefaßt, bis der Tod ſie trennte.

V.

Goethe und die Wahlverwandtſchaften.

(1872.)

„Das Frommann'ſche Haus und ſeine Freunde," eine Geſchichte der Familie Frommann zu Jena, iſt in zweiter, um ein Drittheil vermehrter Auflage erſchienen. Die Erzählung des Zuſammenhanges mit Goethe, von dem eine Reihe Briefe mitgetheilt werden, iſt ein anziehendes Kapitel des Buches. Am wichtigſten aber ſind die Nachrichten über Minna Herzlieb, die bei Frommann's in Jena erzogen wurde und die Goethe in deren Hauſe dort gekannt hat.

In Betreff der Art und Weiſe, wie aus Minna Herzlieb die Ottilie der Wahlverwandtſchaften geworden ſei, waren von Stahr zuerſt entſcheidende Behauptungen aufgeſtellt worden. Geſtützt auf Nachrichten über das ſpätere Leben Minna Herzlieb's hatte er deren früheres nach ſeiner Weiſe konſtruirt, Goethe'ſche Verſe verſchiedener Art zur Bekräftigung ſeiner Anſicht benutzt und ſo die Darſtellung eines erſchütternd leidenſchaftlichen Verhältniſſes zuſammengebracht, die in der dritten Ausgabe (1870) ſeiner „Frauengeſtalten Goethe's" zu leſen war. Eine Anzahl handgreiflicher Irrthümer und Mißgriffe ließen darauf eine Umarbeitung des Aufſatzes wünſchenswerth erſcheinen und gaben zu einer neuen Darſtellung im Märzhefte 1870 der Weſtermann'ſchen Monats-

hefte Veranlaſſung. Anderes noch kräftiger zu berichtigen, kam dann mit derben Schritten Hermann Frommann hinterher, der im Septemberheft 1871 der Weſtermann'ſchen Monatshefte das Wort ergriff. Das hier Geſagte findet ſich ſo ziemlich im „Frommann'ſchen Hauſe und ſeine Freunde“ erweitert wieder vor.

Bereits im Maiheft 1870 des Magazins für Litteratur des Auslandes hatte jedoch Düntzer ſich gegen Stahr's Buch gewandt, hatte ſowohl deſſen Behauptungen, als überhaupt das geſammte vorliegende, Stahr nur zum Theil bekannt geweſene Material kritiſch durchgenommen und war zu Folgerungen gelangt, die inſofern mit den Traditionen des Fromman'ſchen Hauſes ſtimmten, als ſie jeden Gedanken an eine Leidenſchaft ſowohl bei Goethe als bei Minna hinwegnahmen. Düntzer geht darauf zum Vergleich Minna's mit der Ottilie der Wahlverwandſchaften über und ſchließt mit der Mittheilnng einer Reihe durch Herrn von Löper gegebener Nachrichten, welcher Frau Walch in ihren letzten Zeiten beſucht und vor ihr, ſoweit dies möglich war, die Vergangenheit zur Sprache gebracht hatte.

Es könnte nun ſcheinen, als ſei mit dieſer doppelten Zurückweiſung der Hypotheſe Stahr's die Sache erledigt. Meiner Anſicht nach jedoch würde bei dieſer Lage der Dinge die Frage trotzdem noch offen bleiben und dafür will ich Einiges beibringen. In gewiſſem Sinne muß die Unmöglichkeit eines Abſchluſſes bei allen hiſtoriſchen Fragen ähnlicher Art eintreten, wo es ſich darum handelt, aus begränztem Materiale, das, mag der Reichthum noch ſo üppig ſein, doch nur eine zufällige Sammlung von Fragmenten bilden wird, auf Wahrheit oder Unwahrheit zu erkennen. Der intimſte Zeuge wird immer nur im Vorhofe geſtanden haben, und ſogar wo der, deſſen Thun und Denken beurtheilt werden ſoll, ſelbſt über ſich Auskunft gibt, bleibt die Frage ſtets

gestattet, ob er die Wahrheit sagen wollte oder sagen konnte. Je zarter die Fäden sind, die es zu verfolgen gilt, desto schwieriger ist die Natur des Gewebes zu erkennen, zu dem sie sich in einander verketten.

Unter Goethes Sonetten befindet sich folgendes, „Wachsthum" betitelt.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen:
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen:
„Solch' eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Ueber diese Verse war als einziges Nähere bisher bekannt, daß sie sich in Bettina's Buche: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" unter der Ueberschrift: „Sonett, im Brief an Goethe's Mutter eingelegt" abgedruckt fanden. Daß Bettina sie damit als an sich gerichtet beansprucht habe, wie behauptet worden ist, ergibt sich daraus nicht. Stahr bringt das Gedicht zu Minna in engste Beziehung und hierfür träte nachträglich bestätigend ein, daß diese selbst Herrn von Löper gegenüber sich als diejenige bekannte, an die Goethe es gerichtet habe. Freilich der Schluß des Sonettes passe nicht auf sie, dagegen sei sie als Kind oft mit Goethe spazieren gegangen! Frommann versichert dagegen, niemals sei Minna mit Goethe allein spazieren gegangen. Düntzer wiederum legt Werth auf den Umstand, daß Minna Herzlieb, auch wenn sie das Gedicht auf sich bezog, dennoch nicht behauptet

habe, daß es von Goethe ihr gegeben worden sei. Herr von Löper theilt die Meinung, die Verse seien an die Prinzessin Caroline gerichtet gewesen.

Hier nun sehen wir recht, wie weit wir bei derartigem Inquisitionsverfahren gelangen. Minna bezieht das Gedicht auf sich, empfing es aber nicht. Nichts einfacher nun als die Annahme eines Irrthums von ihrer Seite, indem sie das Sonett, in welchem einiges auf sie zu passen schien, andern Sonetten, die sicher an sie gerichtet waren, anreihte. Es gehört aber keineswegs zu diesen, sagt die neue Kritik. Denn wo hätte Minna das Gedicht von Goethe empfangen müssen? Doch nur im Frommann'schen Hause. Und gerade von hier aus streitet man ihr es bestimmt ab und weist es gleichfalls der Prinzessin Caroline zu. Damit wäre wohl endgültig entschieden.

Nun aber: Neben diesen Frommann'schen Nachrichten des Buches, gibt es noch andere, ebenfalls Frommann'sche Nachrichten, ungedruckt aber und zufällig mir bekannmt, dem sie durch Alwine Frommann's Mittheilung in die Hände kamen und die die Sache mit einem Schlage anders wenden.

Minna Herzlieb vermachte Alwinen, ihrer Jugendfreundin (mit der auch ich seit langen Jahren befreundet bin), ein Packet, das neben einigen andern Reliquien ähnlicher Art, folgende Goethe'sche Produkte enthielt.

1. Eine kleine Landschaft in Sepia von Goethe gemalt.

2. Eine getrocknete Blume in Papier gewickelt, auf welchem von Minna's Hand bemerkt war: „Mit großem Bedacht und gewiß mit manchen schönen Gedanken im Innersten der Seele vom alten lieben theuern Herrn den 20. Juni 1807 im traulichen Kreise von wenig Menschen bei uns in der blauen Stube gepflückt."

3. Das Sonett von Goethe, „Wachsthum" von ihm selbst geschrieben. Die vier ersten Zeilen abgeschnitten. Darunter „D. 13. Dec. 1807. Mitternacht."

Hier also doch das Sonett von Goethe's eigener Hand in Minna's Nachlaß, zugleich mit der Variante: „Ich kniee nur vor deinem Blick, dem flüchtgen," die sich bei Bettina bereits nicht mehr findet. Wie aber lautete die Ueberschrift? Warum diese sammt den vier ersten Versen abgeschnitten? Warum Jedermann, selbst Frommann's unbewußt, daß dies Gedicht in Minna's Hände gelangt war und in ihrem Besitze sich befand? Und nun, wenn Minna behauptete, sie habe Briefe und Gedichte Goethe's verbrannt, was sogar Alwine Frommann, wie sie mir selbst schreibt, für unwahrscheinlich hält, warum dies nun in Abrede stellen?

Dagegen aber wieder: Jene Bemerkung zur getrockneten Blume leidet an dem bedenklichen Mangel, daß Goethe am 20. Juni 1807 nicht in Jena sondern in Carlsbad war, nicht also in Frommann's, aus dem Buche wohlbekannter, blauer Stube eine Blume brechen konnte, von der übrigens auf dem Zettel nicht gesagt wird, daß sie Minna von ihm geschenkt worden sei. Demzufolge hätte Minna diese Bemerkung nachträglich verfaßt und sich im Datum geirrt haben müssen. Jedenfalls aber deuten die Wendungen „mit großem Bedacht" sowie „im Innersten der Seele" entschieden auf etwas hin, was nicht ausgesprochen werden sollte. Wer nun sollte die hier aufsteigenden Fragen an der Hand desjenigen Materials lösen wollen, welches Düntzer zur Entkräftung von Stahr's Hypothese zumeist aus Knebel's Tagebüchern und Briefen vorbringt? Düntzer beruft sich darauf, wie seelenruhig Goethe gerade in den Tagen, wo er, hätte er Minna geliebt, am leidenschaftlichsten hätte empfinden müssen, sich unter den Menschen in Jena bewegt habe und in seinen Beschäftigungen vom Einen zum Andern gegangen sei. War Goethe aber so leicht zu durchschauen, und hätte er durch diesen Wechsel von Menschen und Dingen sich nicht ebensogut betäuben wollen können? Und wenn er bei späteren Besuchen seine Frau mit

nach Jena und zu Frommann's brachte, liegt darin irgend Beweisendes? Und wenn Düntzer wahrscheinlich macht, daß die beiden Sonette, die ohne jeden Zweifel an Minna gedichtet wurden:

„Epoche"

Mit Flammenschrift ist mir ins Herz geschrieben ꝛc.

und „Charade"

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen ꝛc.

nur den Petrarca'schen Curialstyl der Leidenschaft äußerlich zur Schau tragen, eine Annahme, die in jeder Weise berechtigt erscheint, so handelt es sich nur um eine wahrscheinlich gemachte Vermuthung.

Und zu alle diesem nun als Letztes die wunderbare Stelle in Sulpiz Boisserée's Tagebuche. Am 6. Oktober 1815 fährt dieser mit Goethe nach Heidelberg. „Wir kamen auf die Wahlverwandtschaften zu sprechen, schreibt er. Goethe legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Verhältnis zu Ottilie, wie er sie lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft ahndungsvoll in seinen Reden. Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb ahndungsvoll, halb schläferig, im schönsten Sternenlichte, bei scharfer Kälte nach Heidelberg."

Wie Stahr diese Stelle ausnutzt, scheint für ihn keiner Entschuldigung zu bedürfen. Düntzer sucht Boisserée als eingestandenermaßen schläferig darzustellen, so daß er Goethe nicht mehr verstanden habe. Das mag sich so verhalten haben: jedenfalls liegt es nicht in Boisserée's Darstellung. Und somit: Geben jene beiden weder anzuzweifelnden, noch in ihren Worten undeutlichen Sonette, verbunden mit dieser Stelle nicht die Erlaubniß, eine Hypothese aufzustellen, wie Stahr gethan, und wird dieselbe nicht

durch den Inhalt des an Alwine Frommann vermachten Packetes zum Theil bestätigt? Daß Niemand im Frommann'schen Hause oder sonst im Jenenser Kreise Goethe's Gefühle gemerkt habe, daß er Minna vor den Leuten gleichgültig behandelte, beweist gar nichts. Goethe hatte Haltung genug, um sich nicht zu verrathen und kannte die Jenenser Klatscherei genügend, um ihr ausweichen zu können. Die vor einiger Zeit von H. Uhde veröffentlichten Denkwürdigkeiten der Malerin Luise Seidler, welche Jenenserin und eine Freundin Minna's war und die sich ganz aus eigner Initiative über Goethe's Verhältnis zu dieser genau in dem Sinne der Familie Frommann ausspricht, vermögen nichts zu ändern.

Jeder erfährt ja an sich selber, wie wenig oft die besten Freunde um unsere innersten Gedanken wissen. Ich erinnere an Goethe's Verhältnis zu der jungen Mailänderin in Italien. Wie leidenschaftlich er, seinem eigenen Zeugnisse nach, sich anfangs hineinverlor, wie streng er plötzlich dann sich zurückhielt, und wie ohne seinen und ihren Schaden die Dinge schließlich in sanfter Strömung sich verliefen als sei hier nie von Klippen und Wirbeln die Rede gewesen. Wer aber, hätte Goethe nicht selbst geredet, würde darum gewußt haben? Hätten Tischbein oder Kayser oder selbst Angelica Kauffmann etwas, wie man zu sagen pflegt, gemerkt: was denn wären sie vom wirklichen Thatbestande zu entdecken fähig gewesen? Und was gölten all ihre Andeutungen oder Indiscretionen neben Goethe's eigner Darstellung? Und jenes junge mailändische Mädchen selber, sollte ihr nicht ganz in der Folge vielleicht erst dieses ahnungsvolle Verhältnis klar geworden sein? Wer kennt die Tiefe einer Menschenseele und die heitern und dunkeln Tage ihres Verständnisses eigner und fremder Gefühle und Gedanken? Goethe hat sich niemals über sein Verhältnis zu Minna Herzlieb ausgesprochen. Hat er dies nicht gethan weil überhaupt keins vorhanden war, oder weil

er ſchweigen wollte? War bei ihr daſſelbe der Fall? Ueber Vieles hat Goethe ſo reinen Mund gehalten, was ſpätere Zeiten erſt enthüllten, ſoweit beſchriebenes Papier überhaupt Menſchenſchickſale zu enthüllen vermag.

„Minna, ſchreibt Luiſe Seidler, war die lieblichſte aller jungfräulichen Roſen, mit kindlichen Zügen, mit großen dunklen Augen, die — mehr ſanft als ſtreng — Jeden unſchuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenſchwarz, das Geſicht vom Hauche eines friſchen Kolorits belebt, die Geſtalt ſchlank und vom ſchönſten Ebenmaß, edel und graziös in allen ihren Bewegungen: ſo ſteht Minna Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtniſſe. Ihr Anzug war ſtets einfach. Gewöhnlich trug ſie beim Ausgehen nur ein Knüpftüchelchen, unter dem Kinn zugebunden.“ Düntzer bemerkt bei Lotte Buff, wie Goethe ihre blauen Augen im Romane zu ſchwarzen gemacht; bei Minna Herzlieb hat er die dunkle Schönheit beſtehen laſſen. Schwarze Augen wie Minna hat auch Ottilie (cap. 13.), mit langen Augenwimpern (cap. 6.), ſchlank iſt ihr Wuchs, ruhevoll ſind ihre Bewegungen.

„Bei aller Aufmerkſamkeit, welche man ihr bewies, erzählt Luiſe Seidler weiter, blieb ihr Auftreten anſpruchlos, beſcheiden, heiter. Alles Hervortreten war ihr zuwider; ſie war eine innerliche Natur und ſtets blieb ihr Augenmerk darauf gerichtet, wie ſie ſich durch Schönes und Edles, das in ihren Geſichtskreis trat, weiter fortbilden könne. Bei aller Unbefangenheit jedoch, mit der ſie ſich Andern mittheilte, verſchloß ſie dennoch ihr tiefſtes Innere; ganz in daſſelbe einzudringen, mochte kaum irgend Jemand gelingen. Für Goethe, den älteren Mann, den berühmten Dichter, der ſie der freundlichſten zarteſten Aufmerkſamkeiten würdigte, empfand ſie eine tiefe Verehrung, allein daß dieſe ſich zur Leidenſchaft geſteigert habe, wie mehrfach vermuthet wurde, wurde entſchieden von

allen denen in Abrede gestellt, die sie näher kannten.“ Luise Seidler geht dann dazu über, die Aehnlichkeit zwischen Minna und Ottilie zu entwickeln und darzulegen, wie die halb unbewußte Richtung ihres Wesens auch Minna einem tragischen Schicksale schließlich zugeleitet habe. Soviel dürfen wir unsererseits dieser Schilderung wieder entnehmen: es steht uns eine verschlossene Natur in Minna gegenüber, von deren innerstem Leben, so hingebend sie sich verhält, ihre nächste Umgebung nur wenig erfährt. Und so flösse auch von dieser Seite her ein Recht zu, Geheimnisse hier anzunehmen, die der Divination allein durchdringbar wären.

Soweit gekommen jedoch, will ich die Frage nicht auf sich beruhen lassen. Stahr's Hypothese mag, was Minna anlangt, in den Bereich der Möglichkeit fallen: keinenfalls stimmt sie zu Goethe's Charakter. Goethe ist ein Gebirge, dessen Schluchten und Abhänge, dessen Höhen und Tiefen genau erforscht und gemessen worden sind. Niemals würde Goethe einer Natur wie der Minna's gegenüber die Rolle haben spielen können, die Stahr ihm zuweist. Dies hat Düntzer scharf hervorgehoben, wenn er auch im Widerspruche seinerseits zu weit geht.

Düntzer gelangt aus allgemeinen Gründen zu dem Resultate, es sei weder eine „Leidenschaft“ Goethe's zu Minna, noch ihrer zu ihm anzunehmen. Hier, wo wir die Dinge im Großen und Ganzen betrachten und abwägen, fühlen wir wieder festen Boden unter den Füßen. Düntzer sagt: der Lauf der Dinge wie Stahr ihn darstellt, ist in sich unmöglich. Sicherlich war das der Fall. Düntzer und Löper, die Seidler und Frommann's glauben nicht an diesen heimlichen Verkehr, auch ich glaube nicht daran. Um diese Ueberzeugung aber zu begründen, lassen wir all jene Erinnerungen und Notizen Anderer als entscheidende Beweismittel bei Seite und schlagen den direkten Weg ein, daß wir von Goethe selbst ausgehen.

Vorab: zu einer Hauptſache für unſere Kritik wird der Umſtand, daß Goethe's Wahlverwandtſchaften zu einer Zeit bereits in Gedanken fertig dageweſen ſein müſſen, wo die 1789 geborene Minna Herzlieb überhaupt nicht in der Lage war, auch nur im äußerlichſten Sinne den Grundgedanken für Ottilie zu liefern.

Goethe ſpricht zweimal von der Arbeit an dem Romane in ſeinen „Tages- und Jahresheften". Zuerſt sub anno 1807, wonach es allerdings den Anſchein gewinnen könnte, als ſei gerade jetzt zum erſten Male die Dichtung in ihm aufgetaucht. Im Winter 1807 bis 1808 weilte er in Jena, wo Minna Herzlieb's liebliche Erſcheinung das Centrum der dichteriſchen Verherrlichung Goethe's und Anderer geweſen war. Nichts natürlicher, als daß im Herbſte des Jahres 1808 dieſe Dinge poetiſche Form angenommen hätten. Allein Goethe's Aufzeichnungen für das nächſtfolgende Jahr 1809 machen dieſen Verlauf unmöglich. „Einige Jahre" bereits hatte er ihnen zufolge den Hauptgedanken gefaßt. „Eine tief leidenſchaftliche Wunde, die im Heilen ſich zu ſchließen ſich ſcheut" nennt er den Inhalt dieſer Dichtung. Wie ſollte im Jahre 1806 aber bereits dieſe volle tragiſche Entwicklung des Romanes in Goethe's Seele hervorgebracht worden ſein? Denn dieſes Jahr doch müßte mindeſtens angenommen werden. Damals aber war von Minna noch kaum die Rede. Dieſe Frage wirft Düntzer auf und bemerkt dabei, Stahr ſelber ſchiebe die eigentliche Entſtehung des Romans vor die Zeiten des Winter 1807—1808 zurück.

So betrachtet ſind Goethes Gefühle gegen Minna für die Wahlverwandtſchaften gar nicht mehr von ſo großem Werthe; nur um Minna's Erſcheinung als Hülfsmodell gleichſam für Ottilie kann es ſich noch handeln. Wie ein Maler oder Bildhauer für eine Figur, deren ganze Bewegung und Bedeutung längſt feſtſteht, nun da es an die Ausführung geht,

ein lebendiges Wesen sucht, ein Vorbild nach dem sich arbeiten läßt, so kann Goethe, der in Gedanken seine Dichtung herumtrug, beim Anblick Minna's, deren Blüthezeit in den Winter 1807—1808 fiel, inne geworden sein, daß er mit Hülfe dieser Natur seine Ottilie am schönsten zum Leben zu erwecken fähig sein werde. Dazu aber bedurfte es keiner leidenschaftlichen Neigung. Wohl aber ließe sich das Sonett „Epoche" in dem Sinne nun auslegen.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben ꝛc.

Goethe könnte das so gemeint haben, als sei ihm in Minna Herzlieb endlich wie eine begeisternde Erscheinung die Ottilie seines Romanes leibhaftig entgegengetreten, für die er so lange vergebens ein lebendiges Wesen als Trägerin ihrer Natur gleichsam gesucht, bis er es zuletzt aufgegeben. In diesem Sinne wäre die Erscheinung der in ihrem ganzen Wesen neu entfalteten Minna Urheberin einer „Epoche" für ihn geworden. Ganz im Sinne Petrarca's wäre zudem das Verhältnis so aufgefaßt.

„Minna Herzlieb, schreibt mir Allwina Frommann aus eigner Erinnerung, wenn man ihr davon sprach, daß Gedichte Goethe's an sie gerichtet gewesen seien, wiederholte oft: es mischen sich da wohl viele Bilder." Dies ihre Worte. Gewiß fand sie in ihnen den richtigsten Ausdruck für ihr Verhältnis zu Goethe und zur Ottilie der Wahlverwandtschaften. Wir wissen, wie Goethe in Italien vor einer Heiligen von Guercino sich gelobte, seine Iphigenie kein Wort sagen zu lassen, das dieser Gestalt nicht über die Lippen kommen dürfe. Goethe suchte damals noch nach Fleisch und Bein für Iphigenie, deren Umrisse bis dahin schwankend in ihm gewesen waren. Ich erinnere an Raphael's Ausspruch

in seinem Briefe an den Grafen Castiglione: um eine schöne Frau zu malen, müsse er deren mehrere sehen, aus denen sich dann eine ideale Gestalt in ihm forme. Eine hat zuletzt aber dann doch den Ausschlag gegeben, fühlt man Raphael's Bildern wohl an. So Minna Herzlieb vielleicht, als Goethe für seine Ottilie Leben suchte. Wer will verfolgen, welche Bilder da sich mischten? Wer wollte sie entwirren? Für Goethe selbst aber ward diese endlich gefundene Ottilie nun zu einer festen, ihm selbständig gegenüberstehenden Erscheinung, die weder Minna Herzlieb noch sonst wer war, und die er, wie er in jener Nacht Boisserée erzählte, lieb gehabt hat und die ihn unglücklich gemacht hat. Nur von Ottilien sprach er damals ja, nicht, wie Stahr die Stelle versteht, vom Originale Ottiliens. Wir wissen, welche Gewalt Goethe's eigne Schöpfungen über ihren Meister gewannen. Er berichtet, wie er sich in die verführerische Adelheid seines Götz von Berlichingen zuletzt selber verliebt hatte. Darin vielleicht lag das „räthselhaft ahndungsvolle" für Boisserée in Goethe's Mittheilungen. Boisserée verstand nicht, wie Ottiliens erfundenes Leiden dem, der doch am besten hätte wissen sollen, daß nichts von alle diesem Unheil sich faktisch ereignete, so das Herz zerreißen könne. Dichter sind mehr als bloße Protokollführer erschütternder Begebenheiten, die, weil sie nur in ihrer Phantasie sich entwickeln, bei aller Tragik einen schließlich doch ungefährlichen Verlauf nehmen.

Düntzer aber sucht hier doch zuviel zu beweisen. Minna Herzlieb soll, ihm zufolge, nun fast nichts mit Ottilie zu thun haben. Nur einzelne Züge soll Goethe von Minna für sie entlehnt haben. Der Zusammenhang beider Gestalten, so daß sie sich beinahe decken, soll späteren Vermuthungen ihr Dasein verdanken. Goethe habe ja, sagt Düntzer, Minna den Roman als er fertig war, nicht einmal zugesandt. Nun, und wenn Ottilie und Minna Eines gewesen wären, hätte Goethe nicht

gerade deshalb Minna den Roman nicht geben können? So zweifellos ist meinem Gefühle nach Minna Herzlieb der wilde Stamm, an dem Goethe das Senkreis seiner Ottilie zur Blüthe brachte, wie Bettina Brentano und Luciane ein und derselben Wurzel entstammen könnten. Irremachen darf uns nicht, daß diesmal Bettina's schwarzes Haar bei Lucianen in lichtbraune Flechten sich verwandelte; auch hier handelt es sich nur um das Ganze der Erscheinung, um das specifische Gewicht der Natur. Der Gegensatz beider Mädchennaturen ist ein vollständiger, und im Roman durchgeführt wie nur Goethe das verstand. Die Verwandtschaft Lucianens und Bettina's wurde auch sofort herausgefunden. Es scheint am Platze, gelegentlich hier überhaupt ein Wort über Goethe und Bettina zu sagen.

Bettina's Buch, „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde," wurde trotz Meusebach's gleich beim Erscheinen des Werkes gerechte Bedenken aussprechender Kritik lange für realen Stoff genommen. Allmählich drehte sich der Wind und man begann Alles für erfunden anzusehen. Dann wieder traten bei vielen Stücken die Beweise der Aechtheit überzeugend entgegen. Diesen nun ertheilte man gleichsam einen Paß, privatim unangefochten zu existiren. Im Ganzen aber, indem der Briefwechsel als nicht recht zu behandelndes Material bei Seite gethan war, ließ man in Bezug auf Bettina tabula rasa in Goethe's Beziehungen entstehen, und dabei ist es geblieben. Lewes sprach in seiner falschen Darstellung das letzte Wort. Vertheidiger fanden sich kaum mehr. Niemand war in der Lage, das Buch kritisch zu behandeln, und so hat sich in den letzten zehn Jahren mehr und mehr ein Usus feindseligen Verhaltens gegen Bettina gebildet, der im Gegensatz zu der vorherigen hingebenden Bewunderung immer ein merkwürdiges Phänomen der Litteraturgeschichte bleiben wird.

Um alles Unnöthige bei Seite zu lassen: ich selbst habe

einen Theil von Goethe's und Bettinens Briefen im Originale geſehen und mit dem Drucke verglichen. Eine ganze Reihe Briefe dagegen habe ich nicht geſehen, ſei es, daß ſie verloren waren oder niemals exiſtirten. Von den vorhandenen ſtimmten die Originale ſowohl was Inhalt als was Datum anlangt in Vielem mit dem Abdrucke nicht. An der Hand des ſeitdem übrigens publicirten Materiales dürfte es jedoch jetzt nicht ſchwer fallen, aus den Briefen, wie ſie gedruckt vorliegen, die ächte Korreſpondenz wiederherzuſtellen. Beſonders die von Keil letzthin mit ziemlich unfähiger Hand publicirte Zuſammenſtellung der Briefe an Goethe's Mutter geben für Feſtſtellung der Daten, ſowie überhaupt für die Beglaubigung einzelner Briefe Bettina's wichtigen Anhalt. Bettina's „Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde" iſt als Ganzes, als litterariſches Werk, ein Kunſtwerk außerordentlicher Art. Alles was Bettina Goethen hatte ſagen wollen, was ſie von ihm hatte hören wollen, iſt hineingebracht. Sein Tod gab dem Strome der Erinnerung und der ſelbſtſchöpferiſchen Sehnſucht plötzliche Freiheit, ſich auszugießen. Der einzige Vorwurf, der Bettina traf, war, an ihre Schöpfung als an eine Reihe durchaus realer Thatſachen ſpäter geglaubt zu haben. Dieſen Glauben hegte ſie in vollem Maaße. Herausgabe von Briefwechſeln in dem exakten Sinne des heutigen Tages kannte man ihrer Zeit überhaupt noch nicht. Sie am wenigſten hätte dergleichen begriffen. Sie nahm ihr Verhältnis zu Goethe als hiſtoriſch-poetiſchen Stoff, mit dem ſie verfuhr wie Goethe einſt mit ſeinen Erlebniſſen Lotten gegenüber. Wie Goethe im Werther Alles, was er empfunden und gedacht, in Wirklichkeit aber niemals ausgeſprochen hatte, in Scene ſetzte als ſei es geſchehen, ſo ſuchte Bettina ihren inneren Verkehr mit Goethe offenbar zu machen. Die Briefe waren nur ein Theil ihres Stoffes. Sie ließ fort, ſetzte zu, veränderte die Reihenfolge der Stücke, erhob das Ganze in

jeder Weise zu künstlerischer Wahrheit und hat so ein Werk geschaffen, „dessen Anmuth, wie Meusebach's Recension schließt, und poetische Schönheiten, je öfter wir das Buch lesen, nur immer desto frischer und reizender uns hervorleuchten. Das Buch, schließt er, wird der Unsterblichkeit schwer zu entziehen sein.“ Als später dann die Welt andere Ansprüche an die Herausgabe von Briefwechseln stellte und man darauf hin die Arbeit anzuzweifeln begann, war Bettina sich so sehr bewußt, in ihrem Sinne die volle Wahrheit gegeben zu haben, daß sie jedes Wort als ächt vertheidigen zu dürfen glaubte. Genau ebenso ist Bettina dann in der Folge mit den Briefen der Günderode, sowie ihres Bruders Clemens verfahren, denen sie unvergängliche Denkmale gesetzt hat. So wenig war sie sich in Betreff Goethe's eines Unrechts bewußt, daß sie mir damals, als Lewes' Angriffe kamen, die Briefe selbst auf einen Nachmittag, unter ihren Augen, überlieferte, um mich zu überzeugen, wie grundlos diese Beschuldigungen seien. Damals konnte ich einen Theil meines Exemplars danach kollationiren. Seitdem sind sie mir nicht wieder zugänglich gewesen.

Bettina war die Tochter Maximiliane de la Roche's, von der bekannt ist, wie sehr Goethe sie geliebt. Daher, gleichsam als hätte Goethe, jener Zeit sechzigjährig, ihr Vater sein können, der Gedanke bei ihr, sich sein Kind zu nennen. Niemals hat sie sich neben ihm eine andere Stellung geben wollen. Aus den bei Keil stehenden Briefen der Mutter Goethe's erhellt, welche bedeutende Stelle Bettina im Herzen der Frau einnahm und ebenso, welchen Eindruck sie in Weimar machte. Gerade zu der Zeit, wo Goethe's Verkehr mit Minna Herzlieb am blühendsten gewesen sein kann, 1807 und 1808, stand auch der mit Bettina in Blüthe. Goethe's Briefe an sie von Weimar und Carlsbad, die sich nachweisen lassen, athmen das höchste, natürliche Interesse und herzliche Zuneigung zu

ihr. Wir müſſen bedenken, wie ganz anders Goethe in Frankfurt und am Rheine ſich hingab als in Norddeutſchland. Bettina war für ihn die Tochter einer der angeſehenſten Frankfurter Familien, verwandt durch die gemeinſame Vaterſtadt, verwandter ihm noch als Tochter Maximiliane's und als Enkelin der Sophie de la Roche, verwandt am meiſten als Liebling ſeiner Mutter. Bettina war eine bezaubernde Erſcheinung. Das Wenige was der Frau Rath unzweifelhafte Briefe über ſie enthalten, gibt den vollen Wiederklang dieſer Verhältniſſe.

Vergleichen wir nun aber die beiden Charaktere: Minna Herzlieb und Bettina Brentano, ſo findet ſich hier ein Gegenſatz, der brillanter gar nicht gedacht werden kann. Für einen Dichter lag beinahe die Nöthigung vor, das darzuſtellen. Dort wie eine Lilie im Mondſchein, hier wie ein Roſenbuſch im Sonnenſchein. Dort Alles plaſtiſch, ruhig, zur Zeichnung, zum Architektoniſchen neigend; hier Alles bewegt, unruhig, in glühender Farbe die Form verläugnend. Vielleicht, daß dieſer Gegenſatz beider Naturen, denen Goethe ſich zu gleicher Zeit hingab, das Entſcheidende für die äußere Geſtaltung der Wahlverwandtſchaften geworden iſt. Warum aber, wenn Goethe Minna Herzlieb jenes Sonett „Wachsthum“ in einer Weiſe ſchenkte, daß ſie, an die es urſprünglich nicht gedichtet war, mit vollem Rechte es ihr Lebenlang als an ſich gerichtet anſah, ſollte er es Bettina nicht zu gleichem Irrthume geſchenkt haben? Bettina druckt darüber: „Sonett, im Brief an Frau Rath eingelegt.“ Doch nur für Bettinen? Durfte ſie die Sendung nicht ſo auffaſſen? Warum ſollte Goethe ihr nicht ebenſo jene Charade geſandt haben, deren Auflöſung freilich „Herzlieb“ war, ohne ihr die Auflöſung jedoch mitzutheilen? Daß die Faſſung, in der Bettina das Sonett „Mächtiges Ueberraſchen“ abdruckte, die allererſte, urſprüngliche, vom ſpäteren Drucke des Jahres 1815 bereits abwei-

chende ſei, hat Herr von Löper nachgewieſen. Ich ſelbſt habe dieſes Sonett, von Goethe's eigner ſchönſter Schrift geſchrieben, oft in ihren Händen geſehen. Das Blatt iſt verſchwunden. Das allerdings iſt zweifellos, daß ſie bei der Herausgabe zu ihren früheren Briefen andere ſpäter hinzudichtete, (ſowie ältere mit Zuſätzen verſah), welche den Anſchein erweckten, als ſeien Verſe Goethe's direkt aus ihren Worten geſchmiedet worden. Allein auch hierzu gab Goethe ſelbſt vielleicht den Anſtoß, denn den Brief Bettina's, worin ſie Goethe die Anrede an ſie in den Mund legt: „Mein artig Kind! mein gut Mädchen! liebes Herz (freilich nicht, wie das Buch vermuthen läßt, ihr erſter Brief an ihn, auch nicht vom 15. Mai ſondern bei richtigem Datum „vom 15. Juni 1807“), habe ich Wort für Wort mit dem allerdings abweichenden, in den entſcheidenden Worten aber ſtimmenden Originale verglichen. Die Frage wäre nun, ob das Zehnte Sonett „Sie kann nicht enden“, worin dieſe Anrede faſt gleich ſich findet, vorher oder nachher gedichtet worden ſei. Düntzer verlegt, mit Riemer, die Entſtehung der meiſten, zumal der obengenannten Sonette in den Dezember 1807. — In dieſem Falle wäre die Entſtehung des Zehnten Sonettes nach dem Briefe Bettina's unzweifelhaft. Man will heute Goethe's Verhältnis zu Bettina damals ſo auffaſſen, als habe er ihre Liebe nur geduldet, ſich ablehnend verhalten. Dies iſt unrichtig. Viel ſpäter erſt und plötzlich trat abwehrendes Schweigen ſeinerſeits ein, während er bis dahin all ihre Anhänglichkeit erwiedert und ihre Briefe herausgefordert hatte. Es lag ganz in Goethe's Charakter, eine überraſchend neue Natur zur Entfaltung ihrer Eigenthümlichkeit eher zu reizen als ſie zurückzuhalten. Seine Sonette können ſich jener Zeit zwiſchen beiden Mädchen getheilt, ihnen beiden gehört haben, wie ſeine Zuneigung. Nun aber fragen wir: empfing Bettina Briefe von Goethe's Hand, deren Inhalt ſo unverfänglich war, un-

schuldige Zeugen seines Wohlwollens und Wohlgefallens, warum sollte Minna Herzlieb gelogen oder geirrt haben, wenn sie ein Packet mit solchen Briefen empfangen, dann aber verbrannt haben wollte? Goethe's Benehmen Bettina gegenüber illustrirte so am besten die Art, wie er sich zu Minna stellte. Auch bei Bettina muß Goethe's Frau immer dabei sein, Grüße empfangend und Grüße mitsendend. Bei dieser Betrachtung des Verhältnisses Goethe's zu Minna werden wir zudem am sichersten den Gedanken los, als sei Leidenschaft mit ins Spiel gerathen, während wir väterliche Zuneigung in so hohem Grade annehmen können, als uns nur immer genehm ist.

Und so dürfen wir Düntzer auch darin beistimmen, daß er den Brief Goethe's an Bettinen für ächt hält, worin Goethe ihr über den Roman selbst Rede steht: „Ueber die Wahlverwandtschaften, schreibt er den 15. September 1810, nur dies: der Dichter war bei der Entwicklung dieser herben Geschicke tief bewegt, er hat seinen Theil Schmerzen getragen, schmäle daher nicht mit ihm, daß er auch die Freunde zur Theilnahme auffordert. Da nun so manches Traurige unbeklagt den Tod der Vergangenheit stirbt, so hat sich der Dichter die Aufgabe gemacht, in diesem einen erfundenen Geschick, wie in einer Grabesurne, die Thränen für manches Versäumte zu sammeln.“ Ich habe zwar diesen Brief Goethe's damals nicht vor Augen gehabt als ich die Briefe durchsah. Kein Anderer aber als er selbst wäre im Stande gewesen, so über die Dichtung zu reden. In auffallender Weise auch stimmen seine Aeußerungen hier zu dem, was er Boisserée sagte und ergänzen es.

Die meisten von Goethe's Dichtungen sind Verherrlichungen tiefempfundener Entbehrungen. Von Zeit zu Zeit durfte er in dieser Gestalt seine Seele erleichtern. Das Reale in seinen Dichtungen sind dann aber nicht die Verwicklungen der äußerlichen Schicksale, als hätte er seine eignen Erlebnisse ver-

werthen, gleichſam abſchreiben können, ſondern nur der höchſte Inhalt Anfangs formloſen Gefühles, für das er allmählich arbeitend eine Form fand, iſt ſein eigenſtes Erlebnis. Gretchen, Clärchen, Iphigenie, Ottilie ſind keine Geſtalten, die ein glücklicher Zufall gerade ihm einmal entgegenführte, um ſie in treuen Schilderungen für die Unſterblichkeit feſtzuhalten. So wenig ihm, wie Julia Capuletti oder Imogen Shakeſpeare jemals begegneten.

Goethe und Suleika.

(1869.)

Die Epochen in Goethe's Leben theilen ſich am natürlichſten nach ſeinen Hauptkorreſpondenzen. Für die Zeit vor Weimar iſt die mit Lotte Keſtner die wichtigſte. Bis zur italiäniſchen Reiſe der Briefwechſel mit Frau von Stein. Von da bis in die erſten Jahre des neuen Jahrhunderts empfängt Schiller die beſten Briefe. Von deſſen Tode bis zum Ende der Freiheitskriege ſtand Knebel Goethe am nächſten. Für die folgenden Jahre tritt Sulpiz Boiſſerée ein. Für das letzte Jahrzehnt, neben ihm, Eckermann's Tagebuch. Lotte und Frau von Stein gegenüber zeigte Goethe die glühende Jugendlichkeit, die alles nur ſoweit ſieht als ihr eigenes Feuer es anſtrahlt. Schiller gegenüber geht Goethe aus ſich heraus und ſucht die Welt wie ſie iſt zu umfaſſen. Knebel, der Altersgenoſſe, erhält ſchon nur Berichte, weil er der zuverläſſigſte Vertraute zu ſein ſcheint. Boiſſerée, nach ihm, iſt der jüngere Mann, dem der ältere ſich niemals über eine gewiſſe Linie hinaus aufſchließt, aber deſſen Meinung Gewicht hat. Eckermann, endlich, empfängt nur ohne geben zu dürfen. Neben der Korreſpondenz mit Boiſſerée aber wird in Zukunft vielleicht die mit Marianne von Willemer als gleich wichtig herlaufen, von der einſtweilen ſo wenig bekannt iſt.*)

*) Heute längſt von Creizenach herausgeben. Zweite Aufl. 1878.

Aus Boisserée's Briefen an Andere lernen wir diese Frau jetzt allein in ihren jungen Jahren kennen; was ich hier folgen lasse, sind Erinnerungen an sie aus ihren letzten Zeiten. —

Sulpiz Boisserée gehörte keineswegs zu Goethe's glühenden Verehrern, im Gegentheil, ein gewisses Fundamentalgesetz seiner Natur bricht immer wieder durch, das ihn auf ganz anderem Boden stehend erscheinen läßt, als auf dem, der bis dahin diejenigen zu erzeugen und zu nähren pflegte, die Goethe näher traten und nahe standen. Sulpiz Boisserée war Romantiker: Deutsch, religiös, im bewußten Gegensatze zur alten klassischen Anschauung sich verhaltend und von Anfang an nicht geneigt, auch im Geringsten Goethe nachzugeben. Aber auch dieser täuschte sich nicht über das, was den jüngeren Mann diesmal an ihn fesselte. Goethe war im Deutschen Leben damals eine allgemein wirkende Macht geworden, welche die Brüder Boisserée für ihre Zwecke zu gewinnen trachteten. Diese dagegen, mit ihrer reichen Bekanntschaft in ganz Deutschland, ihren Kunstschätzen, Kenntnissen und durchgreifenden Absichten bildeten ein Element, das Goethe sich nicht entgehen lassen durfte. Man wußte gegenseitig, was man an einander besitze. Dazu trat etwas großes für Goethe: die Boisserée's waren gutsituirte unabhängige Männer, mit Feuereifer für ihre Sache (ihre Doppelbildsäule gehört einmal vor den Kölner Dom wenn er vollendet sein wird, denn ihnen allein verdankt der Dom, daß die Arbeiten an ihm überhaupt wieder aufgenommen worden sind), keine Litteraten, keine zünftigen Gelehrten, wohl aber im Stande, Goethe in seiner großartigen Unabhängigkeit zu verstehen und sich ihm unterzuordnen ohne einen Schritt von ihrem Standpunkte zu weichen. Goethe hatte das bald heraus. So werthvoll war ihm dies Verhältnis, daß er an ihm unter allen Umständen festhielt.

Gerade deshalb, weil sie, aus so manchen Gründen, eine komplicirte war, wurde diese Verbindung so werthvoll für die Nachwelt. Man blieb sich immer fremd bis auf einen gewissen Punkt. Die Boisserée's standen bei aller Verehrung für Goethe doch auch mit Friedrich Schlegel in vertrauter Verbindung, der in seinen Briefen Goethe den „alten abgetakelten Herrgott" nennen darf. Alle Litteratur, die nicht Kunstgeschichte war, hatte geringeren Werth für die Brüder. Sie haben stets einen Anflug von Geschäftsmäßigkeit in ihrem Auftreten, sie sind die Diplomaten für zwei große Sachen: Vollendung des Kölner Domes und würdige Unterbringung der von ihnen gesammelten Gallerie. Beides Zwecke, die groß genug erscheinen, um ein paar Menschenleben voll in Anspruch zu nehmen.

Boisserée's Lebensnachrichten sind auch deshalb so werthvoll für die Kenntnis Goethe's, weil sie ihn als Süddeutschen zeigen. Boisserée's waren Kölner. Köln aber will sagen „Rhein", und der Rhein ist der Fluß, der Süddeutschland mit dem Meere in Verbindung setzt. Am Rhein ist das Leben mehr auf den Sommer und das Leben außer dem Hause zugeschnitten, im Gegensatze zum Norden, in dessen geschlossener Stubenluft Goethe doch niemals ein Gefühl leiser Gefangenschaft ganz los ward. Die freie Luft war sein eigentliches Element. Das Leben der Leute in den Straßen, wo sie sitzen und arbeiten und kochen und wohnen, behagt ihm am meisten beim Eintritt in Italien. Immer sucht er sich unabhängig von seinem Wohnplatze zu fühlen und wechselt oft und gern die Behausung. Auf Reisen, die nach den Rheingegenden gerichtet sind, trifft er mit Boisserée zusammen, bald hier, bald am andern Orte: sich begegnend, sich wieder verlierend. Er gibt sich anders unter dem süddeutschen Himmel, voller, unbekümmerter, als in Weimar, Jena oder Karlsbad. Welch eine Generation von Männern und Fa-

milien aber auch, welche damals in jenen Gegenden den Ton angaben! Nichts von Dampfschiffen auf dem Rheine und Fabriken in den Städten daran. Selbst in Frankfurt ordnet sich der Handel gesellschaftlich der wissenschaftlichen Bildung unter. Allüberall in großen, kleineren und kleinsten Städten Kunst- und Litteraturkenner, seien es ihrer auch noch so wenige; überall zugleich landschaftliche Eigenheit der Bildung; altes familienhaftes Drinsitzen in den Verhältnissen, an denen sogar die französischen Zeiten nur stark gerüttelt hatten ohne sie zu zerstören; Fremde, die heute wie ein großer Strom diese Theile Deutschlands überfluthen, damals nur tropfenweise zufließend. Und zu alledem ja: Frankfurt war Goethe's Vaterstadt.

Es war im Herbste 1849, als ich auf einer in die Schweiz gerichteten Studentenexpedition durch Frankfurt kam. Fast alle die Leute sind todt, die der Stadt ihr damaliges Aussehn gaben. Frankfurt hatte etwas sonntägliches. Frankfurt war, wie vordem, die Vereinigung einer großen Anzahl namhafter Familien mit hergebrachter Lebensweise und geistiger Tradition. Reichthum, Stolz auf die unabhängige eigene Regierung, Verbindungen mit Oesterreich und Frankreich, Zusammenfluß von Diplomaten aus allen Theilen Europa's: lauter Elemente, die zur Geltung kamen. Frankfurt war die Stadt der Kaiserkrönungen, unantastbar, im schönsten Theile Deutschlands mitten drinliegend. Heute liegt es, in 12 Stunden zu erreichen, vor den Thoren von Berlin so gut wie die Schweiz oder Paris und London. Man steigt ein ins Coupé, aus der Halle des Berliner Bahnhofs, schläft ein und wacht nach Belieben am Rhein oder Main, oder mitten in Bayern und Oesterreich wieder auf. Es gibt keine Reize mehr, die in der Entfernung liegen und keine Geheimnisse mehr im andersgestalteten Leben anderer Städte und Reiche. Freilich, bedenkt man, daß Goethe schon in den neunziger Jahren in seinen Reisebriefen an Schiller Frankfurt

als einen für ihn ganz veränderten, zur Weltstadt gewordenen Platz beschreibt, von dessen athemloser Lebenshast er redet wie ein Deutscher Dorfschulmeister, der plötzlich auf dem Boulevard steht, von Paris, und wenn man dies Frankfurt mit dem von 1815 wieder vergleicht, so muß es seltsam klingen, wenn für 1849 noch soviel als zurückgebliebener Rest alten Lebens genannt wird, der die Stadt um diese Zeit als Heimath Goethe's verständlicher erscheinen läßt. 1849 aber lebten noch Viele, die Goethe dort oder in Weimar wenigstens kannten. Goethe war damals kaum 20 Jahre todt, jetzt*) ist die doppelte Zeit seit seinem Fortgehen verstrichen. Wie wenige, die heute noch in ihrem Bildungsgange auf ihm beruhen, während die vergangene Generation ächt gefärbt war von seinem Geiste und seinen Gedanken. In Frankfurt schien jedes Haus damals an ihn zu erinnern. Ueber jede Schwelle schien er gegangen zu sein. In andern Städten standen Statuen von Fürsten und Feldherren, hier die Goethe's, damals noch seine einzige in Deutschland, thronend in Mitten iner Republik, die keinem Soldatenthum ihren Ruhm verdankte.

Da nun fand Goethe im Jahre 1814 Marianne von Willemer als reizende junge Frau in der Mitte eines Kreises, den sie belebte und entzückte. Auf der Gerbermühle, in der Nähe der Stadt, oder in Frankfurt selber bildete ihr Haus die Mitte, zu der Alles sich hingezogen fühlte, was an gebildeten Elementen nach Frankfurt kam. Doch in Boisserée's Lebensnachrichten steht davon zu lesen. Als ich 1849 Marianne kennen lernte, war sie eine alte Frau und von den Freunden jener Zeit nur wenige noch erhalten.

Ich erinnere mich nicht mehr, bei welcher Gelegenheit ich sie zuerst sah. Desto lebendiger steht vor mir, wie ich sie zum erstenmale besuchte. Sie wohnte ganz allein in der alten Mainzer Gasse. Durch ein hohes Gitter trat man in einen

*) 1869.

hofartigen Gang zwischen steilaufstehenden Häusern, gelangte durch eine etwas versteckte Hausthür sofort auf die braune, blankgebohnte Treppe und klomm zwei Stiegen hinauf. Hier eine Fensterthür mit schneeweißen feingefältelten Vorhängen dahinter, in der Ecke des Vorplatzes lag eine Katze von Papiermaché in natürlicher Größe. Sie schien zum Hause zu gehören und Jedermann kannte sie, weil Jedermann sie so lange ansehen mußte bis auf Anziehen der Glocke die Magd erschien. Nun gelangte man in die beiden allerliebsten Zimmer, wo durch lichte Fenster der Blick auf den Main und Sachsenhausen und das volle weite Land dahinter ging.

Das erste Zimmer schien größer als es war, weil der alterthümliche sauber glänzende Hausrath Stück für Stück so durchaus an seiner Stelle stand, daß das Gefühl von Behaglichkeit keine Kritik, wie eng und niedrig dieser Raum doch sei, aufkommen ließ. Da stand das äußerst schmale Klavier, fast nur Spinett zu nennen, an dem von Zeit zu Zeit junge Mädchen sangen, denen das Großmütterchen, diesen Namen führte Marianne überall, freiwilligen Musikunterricht gab. Sie hatte selbst niemals Kinder, war aber von der ausgebreiteten Familie des verstorbenen Geheimeraths umgeben. Da erblickte man, offenbar und doch geheimnisvoll und unnahbar, in einem expreß dafür gearbeiteten Kasten mit gläsernen Wänden, den Schatz der Goetheschen Briefe, alle auseinandergefaltet und lose ein Blatt auf das andere gelegt. Da hing, dicht neben der Eingangsthür, groß eingerahmt, ein prachtvolles Blatt: ein Gedicht von Goethe's Hand in sorgfältiger lateinischer Schrift, ein voller Rand aus bunt und goldgemalten Arabesken darum. Ich weiß nicht was daraus geworden ist. Goethe schrieb in der zweiten Hälfte seines Lebens nur im Nothfalle. Er ging im Zimmer umher und diktirte, er hatte nicht einmal einen Schreibtisch darin. Dagegen sind eine Anzahl eigenhändiger Blätter von ihm vor-

handen, welche mit größter Sorgfalt, langsam und groß geschrieben, meist Abschriften eigner Verse, Zeugnis dafür ablegen, daß sich das eigne Gefühl sinnlichen Wohlgefallens nicht bei ihm verloren hatte, mit dem wir Männer, welche schöne und große Gedanken haben, diese in schönen und großen Zügen gern niederschreiben sehen.

Im anderen Zimmer, der eigentlichen Wohnstube, stand am Fenster das kleine Kontörchen, daneben das kleine Kanapee, mit karirtem Ueberzuge, der an den Beinen mit sich kreuzenden Bändern angebunden war, eben groß genug für zwei Menschen nebeneinander. In der Tiefe die breite Thüre zum Alkoven und daneben, das einzige Große im Zimmer, die Uhr mit Messingbeschlägen, die alle Sonnabend ein uralter Uhrmacher aufzuziehen kam. Die Wände aber waren bedeckt mit Zeichnungen zumeist von Steinle, alten Radirungen, Aussichten aus allerlei Fenstern von Dilettanten gezeichnet oder gemalt. Hier nun, im Eck des Kanapees habe ich oft, damals und in den folgenden Jahren bei ihr gesessen, während sie vor dem aufgeklappten Kontörchen saß und mir erzählte oder mich erzählen ließ.

Niemals kam ich, ohne daß sie mir dies oder das von Goethe geschenkt hätte. Einmal von seiner Handschrift, auf grünem glänzenden Papier, ein Gedicht, das in den Werken steht unter dem Titel: Mit einem Blatt Bryophyllum calycinum.

Was erst still gekeimt in Sachsen
Soll am Meyne freudig wachsen ꝛc.

Aus Boisserée's Briefen wissen wir, wie viel damals von der wunderlichen Pflanze die Rede war und wie Goethe sich Mühe geben mußte ehe er sie erreichte. Unterzeichnet ist das in Deutscher Schrift von Goethe selbst geschriebene Blatt mit G. Dazu: 12. N. 1826.

Ein anderes Mal empfing ich eine im Durchmesser einen halben Fuß messende Pappschachtel, lila mit weißen aufgepreßten

Verzierungen, innen auf dem Boden ein von Goethe eingeklebtes Papier, das in lateiniſcher Schrift folgende Zeilen trägt:

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden zog nach Norden
Als die Frucht gespeist geworden
Eilt sich wieder einzustellen
Das Gehäus woher es kommen
Bringet keine süssen Früchte
Bringt vielmehr ein ernst Gesichte
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

Und als Löſung des Räthſels dieſer Worte empfing ich zugleich, als dazugehörig, ein in Wachs boſſirtes Medaillon Goethe's, in ſchwarzem Rahmen mit rundem Glaſe darüber. Unter dem Gedichte ſteht: April 1819.*)

Noch ein drittes Geſchenk ſei erwähnt: ein koklikorother Band mit goldenen Verzierungen, grünem Schnitt und Titel, Goethe's Wanderjahre enthaltend, und auf dem erſten Blatte die Inſchrift:

Fräulein
Adele Schopenhauer
Erinnerung
des 12. Jun. 1821.
Weimar. Goethe.

Eingeklebt aber, dieſer Schrift gegenüber, auf dem inneren Deckel des Buches ein grünes Blättchen mit Folgendem:

Wer hat's gewollt, wer hat's gethan?
So liebliches erzielt?
Das ist doch wohl der rechte Roman
Der selbst Romane spielt!
Weimar
am 12. Juni am 12. Juli.
1821.

*) Heute im Muſeum zu Weimar.

In dem Buche liegen jetzt noch zwei Briefe. Der erste von Marianne selbst, der die Erklärung der beiden Inschriften gibt.

„Frankfurt d. 17. Juni 1852.

Hierbey, l. H. das versprochene Buch, dem ich einen Commentar zu besserem Verständnisse in beyfolgendem Briefe mitgegeben, ich habe nur noch die kleine Geschichte zu erläutern; wie die erste Ausgabe der Wanderjahre erschien, die Du vielleicht in dieser Zusammenstellung gar nicht kennst, schickte Goethe 1 Exemplar an mich und eins an Fr. Schopenhauer, durch den wunderlichsten Zufall wurden die Adressen verwechselt, aber auf einen Tausch, den ich vorgeschlagen hatte, wollte Fr. Schopenhauer nicht eingehen, und statt dessen sandte mir Goethe die kleine Strophe auf grün Papier, die ich später in das Buch klebte; das übrige steht in seinem Briefe."

Dieser Brief, einer der wenigen, die aus Mariannens Korrespondenz bekannt geworden sind, ist bis auf die Anrede, welche Goethe in den vom Schreiber leergelassenen Raum eigenhändig eingefügt hat, von fremder Schrift, und lautet:

„Diesmal — allerliebste Marianne, — hat sich die moralische Weltordnung, ihrer göttlichen Natur gemäß, zugleich höchst gerecht und anmuthig erwiesen: Sie sollten erfahren, wie das kunstreiche Mädchen hieße, welche Turban, Shawl und Zubehör so niedlich zu- und ausgeschnitten; Ihnen selbst sollte der Fingerzeig werden, der Geburtstag falle auf den 12. Juni, ob Sie vielleicht nicht, bei dessen glücklicher Wiederkehr, an demselben nicht auch freundlichen Theil nehmen wollten? Und so ist denn Alles, durch Kreuz- und Quergang, am schönsten Ziele, des Einpackenden Irrthum offenbar durch höheren Einfluß veranlaßt.

Damit Sie denn ferner diesem guten Kinde noch mehr geneigt werden, sende eine andere kleine Arbeit und muntere Sie zugleich auf, wenn Olfried und Lisena auf der Mühle noch nicht gekannt werden, das anmuthige Paar dorthin einzuladen, eine

Unterhaltung an manchen, nächſt zu hoffenden trocknen und heiteren Sommerabenden.

Ihre Frömmigkeit in Bezug auf Muſik weiß ich zu ehren und gebe gerne zu, daß die Compoſitionen von Liedern und ſonſt, genau beſehen oft nur ein qui pro quo geben; ſelten iſt der Dichter durchdrungen und man lernt dabey nur etwa den Kunſtcharakter und die Stimmung des Componiſten kennen. Doch hab ich auch da manches Schätzenswerthe gefunden, in dem man ſich vielmal abgeſpiegelt ſieht, zuſammengezogen, erweitert, ſelten ganz rein. Bethoven hat darin Wunder gethan, und es war ein glücklicher Einfall, die Muſik zu Egmont durch kurze Zwiſchenreden dergeſtalt zu exponiren, daß ſie als Oratorium aufgeführt werden kann, wie Sie ſolche wahrſcheinlich gehört haben.

Eigenhändig angefügt:

Indem ich ſchreibe ſtatt zu kommen, nach Böhmen gehe ſtatt an den Mayn, iſt mir wunderlich zu Muthe, und ich darf eine mitempfindende Freundin hoffen.

Herzlichſt

Weimar, den 12. July 1821. G."

Einen zweiten Brief Goethe's, der jedoch nur wenige Zeilen enthielt, habe ich Hirzel für ſeine Sammlung geſchenkt. Von den Briefen Goethe's aber, welche aus den früheren Jahren ſtammen und die eigentliche Blüthe der Freundſchaft zeigen müſſen, hat ſie mir niemals etwas weder zeigen noch leſen wollen.*)

Von dieſer Zeit an bis zu Mariannens Tode blieb ich in Korreſpondenz mit ihr und ihre Briefe bilden ein ziemliches Packet. Es iſt mir beinahe unbegreiflich, wenn ich dieſe Blätter durchſehe, mit welcher konſtanten Liebenswürdigkeit und Geduld ſie einem jungen Menſchen, der im unbehaglichen Mauſerzuſtande, den die Jahre um das zwanzigſte mit ſich

*) Heute liegen ſie, wie bemerkt, gedruckt vor.

bringen, die Welt vorschnell konstruirt, aburtheilt und abstößt, immer wieder den Kopf zurecht setzt. Ich ließ mir das eben gefallen und nahm die Pfirsiche oft hin, ohne dem Baum, der sie getragen, ein Kompliment zu machen: Mariannens Theilnahme und Freundlichkeit blieben sich immer gleich. Die gesellschaftliche Stimmung unserer Zeit ist eine so verschiedene von der damaligen, daß sich die Liebenswürdigkeit und der Reiz einer solchen Frau wohl andeuten, nicht aber das genau darstellen läßt, was ihrer Erscheinung solche Bedeutung beilegte. Seit 1848 ist soviel Weltgeschichte gemacht worden, daß die heutige Jugend kaum begreifen wird, wie vor diesem Jahre des Umschwunges die Welt angesehn ward. Die „französischen Zeiten“ und die Freiheitskriege standen uns um das Doppelte damals näher als heute und trugen heroischeren Glanz. Die Leute, die sie miterlebt und die Menschen gekannt hatten, welche da die ersten waren, schienen das ungeheure Vorrecht zu besitzen, überhaupt etwas erlebt zu haben. Für das eigene Leben gab man die Möglichkeit, Aehnliches durchzumachen, von vornherein auf. Man glaubte, die Welt werde sich in friedlicher Civilisation langsam aufzehren. Man blickte rückwärts auf jene Tage der Erhebung und auf die, welche damals Pulver gerochen. Man lebte in den Erinnerungen und in den Reliquien von Männern, die todt waren, die man, wäre man ein wenig früher gekommen, vielleicht noch hätte sehen können, deren Verlust man bedauerte, und die keinen ihrr würdigen Nachwuchs producirt hatten. Der Wald war geschlagen, es sproßte nur noch Gebüsch aus den alten Wurzeln wieder auf.

Diese alten Zeiten des Ruhmes und der Noth bei uns waren die der Jugend für Marianne gewesen. Sie hatte Reiche zerfallen und sich wieder erheben gesehn. Sie war eine Frau, um die seit dieser Jugend bedeutende Männer sich bemühten, die die Strömungen des Deutschen Bildungsganges verfolgt! Alles

geleſen hatte und immer noch die neuen Ereigniſſe und Menſchen friſch aufnahm, verſtand und richtig taxirte, und die dabei ſo unſcheinbar einfach mit ihren Aeußerungen kam, als habe ſich nie ein Menſch um das viel gekümmert, was ſie ſagen würde. Ich kannte damals Boiſſerée's Briefe natürlich nicht. Wie reizend tritt uns die Erſcheinung Mariannens, als ſie noch jung und ſchön war, aus dieſen Blättern entgegen. Ihr Lebenslauf war ein höchſt ſeltſamer geweſen. Blutjung hatte ſie von der Bühne des Frankfurter Stadttheaters die Welt kennen lernen. Entzückend ſoll ſie geweſen ſein, wenn ſie in einer Pantomime, deren Namen ich vergeſſen habe, als Pierrot aus einem großen Ei hervorkam. Geheimrath Willemer lernte ſie da kennen, nahm ſie fort und in ſein Haus, das durch die Grazie ihrer Erſcheinung, durch ihren Geſang und ihre Gabe, die Mitte eines geſellſchaftlichen Kreiſes zu ſein, der Sammelplatz einheimiſcher und fremder Freunde war. Ihren Mann, den ſie um ein bedeutendes überlebte, hat ſie Jahre lang in einer ihn langſam hinnehmenden Krankheit zu Tode gepflegt.

Von all dem wußte ich natürlich nichts als ich ſie kennen lernte. Es trat mir in ihr nichts entgegen als das alte Großmütterchen, das mit Goethe eine geheimnißvolle Korreſpondenz geführt, und das, wie ich von Andern hörte und bald an mir ſelbſt erfuhr, die wunderbare Gabe beſaß, Menſchen anzuziehen und feſtzuhalten. Was mir Marianne beſonders hochſtellte, war ihr Freimuth. Sie präparirte nichts in usum Delphini ſondern ſprach ſich flottweg aus. Das Gegengewicht gegen dieſe Unabhängigkeit bildete dann wieder eine eigenthümliche Gabe, ſich Reſpekt zu erzwingen. Es war manchmal, als hätte ein junges liebenswürdiges Mädchen zum Spaß die Maske einer Frau in Jahren vorgebunden.

Ihrer ganzen Erſcheinung war ein Element von Grazie und Zierlichkeit beigemiſcht, das überall ſich geltend machte.

Wie sie stand und ging, sich bewegte, sich aussprach: immer dieselbe Präcision und Festigkeit. Eine eigenthümliche Kunst besaß sie, aus sorgfältig getrockneten Blumen der kleinsten Art farbige Kränze zusammenzukleben, die auf dem Karton fast den Eindruck einer Malerei machten. Ich besitze ein solches Kunstwerk ihrer Hand, dem sie folgende Verse beifügte:

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht ich dir zum Angebinde,
Unvergängliches zu bieten
Ist mir leider nicht beschieden.

In den leichten Blüthenranken
Lauschen liebende Gedanken,
Die in leisen Tönen klingen
Und dir fromme Wünsche bringen.

Worte aus des Herzens Fülle
Sind in Duft und Blumenhülle,
Doch der Blumen Glanz und Leben
Muß dem Worte Deutung geben.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt dir Blumenworte,
Mögen sie vor deinen Blicken
Sich mit frischen Farben schmücken.

Ich darf mir leider nicht sagen, daß ich selbst Mariannen zu diesen Versen begeistert hätte, sie haben früher schon einmal, ihren Weg von Frankfurt nehmend, einen ähnlichen Kranz begleitet. In Goethe's Werken, Nachlaß VII, 138, finden wir sie nebst der Unterschrift: Mit einem zierlichst-aufgetrockneten Blumenkranze; darunter, als zweite Ueberschrift: Sie. Gegenüber, Seite 139, sehen wir Goethe's Erwiderung, mit der zweiten Ueberschrift: Er.

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgensonne,
Aber leuchten keine Wonne,
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendeſt nur in zarten Kreiſen
Die von dir gepflückten Sterne,
Zärtlich willſt du mir beweiſen:
Du empfindeſt in der Ferne,

Was ich in der Fern' empfinde
So als wär kein Raum dazwiſchen;
Und ſo blühen auch geſchwinde
Die getrockneten mit friſchen.

Dies das erſtemal, daß ich Verſe von ihr in Goethe's Werken fand.

In einem der nächſten Jahre, nachdem ich Marianne ſo kennen gelernt, brachte ich einige Wochen auf dem Lande in der Nähe von Frankfurt zu. Ich benutzte die erſte Gelegenheit, um in die Stadt zu fahren und Frau von Willemer hinaus zu perſuadiren. Hier nun lebte man in größerer Nähe zuſammen, ein ſolches Beieinanderſein erſt läßt die Menſchen auf natürliche Weiſe ſich finden. Marianne zeigte ſich auch hier als Meiſterin. Sie war unglaublich gewandt in der Unterhaltung, von jener Sicherheit, die wiederum das Erbtheil einer verfloſſenen Generation war, einer Generation, die ich ausgeſtorben nennen würde, wüßte ich nicht eine einzige Frau noch, die für mich allein noch eine Ausnahme bildet (und die vielleicht lachen wird, wenn ſie dies lieſt). Es handelt ſich dabei weniger um Geiſt und Bildung, als um den Genuß am Austauſche der Gedanken, zu dem heute Niemand mehr die Ruhe beſitzt. Wir gehen, da wir auf anderen Gebieten ſoviel gewonnen haben, auf dem der geſelligen Poeſie oder der poetiſchen Geſelligkeit einem Zuſtande von Rohheit entgegen, der freilich ein Zeichen derberer Geſundheit des öffentlichen Lebens ſein mag, aber den zu erleben, wenn man ihn anders gekannt hat, für den Einzelnen etwas melancholiſches hat. Die Zukunft liegt uns zu ſehr in den Gliedern, um dieſen für den Genuß der Gegenwart die rechte Leichtigkeit zu gewähren. Die Zeit iſt kein unendliches Kapital mehr,

wir leben mit der Uhr in der Hand. Wir wissen zu genau, was jede Stunde werth sei, die wir benutzen oder unbenutzt gelassen haben.

Dieser Landaufenthalt brachte durch einen Zufall dasjenige zu Tage, was Marianne in ihrem Verhältnisse zu Goethe nicht nur den allgemeinen Rang einer Freundin anweist, mit der Goethe eine gewisse Verbindung aufrecht erhielt, sondern ihr eine feste Stellung gibt, zu ihm persönlich sowohl als zum westöstlichen Divan.

An das Landhaus, in dem wir wohnten, stieß ein abgezäunter Garten, dessen ganze Länge nach der einen Seite ein ungeheures Resedabeet bildete, dahinter eine ebenso ausgedehnte Wand mit Pfirsichspalieren, deren wundervolle reichliche Früchte in größerer Anzahl uns zu Gebote standen als wir ihnen gerecht zu werden im Stande waren. Man erblickte von da aus das fruchtbare Land, das in weiter Ebene sanft abfiel, so daß der abschließende gebirgige Horizont sich um so kräftiger wieder erhob. Wir gingen da eines Abends und hatten über Goethe gesprochen. Ich erinnere mich deutlich, wie über den Himmel von Westen her allerlei Gewölk zog, welches schlechtes Wetter für die nächsten Tage ankündigte, und ein seufzender Wind über die Felder ging. Ich weiß nicht, wie mir Goethe's Verse da in den Sinn kamen „Ach, um deine feuchten Schwingen, West wie sehr ich dich beneide." Ich sprach sie halblaut vor mich hin im Weiterschreiten.

Marianne machte Halt, sah mich eine Weile mit ihren graublauen, glänzenden und beweglichen Augen an und sagte „Höre, wie kommst du dazu, dies Gedicht zu sagen?"

„O, es fiel mir gerade so lebhaft ein, antwortete ich. Es ist eins von Goethe's schönsten."

Marianne sah mich immer an, als wolle sie etwas sagen, besänne sich aber, ob sie es thun sollte.

„Ich will dir etwas sagen, rief ich plötzlich aus und weiß selbst nicht wie ich darauf kam: das Gedicht ist von dir? du hast es gemacht.“

Diese Vermuthung lag doch nicht so fern. Der Divan ist da, wo diese Verse sich finden, fast wie ein Duett gehalten. Ich wußte außerdem, welchen Antheil Marianne im Allgemeinen an der Entstehung dieser Dichtung hatte.

„Du darfst es Niemand wiedersagen, begann sie nach einer Weile und streckte mir die Hand hin: Ja ich habe die Verse gemacht.“

Dies kam mir doch unerwartet. Sie brach dann aber dies Gespräch ab. Der nächste Morgen schon war der Tag der Abreise. Marianne wurde auf dem Stift Neuburg bei Heidelberg längst erwartet. Das Stift Neuburg war der eigentliche Mittelpunkt der Gesellschaft, in der Marianne in ihren späteren Jahren sich wohl fühlte. Eine alljährliche Reise dahin verstand sich von selbst. Der specifisch katholische Ton, der dort geherrscht haben muß, war dennoch, wie sehr sie sich dort auch zu Hause fühlte, nur ein modus vivendi für sie, der keine Verpflichtungen auflegte. Sie schrieb mir oftmals von daher, aus ihrem Stübchen, „wo der Himmel und ein Stückchen Berg ihr so freundlich ins Fenster schauen“. In einem Briefe, der vom Stift Neuburg datirt ist, sprach sie sich nun zum erstenmale näher über ihr Verhältnis zu Goethe aus.

„Frau von Stein, schrieb sie, habe ich nie gekannt; ich war nie in Weimar und habe Goethe im Jahr 14 in Frankfurt zuerst gesehn, ihn bei seinem Aufenthalte vom 2. August bis 6. Oktober 1815 bei uns auf dem Lande kennen und lieben lernen und war bis zuletzt, 4 Wochen vor seinem Tode, in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm; doch sind diese Briefe von ganz anderer Art als jene an Frau von Stein und ich finde es eine heillose Indiskretion, daß man sie drucken

läßt. Ungefähr 6 oder 8 Wochen vor Goethe's Tode ſchickte er mir ein wohlgepacktes Päckchen und ſchrieb mir dabei mit liebenswürdiger Empfindung, er ſchickte mir hiermit meine Briefe, ich möge aber das Packet uneröffnet laſſen bis zur unbeſtimmten Stunde, die leider nur zu bald ſchlagen ſollte. In derſelben Stunde, als man mir ſeinen Tod meldete, erbrach ich das Siegel und fand obenauf einige Strophen von ſeiner Hand; ſie ſind in der neuen Ausgabe aufgenommen und ich wills Dir zur Aufgabe machen, ſie zu finden."

Zu finden war dies Gedicht nicht ſchwer, es ſteht unter denen des Nachlaſſes (VII, 219):

Vor die Augen meiner Lieben
Zu den Fingern dies geſchrieben,
Einſt mit heißeſtem Verlangen
So erwartet wie empfangen,
Zu der Bruſt, der ſie entquollen,
Dieſe Blätter wandern ſollen,
Immer liebevoll bereit
Zeugen allerſchönſter Zeit.

Weimar, 3. März 1831.

Auffallender Weiſe (Marianne machte mich erſt wieder darauf aufmerkſam) ſind dieſe Verſe nach dem Tode der Frau von Stein geſchrieben worden. „Du wirſt Dich recht wundern, ſchreibt ſie mir ſpäter (18. Februar 52), daß ich den Eckermann gar nicht beſitze und lange nicht geleſen habe, aber eben im dritten Theil von Goethe's Briefen an die Stein bin. Du findeſt am Schluſſe auf dem letzten Blatte, vorletzte Seite, den Anfang jener Strophen, die mir Goethe mit meinen Briefen ſandte und die gewiß am 3. März 1831, alſo nach dem Tode der Stein geſchrieben wurden. Doch dies bleibt wie immer unter uns."

Daß es jetzt nicht mehr bloß unter uns bleibt, würde Marianne gewiß gebilligt haben.

Sie hatte die Abſicht, mir ihren Briefwechſel mit Goethe

zu hinterlassen, trotzdem ich sie von Anfang an gebeten hatte, dies nicht zu thun. Ich scheute die Verantwortlichkeit, die mir aus diesem Besitz erwüchse. Auch hat sie schließlich anders darüber verfügt. Sie sollen bis zum zwanzigsten Jahre nach ihrem Tode auf der Frankfurter Stadtbibliothek deponirt bleiben.

In der Folge kam sie dann auch brieflich auf jenes Gespräch im Garten zurück. „Im Divan (schreibt sie d. 5. Apr. 56) hast Du nichts auszuscheiden; außer dem Ost- und Westwinde habe ich nichts auf meinem Gewissen, als allenfalls noch „Hochbeglückt in deiner Liebe," und „Sag du hast wohl viel gedichtet". Doch habe ich manches angeregt, veranlaßt und erlebt! Ich glaube Dir das Original vom Westwind versprochen zu haben, es ist zwar nur sehr weniges verschieden vom Abdruck, aber doch bezeichnend. Nun mag denn dieses Blatt Dir ein Frühlingsblatt scheinen und Dich stürmisch begrüßen, denn hier weht ein Sturm wie lange nicht."

Ganz genau schreibt sie endlich am 21. Jan. 59: „Es war meine Absicht, Dir das Briefchen durch —'s Vermittlung zu senden, aber ich brachte es nicht zur Ausführung, weil ich noch unbeweglich war und sie nicht mehr zu mir kommen konnte; so sende ich es denn auf seine eignen Füße gestellt und zugleich jene Strophen, die Du von mir verlangt hast, es ist doch nur eine einzige, die G. verändert hat, und ich weiß wirklich nicht warum, ich finde die meine wirklich schöner, und um Deine Erwartung nicht allzu sehr getäuscht zu haben, schicke ich Dir noch einige Blättchen mit, die damals den Hauptreiz unseres Briefwechsels bildeten, wo das Geheimnis, ein wesentlicher Bestandtheil, nicht fehlen durfte. Die bezeichneten Stellen sind aus dem Divan von Hafis, den Du entweder selbst hast oder leicht anschaffen kannst. Die Nummer, das heißt die bezeichneten Seiten, die ich dagegen sandte, müssen verloren gegangen sein, ich habe sie mit einigen Briefen nicht

erhalten, doch ein schönes Gedicht aus jenen einzelnen Strophen verbunden und was anfängt: „Dir zu eröffnen mein Herz verlangt mich“ ꝛc., und weiter: „Ich habe keine Kraft als die, im Stillen ihn zu lieben,“ habe ich zwar später erhalten, aber unbegreiflicher Weise verloren, es steht auch nicht unter den gedruckten Sachen, vielleicht entdeckst Du es irgendwo. Wenn Du nun im Divan das schöne Gedicht: Geheimschrift, Laßt Euch, o Diplomaten — — so ist es für dich keine Geheimschrift mehr, und ich habe Dir wieder einiges aus der glücklichsten Zeit meines Lebens mitgetheilt, warum ich es aber just heute Abend thun muß, wo ich schon seit einer Stunde mit schlechter Feder und noch schlechterer Dinte kämpfe, das kommt daher ꝛc. — Dies hat mich so aufgeregt, daß ich mir vornahm, Dir sogleich zu schreiben, und die Einlage, die ich schon einige Tage früher gesucht, mitzuschicken, ich weiß nicht, es treibt mich ein Gefühl, daß ich nicht lange mehr an Dich schreiben kann, das Versäumte nachzuholen, und so möge einstweilen dies Blatt den Anfang machen. — — Bleibe mir treu und verschwiegen und gedenke des

Großmütterchens

M. W.“

„Da doch ungewiß ist, ob Du den Hafis besitzest, so sende ich Dir das Blättchen mit, das jene von mir bezeichneten Stellen enthält, und auch einige von G. Es ist eine Spielerei, ich weiß es wohl, und Du wirst es nachsehn, daß ich Dich damit langweile.

Guten Morgen.“

Es scheint mir keine Untreue, diese unschuldigen Dinge, jetzt fast zehn Jahre nach Mariannens Tode, zu veröffentlichen. Sie selbst will ja, daß ihre Briefe an Goethe, die sie Niemand zeigte, in der doppelten Zeit herauskommen sollen. Ich weiß nicht, ob ich selbst später dazu kommen würde, diese Dinge niederzuschreiben. Auch bezieht sich ihre Bitte um Ge-

heimnis zumeist auf Urtheile über lebende Personen, welche in ihren Briefen enthalten waren, welche, weiter gegeben, Unheil hätten anrichten können und die heute kein Interesse mehr haben.

Als Beilage dieses Briefes zuerst ein Blättchen, auf dessen einer Seite: Ostwind Wiedersehn d. 6. 8ber 15.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ostwind frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen.
Treibt zur sichern Rebenlaube
Der Insekten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen,
Eh noch diese Hügel düstern
Sitz ich still zu seinen Füßen.

Und du magst nun weiter ziehen,
Diene Frohen und Betrübten,
Dort wo hohe Mauern glühen
Finde ich den Vielgeliebten.

Ach die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Athem geben.

Steht mit der Unterschrift Suleika im westöstlichen Divan, S. 161 der Originalausgabe. Goethe hat die vierte Strophe ins Leidenschaftliche verändert und nicht zu ihrem Vortheile, scheint mir.

Auf der andern Seite des Blättchens: Weſtwind Rückkehr von Heidelberg Oktober 1815.

Ach um deine feuchten Schwingen
Weſt wie ſehr ich dich beneide,
Denn du kannſt ihm Kunde bringen
Was ich durch die Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Buſen ſtilles Sehnen,
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes ſanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder,
Ach, für Leid müßt ich vergehen,
Hofft ich nicht, wir ſehn uns wieder.

Geh denn hin zu meinem Lieben,
Spreche ſanft zu ſeinem Herzen,
Doch vermeid ihn zu betrüben
Und verſchweig ihm meine Schmerzen.

Sag ihm nur, doch ſag's beſcheiden,
Seine Liebe ſei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir ſeine Nähe geben.

Goethe's Aenderungen ſind hier unbedeutender Art. Das Gedicht „Dir zu eröffnen," das Marianne nirgends gefunden haben wollte, ſteht im Divan S. 395, und eine Einleitung davor, welche zur Beſtätigung deſſen dienen kann, was ſie mir ſchrieb. Goethe ſendet dies Gedicht den 4. März 1816 an Zelter, mit der Variante:

Wie Morgenkerzen
Ward mir mein Vorſatz

in der zweiten Strophe, während im Divan, „wie Sonnenaufgang" ſteht. Boas hat dies Gedicht gleichfalls für ein ungedrucktes gehalten und in den Nachträgen S. 25 wieder abgedruckt.

„Hochbeglückt in Deiner Liebe," wozu sich Marianne ferner bekennt, ist S. 125 des Divans unter dem Titel Suleika, und „Sag du hast wohl viel gedichtet" S. 132 unter dem gleichen Titel zu finden. Diese Details sind wichtig, weil sie zeigen, wie wenig ihr, die an dem Divan so großen Antheil hatte, das Werk als gedrucktes Buch bekannt war. Marianne hatte einmal das ihr von Goethe geschenkte Exemplar beinahe schon in meine Hände gelegt, nahm es dann aber zurück, weil es ihr unmöglich sei, sich davon zu trennen.

Da sie außerdem manches Andere darin angeregt haben will (vielleicht auch vergessen hat), so dürfen wir wohl einige weitere unter der Ueberschrift Suleika gegebenen Gedichte ihr zurechnen. So das: „Als ich auf dem Euphrat schiffte," dessen letzte Strophe ohne Zweifel ursprünglich anders lautete:

Also träumt ich, Morgenröthe
Blitzt ins Auge durch den Baum,
Sag Poete, sage Goethe,
Was bedeutet dieser Traum.

Auf die hier nothwendige Veränderung von Hatem in Goethe hat zuerst Simrock aufmerksam gemacht, die in dem Gedichte Hatem, S. 149 ebenso natürlich erscheint

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Das Gedicht Geheimschrift folgt S. 173. Und gleich darauf, als Antwort auf den Abglanz S. 175, das Suleika überschriebene Gedicht S. 177:

Wie mit innigstem Behagen,
Lied, empfind ich deinen Sinn,
Liebevoll, du scheinst zu sagen,
Daß ich ihm zur Seite bin.

Indessen, Marianne sagt nichts davon. Fast will mir scheinen, als habe sie mit einer gewissen Klugheit den vollen

Umfang ihres Antheils am Divan nicht verrathen wollen, der sich übrigens aus ihren Briefen einst in seinem wirklichen Maße ergeben wird. Daß aber auch ihr Gedächtnis sie zuweilen im Stiche ließ, ist klar. Sie schrieb mir doch, daß sie das Gedicht Goethe's, bestehend aus den Anfängen ihrer Chiffreantworten weder im Divan noch sonst habe auffinden können, und auf dem Blatte, das ich jetzt folgen lasse, weist sie selbst auf die Seite hin wo es steht: 393—396. Wir dürfen nicht vergessen, daß Marianne über die Siebzig heraus war, als sie mir ihre Mittheilungen machte.

Von den in Chiffren geschriebenen Briefen Goethe's trägt der eine Datum und Adresse und hat folgendes Aussehen:

I.	II.
313 — 3. 4.	121 u. 122.
314 — 7 — 18	
315 — 11. 12.	
316 — 17 — 20	
317 — 19 — 22	
329 — 9. 10	
335 — 15 — 18	
336 — 1 — 4	

10. O. 1815.

Auf der Rückseite: Mariannen.

Der zweite Brief besteht in einer Visitenkarte mit Goldschnitt, trägt als Ueberschrift einige arabische Buchstaben, ohne Zweifel von Goethe's Hand geschrieben, und darunter:

1. 3. 4.
2. 13 — 16
3. 9 — 12
4. 3 — 14
9. 9.
10. 11.

16. 1 — 4.
19. 1 — 8.

Als Auflösung dazu ein Zettel von Mariannens Hand, auf dem sie die aufgesuchten und gefundenen Sprüche zusammengestellt hat.

Die Einsamkeit ist schön
Sobald die Freundin meine Freundin ist.

Aus meinem Kopfe gehet
Die Sehnsucht deines Aufenthaltes nicht
Weil dort das irre Herz
Des armen Fremdlings wie zu Hause ist. u. s. w.

Ich lasse die gesammte Reihe nicht folgen, da diese Sprüche heute nicht mehr das Interesse haben, das ihnen vor 50 Jahren Reiz verlieh.

Man nehme nach dem Mitgetheilten nun Goethe's Divan und lese das, sehr wenig umfangreiche, Buch Suleika durch. Gleich die einleitenden Gedichte scheinen auf Marianne zu gehn, wie denn dieses Buch ein am wenigsten ungleichmäßiges ist. Goethe's Divan ist aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzt. Goethe scheint eine Masse von Gedichten, die sich aus verschiedenen Epochen vielleicht angesammelt hatten, angeregt durch Hammer's Hafis, mit dem starken einheitlichen Parfüm persischer Anschauungen versetzt und dadurch, mit etwas Gewalt, zu einem Ganzen vereinigt zu haben. Man bringe eine beliebige Anzahl Dinge mit Rosenöl in Berührung: sie werden, obgleich ganz unzusammengehörig, durch eine sinnliche starke Verwandtschaft verbunden erscheinen, und dadurch etwas penetrant Eigenthümliches empfangen, das früher gar nicht in ihnen lag. Was Goethe im Buche Suleika von Mariannens eigener Hand empfing, wird erst die Zukunft lehren. Einstweilen dürfen wir ihr wohl direkt oder indirekt zuschreiben, was die Ueberschrift Suleika trägt. Diese Verse haben etwas Verwandtes. Es waltet in den

Vorſtellungen ein eigenthümlicher Ton, den ich dem Moll der Volkslieder vergleichen möchte und der Goethe nur in ſeltenen Fällen eigen iſt. Im Divan haben ihn faſt ausſchließlich die Suleikalieder. Nebenbei bemerkt, es wäre intereſſant, die Sprache Goethe's darauf hin zu unterſuchen und die aus ihm ſich ergebenden Reihen der Vokale mit denen anderer Dichter zu vergleichen. Hier liegen Forderungen und Geſetze verborgen, die der Aufmerkſamkeit der Forſchung noch zu ſehr bisher entgangen ſind.

Wie ich um Goethe's Briefe gekommen bin, ſo bin ich es auch um Mariannen's Portrait aus jener Zeit ihres Glanzes. Ich bat ſie einmal um ihr Bild. Sie ſuchte und kam zuletzt mit einer Miniatur zum Vorſchein, die ſie als blühende junge Frau zeigte. Sie hielt ſie mir hin mit den Worten: „danke Gott, daß du mich nicht kennen lernteſt, wie ich ſo ausſah" und lachte. Ich wollte das Portrait nicht, weil es ihr wirklich nicht mehr ähnlich ſah, oder vielmehr ſie ihm nicht mehr. Sie betrachtete das Bild eine Weile aufmerkſam, ſchüttelte mit dem Kopf und ſchloß es fort. Später verlangte ich es ihr ab, allein ſie behauptete es mittlerweile verſchenkt zu haben.

Ich ſehe ſie noch daſtehen, wie ſie mit ihren feinen, aber kräftigen Händen unter allerlei glänzendem Kram herumwühlte, um das Bildchen zu finden. Sie gab mir aus dieſer Sammlung ein Petſchaft: Goethe's Profil in einem Glasfluß, mit Perlmutterſtiel, dazu eine andere Glaspaſte mit Knebel's Kopf. Ich verzehrte, während ſie nach dieſen Dingen in einer Schublade herumrappelte, eine köſtliche Traube, die der Hauswirth zum Präſent gemacht. Die ganze Seite ihres Hauſes nämlich, die auf den Mainquai ging, war dicht mit Wein berankt, der bei Mariannen mit ſeinen zarten Trieben durch die Fenſterritzen in die Stube hineinwucherte. So pflegten, wenn das Jahr gut war, Trauben als Tribut zu erſcheinen. Vor

dieſem Genuſſe war ein anderer vorausgegangen: ſie hatte mir in ihrer kleinen ſilbernen Maſchine ſelber Kaffee gemacht, gerade eine einzige Taſſe, weil ſie ſonſt von vorn hätte anfangen müſſen. Und holte während dem allerlei Karrikaturen heraus, eine darunter mir beſonders erinnerlich, Goethe darſtellend, der mit einer Kerze in der Hand zu einem offenen Fenſter herausſieht, um, wie die Unterſchrift beſagte, ſo auf der Gerbermühle den Mond beſſer ſehen zu können. Ich war niemals auf der Gerbermühle, obgleich Marianne immer davon ſprach, mit mir hinaus zu wollen. Es ſchien ihr unmöglich, daß Jemand der ſie kannte und liebte, nicht die Gerbermühle kannte, wie ich ſelber Marianne heute nicht von ihrer kleinen Wohnung zu trennen vermöchte. Man blickte gar zu behaglich von ihren Fenſtern auf das glänzende Waſſer und die Brücke mit dem Gewimmel der Menſchen. Durch dieſe Fenſter ſah Marianne ſo viele Jahre hindurch den Winter zum Frühling, den Herbſt zum Winter werden. Ihre Briefe enthalten immer etwas davon. Noch jetzt, wenn ich auf den alten Blättern leſe, daß die Wälder, die man nach rechts hin mit einem Blicke weit überflog, ſich zu färben begannen, daß der Wind Wolken vorübertreibe, daß der Fluß gefroren ſei oder daß er aufthaue, meine ich es vor mir zu ſehen. Sie ließ mich einmal in ihrer Wohnſtube allein warten, während ſie nebenan, bei nicht ganz geſchloſſener Zwiſchenthür, mit einem jungen Mädchen unterhandelte, das zur Singſtunde ſich eingeſtellt hatte und wieder fortgeſchickt werden ſollte meinetwegen, vorher aber Spohr's letzte Roſe ſingen ſollte, was dann auch geſchah. Ich ſaß im Kanapee-Eck und hörte zu. Die Sonne ſtach mit einem ſchmalen Strahle quer durchs Zimmer, in den halboffenen Alkoven hinein auf das Bette, über dem ein Kruzifix an der Wand hing. Ich mußte denken, wie dieſer wohlgeordnete Hausrath bald zerſtreut ſein würde. Neulich ſandte mir ein Frankfurter Antiquar ſeinen Katalog.

Es fielen mir einige Sachen darin auf, ich ſuchte andere und fand dieſe ebenfalls: offenbar Mariannens Bibliothek, die auf dieſem Wege wieder ein Unterkommen ſuchte, auch wohl Goethe's Divan, den ich ſo gern gehabt hätte. Indeſſen mir erſcheint ein ſolches Schickſal irdiſcher Dinge immer noch heiterer und würdiger, als wenn ſie eingeſchloſſen und unbenutzt in kalten dunkeln Stuben als ein todtes Denkmal daſtehen, das Niemandem Nutzen oder Freude bringt. Goethe's verſchloſſene Zimmer, in die niemals ein Menſch und ein Sonnenſtrahl eindringt, haben etwas, das mehr Schauder als Ehrfurcht erweckt. Marianne ſprach von ihrem Tode ohne jede Sentimentalität, wie von einem in nächſter Zeit nothwendigen Ereigniſſe. Und ſo iſt ſie ſchließlich auch, als die ungewiſſe Stunde ſich in eine gewiſſe verwandelte, raſch und ohne viel Umſtände aus der Welt gegangen, der ſie bis zuletzt herzlich gut war.

Dieſe Liebe zum Leben und zum Lebendigen, die ſtets in ihr wach blieb und ſie immer neu verjüngte, war der eigentliche Grundton ihres Weſens. Was hat Goethe an ihr und in ihr geliebt? Eine reizende junge Frau, deren Lebendigkeit und Friſche, deren Geſang, deren poetiſche Bewegung und deren treue Zuneigung ihn anzog. Sie verlangte nichts mehr, als ganz in der Stille ſich bewußt zu ſein, daß Goethe ſie ſchätze und liebe. Welches Gefühl für Marianne, von ihren eigenen Verſen im Divan zu wiſſen, und zwar eins der Gedichte, die man zu Goethe's ſchönſten gerechnet hat, ihr eigenes! Ich weiß nicht ob ſie Jemand davon geſprochen hat ehe ſie mir das Geheimnis vertraute, jedenfalls iſt es gut bewahrt worden. Mir ſcheint dies als einer der höchſten Züge in Mariannens Charakter: das gänzliche Verzichten darauf, ihren Namen öffentlich mit dem Goethe's genannt zu hören. Sie ſprach auch mir nie von Goethe, ohne daß ich ſie mit leiſer Nöthigung dazu getrieben hätte. Es war als

fürchtete sie durch solche Mittheilungen den Vorrath des eigenen Erinnerten, von dem sie zehrte, kleiner zu machen.

Sie dagegen wußte Goethe wohl zu erfassen, es war nicht nur sein Ruhm der sie anzog. „Goethe! — schreibt sie mir den 12. Mai 52 — Ja, wer ihn kannte! Wärst Du mir gegenüber, ich könnte Dir wohl von ihm erzählen, was nicht alle wissen. Wenn sich die Strahlen seines Geistes in seinem Herzen koncentrirten, das war eine Beleuchtung, die einen eigenen Blick verlangte, es war wie ein Mondlicht und Sonnenlicht, eins nach dem andern, oder auch wohl zugleich, und daraus erklärte sich auch jenes Wundervolle seines Wesens, sein Gewahrwerden, sich klarmachen, und für Andere zur wahren, aber verklärten Erscheinung bringen. Genug! —“

Und endlich in einem Briefe vom 3. Juni 55. „Es ist mir immer einleuchtender geworden, daß man sich nicht zu rechter Zeit findet; aber glaube mir, mein Freund, unter den tausend Menschen, die Du mir zu kennen aufbürdest, sind mir die meisten unbekannt, und wenn ich sie auf bekannte reducire, bleiben vielleicht etwa fünfzig, und diese auf Freunde bleibt etwa die Hälfte, masculinum und femininum, und wenn ich die zähle, die mir so nahe standen, daß ich sie mir deutlich machen konnte und mein Herz oder mein Verstand sie mir eigen machte, wiewohl nicht immer mit Erwiedrung, so bleiben wenige, die das Eine nicht auf Kosten des Andern befriedigten, entweder litt ich von Herzen mit Schmerzen, oder klein wenig, oder gar nicht. Diese wenigen nun kann ich zählen, über Allen steht Goethe und grade an der Stelle, wo ich die vollste Uebereinstimmung aller Ansprüche fand. Etwas näher dem Schmerzenreich steht Clemens Brentano, den ich als ein Mädchen von 16 Jahren zum ersten Male sah, den ich freilich lieben mußte ohne zu wissen, daß er schon lange vorher mich liebte. Er hat es mich nie wissen lassen, bis nach Jahren, als ich schon verheirathet war, ich mußte erfahren, daß wi

uns unbewußt so nahe standen und scheinbar so ferne. Sulpiz Boisserée darf ich noch zu meinen Freunden rechnen, und noch Einen, und noch Einen, und Dich? Nicht wahr? Von Frauen spreche ich nicht, es ist etwas anderes —".

Die Brüder Boisserée lernte ich im Jahre 48 als Student zu Bonn kennen. Sie bewohnten ihr eigenes Haus in der Poppelsdorfer Allee, Melchior im Erdgeschoß, wo die Glasgemälde in einer Reihe von Stuben auf eine der ganzen Einrichtung entsprechende Weise aufgestellt waren. Einmal wurde ich zu deren Besichtigung besonders eingeladen. Er führte mich von Stück zu Stück, provocirte und ertrug das höchst unbefangene Urtheil eines jungen Menschen von geringer Erfahrung mit stets gleicher Freundlichkeit und merkte mit der ihm eigenen Feinheit an, wo ich das Richtige in seinem Sinne getroffen hatte, während er über das ihm nicht zusagende mit wohlwollendem Stillschweigen hinüberging. Jedenfalls haben Boisserée's Mariannen näher gestanden als ihr gedruckter Briefwechsel erkennen läßt.

Ueber sie selbst noch eine letzte Bemerkung.

Das Leben rüstet eine Natur oft mit den schönsten Mitteln aus, ohne ihr Gelegenheit zu bieten, diese Mittel voll zu gebrauchen. Marianne begann in frühester Jugend mit der bewegtesten Existenz, die für eine Frau irgend geschaffen werden kann. Eine Stellung auf dem Theater macht ein Kind von siebzehn Jahren frei und selbständig, nöthigt es moralisch und bürgerlich für sich zu sorgen, bringt es in ewig wechselnde aufregende Lagen und hält alle Fähigkeiten des Körpers und der Seele in stets sich erneuender Spannung. Ohne Zweifel besaß Marianne Alles, um die so begonnene Laufbahn glänzend durchzuführen. Plötzlich ward sie ihr entrissen und an die Seite eines älteren Mannes, in eine ganz andere Lebensweise, in die Mitte von Ansprüchen völlig veränderter Natur versetzt. Ich weiß nicht. wie dieser Umschwung sich vollzog,

jedenfalls wurde ihrem eigentlichen Weſen die Spitze abgebrochen, die Entwicklung zu dem verſagt, wozu ſie urſprünglich angelegt war. So mußte, was ſie von nun an erlebte, doch immer nur für ihr geheimſtes Gefühl ein Surrogat für Verlorenes, nie Genoſſenes ſein. Die alten Mittel aber blieben ihr. Es drängte ſie unabläſſig, dem Leben neue ideale Seiten abzugewinnen; bis ins ſpäteſte Alter bewahrt ſie die Luſt am Neuen, an dem was Erwartungen erweckt, die Friſche des Gefühls, durch die ſie den Menſchen entgegengedrängt wird. Solche Herzen geben immer mehr als ſie empfangen. Daher wohl ſtammte ihre beſondere Zuneigung zu mir, daß ſie wirklicher Anhänglichkeit zu begegnen glaubte. Vielleicht auch wirkte mit, daß ſie in ihrer Natur und ihrem Schickſal ſtillſchweigend ſich begriffen oder doch empfunden fühlte. Und wer im Leben ſteht uns ſo nah, als der, von dem wir, ſei es auch nur ahnen dürfen, daß ihm das arme Räthſel unſeres irdiſchen Daſeins, ſei es auch nur hier und da eine Stunde liebevollen Nachdenkens werth ſei?

Goethe und Luiſe Seidler.

(1874.)

Die natürliche Art des Volkes, große Männer zu feiern, iſt weniger, das zu rühmen was ſie geleiſtet haben, als vielmehr noch größeres von ihnen zu begehren. Es iſt falſch, ungeheure Anſprüche für ein Zeichen von Undankbarkeit und Ungenügſamkeit zu halten. Ein Staatsmann, wie das Volk ihn ſich vorſtellt, ſoll alle Tage ein großes Diner und ein Souper mitmachen, dazwiſchen Deputationen empfangen und Reden halten, die Nacht Depeſchen dictiren und Morgens um 5 wieder friſch ſein. Friedrich, Napoleon, Alexander hätten Monate lang nicht aus dem Sattel zu kommen brauchen, und müßten dabei regiert, Wiſſenſchaft und Kunſt protegirt und die beſte Geſundheit gehabt haben. Krankheit wäre faſt böſer Wille geweſen. Und dabei iſt was ſie faktiſch leiſteten nichts gegen das, was man ihnen zutraute. Die größten Siege waren die, von denen ihre Soldaten ſicher waren, daß ſie ſie noch erfechten würden wenn ſich nur Feinde und Schlachtfelder fänden. Denn dieſes Kämpfen und Siegen war ihnen ja doch nur ein Spiel, und ſie brauchten am Baume des Glücks nur zu ſchütteln, um die goldenen Aepfel ins Fallen zu bringen.

Nach allen Seiten hin begegnen wir ſolchen Anſprüchen. Von den Heroen der Kunſtgeſchichte ſind Raphael und Michelangelo die, bei denen man ungemeine geleiſtete Arbeit durch Verlangen nach neuer Arbeit ehrte. Bei den Dichtern nimmt Goethe dieſen höchſten Rang ein. Jedermann glaubte beſonders verbrieftes Vorrecht auf ſeine Perſon zu haben. Wer Leſſing oder Herder in einem ungünſtigen Momente begegnete, der hat es ihnen wohl nicht weiter groß nachgetragen: wer aber verzieh Goethe, ihn nur unaufgelegt getroffen zu haben, oder gar gleichgültig? Goethe ſollte immer zu Willen ſein, obgleich man ſelbſtverſtändlich ſein Recht voll anerkannnte, ſich einſam zu halten um zu arbeiten. Goethe ſollte immer gut gegeſſen und geſchlafen haben, immer bereit ſein die Feder hinzulegen, um beliebige Schriften mit höchſter Aufmerkſamkeit zu kritiſiren. Schlechte Verſe ſollten gut ſein, nur weil er ſie angeſehen. Wenn er es nicht wollte, war er ſchuld daran, daß ſie nichts taugten. Jedem ſollte er der Nächſte ſein.

Und ohne Widerſtreben und ohne zu ermüden hat Goethe das gethan. Jedes Menſchen, der ſich ihm näherte, Schickſal ſcheint er mit liebender Hand getragen zu haben wie ein Kind ein Vögelchen, das es aus dem Neſte nahm. Nicht nur daß er die Leute nicht abſtieß: er lockte ſie an ſich. Es war ſeine Eigenheit, erzählt er ſelber. Er hatte immer Zeit wo er Talent vermuthete oder Bedürftigkeit ſah; ſelbſt wo man ihm mit Undank lohnte, hielt er feſt. Griesgrämige Leute hat er zart behandelt als ſeien es alte Verwandte. Goethe ſpannt bei jedem ſteckengebliebenen Schickſalskarren, mag er noch ſo ſchwer beladen ſein, ſeine Roſſe ohne Weiteres mit vor und hilft vorwärts. Und ſo natürlich weiß er es meiſtens einzurichten, als thue er es nur des eignen Vergnügens wegen und es bedürfe des Dankes kaum. Auch vermißt er ihn niemals wo er ausbleibt. Sogar, wo abſichtliche Entfremdung eintritt, ſtockt der gewohnte Strom nicht im Laufe,

sondern fließt gleichsam nur in einem unterirdischen Bette weiter, bis er nun ans Tageslicht tritt. So bei Jacobi oder Tischbein. Selbst bei Herder wäre wieder angeknüpft worden, hätte der Tod es nicht unmöglich gemacht.

Es gab keine Trennung wieder von Goethe. Er drängt sich wie eine fördernde Macht in die Seele derer ein, mit denen er zusammen getroffen ist. Wie die erste Liebe jeden gewöhnlichen Sterblichen zum Genie macht, so sehen wir die, welche mit Goethe in Berührung kommen, sich über sich selbst erheben. Für die Meisten wird der Verkehr mit ihm zum Beginn einer Krisis. Von nun an ist sein Urtheil, wirkliches oder nur supponirtes: was Goethe sagen würde, ihre Richtschnur. Eine Scheidung ihrer Anschauungen in „vor und nach der Bekanntschaft mit ihm" vollzieht sich. Diese Stunden oder Tage oder Jahre werden die Kometenjahre für ihre Produktion. Goethe's Blicke lockten süßeren, feurigeren Wein hervor als die gewöhnliche Sonne des Daseins. Goethe ist an das Deutsche Volk, das, zertrennt und geschieden sich kaum selbst verstand, herangetreten: mit seiner Sprache hat er ihm seine Gedanken geschenkt, und als er starb, nach 60 Jahren der Arbeit und Wirkung, sprachen alle wie er und seine Gedanken waren Gemeingut. Wie ein Reisender aus fremdem Erdtheile ein paar Blumen mitbringt, die Niemand kannte, und die nach 20 oder 30 Jahren in jedem Gärtchen und wild am Wege aufgehen, als sei seit Erschaffung aller Pflanzen dieser Boden ihr natürliches Erdreich gewesen, so haben Goethe's Gedanken in den Deutschen Herzen Wurzel geschlagen.

Die Entstehung und die wirkende Kraft einer solchen Macht zu untersuchen, ist eine so natürliche Aufgabe, daß man sich ihr nicht entziehen kann. Wer heute mit rückwärtsgewandtem Blicke in die Geschicke Deutschlands sich hineinbegeben will, wird Goethe als nächste Höhe vor Augen haben, die es zu erklimmen gilt, um einer ungeheuren Fernsicht dann von ihr

theilhaftig zu werden. Alles was Goethe betrifft, ist wichtig und der Erhaltung und Publikation würdig. Jedermann empfindet das. Wo man in litterarischen Nachlässen auch nur schwache Spuren des Metalles „Goethe“ flimmern sieht, fängt man zu graben, zu sieben und auszuwaschen an.

Indessen sosehr ist schon nach allen Seiten diese Arbeit gethan worden, daß überraschende Funde kaum mehr zu erwarten sind. Wo wir die Dinge nicht besitzen, wissen wir wenigstens wo sie liegen. Völlig Neues wird kaum noch zu Tage treten. Auch wie die ersten Geister der Generationen, die Goethe durchschritt, sich zu ihm verhalten haben, ist bekannt geworden, und man hat längst zu untersuchen begonnen, wie er sich zu den gewöhnlichen Exemplaren der Menschheit verhielt, die ihm nahe kamen, nur weil der Zufall in der Nähe seines Hauses die Körner auswarf, aus denen sie aufwuchsen. Nihil humani a me alienum puto war für sich selbst und Andere sein Wahlspruch. Den gutmüthigen Eckermann nimmt er zu sich und adelt ihn zu einem Menschen empor, vor dem wir Respekt haben der Dinge wegen, die Goethe ihm vertraute, und der Ehrfurcht und Liebe wegen, die er ihm zu sich einflößte. Bei solchen Verhältnissen zu einfachen Naturen, die er mit edlerem Inhalte füllt, gewahren wir recht die Macht, die ihm innewohnt. Ein Wort aus seinem Munde lenkt den Arm des Todes, der den Durchschnittskornwuchs der Menschheit in die Scheunen der Vergessenheit einmäht, von einzelnen Aehren ab, die unberührt nun stehen bleiben. Ihnen wird jetzt von der Kritik ein ganz besonderes Schicksal bereitet. Wie zu seltenen Pflanzen treten wir heran, zählen ihre Körner und untersuchen, warum ihnen dieser Vorzug zu Theil geworden sei.

Und nun, je mehr Material an die Öffentlichkeit tritt, immer zahlreicher werden die Erscheinungen. So voll umlagert sehen wir Goethe's Existenz von geringeren Existenzen,

daß kaum noch ein Platz übrig erscheint: und immer wieder dennoch Raum für neue Ankömmlinge. Immer werden neue Planeten um diese Sonne entdeckt. Und jedem scheint er sein Licht in besonderer Fülle zu leihen. Mit Jedem zusammen geht er ganz still und einsam, als beschäftige ihn nichts als dies eine Schicksal, wie ein guter Arzt an jedem Bette so sitzt, als habe er nur diesen einen Kranken und sei in der Lage, ihm allein seine Aufmerksamkeit zu widmen.

Dies der Gesichtspunkt, aus dem wir Luise Seidler's Verkehr ansehen. Sie brachte ihr Leben als Großherzoglich Sächsische Hofmalerin auf achtzig Jahre und hat bis zuletzt, wo sie erblindete, immer gearbeitet, ohne daß die Kunstgeschichte sich irgend mit ihrer Person beschäftigt hätte und zu beschäftigen brauchte. Was sie erlebte, hat sie nicht aus Eitelkeit, sondern zu ihrer Erquickung in hohem Alter einer Freundin in die Feder dictirt. Selbst hierzu mußte der Anstoß erst von Außen kommen: Jemand, den ich kenne, gab ihr den Rath, so ihre Schicksale zu erzählen. Ich hielt die Blätter für verschwunden. Zufällig jedoch waren sie ihrem jetzigen Herausgeber, Herrn Hermann Uhde, in die Hände gerathen, der sie sorgfältig publicirte und als Abschluß hinzufügte, was ihm an Nachrichten übrigens erreichbar war. Es kann nichts Bescheidneres geben, als die Thätigkeit dieser Künstlerin. Die Art und Weise aber, wie Goethe ihr Talent unterstützte und sozusagen erzog, und die Gesinnung, mit der ihm dies von ihr gedankt worden ist, werden so anmuthig zur Anschauung gebracht, daß Luise Seidler's Erinnerungen, abgesehen von dem, was sie an kunstgeschichtlichen Notizen sonst enthalten, unter den Goethe betreffenden Aktenstücken ihre vollwichtige Geltung haben.

Es tritt noch etwas hinzu, ihren Werth zu erhöhen. Begegnet eine ganz bescheidene Existenz einer ganz gewaltigen, wie hier der Fall ist, so scheint alles Verdienst und alle Macht

nur auf einer Seite zu liegen. Einer ſcheint nur zu empfangen, der andere nur zu geben. In Wahrheit aber iſt das Verhältnis gegenſeitiger als es zuerſt den Anſchein hat. Wir beſitzen einen Brief des großen Michelangelo an die Wittwe ſeines Farbenreibers Urbino, für deren Kinder er zu ſorgen übernommen hatte. Eine ganz gewöhnliche Frau, die empfindlich ſein zu dürfen glaubte über allerlei, was Michelangelo gethan und unterlaſſen. In der Gutmüthigkeit ſeines Herzens ſucht er ſie mit einem ausführlichen Briefe über alle dieſe Lappalien zu beruhigen. Fehlte dieſer Brief aber, ſo würden wir niemals vielleicht an einem ſo klaren Beiſpiele inne geworden ſein, wie weit die rein menſchliche Güte dieſes Mannes ging, der, wo es ſich um einfache Angelegenheiten des Herzens handelt, keinen Unterſchied zwiſchen Groß und Gering kannte. So auch zeigt ſich Goethe's Stellung zu den Menſchen zuweilen am reinſten und ſchönſten, wo er ſich durchaus beſcheidenen Perſönlichkeiten zuwendet. Bewunderungswerth erſcheint uns dann, wie er dieſen ſich hingibt. Nimmt er ſich ihrer einmal an, ſo ſind ſie wie ſeine Brüder und Schweſtern. Und deshalb, je einfacher die Dinge liegen, um ſo klarer die Beobachtung des Phänomens.

Luiſe Seidler hatte ein ererbtes Vorrecht auf Goethe's Freundſchaft, welcher ſich ſchon ihres Vaters angenommen. Sie eröffnet ihre Biographie mit dem Bericht, daß ſie einer adligen Familie angehört, deren Namen jedoch ungenannt bleibt. Ihr Großvater hatte durch ſeine körperliche Höhe die Aufmerkſamkeit des Vaters Friedrich's des Großen auf ſich gezogen, entrinnt mit Lebensgefahr, gelangt nach Braunſchweig, legt dort den Adel ab und erhält als „Herr Seidler" eine Profeſſur am Carolinum. Sein Sohn wird als Weimariſcher Oberkonſiſtorialrath Inſtruktor der beiden Prinzen Carl Auguſt und Konſtantin. „Adieu, Beſte, ſchließt ein Billet Goethe's an die Stein vom 2. Juli 82, was thuſt Du heute? Dieſen

Abend kommt die Schröter*) und Seidler und Aulhorn in meinen Garten, die Fischerin zu probiren. Leb' wohl meine Einzige und empfange mich wie immer." Das war einer von den Söhnen dieses Seidler: Konsistorialsecretär und Tenorist an der Oper; Luisen's Vater dagegen, einer der andern Söhne, wirkte als Universitätsstallmeister in Jena.

Wie alle anspruchslos erzählten Kindergeschichten hat auch die Luisens ihren poetischen Reiz. Kinder sehen die Dinge größer, einfacher und in schärferem Lichte. Voller Mondschein oder Sonnenglanz liegt für sie auf den Straßen und Landschaften; die Häuser, die Menschen und die Verhältnisse sind höher, heroischer, mächtiger für sie. So berichtet Luise von einem ehemaligen Kloster, in dem ihre Großmutter Wohnung erhielt. Da sah sie als Kind die Jenenser Studenten Schiller's Räuber aufführen. Dann beschreibt sie das Schloß zu Jena, wo ihre Eltern wohnten. Ein an ihrem Geburtstage geborenes Pferdchen wird ihr besonderer Liebling und Bucephalus von ihr genannt. Hier zeigen sich die ersten Spuren ihres Talentes: sie malt die alte Köchin lebensgroß unverkennbar an die Hauswand. Hier nun schon tritt Goethe ein. In diesem Schlosse wohnte auch er zuweilen und verbringt da ganze Monate. Er hat seinen kleinen Sohn bei sich, mit dem Luise unter seinen Fenstern spielt. Sie erzählt von dem Hunde „Dacke", dessen Gebell Goethe nicht leiden konnte, und wie er die Tauben fütterte; oder wie er den Kindern ein Stück Kuchen am Bindfaden von oben herabließ. All das ist bunt und anschaulich und rasch erzählt.

Nun hören wir von Pension, Konfirmation, Freundschaften und Bekanntschaften. Unter diesen gleich eine, die das ganze Leben aushält und uns eine erste Idee von der Soli-

*) Die „S." steht da statt „Schröter", und „das Stück" statt „die Fischerin."

dität gibt, die man bei Luisen sofort herausgefühlt zu haben scheint: sie lernte Christian Friedrich Stockmar früh kennen, begegnet ihm immer wieder im Leben und es bleibt ein festes Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen bestehen so lange er lebte. Was sie von ihm erzählt, ist nicht unwichtig für seine Beurtheilung. Wir besitzen seine Biographie, aber das Buch leidet unter der Last dessen, was fortgelassen worden ist, sowie darunter, daß das Urtheil, weil es von zu nahe stehenden gefällt wurde, nothwendiger Weise zu vorsichtig lautet. Luise Seidler's einfache Bemerkungen lassen Stockmar's Charakter in sehr angenehmem Lichte erscheinen und einige Züge, die sie aus seinem spätern, der englischen Königsfamilie gewidmeten Leben mittheilt, und welche in seiner Biographie fortgelassen sind, liefern interessante kleine Ergänzungen.

Je mehr Luise heranwächst, um so fester wird sie nun Theilnehmerin der Jenenser Gesellschaft, die für Deutschland zu Anfang des Jahrhunderts so bedeutend war. Ihrerseits eine schlanke zurückhaltende Blondine, wird sie die Freundin der schwarzäugigen Minna Herzlieb, die Goethe damals „mehr geliebt hat als er sollte;" freilich (wenn diese in späteren Jahren geschriebenen Worte nicht nur eine stylistische Wendung sind), mit einer Verstecktheit seiner Gefühle, daß Alle, die seinen Verkehr mit Minna erlebten, sie selber nicht ausgenommen, das Gegentheil versichern. „Das Frommann'sche Haus," in dem diese Begegnung zum Theil sich abspielte, ist zum Titel eines Buches geworden, das über Zeiten und Verhältnisse gute Auskunft gibt. Dennoch ist Luise Seidler's Schilderung nicht entbehrlich. Sie stellt Minna mit Leib und Seele so liebenswürdig vor uns hin, daß wir nicht zweifeln, diese Darstellung sei richtig. Nur eine Freundin konnte so über eine Freundin sprechen, ein Mädchen vom andern. Alles was Luise Seidler uns vorführt, glaubt man zu sehen. Die Romantiker, die Einheimischen und die Fremden

die völlige Bewegung jener Jahre läßt sie vor uns vorüberziehen. Sie erzählt ohne Affectation, es quillt ihr behaglich aus dem Gedächtnisse, ohne daß sie je zu breit würde, sie gibt keine Reflexionen, läßt die Litteraturgeschichte ungeschoren und berührt nur was sie aus eigner Erfahrung kennen lernte. Sie gibt uns den Anblick der damaligen thüringischen Welt vor der Schlacht von Jena wie sie einem jungen intelligenten Mädchen vor den Augen stand.

Diese Schlacht, die große thüringische Sündfluth, mit ihren Schrecken für die Stadt, schildert sie darauf. Nun, das haben wir oft gelesen. In wunderbarer Weise aber gestalten die Ereignisse Luisen's Leben um: ein junger französischer Offizier, Oberarzt der Armee Bernadotte's, erblickt sie im Hause ihrer Aeltern, wo er einquartirt war, verliebt sich in sie und verlangt ihre Hand. Von Nationalhaß war in jenen Zeiten noch nichts zu spüren, erst später wachte der auf. Die Liebenswürdigkeit gebildeter französischer Offiziere sehen wir in den mit der französischen Litteratur vertrauten besseren Deutschen Familien unbefangen anerkannt. Die Verlobung wird gefeiert, der Geliebte zieht weiter, ein brieflicher Verkehr, der Luisen's ganzes Herz ausfüllt, tritt ein, der bald aber abbricht. Nach langen Zweifeln und Aengsten endlich die Nachricht vom Tode des Geliebten in Spanien. Nun völlige Verzweiflung, nichts, wohin sich retten mit den Gedanken, planloses Sich wenden von dahin nach dorthin. In diesem Zustande von einer Freundin nach Dresden gebracht, sieht das arme vernichtete Mädchen zum erstenmale die dortige Gallerie. Ihr altes Talent regt sich, sie beginnt zu arbeiten und hat nun den Beruf gefunden, dem sie treu blieb.

Es kann nichts natürlicheres geben als ihr Uebergang zur Kunst. Die Art, wie Luise Seidler diese erschütternden Tage ihres Lebens erzählt, hat etwas überzeugendes. Ihre Schmerzen und der Trost, den sie fand, tragen einen gewissen allgemein menschlichen Inhalt. Und so sehen wir aus einem

Kinde ein Mädchen, eine Braut, ein verlassenes, hülfloses Wesen und zum Abschluß eine auf ihre eigene Kraft sich zurückziehende Künstlerin werden. All dies vollzog sich auf die günstigste Weise. Ihre Schicksale hatten sie nie mit der Gemeinheit des großen Verkehrs in Berührung kommen lassen. Immer auch in der Folge ist sie davor bewahrt geblieben, so daß sie daran vorübergehen durfte als existire das nicht. Der Kreis ihrer Bekannten, Freunde und Gönner wurde immer größer; Luise muß sehr anmuthig gewesen sein, weil sich fast von selbst versteht, daß von allen Seiten Liebe ihr zufliegt. Ueberall will man sie haben und behalten. Ihr ganz bescheidner Pfad durch die Selva oscura della vita führte sie nur dann im Dunkel, wenn sie den Schatten brauchte, leitete sie immer wieder zu Häusern mit hellen Fenstern und gastlich offner Thür. Und so vom ersten Tage, wo sie beschloß Malerin zu werden, bis zu den letzten, wo Freunde um sie waren als sie starb und wo Freunde sich ihrer gern erinnern, hat das Leben ihr stets gehalten was es ihr versprochen hatte.

Jetzt nun, nachdem der Entschluß gefaßt war, sehen wir Goethe, wie vom Schicksal gerufen, in Luisen's Leben eingreifen. Er kam im Jahre 1810 in Dresden durch, Luise, vierundzwanzig Jahre alt, saß vor ihrem ersten Gemälde, an dem sie sich versuchte, einer Kopie von Carlo Dolce's Heiliger Caecilia, der besten Arbeit dieses Meisters vielleicht. Goethe findet sie da. Das Verhältnis ist nun gleich fertig. Es liegt etwas väterliches und mütterliches in der Art, wie er sich ihrer annimmt von jetzt an. Bald sehen wir sie in Weimar in seinem Hause. Sie beschreibt den Verkehr darin, mehr das Tagtägliche als das Außerordentliche was da vorfiel, so liebenswürdig und wahr aber, daß man auch hier geneigt ist, ihr zuzutrauen, sie habe die rechte Lokalfarbe getroffen. Gleichsam als Wahrheitszeugen finden wir die kleinen Billets und Briefe Goethe's an sie eingestreut, in denen er sie „liebste Luise" nennt.

Und nicht nur ihr gegenüber, sondern im Leben mit allen Menschen stellt sie Goethe wohlthuend, wärmeausstrahlend, belebend uns vor die Blicke. Ich gebrauchte eben das Wort „mütterlich“. Es sollte damit die zarte, nichts vergessende Sorge für das kleine Detail des Lebens bezeichnet werden. Goethe hatte stets in Gedanken, was seinen Schützlingen förderlich sein konnte, bis zum geringsten, gibt ihnen Anweisung, wie sie sich zu verhalten haben, und sucht ihnen die Wege zu ebnen.

Wie Michelangelo der armen Cornelia über Taschentücher, Käse und Kindererziehung nicht weniger sorgfältig Auskunft ertheilt, als wenn er dem Papste über den Bau von St. Peter schriebe, so sehen wir Goethe für eine arme Wittwe den Verkauf gestickter Sachen in Weimar arrangiren und mit einer ins Einzelnegehenden freundlichen Sorge durchführen als handelt es sich um eine öffentliche Angelegenheit. Luise Seidler druckt den betreffenden Brief ab. Er betreibt die Sache mit einem Ernste als sei er Besitzer eines Weißwaarengeschäftes. Bei einem einzigen Manne habe ich selbst im Leben diesen Zug beobachten dürfen, den ich sonst vielleicht nicht mit solcher Sicherheit accentuiren würde, bei Alexander von Humboldt. Nahm dieser einmal eine Sache in die Hand, so behandelte er sie mit einer alle Fälle ins Auge fassenden Sorgfalt, in der ihm vielleicht nur Goethe gleichkam. Seine Erfahrung lehrte ihn, wie viel unerwartete Hindernisse oft zu bedenken seien, während ihm sein unendlicher Verkehr mit den Menschen völlig das Gefühl genommen hatte, daß Unterschiede des Ranges für die Bethätigung seines Antheils maßgebend sein könnten. Humboldt würde andere Erinnerungen für sein Andenken hinterlassen haben, hätte er in eigner Häuslichkeit an einem stillen Orte stetig gelebt wie Goethe in Weimar. Er aber wuchs nirgends völlig fest, die häusliche Atmosphäre mangelte ihm durchaus, in der in Wahrheit der Mensch erst dem Menschen nahe tritt. Goethe hatte

immer aus dem eignen Keller eine Flasche Wein auf den Tisch zu stellen.

Der Verkehr mit Goethe gipfelte damals für Luise Seidler in der Erlaubnis, ihn in Pastell malen zu dürfen. 1811 kam das Bildnis zu Stande, das die Künstlerin ihr Lebelang als ein Kleinod stets mit sich herumführte, bis sie es in hohem Alter verschenkte. Es ist heute in unserm Besitz. Es ließe sich manches daran aussetzen die Arbeit als Kunstwerk betrachtet; aber die unmittelbare Nähe Goethe's ruft es wunderbar zurück. Es ist wie ein farbiger Schatten seiner Persönlichkeit in den Tagen wo es entstand. Sie beschreibt das Zimmer, wo er ihr saß, das blaue Urbinozimmer, von dem aus ein Balkon mit Treppe in den Garten führt. Hier sah ich selber im vergangenen Jahre Ottilie von Goethe zum letztenmale, kurz ehe sie starb. Sie erzählte mir, daß Schiller da so oft mit dem „Vater" zusammengewesen, und beschrieb mir die ehemalige Ausschmückung der nun kahlen Wände.

Luise Seidler kehrte dann nach Dresden zurück, wo sie sich am besten weiterbilden konnte. Abermals lernen wir aus ihren Memoiren ganze Reihen von Leuten kennen, mit denen sie in Berührung trat, lauter Erscheinungen wieder, die auch von andern Federn dargestellt uns schon öfter in Tagebüchern und Briefen vorgeführt worden sind. Die neue Beschreibung ist darum nicht überflüssig. Von Seite zu Seite weiterlesend, freut man sich Bekanntem in neuer Form zu begegnen. Jena mit seinen nun anders gestalteten Kreisen folgt darauf, Gotha mit der regierenden Familie, Weimar und viele Oerter Thüringens werden besprochen: immer aber der eine, sichtbar oder unsichtbar deutlich hervortretende Punkt, um den sich dieses Leben dreht: Goethe. Nur einer inneren Erwartung des Lesers entspricht die Erzählerin, wenn sie auf ihn die Dinge schließlich wieder hinauslaufen läßt. Was sie selber

erlebte oder was die Andern dachten und lebten: es waren doch nur Kreiſe, die um Goethe ſich zogen. Hoch und Niedrig hielt bewußt oder unwillkürlich die Blicke auf ihn gerichtet. Und zuletzt kann nur er es ſein, welcher Luiſen's Schickſal weiter vermittelt. Er führt das Entſcheidende für ſeine „liebe Undine", wie er ſie ſcherzhaft oft in den Briefen nennt, herbei: der Großherzog gewährt die Mittel zu einer Studienreiſe über München nach Italien, die ſich, zuerſt auf ein Jahr berechnet, bei gleicher Unterſtützung auf fünf Jahre ausdehnt. Die Beſchreibung dieſer Reiſe bildet die zweite, ſchönere Hälfte der Biographie Luiſen's, die Glanzpartie ihres Lebens und ihrer Darſtellung.

Werfen wir hier aber einige ernſte Fragen auf.

Staatsmittel, auf fünf Jahre gewährt, ſind keine Kleinigkeit. Was war eigentlich an ihr, dem „guten ſanften Mädchen", der „lieben ſanften Freundin," oder der „ſchönen Freundin," wie es zuletzt am meiſten heißt? Sie kopirt in Oel und in Paſtell. Sie porträtirt leidlich. Sie iſt ſtrebſam, beſcheiden und gern geſehen: was gibt ihr ein Recht, ſich in ſolchem Maße zur Herzenspenſionärin Goethe's aufzuſchwingen, daß ſoviel für ſie gethan wird? Hat ſie jemals große Erwartungen erregt? Würden ihre Werke, heute in einem Zimmer zuſammen aufgeſtellt, einen anziehenden oder nur erträglichen Anblick gewähren? Hatte ſie begründete, ganz vom Perſönlichen abliegend beurtheilt: wirkliche Anſprüche auf Verwendung ſo bedeutender Mittel zu ihrer Ausbildung? Konnte Goethe nicht etwas Beſſeres thun, als ſeine Protektion an ſolche ſchöne Mädchen verſchwenden, während wirklichen Talenten vielleicht Förderung verſagt und Geldmittel vorweg genommen wurden.

Ueber Goethe's Verhältnis zur bildenden Kunſt herrſchen bei uns unklare Anſchauungen. Aus ungenügender Betrachtungsweiſe heraus ſind widerſprechende Urtheile über ihn

gefällt worden. Während man Goethe in Deutschland im Laufe der letzten 20 oder 30 Jahre seines Lebens als Autorität ansah, sind ihm von Späteren Urtheil und Verständnis rundweg abgesprochen worden. So lange er lebte, brauchte man sein empfehlendes Urtheil als unentbehrliche Reklame; nach seinem Tode aber war kein Grund mehr, sich nach Weimar zu wenden. Goethe selber hatte aufgehört zu wirken und einen Ueberblick über seine Ansichten besaß man noch nicht. Jemehr von seinen Briefen gedruckt wurde, umsomehr trat Einzelnes hervor, von dem dann aber zufällig ausgegangen wurde. Eine Gesammtanschauung zu gewinnen, ist auch so leicht nicht. Goethe ist für unsere Betrachtung stets sosehr „der Dichter" gewesen, daß er als „Kritiker" nur nebenbei beobachtet wurde. Niemand hat hier die Einheit seiner Bestrebungen sowohl, als seiner Anschauungen nachzuweisen versucht. Goethe war als Gelehrter eine organische Macht. In dieser Stellung hat ihn zuerst das Ausland richtiger taxirt als wir selber es thaten. Nehmen wir Goethe als Repräsentanten einer besonderen Mission der ganzen Menschheit, nicht blos Deutschland gegenüber, so ergibt sich, daß er, wie Emerson richtig sagt, als Schriftsteller zu fassen sei. Die eigenthümliche Mischung von Künstlerthum, Gelehrtenthum, Philosophenthum und praktischem Staatsbürgerthume, die heute allein befähigt, einen produktiven Genius zum Spiegelbilde der eigenen Zeit zu machen, finden wir in Goethe wie in einem Vorläufer der jetzt wirkenden Generation bereits verkörpert. Für uns heute erst scheint der Faust geschrieben zu sein. Goethe gehört in seinen Gedanken der heutigen Zeit viel mehr an als der eignen. Von der seinigen ist er nicht erkannt worden in der freien Stellung, die er in Anspruch nahm. Man gab sie ihm als wunderbar konstruirte Natur zu, aber man erkannte sie nicht als nothwendig und natürlich. Schon Lessing war daran zu Grunde gegangen. Frankreich wäre ein besserer Boden

gewesen für Naturen wie Lessing und Goethe, wo Voltaire siegreich hoch zu Rosse einherzog, während sie beide zu Hause als Kavalleristen zu Fuße weiter mußten. Heute erst, im Umschwunge der Zeiten, beginnt das wahre Verständnis ihres ungeheuren Horizontes.

Goethe, der alles, was seine Blicke erreichten, historisch zu begreifen und zu ordnen suchte, ist in unsern Augen nicht der kolossale Dilettant mehr, der besser gethan hätte, sich fleißiger an seine Poesien zu halten, sondern der Schriftsteller, der sich dem Volke gegenüber zur Interpretation der Erscheinungen, wie das Leben des Tages sie verlangte, berufen fühlte.

Bei Goethe's Kunstbestrebungen geht man meistens davon aus, er habe, bei durchaus mangelndem Talente, verunglückte Versuche gemacht, selber zu produciren. Nie jedoch hat Goethe etwas anderes gewollt, als Hand und Auge üben, um die Erscheinungen besser zu verstehen und um sie festzuhalten. Und ferner: bei Goethe's Einfluß auf producirende Künstler hat man von ihm begehrt, er habe ihnen die Richtung zeigen sollen, in der sie originelle Gedanken gewännen; niemals ist Goethe das beigekommen, da es eine absurde Forderung ist. Immer nur hat er die Künstler auf das hingewiesen, was vor ihnen von Andern Großes geleistet worden war, nicht, damit sie es nachahmten, sondern weil das Studium des Größten, was die Menschheit auf dem Gebiete der Kunst geleistet hat, allein unterrichtend und fördernd sein kann. Sein höchster Zweck aber war, dieses „Größte" selbst zu begreifen. Goethe als „Schriftsteller" fühlte den Drang, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären. Am liebsten aus den Quellen; war dies unmöglich, durch die Vermittlung ganz zuverlässiger Zwischenträger. Er wollte das Wasser lieber aus der reinen hohlen Hand trinken, als aus kostbaren Gefäßen, an denen irgend ein fremder Geschmack klebte.

So entdecken wir ein doppeltes Bestreben in ihm. Einmal, die Menschen, die ihm begegnen, als praktische Beamte in dem unsichtbaren Ministerium zur persönlichen Aufklärung Goethe's anzustellen, als dessen Theilnehmer er eigentlich alle seine Zeitgenossen ansah; und zweitens, diejenigen dabei zu bevorzugen, von denen er am wenigsten verfälschte Mittheilungen erwartete.

Deshalb förderte er so viele mittelmäßige Naturen, während er von denen, über deren Persönlichkeit er nicht Herr werden konnte, sich abwandte. Hier haben wir den Bestallungsbrief für Luise Seidler.

Ihre Aufgabe, Goethe's Sinne nach, war nicht, originale Künstlerin zu werden, wie wir es heute verstehen würden, sondern sich in die Produktion der großen Männer einzuleben, um sie zum Nutzen der Welt zu reproduciren. Für diese Sendung suchte er das Mädchen vorzubereiten. Und, wie dies dem pädagogischen Zuge entspricht, den wir so stark bei ihm finden: indem er Luise seinen eignen einseitigen Zwecken dienstbar machte, erhob er ihre Natur in all ihren Fähigkeiten in harmonischer Ausbildung von Stufe zu Stufe, und seine seelenformende Meisterhand ist sichtbar geblieben an diesem bescheidenen Menschenstoffe, bis er sich auflöste. Was Goethe mit ihr wollte, erreichte er auch von der praktischen Seite: diese Thätigkeit nebst einigermaßen lebhafter Porträtmalerei genügten, um einem anspruchslosen Talente damals eine feste Lebensstellung zu schaffen. Nicht weit ab von Luise Seidler und unter der gleichen Leitung Kügelgen's in Dresden sehen wir Karoline Bardua sich so entwickeln, deren Leben aus der Feder ihrer Schwester vor einer Reihe von Jahren einmal im Morgenblatt stand und die gleichfalls von Goethe gefördert worden ist. Sie brachte es noch weiter als die Seidler. Ein fester, fast männlicher Charakter ließ sie überall aktiver auftreten. Ihre Kopien nach Gemälden Raphael's, Murillo's

und anderer Meister, die sie im Louvre anfertigte, sind vortreffliche Arbeiten, und Bestellungen auf Porträts waren immer in Fülle da. Eigne Kompositionen liefen mit unter, wurden aber niemals als Hauptsache angesehen. Luise beschäftigte sich am liebsten mit Raphael. Ihre Kopie des Violinspielers, heute im Raphaelsaale zu Sanssouci, ist gut. Ebenso die Madonna mit dem Stieglitz auf dem Museum zu Weimar. Ich besitze von ihrer Hand eine Anzahl Durchzeichnungen von Sachen Masaccio's, Perugino's, besonders Fiesole's, wie sie ihrer Zeit in Italien noch von den Originalen abgenommen werden durften. Mit Zartheit, Sicherheit und Gefühl sind hier die Linien gezogen und beweisen, wie durchaus sie verstand, was sie zeichnete. Luise Seidler's Thätigkeit die übrige Zeit ihres langen Lebens hindurch entsprach diesen Anfängen. Sie hat keinen weiteren Aufschwung nehmen können. Die eigne Arbeit, an der sie, wie sie mir sagte, am meisten hing, waren Kompositionen zum Hohen Liede, die jedoch nicht über die Skizzen hinaus kamen. Es sind feine Bleistiftzeichnungen, die sie mir einmal mit besonderer Wichtigkeit und mit der Bitte, sie werth zu halten, schenkte. Es spricht sich tiefes, fast leidenschaftliches Gefühl darin aus, aber sie hätte das im Gemälde kaum zur Ausführung gebracht.

Für die Geschichte der modernen Kunst sind ihre Mittheilungen werthvoll. Zuerst geht sie 1817 nach München. Sie wird im Hause Schelling's aufgenommen und lernt von hier aus die Dinge kennen. Ueberall fühlt man, daß sie mit dem Auge eines schönen, ideal angelegten Mädchens beobachtet, dem man entgegenkommt und das Alles in einem gewissen unschuldigen Festglanze erblickt. Allein diese Anschauung war für ihre Umgebung vielleicht die richtigste. Von da macht sie sich nach Italien auf. Entzückt und begeistert geht sie Schritt vor Schritt vorwärts, um endlich mit den Gefühlen in die Porta del popolo einzufahren, die wir so oft in ähnlicher

Weise geschildert finden und die heute nun, wo die Eisenbahn an den Thermen des Diocletian, mitten unter modernen Nützlichkeitsbauten ausmündet, Niemand mehr aus eigner Erfahrung ihr nachempfinden kann. Für Rom war damals die große Zeit, wo Cornelius' italiänische Entwicklung begann. Niebuhr preußischer Gesandter auf dem Kapitol. Thorwaldsen in der Blüthe seines Ruhmes. Mitten in diese Kreise geräth sie hinein. Was sie über Thorwaldsen sagt, ist eine wichtige, wesentliche Bereicherung der anderweitigen Nachrichten über ihn. Voll von der Würde ihres Berufes, hält sie sich überall an die arbeitenden Männer, die sich ihre Gesellschaft gern gefallen lassen. Höchst anmuthig sind ihre Berichte über das persönliche Treiben der jüngeren Künstler, über Arbeiten, Hoffnungen, Herzensverhältnisse. Es weht ächt römische Luft aus diesen Seiten des Buches uns entgegen. Die ganze Entwickelung, die dann noch 20 Jahre dauerte, um heute endlich, als fast abgestorben, historisch uns entgegenzutreten, machte sie in ihren frischen Anfängen mit. Sie geht nach Neapel. Wir hören was sie in den Katakomben da erlebt, wir begleiten sie auf den Wegen dort, die so Viele vor ihr und nach ihr gegangen sind: es ist, wenn wir Goethe's italiänische Reise vergleichen, die Fahrt eines unschuldigen Schülers, der in die alten Fußtapfen des Meisters eintritt. Sie kehrt nach Rom zurück, ganz und gar wird sie allmählich dort heimisch, Jahr auf Jahr wird das Leben da reicher und klarer, und endlich auch für sie der Tag des Abschieds da, den die Künstler mit einem Feste feiern. Sie beschreibt den letzten Moment des Nachdenkens: wie sie, Abends vor der Abreise allein, sich sagen muß, daß sie schöneres niemals mehr im Leben erfahren könne, und tritt die Rückkehr an. Mit diesem Abschiede 1823 schließen ihre Aufzeichnungen.

Was sie aus den folgenden Jahren hätte hinzufügen können, wäre, der Stimmung nach, nichts neues gewesen. Die

Erinnerung an dieſe italiäniſche Zeit blieb der heitere Hintergrund all ihrer ſpäteren Gedanken. Der Herausgeber hat ſie leider nicht ſelbſt gekannt: er würde aus eigner Anſchauung einen reicheren Abſchluß noch für ſeine Arbeit gefunden haben. Luiſe durfte bis zuletzt den gewohnten Faden fortſpinnen ohne daß jemals Flachs auf ihrem Rädchen fehlte. Immer erſetzte ſich der Verluſt durch den Tod fortgenommener alter Freunde. Genelli lernte ich bei ihr kennen, damals noch friſch und kraftvoll, und ſeinen ſchönen talentvollen jugendlichen Sohn neben ihm, der bald hinterher in Wien ſterbend, dem Vater den erſten Todesſtoß gab. Herr von Maltiz, der ſo ganz die dichteriſche Liebenswürdigkeit der alten Tage repräſentirte, gehörte zu ihren treuen Anhängern. Ihr höchſter Genuß war, ſich in Begeiſterung für das ſetzen zu dürfen, was ihr als das unumſtößliche Ideal vor Augen ſtand: antike und italiäniſche Kunſt. Immer wurden da die Gegenſtände alter Verehrung neu verehrt und beſprochen. Abgüſſe von Antiken und eigne Lieblingskopien hingen im Zimmer, ein hiſtoriſches ſchwächliches Klavier ſtand da, ihr Atelier war zur Arbeit bereit und mußte ſo bleiben auch als ſie beinahe blind war. Ueberall verknüpften ſich Vergangenheit und Gegenwart freundlich für den rückwärts gewandten Blick. Carl Auguſt hatte ſie nach Italien geſchickt, Carl Friedrich ſie als Aufſeherin ſeiner Sammlungen angeſtellt, der regierende Großherzog noch ließ ihr auf Bettina's Fürſprache im Weimaraner Park ein Stückchen, das an ihr Haus ſtieß, als eignen Garten abzäunen, damit ſie ruhig draußen ſitzen könnte. Eine ihrer Freundinnen, Angelika Facius, bekam auf Luiſens letzten Wunſch den Auftrag, ihr ein Monument auf das Grab zu arbeiten. Ihre alte Dienerin Helene, von der ſie bis zuletzt getreulich gepflegt ward, hat ſorgfältig jedes Blättchen des Nachlaſſes geſammelt, und ſucht übrigens auf ihre Weiſe das Andenken des guten Weſens aufrecht zu erhalten. Es wäre eine wunderbare

Revue, heute in Weimar die letzten Träger der Goethe'schen Erinnerungen nebeneinanderzustellen. Wie aus dem ungeheuren Heere der Freiheitskriege heute noch wenige alte Invaliden umhergehen, bei denen man nicht nach Rang und eigenen Thaten fragt, so ist die Goethe'sche Gemeinde zusammengesunken. Nur er selber ist frisch geblieben und tritt in sich verjüngender Gestalt uns kräftig entgegen. Seine eignen Zeitgenossen sind abgethan. Ihr Urtheil fiel längst von ihm ab, seine Freunde sind todt, seine Feinde fort, seine Werke jetzt endlich aber erst dem Deutschen Volke wirklich in die Hände gegeben. Das Urtheil einer neuen Generation über ihn beginnt sich zu bilden. —

Noch ein Wort über Luise Seidler's „Erinnerungen" als Buch, ganz für sich betrachtet.

Was ein Leben für eine Biographie geeignet macht, sind weder außerordentliche Schicksale, noch außerordentliche Leistungen. Luise Seidler's Lehrer war der bekannte Kügelgen. Dieser hatte einen Sohn, welcher seine Geschichte zu einem Buche zusammengefaßt hat, das als „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" beliebt ist. Der alte Mann hatte im höheren Sinne so gut wie nichts erlebt, allein er hat das Talent gehabt, seine mannigfachen kleinen Erlebnisse zu hübsch angelegten und durchgeführten Bildern zuzuschneiden, die im einzelnen wie im ganzen einen wohlthuenden Abschluß finden und aus denen die Liebenswürdigkeit des Verfassers, sowie der ihn führenden Schicksalsmächte hervorgeht. Auch geleistet — was man historisch genommen „leisten" nennt — hat er niemals das mindeste, allein man stellt nicht die Anforderung an ihn.

So finden wir öfter, daß Menschen, deren originaler Gehalt gering oder Null war, die beim schließlichen Hineinfallen in den Strom der Zeit auch nicht den leisesten Plumps machten oder einen Tropfen sichtbar in die Höhe springen ließen, ein Leben hinter sich haben, das wie ein von Meisterhand

geformtes Stillleben einen freundlichen Anblick gewährt. Wir betrachten es wie zarte, völlig ungestört ausgebildete Moose, die unter dem Mikroskop sich zu glänzenden Aesten ausbreiten. Wir legen keinen vergleichenden Maßstab mehr an. Das Kunstwerk hängt weder vom Stoffe, noch von dem Umfange ab. Anspruchslose Persönlichkeiten stehen oft in einer harmonischen Entfaltung ihrer schwachen Fähigkeiten vor uns, die Freude und Erstaunen erregt.

Wir entdecken dann, daß diese Menschen das Leben wirklich genossen haben. Niemals im Zweifel über das, was gut und schön sei, überall Autoritäten begegnend, denen sie sich gern unterordnen und deren Schwächen und Zweifel sie weder entdecken noch suchen, dürfen sie Glück und Zufriedenheit als reale Kapitalien ansehen, deren Zinsen sie Jahr für Jahr sicher einkassiren. Ihre Erlebnisse sind ihnen theuer. Wir blicken in ihr Dasein als in die reinliche Häuslichkeit arbeitsamer Menschen, bei denen alle Tage unfehlbar Mittags eine gute Suppe und jeden Christtag ein schöner Baum mit Lichtern erscheint. Sie haben ein reiches, schönes Leben hinter sich.

Heute schaffen und arbeiten Viele, denen für dergleichen als Hauptsache des Lebens der Begriff verschwunden ist. Ruhe, Behagen und Genügsamkeit haben für diese nur da wahre Berechtigung, wo sie durch Kämpfe errungen oder in Stürmen bewahrt blieben. Nicht nur das „Wandeln unter Palmen“ hat für die Meisten bei uns aufgehört: wir „wandeln“ überhaupt nicht mehr. Wir drängen uns durch und werden gestoßen. Wir steigen in Eisenbahnen wenn wir gehen, und verlassen Eisenbahnen wenn wir kommen. Wir wohnen in Hôtels, wo wir nach Wunsch in jeder Sprache bedient werden. Wir gehen in die Fremde und kennen jeden Blick aus Photographien zum voraus. Uns liegt nicht nur die eigne Lebensarbeit, sondern die der ganzen Nation auf dem Herzen, an der wir uns alle unausgesetzt betheiligt

fühlen. Außerhalb des Hauſes wird die meiſte Arbeit jetzt abgethan. Es iſt zugig und ſchmutzig und unbehaglich draußen, während es ſonſt innerhalb behaglicher Häuſer ſtill und reinlich und wohlig war. Praktiſche Lehren für das Leben des heutigen Tages wird Niemand Luiſe Seidler's Biographie entnehmen. Es iſt eine anmuthige Erzählung aus guten alten Zeiten, die — wir wünſchen ſie nicht zurück — vorüber ſind.

Heinrich von Kleist's Grabstätte.

(Vossische Zeitung vom 23. Februar 1862.)

Der Zustand des Grabhügels, unter dem Heinrich von Kleist liegt, hat dahin geführt, daß sich einige Leute vereinigt haben, um einen Stein und ein Gitter darum für die letzte Ruhestätte des Dichters zu beschaffen. Kein Comité, das für ein Denkmal Kleist's große Pläne hat, sondern das Zusammentreten von wenigen Verehrern des unglücklichen Mannes, die mit ein paar hundert Thalern das Nothwendige ins Werk zu setzen beabsichtigen.

Nothwendig ist das Wort, das gebraucht werden muß, denn es ist unschicklich für die Mitlebenden, daß Kleist's Grab ohne das geringste Zeichen auch derjenigen Anerkennung bleibe, die nichts weiter will, als den Platz schützen und seinen Inhalt bezeichnen. Der Stein, den vor Jahren zwei seiner Freunde dort niederlegten, ist verwittert und genügt nicht mehr. Wir könnten Kleist ein kostbareres Denkmal setzen, doch in unsern mit solchen Plänen vollbeschäftigten Tagen scheint nicht der Moment zu liegen, gleich so weit zu gehen. Mögen Andere später daran denken, den schmucklosen flachen Stein durch einen Granitwürfel etwa mit eingelassenem Medaillon zu ersetzen. Die Zeit wird wohl kommen, zu der dies geschieht,

wenn die Bedeutung des Dichters überhaupt dem Volke klarer geworden ist. Heute kennt und liebt ihn nur, was man eine stille Gemeinde zu nennen pflegt, und an diese zumeist ergeht der Ruf, sich mit Beiträgen an dem Vorhaben zu betheiligen, das hiermit angekündigt wird.

Kleist ist in der That wenig bekannt. Sein Prinz von Homburg wird aufgeführt, sein Käthchen von Heilbronn ist weitverbreitet, seine Novellen sind wohl gelesen: doch diese Dichtungen erscheinen als in sich zusammenhanglose Werke, bei deren Genuß es dem Publikum nicht so gar viel darauf ankommt, wer sie dichtete und aus welchem Gefühl sie entstanden sind. Lebensbeschreibungen und Korrespondenzen von Kleist sind herausgekommen, doch ohne tiefer ins Publikum einzudringen. Eben jetzt hat Professor Köpke*) einige bisher ungedruckte prosaische und poetische Sachen des Dichters veröffentlicht, mit einer eingehenden Betrachtung über ihn selbst zur Einleitung. Keine an sich sehr bedeutende Stücke sind es, für den Charakter Kleist's jedoch nicht unwichtig, für die jeder Litteraturfreund dem Herausgeber dankbar sein muß. Solche Arbeiten helfen den Umschwung befördern, in dem wir uns überhaupt heute befinden: ablenkend von den durch Mangel an tieferem, ächtem Gehalt sich auflösenden Litteraturbestrebungen der letzten Jahrzehnte, uns zurückzuwenden zu einer höheren Ansicht über das, was „Dichten" eigentlich bedeute, ein Umschlag, der dem Fortschritte, der überall zum Edleren treibt, entsprechend ist. Denn menschliches warmes Gefühl soll gewiß die erste Bedingung für den Dichter sein, zu gleicher Zeit aber auch wieder eine Herz und Geist umformende Bildung gefordert werden, die nicht von selber anfliegt, sondern durch Arbeit erworben wird.

*) Heinrich v. Kleist's politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken. Mit einer Einleitung, zum ersten Male herausgegeben von Rudolf Köpke. Berlin 1862.

Schiller wird, wenn dieſes jetzt erſt wieder erwachende Gefühl weiter durchgedrungen iſt, richtiger verſtanden werden, Goethe's Genius tiefer aufgefaßt, und mit dieſen beiden und vielen Andern auch Kleiſt auf die Stelle geſtellt werden, zu der er ſich unter ſo viel ernſten Mühen emporgeſchwungen hat. —

Kleiſt war ein unglücklicher Menſch in unglücklichen Zeiten. Seinen Schickſalen nach repräſentirt er jene mit der Welt nicht im Gleichgewicht ſtehenden Naturen, die ſich durch Talent und Neigung zu einer andern Laufbahn gedrungen fühlen als die Geburt ihnen vorſchreibt. Geiſter, die in Schranken aufgewachſen ſind, welche zu durchbrechen ihre edelſten Kräfte vorweg in Anſpruch nimmt.

Männer haben wir genug, die, an niederer Stelle geboren, durch geiſtige Kraft und inneren Beruf zu herrſchen zu Reichthum, Macht und zum Genuß der höchſten äußerlichen Standeserhöhung gelangten, die als Handwerker beginnend, als Fürſten Abſchied nahmen. Es gibt eine Straße hinauf, die keinem verſchloſſen bleibt, der die Energie hat, ſie zu gehen: rückwärts aber von der Höhe in die Tiefe, gibt es keine. Unmöglich iſt es, herabzuſteigen. Und wenn auch nur wenigen dieſe Unmöglichkeit zu einem tragiſchen Schickſal werden ſoll, diejenigen, denen ſie wird, empfinden hier den Verluſt der Freiheit am ſchmerzlichſten. Denn während bei andern Carrièren, in denen der Menſch ſich geltend zu machen beſtrebt iſt, höherer Stand oder Reichthum die gewichtigſten Vortheile gewähren: für den Dichter ſind ſie ein faſt unüberſteigbares Hinderniß. Beſſer für ihn, heimathlos umherzuirren, als durch goldene Nägel von Anfang an feſt an einer Stelle gehalten zu werden; beſſer für ihn, ein Paria ſein, als einer Kaſte angehören, deren Gefühl andere Unterſchiede zwiſchen den Menſchen anerkennt als geiſtiges Verdienſt allein. Faſt unmöglich iſt es, ſich hier zu freier Anſchauung loszureißen.

Das war es, was Alfieri um viele ſeiner beſten Jahre betrog, die Klippe, an der Byron ſcheiterte, und um die auch Platen den Weg nicht zu finden vermochte. Den beſten Willen hegten ſie, nichts als nur Menſchen zu ſein: immer wieder aber, wenn ſie es längſt erreicht zu haben glaubten, heben ſich die angeborenen Schranken und weiſen ſie zurück in das für ſie unfruchtbare Gebiet, deſſen Wege anderswohin leiteten, als ſie gehen wollten. Niemals, ſo ernſt er ſtudirte, ſo rein er ſich dem hingab, was er für gut und groß und edel an ſich hielt, kam Alfieri darüber hinaus, ſich doch erhabner anzuſehen im Vergleich zu der großen Maſſe der übrigen Menſchenkinder, die ohne den Stempel der Geburt um ihn her arbeiteten. Auf keine Weiſe konnte es Byron in ſeinem eignen Herzen durchſetzen, ſich dem Publikum ſchlechtweg als Dichter und Schriftſteller gegenüber zu ſtellen. Und Platen, obſchon er doch nur in bürgerlicher Geſellſchaft verkehrte, hier allein Nahrung für ſeinen Geiſt und Freunde für ſeine Neigung fand, es rollt ihm der verhängnisvolle Blutstropfen durch die Adern, den er nicht loswerden kann.

Daher bei dieſen dreien die Iſolirung im Leben, das Auswandern aus ihrem Vaterlande, und in ihren Dichtungen, um der Wirklichkeit völlig zu entrinnen, das Hineinarbeiten in das Märchenhafte, vom Gewöhnlichen abgetrennte. Sie wären nicht von dieſer Empfindlichkeit für die geringſte Anerkennung gequält worden, die, ſobald ihr nicht Genüge geſchah, in volle Verachtung des öffentlichen Urtheils umſchlug. Sie hätten ſich freier und zufriedener gefühlt.

Wie Graf Platen ſtand auch Heinrich von Kleiſt ſo gar außerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft nicht. Weder reich, noch, was ſeine Geburt anlangt, durch eine allzu ſtarke Scheidewand getrennt von den übrigen Bewohnern Preußens. Aber die Scheidewand war trotzdem da, nur durchſichtig. Gerade weil er wenig vermögend war, mußte er ſeinen Rang zu ver-

werthen ſuchen, und weil ihn dieſer auch wieder ſehr vielen Andern gleichſtellte, ſich um ſo unbehaglicher dabei fühlen. Wir empfinden heute noch (oder vielmehr heute wieder) den Unterſchied ſcharf genug, aber zu Anfang des Jahrhunderts war es eine Kluft, die die Stände trennte. Kein frei wählender Wille, ſondern das Schickſal beſtimmte den Umgang. Seine beſten Jahre verliert Kleiſt weil er ſich zu nichts entſchließen kann. Er iſt Offizier, er arbeitet als Beamter. Angeſtrengtes, aber planloſes Studium kann die ruhige Arbeitsfähigkeit nicht erſetzen, die Andern die gewöhnliche bürgerliche Erziehung zur zweiten Natur macht. Statt ſich Geld zu verdienen, empfängt er eine Penſion von der Königin. Statt ſich eine Stellung zu begründen, wie Jeder verſucht, der nichts als die eigne Kraft hat und keine Protektion verlangt oder erhoffen darf, reiſt er in der Welt umher und ſein Vermögen geht dabei auf die Neige. Endlich entſchließt er ſich zum Erwerb. Er will Bauer werden in der Schweiz und den Acker beſtellen. So glaubte Graf Alfieri auch einmal als Bereiter ſein Brod verdienen zu können. Er will eine Zeitung ſchreiben, eine ideale Buchhandlung begründen; wieder aber ſoll ihm doch die vornehme Geſellſchaft ſeine beſten Kunden liefern. Das Unglück des Vaterlandes zerſtört ſeine Pläne, Erfolgloſigkeit mit ſeinen dichteriſchen Werken macht es ihm unmöglich, in der Stille arbeitend Troſt zu finden, während außen Alles zuſammenſtürzt; und ſo, haltlos, rathlos, und immer tiefer in den Abgrund ſeines eignen Weſens hineintaumelnd, ſinkt er endlich durch eigene Hand zu Boden.

In dieſem Leben einer langſam von Anfang an in ihm arbeitenden Verzweiflung bilden ſeine Werke die Markſteine des Weges, den er zurücklegte. Es ſind die Erfahrungen ſeiner Laufbahn. Im Prinzen von Homburg macht er die militäriſche Disciplin, das über allem Willen waltende, und ſelbſt durch die größten Erfolge nicht zu beugende Geſetz des un-

bedingten Gehorsams zum Fatum, dem eine edle Natur zum Opfer zu fallen droht. Grausam kalt weiß er es wie das antike Schicksal hinzustellen, dessen Folgen die Götter nicht abzuwenden vermögen. Ihm gegenüber läßt er dennoch durch das natürliche Gefühl eines menschlichen Herzens, das siegreich durchbricht, Versöhnung eintreten. Das Stück ist das Resultat seines Dienstes in der Armee. Im Käthchen von Heilbronn rächt er sich gleichsam am Wankelmuthe eines Mädchens, das ihn verläßt (freilich zugleich: das er selbst von sich losmachte), indem er zeigt, was er unter Liebe versteht: eine alles überwindende kindlich dämonische Anhänglichkeit. In seinen Novellen entwickelt er eine Reihe seltsamer Verhältnisse, immer Naturen treten da auf, die wir ohne ihre Schuld in zwingende Verwicklungen hineingerissen sehen, von denen sie schicksalsartig umsponnen werden. So auch im Drama: „Die Schroffensteiner", wo alte Familienfeindschaft das freie Handeln aufhebt, und in der zauberhaft großartigen Tragödie Penthesilea. Tragische Befangenheit edler Geister stößt hier titanenhaft in den verschiedenen Charakteren widereinander. Hier zeigt Kleist seine größte Kraft und Fülle. Das leidenschaftliche Hineinträumen in die fremde Welt, die er zu seinem Troste aufsuchen mußte, hat ihn in Gefilde geleitet, die kein Anderer vor und nach ihm betreten. Wie Calderon gethan, schuf er sich ein modern antikes Alterthum, in dem er ganz zu Hause ist. Hier zeigt er, was er hätte dichten können, wenn ihm ein Leben vergönnt gewesen wäre wie Goethe oder Schiller. Denn was selbst dieser in Kämpfen gegen widerstrebende Verhältnisse durchzumachen hatte: wie leicht und natürlich erscheint es gegenüber dem trüben, ausgangslosen Ringen Kleist's. Bei Schiller war eine Entwicklung zur Freiheit möglich und sie ward gefunden, bei Kleist unmöglich vom Beginne ab. Ein armer verlassener Todter lag er endlich am Ufer des Sees, an dem er noch liegt, und 50 Jahre nach

seinem Sterben deckt noch kein würdiger Stein diese Stätte und erinnert, welche edle Beute hier ein trauriges Geschick aus dem Leben fortnahm. —

Nicht allein weil Kleist ein Preuße ist, haben seine Schriften erhöhten Anspruch auf Theilnahme gerade bei uns, sondern deshalb, weil er, im Norden geboren, das norddeutsche, oder noch deutlicher zu sagen, das preußische Element in der Litteratur vertritt. Nur Achim von Arnim wäre hier noch neben ihm zu nennen. Unsere meisten Dichter kamen aus den südlichen Theilen des Vaterlandes und brachten ihre eigenthümliche Art in Styl und Auffassung mit sich. Selbst Arnim legte viel von seinem angeborenen Wesen ab, weil er in Süddeutschland seine Bildung erlangte. Kleist's Sprache hat das Scharfe, ironisch Gehaltvolle, das heute noch die beste Seite der Berliner Bildung ist. Lessing erwarb das erst bei uns, Kleist besaß es von Natur. Seine Sätze, auch wenn er die kunstvollsten Perioden zu bauen versteht (Köpke weist hierauf besonders hin), brechen ebensogern kurz ab, seine Gedanken bedürfen weniger Worte, er zeichnet mit entschiedenen Umrissen und malt mit trüben, aber genau wahrhaftigen Farben. Mit ruheloser Peinlichkeit feilt er an seinen Schriften: immer neue Abschriften und Abfassungen, und trägt lange mit sich herum was er dichterisch bilden will. Die Lebensanschauung in seinen Werken ist heroisch und freudig; sein Drama „Die Hermannsschlacht" schrieb er unter dem Einflusse hoffnungsvollen Hasses gegen die Franzosen, deren Vernichtung er für sicher hielt. Er hätte keinen seiner Helden sterben lassen wie er selbst unterging.

Und deshalb, wenn wir einen Grabstein auf den Hügel legen, unter dem er ruht, soll keine Anerkennung der That damit ausgesprochen werden; nicht hieran sollen wir uns erinnern. Es waren keine leichten Gewichte, die auf ihm lasteten, er hat lange gekämpft, ehe er sich gefangen gab. Danke

Jeder seinem Schicksal, das solche Entscheidungen von ihm fern hält. An das soll erinnert werden, was edel und unvergänglich in seinen Dichtungen lebendig blieb.

Kleist war ein großer Dichter. Man mag seine Werke lieben oder nicht lieben: er muß zu der Familie derer gezählt werden, die darauf Anspruch haben, als die ächteste Aristokratie, die eine Nation hervorzubringen im Stande ist, obenan zu stehen. Seine Gestalten erfüllt warme Kraft, jedes Wort ist lebendig, das sie aussprechen, begreiflich erscheinen ihre Handlungen und Leidenschaften. Welcher andere Dichter hätte ein Mädchen dichten können wie Käthchen von Heilbronn? Dieses Nachlaufen, klettenhafte, man möchte sagen hündisch anhängliche Festhalten an dem Manne, in den sie verliebt ist, und zu gleicher Zeit Unschuld und verschämte Zurückhaltung so schön gewahrt, daß auch mit keinem Gedanken die Zuneigung gestört wird, die Jeder sogleich für diese Erscheinung empfinden muß. Wie schön ein anderer Widerspruch im Prinzen von Homburg dargestellt, der, träumerisch und nachlässig, untüchtig zum Dienst mit einem Worte, dennoch so feurig und so tüchtig zum Siegen sein kann. Wie schön, bei all seiner Stärke und Ergebenheit, als der Prinz den Tod vor Augen sieht, die fast wie plötzliche Feigheit ihn übermannende Lebensluft!*) Ein wahr menschliches Gefühl. Und so überall wohin wir blicken: nirgends farbige Schatten nur, Menschen mit Leidenschaften und mit schönen Gedanken, in denen, sich ihr Herz zu erkennen gibt. Nirgends Nachahmung. Weder Goethe noch Schiller oder Shakespeare zeigen sich als Muster nach denen Kleist arbeitete. Was er war, erscheint so durchgearbeitet, daß nur er allein hindurchschimmert. Die Scene eines von ihm selbst vernichteten Trauerspiels Robert Guiscard, in der

*) Leider wird bei der Aufführung im Königl. Schauspielhause diese Hauptscene des Stückes fortgelassen. Warum wohl?

der Normannenkönig die Peſt in ſich fühlt und ſich dennoch aufrecht zu erhalten ſucht den Soldaten gegenüber, kann den beſten Scenen in Shakeſpeare's Richard dem Dritten an die Seite geſtellt werden.

Und von all der Anerkennung, die heute ſeinen Werken nicht verſagt wird, kam Kleiſt ſoviel wie nichts zu Ohren. Er hatte nicht die Art, ſich gut mit den Leuten zu ſtellen. Man ſtieß ihn ab. Keine Bühne wollte ſeine Stücke ſpielen, keine Coterie fand ſich, ihn zu erheben, keine Genoſſenſchaft, die für ſein Fortkommen ſorgte. Es lagen den Menſchen freilich damals andere Sorgen näher. Einſam ſchlug er ſich durch ſo lange ſeine Kräfte reichten, und da es ihm endlich ſchien, daß es damit zu Ende ſei, wandte er den ſchwachen Reſt dazu an, ſich hinzuflüchten.

Was jetzt geſchehen ſoll, iſt die Herrichtung eines eiſernen Gitters um ſein Grab und eines neuen Steines darauf, mit beſchränkter Inſchrift. Es kann keine Summe von Bedeutung koſten, aber ſie muß immerhin aufgebracht werden. Wieviel an Gelde einkommt, wird, ſobald es zureichend erſcheint, zu ſeinem Zwecke verwandt werden.*)

*) In Folge der hier angeführten Anregung iſt ein neuer Grabſtein für Kleiſt angefertigt und ſeiner Zeit aufgeſtellt worden. —

Heute (1884) ſcheint es neuer Fürſorge für dies Grab zu bedürfen, das endlich auch wohl eines „Monumentes“ würdig wäre.

Lord Byron und Leigh Hunt.

(1856.)

To us he is still a man, young, noble, and unhappy.
Macaulay.

Eine gemeinſame Neugier treibt uns an, den Quellen nachzuſpüren, aus denen große Künſtler ſich zu ihren Werken begeiſterten, die Erde zu unterſuchen, aus der ſie bauten und bildeten. Wir glauben ſo dem Geheimnis näher zu bringen, welches aus ihren Schöpfungen heraus uns zu ſtets erneuter Nachforſchung anlockt, und wenn wir auch wiſſen, daß der Eintritt in das Innerſte der Werkſtätten unmöglich ſei, ſo genügt es uns ſchon, ſie zu umſchleichen, von ihrem Aeußern Schlüſſe zu machen auf das, was innen vorgeht, und vielleicht gar durch eine Spalte der Wand räuberiſch dennoch einen Blick in das Verborgene zu thun.

Gewinnen werden wir nichts auf dieſem Wege, wir wiſſen es; aber der Reiz, den verſchloſſene Thüren auf uns ausüben, bleibt nun einmal unſer Erbtheil, und der Glaube, daß geiſtiger Beſitz durch handgreifliche Berührung geſteigert werde, behält ſeine Stärke. Wer in Italien war, glaubt ſich berufener, über Raphael ein Urtheil zu fällen. Es iſt nicht zu leugnen, daß die unmittelbare Nähe die Fähigkeit des Verſtehens erhöht, bei Manchen vielleicht erſt erweckt. Wer auch nur von

Ferne die Meißelſchläge hörte, wird ein größeres Anrecht auf die Bewunderung der Statue zu haben vermeinen, von deren Marmor ſie abklangen; ein viel größeres der erſt, der gar dabei ſtand und die Stücke des Steins abfliegen ſah unter den Händen des Künſtlers. Wäre ich der Buchbinder geweſen, bei welchem Goethe nur die Hefte beſtellte, in die er ſeine Dichtungen ſchrieb, ich würde meinen Platz in der Deutſchen Litteraturgeſchichte beanſpruchen, ſo gut wie andere, denen er ſie in die Feder diktirte. Die Strahlen einer großen Perſönlichkeit vergolden alles in ihrem Umkreiſe, und auch das Geringſte fühlt ſich erleuchtet durch ihren Anblick; denn was wir ſuchen, ſind nicht die Werke, ſondern der Geiſt des Meiſters in ihnen. Was er berührt hat, wird zu einer Reliquie; nicht nur der Baum, den er mit eigenen Händen pflanzte, auch der, von deſſen Früchten er pflückte oder nur im Vorbeigehen einen Zweig abbrach, der endlich, der auf ſeinem Grab aufwuchs. Wo er athmete, da ſcheint für alle Zeiten die Luft eine andere, und hätten ſie in langen Jahren tauſend Stürme davon getragen.

Haben wir uns aber ſo von den Werken der großen Künſtler zu ihnen ſelbſt gewandt, dann iſt es nicht ſchwer, auf Wege zu gerathen, die in die Irre führen. Es liegt in unſerer Natur, zu erſchöpfen was einmal von uns ergriffen ward. So langſam und widerſtrebend wir den erſten Schritt thun, ſo unmöglich ſcheint es in der Folge, inne zu halten. Anfangs ziehen uns nur die Werke des Mannes an; darauf lockt er ſelber unſere Blicke auf ſich; zuletzt aber wollen wir den Menſchen ganz und gar beſitzen. Jeder Schritt und Tritt, jede kleinſte Handlung wird ausfindig gemacht und erwogen, alles ſoll nur Symbol ſeines ganzen Weſens werden; aber während wir nach Anekdoten und Kleinigkeiten des täglichen Lebens auf der Jagd ſind, beginnt oft die Schönheit der großen Schöpfungen ſelbſt uns leiſe fremd zu werden.

Wir gerathen auf Widersprüche. Das wahre Bild des irdischen Lebenslaufs, welches wir aus den zusammengetragenen Nachrichten zu gewinnen scheinen, stimmt plötzlich nicht mehr mit der Heroengestalt, die wir in erster Begeisterung vor uns sahen. Seine Werke verlieren die ursprüngliche Frische makelloſen Wachsthums. Es sind nicht mehr die goldenen Früchte, die ungestört reifend so ganz und völlig vom Himmel fielen. Wir lernen die Skizzen und Brouillons kennen; wir stöbern die Korrekturen auf, wir finden verschiedene Redaktionen, Veränderungen, Einschaltungen (aus fremder Feder), wir verfolgen das Fortschreiten der Arbeit und registriren die äußeren Umstände, welche ihre Vollendung beschleunigten, aufhielten oder unmöglich machten. All das liegt in sicheren Daten vor uns, kann schwarz auf weiß bewiesen werden. Es ist das Gefühl fast unabwehrbar, das uns nun überkommt, das Gefühl, daß wir uns als über diesem Wirken stehend gewahren, und daß unsere Ehrfurcht und Begeisterung aus dem Zwange des ersten Eindrucks allmählich zu einem Akte freien Willens, ja zur Herablassung wird. So halten wir uns für befähigt und berechtigt zur Kritik, und wenn nun von allen Seiten über das gewöhnliche Leben unseres Halbgottes beglaubigte Berichte zufließen, scheint es uns keine That der Vermessenheit mehr, ihn zu beurtheilen wie unsereinen.

Zunächst bemächtigen wir uns der Korrespondenzen. Ob man dergleichen drucken lassen solle oder nicht, dafür und dagegen ist viel verhandelt worden. Es ist so weit gekommen, daß der Einzelne, welcher wichtige Denkmale dieser Art besitzt, kaum mehr das Recht zu haben scheint, sie zurückzuhalten. Ich würde mir dieses Recht trotzdem vindiciren. Niemals, auch wo die interessantesten Fakta mitgetheilt wurden, wo ich mit der größten Begierde weiter las, habe ich am Schlusse das Buch anders als mit dem Gefühle der Verstimmung niedergelegt. Mit diesem Geständnis jedoch will ich keineswegs

mein Empfinden als das normale hinstellen. Der Genius der Zeit scheint die Veröffentlichung alles von bedeutender Hand geschriebenen zu verlangen. Nähme man die gedruckten Briefwechsel hinweg aus der Litteratur, so raubte man ihr eine ihrer reichsten Provinzen. Briefe lassen oft am tiefsten in das Herz der Menschen schauen. Nichts in Lessing's gesammelten Schriften kommt dem Eindrucke der wenigen Zeilen bei, mit welchen er den Tod seiner Frau zugleich mit dem seines Kindes meldet. Goethe's Brief, in der Christnacht an Lotte geschrieben, der aus seiner Feder an die Gräfin Stolberg, Wieland's Briefe an Merk über Goethe, der Mozart's über seine Art und Weise zu komponiren, Briefe Beethoven's von ergreifender Tiefe, Michelangelo's Brief an seinen Vater, der sein Haus verlassen hatte, Spinoza's Antwort an seinen ehemaligen Schüler, welcher ihn zum Katholizismus bekehren wollte — ich raffe zusammen, was mir gerade einfällt — alles Dokumente des freiesten, unmittelbarsten Gedankenausdruckes, sind Besitzthümer, auf welche wir stolz sein dürfen. Unsere gemeine Neugier jedoch befriedigen diese nicht. Geschrieben in Momenten, wo sich das ganze Wesen des Mannes concentrirte und unmittelbar ohne Gedanken an Plan und Ausdruck dem Gefühle hingab, durchdringt sie, beim vertraulichsten Verkehre, die Begeisterung, die wir sonst nur in großen öffentlichen Werken fanden und bewundern konnten. Sobald aber die laufenden Interessen des Tages berührt werden, gestalten sie sich zu einer bedenklichen Geheimschrift, die mancher freilich auf seine Weise mit leichter Mühe entziffert, für die aber trotzdem der ächte Schlüssel verloren ging.

Ehe Goethe nach Italien reiste, verbrannte er alle seine Briefschaften. Er war damals ein gereifter Mann und wußte, was er that. Jedermann hat an sich selbst erfahren, was Briefe enthalten und was sie *nicht* enthalten. Nichts ist

momentaner als ihr Werth und Inhalt, nichts größerem Mißbrauche ausgesetzt in den Händen dessen, für den der Brief nicht bestimmt war. Heute eine Wahrheit, kann derselbe Brief morgen eine Lüge sein. Dem Einen, welcher ihn auf den bestimmten Fall bezieht, klar und unzweifelhaft, bringt ihn die Weisheit eines Uneingeweihten mit einem andern Faktum oder mit allen Fällen im Allgemeinen in Verbindung, und sein Sinn wird ein anderer. Bei keinem Ausdrucke unserer Gedanken und Gefühle wird so viel stillschweigend fortgelassen und hinzugedacht als bei einem Briefe, und gerade dieser nebenherlaufende Inhalt ist dasjenige, was allein dem Briefe seine Bedeutung gibt. Um einen Brief richtig zu verstehen, bedarf es der Kenntnis so vieler Umstände, welche meistentheils nur dem Schreiber und Empfänger, und diesen obendrein oft nur im Momente des Absendens und Empfangens selbst klar vor der Seele stehen, daß vielleicht schon nach kurzer Zeit für beide manches eine andere Stellung einnimmt. Ein gebrauchtes Wort, die Wendung einer Konstruktion, die Mittheilung einer Nachricht, je nachdem sie zu Anfang oder am Ende des Schreibens steht, kann dem Briefe seinen Charakter geben. Wie bei Unterredungen macht man in Briefen oft Concessionen nur, um die Menschen los zu werden. Man stellt die Dinge anders dar, um die Rede darüber abzubrechen. Man heuchelt ganz bewußt eine Unwissenheit, um damit anzudeuten, daß man nichts wissen wolle, man besteht auf dem Falschen, um zu sagen, das Richtige müsse zum Opfer gebracht werden. Man ist in der That falsch berichtet, und eine Stunde später würde man ganz anders geschrieben haben.

Enthalten Briefe nicht die Erzählung von Thatsachen, daß Inhalt oder Styl sie zu einem Kunstwerk an sich stempeln, wie zum Beispiel die Briefe Bettina's an Goethe und an die Günderode, enthalten sie nicht Beiträge zur allgemeinen Geschichte und gelehrte Erörterungen, oder wurden sie

nicht gleich mit der Absicht verfaßt, Aktenstücke in ihnen zu schaffen, dann sind sie dem Andenken großer Männer nicht förderlich, sondern oft dem Zwecke entgegen, dem ihre Veröffentlichung dienen sollte. Die unnütze Vertraulichkeit, die unschickliche Einsicht in Privatverhältnisse, das Recht, das sie uns zu verleihen scheinen, über die inneren Familienvorgänge der Männer, über ihr körperliches Verhalten und ihre Geldgeschäfte Stimme und Urtheil zu haben, dies Alles sind keine Errungenschaften, deren man sich freuen könnte, oder die uns über die wahre Größe einen Aufschluß ertheilten, nennenswerth neben der Einbuße, die wir zu gleicher Zeit erleiden. Oder ist es etwa eine Bereicherung, wenn wir wissen, daß Schiller's Laura eine hagere Offizierswittwe mit schmachtenden Augen war und sein Verhältnis zu ihr ein bedenkliches? wenn wir erfahren, daß er bei seiner Hochzeit ein Zahngeschwür hatte? wenn wir wissen, daß seiner Frau die Nachtmütze schief saß, oder daß ihr ihre Frau Schwiegermutter ein häusliches Instrument und Lippenpomade zusendet? — Geht das die Welt etwas an? Goethe verschwieg, daß Gretchen, seine erste Geliebte, eine Wirthstochter in Bockenheim gewesen sei: ist der Gewinn so groß, wenn das nun hinterher an das Tageslicht gebracht wird? Und was Platen's jüngstgedruckte Briefe anlangt: ist es ein Genuß, ihn da über die Zustände seines Unterleibs reden zu hören? Ich glaube, daß das Deutsche Volk durchaus keinen Anspruch auf die Enthüllung solcher Dinge hat, und daß ihm jeder einen Dienst erweist, der sie zurückhält. Ein Akt des Egmont enthält mehr von Goethe's wirklichem Dasein als Alles was von seinen Briefen aufgefunden und zusammengedruckt ist. Seine Gedichte sind erfüllt von dem Geiste, den wir in ihm lieben und verehren, aus ihnen dürfen wir ihn trinken, wie die Bienen sich am Herzen der Rose berauschen, die sie anlockt; seine Briefe aber halten wir meistentheils nur wie leere Chrysaliden in der Hand, aus denen der

Schmetterling hinweggeflogen ist. Es flattert uns etwas vor den Augen als wenn er es wäre, aber er ist längst dahin und mit ihm sind es die schönen Tage, deren Sonne ihn herausrief.

Das Gefühl des Momentes ist dem Momente allein begreiflich. Wenn wir alte Tagebücher wieder lesen, die nichts sind als Briefe an uns selber: war das immer die Wahrheit, die wir niederschrieben? Möchten wir, daß uns irgend Jemand danach abschätzte? Schrieben wir nicht von allem nur die Hälfte nieder? Wechselten diese Gefühle nicht mit den entgegengesetzten? Wollten wir sie nicht oft nur tödten dadurch, daß wir sie stärker hinstellten, als wir sie empfanden, und bleibt selbst da, wo unser Urtheil sich nicht änderte, das Geschriebene doch nur ein Fragment des Fragmentes? Fänden wir uns wirklich mühevoll zurück in die verlassenen Gebiete unseres Lebens, wie vermöchten das Andere, Fremde, Spätergeborene — ohne unsere Erinnerung, ohne die Kenntnis dessen, was wir in der Folge anders beurtheilen lernten, und ohne ein Gefühl von der Luftströmung jener abgelegenen Jahre?

Wo nun aber dennoch die Neugier oder die Verehrung nach bestimmten Umrissen verlangt, wo Briefe, Tagebücher, eigene Beschreibungen und Mittheilungen von Zeitgenossen vorliegen, wo dies ohne Wahl gedruckt dem Publikum hingegeben ist, was soll da geschehen? Ich nenne hier Byron's Namen. Ich habe denselben meinem Aufsatze überschrieben. Es sind in diesen Blättern*) einige Artikel gedruckt worden, deren Zweck dahin ausgesprochen wird, den wahren Charakter des großen Dichters vorzuführen. Leigh Hunt's Berichte über sein Zusammenleben mit ihm sind dabei zu Grunde gelegt. Was ich hier sage, soll keine Entgegnung sein, keine Wider-

*) Im Morgenblatte.

legung; es sind nur Betrachtungen über die Möglichkeit des Unternehmens.

Auf die Schattenseiten seines Wesens spielt Byron in vielen seiner Gedichte an. Oft spricht er sich frei aus. Der Zauber, welcher seine Persönlichkeit umgab, ist geschwunden, bei vielen Lesern nur die Neugier für seine romanhaften Lebensschicksale übrig geblieben. Er scheint es oft förmlich darauf abgesehen zu haben, die Welt in seine Privatverhältnisse einzuweihen. Es ist da ganz natürlich, wenn die Mittheilungen derer, die mit dem Dichter in Berührung kamen, gegen einander gehalten und mit seinen eigenen Aussagen verglichen werden, und es liegt schließlich sehr nahe, an diesen Wirrwarr des Falschen und Richtigen mit ruhiger Beobachtung heranzutreten, die Thatsachen zu sichten, das Unhaltbare auszuscheiden und am Schlusse das mit Sicherheit nachzuweisende zu einem unparteiischen Urtheil zusammen zu stellen.

Warum sollte dies unmöglich sein? Warum sollte nicht auch vor dem fremd stehenden Beobachter die Gestalt des Mannes wieder aufsteigen wie sie war? — so, daß alles von ihm geschriebene, jede als ächt erkannte Reliquie nun ihre Stelle erhielte, alle Widersprüche sich lösten und der Schlüssel seines Charakters offen daläge? — Die Gründe, aus denen Briefe und Tagebücher zweifelhafte Quellen seien, habe ich ausgesprochen; es bleibt noch zu bedenken, was von den Berichten seiner Genossen zu halten sei.

Von vornherein wäre es eine Ungerechtigkeit gegen den Dichter, solche Ueberlieferungen als Aktenstücke anzunehmen ohne die Personen selbst zu betrachten und die Glaubwürdigkeit einer Lady Blessington, eines Leigh Hunt, eines Kapitän Medwin und Anderer nach ihrem eigenen Charakter abzumessen. Sagen wir besser, ihre Beobachtungsfähigkeit. Ist dies jedoch überhaupt möglich? Die Naturen stellen sich nicht als so bedeutend heraus, daß ihre Schriften über sie ein klares

Bild gewährten. Das Eigene ſcheidet ſich zu wenig vom Gelernten, Konventionellen darin. Alle drängten ſich an Byron heran, dies iſt unbeſtreitbar; keiner von ihnen, dem er nachgelaufen wäre. Die Ehre ſeiner Bekanntſchaft, die Ausbeutung ſeiner Liebenswürdigkeit, ſeines Glanzes, ſeines Talentes lockte ſie zu ihm. Man ordnete ſich unter, da wenigſtens, wo man Erwartungen hegte. Man opponirte wohl gelegentlich und machte ſich geltend, ſtellte ſich aber nirgends gleich. Wenn auch von ihm dieſe Bewerbungen acceptirt, meinetwegen hervorgerufen worden ſind, ſo ändert das den Stand der Dinge wenig. Wer Abſichten hat, etwas erlangen möchte, ſteht, auch beim größten Selbſtgefühle, dem, auf welchen er ſpekulirt, nie ganz rein gegenüber. Es bildet ſich nicht die Vertraulichkeit, welche allein die richtige Anſchauung gibt. Selbſt Thomas Moore ordnete ſich ihm unter. Der einzige vielleicht, der ihm Stand hielt, war Shelley. Hätten wir deſſen Berichte über ſein Zuſammenleben mit Byron, das gäbe eine ſichere Baſis. An welches Publikum aber ſollte ſich Shelley richten? Und wie tief er uns auch in des Dichters Herz hätte blicken laſſen, das Allergeheimſte bliebe dennoch verſchwiegen, nicht nur, weil es überhaupt nicht geſagt werden darf, auch weil es nicht geſagt werden kann. Unbedeutende Naturen, welche nicht heranreichen, verſtehen dieſe Tiefen nicht, bedeutende ſind zu ſehr in ihr eigenes Leben verſenkt, um ſie richtig zu erkennen; ſie begnügen ſich damit, im Großen einen Geiſt als ebenbürtig anzuerkennen, die Kleinigkeiten des Tages werden zu Nebendingen, werthlos an ſich und unwürdig, für den hohen Inhalt als Symbol zu dienen, der ſich durch ſeine Werke ſchöner und reicher der Nation zu erkennen gibt. Leſen wir alle Briefe durch, die von Goethe gedruckt vorliegen, nirgends findet ſich das in ihnen, was wir „Klatſch“ nennen, während die ſeiner Zeitgenoſſen voll davon ſind.

Wer mit bedeutenden Naturen dauernd in nähere Berührung

kam, weiß nur zu gut, wie oft und wie peinlich oft das Irdische in ihnen das Geistige überwältigt. Hält man da nicht am Idealen unverbrüchlich fest, so droht es zu verschwinden und jenes allein noch zum Maßstabe des Urtheils zu machen. Zu sehr erfüllt von ihrer Berechtigung sich selbst und dem Allgemeinen gegenüber, kümmern sie sich selten um den Eindruck ihres äußerlichen Handelns. Das Unbequeme stoßen sie rücksichtslos ab, das Zusagende suchen sie rücksichtslos zu erlangen. Fehlgeschlagene Versuche erregen sie über Gebühr, gelungene lassen sie übermüthig erscheinen. Im Drange, sich erkannt zu sehen, nehmen sie oft erbärmliche Schmeichelei dankend an und wenden sich hart ab, wo wahre Bewunderung sich nicht zu blinder Verehrung herabwürdigen will. Wer so das Böseste durch sie erlebte, hat ein Recht, sich bitter auszusprechen; wer sich beklagt, ein höheres Wesen gesucht und einen Menschen mit tausend Schwächen gefunden zu haben, darf sich beklagen; allein für das Urtheil der Geschichte sind diese Erfahrungen Einzelner nicht von der Bedeutung, daß sie neben den Werken und Thaten des großen Mannes Anspruch auf Unsterblichkeit machen dürften.

Leigh Hunt war eine pedantische Natur. Hätte er einen Charakter besessen, ebenbürtig dem seines Freundes oder Gegners, dann würde ihn die erste seiner vielen übeln Erfahrungen auf immer zurückgeschreckt haben. Warum war er nicht so stolz, um sich von Lord Byron abzuwenden und ihn seine Wege gehen zu lassen? Wer zwang ihn, diese Mißhandlungen durchzukosten? Was endlich nöthigte ihn, sie öffentlich auszusprechen und sich preiszugeben? Nur vom Schicksal darf man sich en canaille behandeln lassen und das Mitgefühl der Welt verlangen, nicht aber von seinesgleichen. Ich kann mich irren, allein indem er dem Publikum seine Leiden enthüllte, und was er Unerträgliches durch Byron ausgestanden: es leuchtet durch all seine Erbitterung die Eitelkeit hindurch,

ſeinen Namen mit dem des berühmten Mannes ſo eng verknüpft zu haben. Lernten wir auch wirklich den Dichter haſſen durch ihn, Leigh Hunt zu bemitleiden wird keinem in den Sinn kommen. Wer mit wüſtem Kopfe ſeinen Katzenjammer beſchreibt, darf allenfalls den Wein ſchmähen, deſſen Uebermaß ihm dazu verholfen hat, allein ſoll das göttliche Getränk an den Lippen eines Andern darum verächtlich werden? Es ſoll der noch auftreten, der beweiſen kann, die Flaſche habe ihn feſtgehalten und ſich gewaltſam ihm an den Mund geheftet.

Frage ſich ein jeder ſelbſt, ob das, was er mit Andern erlebte, ſobald es hiſtoriſch zu werden begann, jemals den Werth behielt, den es im Anfang zu haben ſchien, ob es hinterher überhaupt nur mit dem ſtrikt faktiſchen zuſammentraf. Was andere an uns ſelber lobten und tadelten, durchſchauten ſie es im Momente ſo, daß in der Folge dieſes Lob und dieſer Tadel das blieb, was er geweſen war? Niemals wird eine That ſogleich in ihrem ganzen Zuſammenhange erkannt; ſtets bieten ſich dem Auge zuerſt nur einzelne Punkte dar, welche zum Nachtheil anderer, die oft die allein wichtigen ſind, das Ganze überſtrahlen und entſtellen. Unſer Urtheil wendet ſich allmählich auf die Geſinnung, mit welcher im allgemeinen gehandelt ward, und die einzelnen Umſtände, in denen die That uns anfangs bekannt wurde, ordnen ſich unter, verſchwinden oft ganz und gar, und wären ſie mit der tiefſten momentanen Erregung verknüpft geweſen. Daß Byron ſeine Frau verließ, in Venedig durch Ausſchweifungen den Keim eines frühen Alters legte, daß er einen Mann, wie Leigh Hunt, heranzog und in Verlegenheiten ſtecken ließ, das alles wiſſen wir, und auch der eifrigſte Verehrer des Dichters kann nicht verlangen, daß man es wiſſentlich ignorire —; warum er aber ſo handelte und wie die Dinge geſchahen, dem würden wir vergeblich nachſpüren, und in wie weit er zu verdammen iſt,

darüber werden die nicht urtheilen, welche genug erlebt haben, um zu wiſſen, daß über die geheimſten Triebfedern ihres eigenen Lebens Urtheil und Strafe nur ihnen ſelbſt zuſteht, und jener Gerechtigkeit, mit der die Welt und ihre Gerichte nichts zu ſchaffen haben.

Byron gibt an irgend einer Stelle ſeiner Tagebücher die kurze Notiz, er ſei ausgeritten und habe einer armen Frau ſeine Börſe zugeworfen. Nehmen wir an, das arme Weib ſei im Begriff geweſen, einen Diebſtahl zu begehen, nur um für ihre Kinder Brod zu ſchaffen. Der Lord reitet vorüber, ſie blickt zu ihm auf, ſie bittet nicht, ſie hofft nichts von ihm, da plötzlich greift er in die Taſche und wirft ihr das Geld zu, dem ſie ihre Rettung von der Noth und der Schande verdankt. Wird man ihr verdenken, wenn ſie in Byron das ſichtbare Werkzeug Gottes erblickt, an die magiſche Gewalt des Mannes glaubt, der wie ein Heiliger ihre Lage durchſchaut, ändert und weiter ſprengt? Würde ſie ſich das ausreden laſſen, und wenn man ihr auch die größten Schlechtigkeiten erzählte, die derſelbe Mann begangen haben ſollte? Gewiß niemals. Und wenn Byron ſelbſt zu ihr träte und ihr erzählte, warum er ihr das Geld gab, ſie würde nicht glauben, daß er die Wahrheit ſagte. Nehmen wir an, die gefüllte Börſe habe ihn beim Reiten genirt, er habe das arme Weib an der Straße kauern geſehen und ihr in einem Gefühl, gemiſcht aus Eitelkeit und momentaner Geldverachtung, die Gabe zugeſchleudert. Nehmen wir weiter an er ſei nach Hauſe gekommen, habe dort einen Kreis von Leuten angetroffen und hier, was er gethan, in unbefangener Prahlerei, oder noch beſſer als ein gleichgültiges Faktum erzählt, nur weil ihm gerade nichts beſſeres einfiel. Unter dieſen Leuten habe ſich einer befunden, welcher den Dichter einmal um eine weit geringere Summe bei Gelegenheit eines weit dringenderen Falles angeſprochen, und dem er ſie damals abſchlug;

ein zweiter der aus guter Quelle gehört hatte, Byron sei geizig; ein dritter, der durch die Mittheilung dieses Abenteuers den Muth erhält, den Dichter um eine Gefälligkeit zu bitten, welche ihm dann auch geleistet wird; ein vierter wiederum, der genau davon unterrichtet ist, daß Byron gerade jetzt sehr verschuldet ist; ein fünfter, welcher die Börse als ein Geschenk aus den Händen der Lady Byron erkannte; ein sechster, welcher ganz richtig das augenblicklich gedankenlose Handeln des Dichters versteht, aber es als Bestätigung vieler anderer Fälle nimmt, in denen Byron ohne Bedenken darauf losthat, was ihm einfiel, und die nun eine Art organischen Zusammenhangs gewinnen. Nehmen wir nun an, alle diese Herren hätten Memoiren hinterlassen, in denen sie diesen Fall mittheilten, würde da nicht der erste Recht haben, wenn er ihn erzählte, um Byron als mitleidslos und kalt verschwenderisch, der zweite, um ihn als edel und freigiebig, der dritte, um ihn als hülfreich, der vierte, um ihn als leichtsinnigen Verschleuderer darzustellen? Würde nicht der fünfte in seiner Handlung einen Beweis für die Vernachlässigung der Lady Byron gefunden haben, und der letzte ihn als unbesonnen beurtheilen dürfen? Und wenn wir weiter annehmen, daß auch die beschenkte Frau seine That unter die Leute brachte, würde sie ihm nicht den Beinamen eines großmüthigen, vom Himmel gesandten Wohlthäters der Armen und reichliche Gebete eingetragen haben? Und wer von allen fand die Wahrheit? Vielleicht hatte jeder von ihnen Recht, und ein wenig von allem zusammen bildete das farblose Ganze der Motive, aus denen Byron handelte, wie alle Farben vereinigt Weiß geben. Allein wer sagt uns denn, ob nicht der Anblick dieser Unglücklichen im Dichter die Erinnerung an eine ähnliche Begegnung weckte, wo er angesprochen ward, nichts gab und es sich hinterher vorwarf, so daß dies die Buße dafür war? Ja, wer weiß, ob diese Reue nicht so versteckt in ihm erwachte

daß ſie ſeine Hand leitete ohne in ihm ſelbſt zum Bewußtſein zu kommen und er den Druck der Börſe für das Motiv ſie fortzuſchleudern hielt, während dies das wahre Motiv gar nicht war? Wer kennt die feinen Verſchlingungen menſchlicher Gedanken? So ſelten ahnt ſie der ſelbſt, in dem ſie vorgehen, wie nun gar ſollte ſie der erkennen, der nur einen geringen Theil ihres äußerlichen Effektes gewahrte und dies wenige ächte Gold noch mit dem Kupfer ſeiner eigenen Ideen verſetzte, nur um es ausprägen zu können.

Ein Weg nur läßt uns in das Innere einer Menſchenſeele bringen: die Empfindung deſſen, was ſchön iſt in ihr. Umgehend die kalte Region der Gedanken, empfangen wir ſo direkter was wir wiſſen ſollen. Wir empfangen es aber nur, wenn wir den lieben, den wir durchſchauen möchten, und wer ſo einen Menſchen erkannt hat weil er ihn liebt, redet über ihn im ganzen und großen, denn das Einzelne bleibt dennoch unerklärlich und verſchwindet.

Wie nahe ſteht uns Goethe nicht! Wie hat man uns Briefe über Briefe von ihm mitgetheilt, wie viele aus der Feder ſeiner Freunde, die ihn zu beſchreiben ſuchen. Wieland berichtet an Merk von der Begegnung mit ihm im neugepflanzten Park von Weimar, deſſen Bäume damals jung aufſproßten, deſſen Felſenwege eben von ihm geſchaffen waren. Heute iſt alles hoch aufgewachſen; man ſtreift einſam darin umher und findet die alten Inſchriften. Goethe und Corona Schröter gingen allein zuſammen; er in ſchönſter jugendlicher Kraft, ſie in üppiger Fülle und verführeriſch reizendem Anzuge. Als Wieland ſich ihnen zugeſellte, ward Goethe einſylbig und kalt. Warum? was verhandelte er mit dem ſchönen Mädchen dort ſo allein: man ſagt, ſie ſei die Philine im Wilhelm Meiſter. Wir wiſſen welche Rolle er ſelbſt in dem Roman ſpielt. War ſie ſeine Geliebte? Stritt er ſich mit ihr oder wollte er ſich mit ihr verſöhnen? Oder war es das alles nicht?

Denn er liebte damals Frau von Stein, und wir kennen ein Billet von ihm an sie, worin er sie mit Corona zu Tisch bittet. Sollte er zwischen den zwei Geliebten haben sitzen wollen? Trauen wir ihm ein so kaltherziges Raffinement zu? Und fänden sich wirklich noch Papiere, in denen über diese Fragen Auskunft gegeben würde, könnten sie uns den Ton seiner Stimme verrathen, den Blick seines Auges, den Druck seiner Hand, das Glück seiner Gegenwart? Erst nachdem wir aus seinen Dichtungen sein innerstes Leben schöpften, tragen wir es mit dem Geiste in diese Reliquien wieder hinein, um uns zu täuschen. Steht uns deshalb Werther näher als der Divan, weil wir nun endlich Goethe's Briefe an Lotte kennen, aber noch immer nicht wissen, wer Suleika war?*)

Das wahre Leben eines großen Mannes liegt nicht in den Erlebnissen seines Privatlebens, sondern spricht sich in den Worten und Thaten aus, die er an die Welt richtete. Goethe sagt es selber: „Das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt, und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen.“ Nicht was ihn mit uns auf eine Höhe stellt, sondern was ihn unerreichbar macht, ist unser Eigenthum an ihm. Raphael's Verhältnis zu Fornarina, Goethe's zu Christiane Vulpius, Byron's Ehescheidungsprozeß haben kein Forum mehr. Byron ist ein Dichter für uns, nichts weiter. Seine Werke, so sehr sie seinen geheimsten Schicksalen entsprossen sind, führen ein eigenes, höheres Dasein, losgetrennt von seiner irdischen Gegenwart. Nur das, was edel und groß im Manne war, hängt mit ihm zusammen, und wie sein Körper begraben und verwest ist, so sind es die vergänglichen Bestandtheile seiner Schöpfungen. Wer Byron nahe stand, durfte seine Erlebnisse und Ansichten über ihn der Welt mittheilen. Allein diese Bücher mögen für und wider

*) Geschrieben 1856.

ihre Autoren reden, mit dem Dichter haben sie nichts zu thun. Das innere Leben der Größten wie der Geringsten widersteht der Geschichtschreibung aus fremder Feder. Nur was sie selbst sagen, verleiht uns ein Gefühl ihrer Persönlichkeit. Was sie aber so darreichen, ist nicht das Wirkliche, sondern Wahrheit und Dichtung, auch da, wo nicht dieser Titel gewählt wird. Rousseau's Confessions, Lamartine's Confidences, Benvenuto Cellini's, der Cardinal de Retz, Alfieri's und anderer Männer Selbstbiographien, auch wo sie am rückhaltslosesten sich preisgeben, stellen niemals die nackten Thatsachen hin in ihrer wahrhaftigen Entstehung. Das Leben ist ein Geheimnis, auch für den, dessen Leben es war. In dem aber, was sich ihm selber offenbarte, lag so viel Dunkles, Unaussprechbares, so viel Sündliches, daß keiner erfahren darf, daß es sich niemals fremdem Auge enthüllen wird. Das Wirkliche berühren wir nur mit Schauder. Wo es uns gelänge, eine That bis auf die kleinsten Fasern zu ergründen und anatomisch darzulegen, da würden wir doch nur, wie das Stereoskop, ein leichenstarres, erheucheltes Leben, ein Gespenst hinstellen, das keine Frage beantwortet. Ein Porträt aber aus der Hand eines großen Künstlers, der das Ewige vom Alltäglichen scheidet, den Menschen neu bildet, nicht wie er war, sondern wie *er* ihn erblickte, das redet zu uns und seine Lippen verschweigen nur das, was ein Geheimnis bleiben muß. Wo aber ein solcher Künstler fehlt, da reden die Thaten allein von denen, die ihre Schöpfer sind.

Halten wir uns an das, wodurch sie sich in der Geschichte der Menschheit einen Platz erworben haben. Friedrich der Große ist für uns ein großer Feldherr und König; weshalb er getrennt von seiner Gemahlin lebte, warum er Trenk nicht freilassen wollte, wie er zu seinem Vater stand und zu seinen Brüdern, das sind Fragen, von denen kommende Jahrhunderte wenig wissen werden. Obgleich die vielen Bände seiner

gedruckten Werke uns mit tausend Fingerzeigen auf sein verborgenes Leben hinweisen, seine Schwächen aufdecken und seine Fehler bestätigen, so bleibt er uns dennoch der alte, und diese Dinge haben nichts zu thun mit seinem unsterblichen Ruhme, so wenig als die aufgehäuften Zeugnisse ausgezeichneter Privateigenschaften ihm seinen großen Namen erworben hätten, wenn er sich an der Stelle, wo er in die Geschichte eingreifen mußte, schwach oder nur unbedeutend bewiesen hätte.

Byron ist längst begraben. Er war leidenschaftlich und rieb sich auf durch ein rasendes Leben. Das bekunden seine Gedichte, und was wir von ihm als Dichter empfangen, unterliegt dem Urtheil der Geschichte. Was ihn aber zwang, diese Kometenlaufbahn zu durcheilen, weiß nur die Gottheit, die sie vollenden ließ. Das wahrhaft Große und Schöne in ihm wird sich mehr und mehr von dem sondern, was der Vergessenheit anheim fällt, und die Nachwelt empfängt immer reiner den Eindruck seines Charakters. Wenn wir jetzt aus neu entdeckten Quellen erfahren müßten, daß Shakespeare, Aeschylos, Pindar, oder andere große Dichter, liederlich, eitel, geizig, ja Verbrecher gewesen wären, wenn es uns so klar bewiesen würde, daß zuerst kaum ein Zweifel zulässig wäre, thäte es dennoch ihren Werken den mindesten Eintrag? Trotz aller Evidenz, würden wir diese Nachrichten zu bezweifeln beginnen, sie dann ignoriren und endlich vergessen, oder denen, welche sie uns überlieferten, den Vorwurf der Verleumdung machen, bis wir sie offen verneinten.

So mächtig überstrahlt das göttliche Feuer dessen, dem es verliehen ward, alle irdischen Leidenschaften endlich, die es bei seinem Leben zu verdunkeln strebten.

Alexander von Humboldt.

(1862.)

Als die Zusammenstellung von Briefen und Gesprächen, welche zwischen Humboldt und Varnhagen gewechselt worden sind, veröffentlicht wurde, war ihr Eindruck ein tiefgehender. Das Publikum verschlang die Blätter die ihm hier geboten wurden, und zwar ein Publikum aus allen Ständen.

Darüber herrschte kein Zweifel, daß mit den so aller Welt zugänglich gemachten Vertraulichkeiten (denn Geheimnisse waren es nicht) ein Mißbrauch getrieben sei, den nichts entschuldigen könne. Wir sind durch die Zeitungen daran gewöhnt, Meinungen, Charaktere und sogar Privatverhältnisse rücksichtslos öffentlich behandelt zu sehen. Allein dergleichen beleidigt kaum mehr. Jedermann erkennt den Einfluß der momentanen Erregung. Die sich berührt fühlen, antworten entweder oder ignoriren den Angriff. Allewelt aber vergißt bald was so gesagt worden ist, und Niemand möchte darum auf Preßfreiheit Verzicht leisten wollen. Wird die Sache zu arg, so kann man sich an die Gerichte wenden. Was aber soll geschehen, wenn die einschneidenden Aeußerungen eines verstorbenen Staatsmannes, die im geheimsten Gespräch einem andern Staatsmanne gegenüber gethan worden sind, sich plötzlich aufgezeichnet und gedruckt finden?

Denken wir uns eine in bester Eintracht lebende ausgebreitete Familie. Verstimmungen, die sich in gereizten Worten Luft machen, können auch in ihr nicht ausbleiben. Sie liegen in der Natur der Menschen und entstehen überall. Mit der Erregung aber schwindet auch die Erinnerung daran, und trotz der bösesten Reden, die hier oder dort vielleicht gefallen sind, bleibt die allgemeine Einigkeit und das Vertrauen das alte. Nun plötzlich aber entdeckte sich, nehmen wir an, es sei eine unsichtbare Hand immer dann thätig gewesen, wenn gerade am empfindlichsten dieser oder jener sich über Bruder, Schwester, sogar über Eltern oder Kinder geäußert, und all diese Dinge fänden wir aufgezeichnet und gedruckt vor. Es wäre nicht möglich, ein stärkeres Gift zu ersinnen, um mit einem Schlage den geschlossensten Kreis zu sprengen. Immer wieder würde jener neu lesen, in unvertilgbarer Schrift, was der andere über ihn gesagt, und das Vertrauen fortan vernichtet sein.

Etwas ähnliches geschah mit der Herausgabe der Briefe und Gespräche Humboldt's. Varnhagen war zuletzt noch einer der wenigen gewesen, die die alten Zeiten durchlebten. Zu ihm kam Humboldt dann und wann und überließ sich dem freien Ausdrucke dessen was ihn ärgerte, betrübte und belastete. Was in seinen Briefen steht, ist in geringerem Maße verfänglich, seine mündlichen Aeußerungen aber, die, wenn er wieder gegangen war, von Varnhagen notirt wurden, enthalten das für Viele unerträglich Beleidigende.

Der Unterschied zwischen geschriebenen Gedanken und mündlicher Rede ist der, daß man dort stets etwas weniger zu sagen pflegt als man denkt, hier aber leicht etwas mehr sagt als man gedacht hat. Dieser Unterschied ist so stark, daß man sich beim Schreiben immer auf das berufen darf, was man, abgesehen von den einzelnen Worten, im ganzen sagen wollte, was zwischen den Zeilen steht. Wer etwas

ſchreibt, denkt nach und fordert Nachdenken, wer etwas ſpricht, empfindet und fordert Empfindung, deshalb braucht er ſtärkere Accente. Ich kann einem Manne ſchreiben, er gefalle mir nicht, in einer Art, daß jeder aus dem Satze herausliest, ich hätte ihn einen elenden Kerl nennen wollen; dagegen wenn ich mündlich die ſchärfſten Ausdrücke gebrauche, bedeuten ſie immer nur, daß ich in einem beſtimmten Momente aus einer beſtimmten Urſache mich zu dieſem oder jenem Worte hinreißen ließ, das, je durchdringender es klingt, nur die geſteigerte Leidenſchaft, die mich ſelber beherrſchte, zum Ausdruck brachte. Solche Aeußerungen deshalb ſind wahr und unwahr zu gleicher Zeit, und derjenige, der ein geſprochenes Wort hinter dem Rücken deſſen, von dem es ausgeht, niederſchreibt und in die Welt ſchickt, begeht ein Unrecht.

Wenn wir alſo Humboldt's Briefe ohne ſeinen Auftrag herausgegeben, ſeine Worte ohne ſein Wiſſen aufgezeichnet und gleichfalls gedruckt ſehen, ſo fällt dieſe Handlung dem allein zur Laſt, von dem ſie ausgeht, und zwar bedarf es hierzu keines beſonderen Verdiktes, ſondern die Sache richtet ſich ſelbſt. Es gilt ein Jedermann bekanntes Geſetz des Erlaubten und Nichterlaubten. Wer dagegen fehlt, empfängt dadurch ſchon, daß er fehlt, ſeine Beſtrafung, und es findet keine Appellation ſtatt, denn es exiſtirt weder Kläger noch Gerichtshof. Kläger iſt die vollbrachte That ſelbſt und Gerichtshof das Gefühl des Publikums.

Jetzt, wo das Buch den Reiz der Neuheit verloren hat, iſt es wohl erlaubt, dieſe Bemerkungen über ſein Erſcheinen aufzuzeichnen. Die Heftigkeit des erſten Urtheils hat ſich gemildert. Man iſt ſich bewußt geworden, daß die Angriffe, die es auf noch unter uns weilende Perſönlichkeiten enthält, von dieſen abgeglitten ſind als wären ſie nicht geſchehen, eine Erfahrung, die noch überall gemacht wurde wo gegen lebende Männer auch die ſchärfſten und ſogar die gerechteſten Dinge

gesagt worden sind. Es ist, als könnte an den Menschen, so lange sie da sind, kein Urtheil Anderer haften bleiben, es wird wie Kleider abgetragen und verschwindet. Statt dessen tritt Humboldt's Charakter, wie er sich in den Briefen und Gesprächen zeigt, immer mehr als der eigentliche Inhalt heraus. Er ist todt. Ueber ihn beginnt sich ein bleibendes Urtheil zu bilden, und die Frage muß beantwortet werden, was für die Anschauung seines innersten Wesens hier zu gewinnen sei.

Er hatte so lange Jahre gelebt, daß man ihn fast noch als einen Lebenden nahm, der ein Pamphlet gegen seine Zeitgenossen in die Welt schleuderte. Man begann inne zu werden, daß er todt sei. Es sind die Worte eines verschwundenen Mannes, die so sehr beleidigten. Eines Mannes, dem, so lange er lebte, nichts imponirte als die wahre, wirkliche Arbeit zum Nutzen der Menschheit, dessen unabläßiges Wirken im Dienste der Wissenschaft uns wie ein Riesenwerk vor Augen steht, und der, ich spreche es aus, auch in diesem Buche nirgends seinem Charakter untreu wird.

Denn was sich seinen Aeußerungen entgegensetzen ließe, der Vorwurf des verletzten Vertrauens, der nachweisbare Widerspruch in den er selbst verfällt, wie sich aus seinen eigenen Briefen beweisen ließe vielleicht, in denen er je nach verschiedener Richtung hin dieselben Dinge lobend und tadelnd zugleich erwähnt, die erwiesene Einseitigkeit, mit der er oftmals persönliche Verhältnisse auffaßt, ändert dennoch nichts in der Sache. Er hat Personen, die er mit Varnhagen im Gespräch auf niedrige Stufe stellt, Schmeicheleien ins Gesicht gesagt, hat schlechte Bücher und Leute, die es nicht verdienten, gelobt und protegirt, hat geschwiegen wo er mit starker Stimme hätte sagen können, was seine wahre Meinung war — Alles das eingeräumt: in der ächten Stimmung, die Wahrheit zu sagen, wußte er sie stets zu finden und in scharfe Worte zu

kleiden. Geben wir jenes zu, als eine wenig ideale Entwicklung seines Wesens, welche durch den Zwang der Verhältnisse vielleicht zu einer Lebensnothwendigkeit wurde, halten wir aber um so fester auch am andern und fühlen wir, daß hierin das wahrhaft Unvergängliche seines Charakters liegt. Er hätte gewiß mit allen Kräften zu verhindern gesucht, daß frisch nach seinem Tode so sein Andenken preisgegeben würde, wenn er die Möglichkeit hätte ahnen können; aber da es einmal geschehen ist, und das Geschehene sich nicht wieder ungeschehen machen läßt, so erkennen wir in Humboldt's Worten das eigne Gefühl über die Unerträglichkeit der Zustände, denen wir heute entronnen sind, und bestärken uns in dem Urtheil, welcher Antheil bestimmten Personen daran zuzumessen sei. In dieser Beziehung ist das Erscheinen des Buches von historischer Bedeutung. Es schlug ein. Keiner kannte die Verhältnisse wie er, keiner hätte so scharf und genau darüber zu reden gewagt. Eine Reihe der präcisesten Gedanken bot er der Nation dar. Wie ein Verhängniß kamen diese Mittheilungen. Man fühlte, die Wahrheit war es, die hier gesagt — oder selbst hier noch verschwiegen worden war.

Humboldt erscheint rücksichtslos wenn er tadelt sowohl als wenn er schmeichelt. Keiner wird es sobald vermögen, es ihm hierin gleichzuthun, denn Niemand wird sobald wieder von dem Glanze solcher Autorität umgeben dastehen. Er lobte maßlos. „Interessant, bedeutend, trefflich, geistreich" waren die geringe Scheidemünze, die er unangesehen beinahe jedem wie einem Bettler in die Hand drückte. Aber meistens doch nur denen, die er für Bettler hielt. Selbst eine Bezeichnung wie „theurer, werther Freund" gehörte unter Umständen in dieselbe Kategorie. Er wandte sie an wie die Italiäner ihr molto amico mio, ottimo amico, was so etwa einen oberflächlichen Bekannten bedeutet. Lobeserhebungen über Menschen und Werke die er nie gekannt, scheute er sich nicht

auszusprechen. Es war ihm das zur Gewohnheit geworden, wie das Verleihen von Orden und Titeln zur Gewöhnheit werden muß, da es doch menschenunmöglich ist, daß der, von dem diese ausgehen, alle die damit bedachten oft auch nur dem Namen nach kenne. Humboldt aber hat gewiß neben den wenigen, die er vielleicht übermüthig machte durch seine in Worten so verführerisch klingende Anerkennung, sehr vielen durch sein Lob genützt und sie sich selbst gegenüber auf eine höhere Stufe gehoben. Seinen Worten, und wenn es Schmeicheleien waren, zu denen wenig Grund vorlag, wohnte die Kraft inne, denen, an die sie gerichtet waren, einen edleren Respekt vor sich selbst zu geben und sie anzuspornen, das Ideal der eigenen Thätigkeit, das ihnen als ein erfülltes beinahe fertig entgegengehalten wurde, nun in der That zu erfüllen. Indem er sich dem, der sich an ihn wandte, in unmerklicher Herablassung gleichzustellen schien, wußte er ihm ein Gefühl seiner Thätigkeit einzuflößen als arbeite er mit ihm zusammen dem geistigen großen Ziele der Menschheit entgegen. Man fühlte doch, das glänzende Licht in das sein Lob versetzte, ging von ihm aus. Er nahm die Menschen in solchen Augenblicken als hätten sie Alles schon geleistet, was sie im besten Falle einst vielleicht leisten konnten; weil er in ihnen die Fähigkeit erkannte, sah er sie als schon entwickelt und gereift an. Möglich wohl, daß begrenzte Naturen dies Gold für baare Münze nahmen, das sich vollwichtig weiter geben ließe — meistens sind es derartige Fälle, die öffentlich bekannt geworden sind — Niemand aber kennt all' die verborgene, fördernde Wirkung, die ohne Schaden der eigenen Bescheidenheit anderen zu Theil ward, die sich von einem einzigen solchen Sonnenblicke des Lobes für immer erwärmt und gehoben fühlten.

Humboldt hatte den Trieb, die Dinge in strahlendem Lichte zu sehen. Seine Neigungen wie seine Abneigungen haben etwas

überschwängliches. Sein Styl zeigt das, er erkennt es Varnhagen gegenüber an, er hat etwas blühendes, oft zu voll blühendes. Gern gibt er den Hauptworten ein Geleite stattlicher Adjektiva und den Perioden eine volltönende Rundung. Um so kälter, trockener erscheinen seine Worte dann da, wo sich durchaus keine Gelegenheit idealer Anschauung darbietet. Mit wegwerfender Miene spricht er sich aus. Was er aber so verurtheilt, sind nicht die mangelnden Kräfte bei gutem Willen, sondern es ist die Selbstüberhebung, die sich breit macht, um Andern das Licht zu nehmen. Man gehe das Buch durch: beleidigender Tadel ist immer nur ausgegossen auf die, welche ihre Tendenzen verdüsternd der Welt aufzudringen suchen. Humboldt will keine Schranken anerkennen, die der freien Bewegung des Geistes gesetzt werden; Niemand soll auf diesem Gebiete gewaltsam den Wegweiser spielen wollen, Niemand seine Façon als die alleinseligmachende durchführen dürfen, gleichsam als legitimer Unterbeamter der höchsten Weisheit sich gerirend, die der Welt auch ohne Polizei die rechten Wege zeigt. Wer Humboldt's Urtheile, auch die bösesten, so betrachtet, muß das Gefühl der Freiheit darin empfinden, von dem er niemals verlassen wurde und der sein Leben und seine Neigungen gewidmet waren. —

Verlassen wir Herrn von Varnhagens Ueberbleibsel hier und sehen wir, wie Humboldt sich in einem anderen Buche spiegelt, das unter dem Titel „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde" erschienen ist. Sein Verfasser nennt sich nicht, deutet sich gleichwohl genugsam an, um wohl zu ermitteln zu sein. Doch ist für die Schrift wenig daran gelegen, wer er sei; die Angaben genügen völlig, daß er im Jahre 48 als Student in Berlin lebte und sich heute als Privatmann in England befindet. Das Buch bringt einige Briefe Humboldt's ohne Interesse, sein

Hauptinhalt besteht in Aufzeichnungen über eine kleine Anzahl von Besuchen und Unterhaltungen, die auf einen Zeitraum von neun Jahren vertheilt sind.

Humboldt, der im Jahre, seiner eigenen Angabe nach, etwa dreitausend Briefe schrieb und von Tag zu Tag neue Gesichter kennen lernte, ließe sich sicherlich in einer heute noch unübersehbar reichlichen Weise aus den so gebildeten Verhältnissen darstellen. Die Welt muß voll sein von Leuten, die Billets von ihm empfingen und in mündlichem Verkehr mit ihm standen. Ohne Zweifel könnte man aus den Beisteuern nur Weniger hier in Berlin Publikationen zusammenbringen, die bei weitem interessantere Dinge enthielten als bis jetzt bekannt geworden sind. Eine sündfluthliche Ueberschwemmung von Briefen und Erinnerungen wäre denkbar wenn alle Portefeuilles sich öffneten, durch welche die wenigen Bogen, die bisher ans Licht traten, durchaus übertroffen werden müßten. Denn Humboldt's Zeilen bilden den Abschluß der Epoche, die ihre Gedanken noch im Stillen austauschte, während heute was die Menschheit sich zu sagen hat in unmittelbarem Zufluſſe gleich in die Zeitungen einströmt.

So betrachtet enthält das kleine Buch ein Stück idyllischer Vergangenheit. Wir sehen, wie ein junger Student sich Humboldt nähert und von ihm herangezogen und festgehalten wird, und dieses Verhältnis gewährt uns das angenehme, den Augen der heutigen Zeit fast entschwundene Bild einer fast nur noch in antiken Vorbildern lebendigen Wechselwirkung. Hier ein Jüngling, voll von idealen Gedanken und von Sehnsucht sie auszusprechen, dort ein Greis, ihn anhörend und in fast unschuldiger Hingabe ausführliche Antworten ertheilend. Wie Sokrates, wenn er in Xenophon's Darstellung Kindern ernsthaft Rechenschaft auf ihre Fragen ablegt, oder bei Plato unter Jünglingen ohne Einbuße seiner Würde sich tief bewegenden Gesprächen

über die höchsten Probleme hingibt, hören wir Humboldt über die Unsterblichkeit und über die Ziele der Menschen reden.

Wie verwirrt ist das gemeine Leben des Tages, wie vergessen wir, welche einfachen, alle Lebensalter gleich anregenden Fragen uns dennoch nur im tiefsten Herzen ergreifen, wie rührt es uns, wo wir auch diesem Anblicke begegnen, wenn das die Welt verlassende erfahrungssatte Alter der hoffenden Jugend seine milden Gedanken vertraut. Das liegt auch als die schönste Anziehungskraft in Eckermann's Gesprächen mit Goethe. Goethe's Tod und der Humboldt's bilden hier wie dort den natürlichen Schluß des Buches. Wie wenigen, deren Alter von Ruhm beschattet war, wurde das Glück zu Theil, sich so in behaglicher Ruhe der Jugend gegenüber aussprechen zu dürfen; wie wenigen, die jung sich danach sehnten in dieser Weise dem Alter zu begegnen, wurde dies gegeben, und damit für das ganze folgende Leben das unverwüstliche Gefühl höheren Daseins, das die Frucht eines solchen Verkehres ist.

Denjenigen aber, welche diese Lehre vom Alter empfangen haben, kann die Erinnerung daran nie schwinden. Alles Verdienst des kleinen Buches liegt in der Darstellung Humboldt's von dieser Seite, und fast zum Erstaunen ist es, daß sein Verfasser, nachdem er so sehr den idealen Kern seiner Arbeit erkannt und hervorgehoben hat, einige, wenn auch nur wenige Urtheile Humboldt's über in Berlin jetzt noch lebende Männer mit einschließen konnte. Man sollte in Erinnerung an Varnhagen einfach über dergleichen hinweglesen und doch beleidigt sogar dies noch.

Es gibt eine Grenze in solchen Mittheilungen. Goethe wollte, daß zwanzig Jahre nach seinem Tode verstrichen, ehe die Lücken in seinem und Schiller's Briefwechsel ausgefüllt würden. Mag dieses Zartgefühl ein zu weitgetriebenes sein,

keinenfalls aber wird der, welcher sich zur Gesellschaft gebildeter Männer rechnen will, und darauf macht doch wohl Jeder Anspruch, sich erlauben dürfen, tadelnde Aeußerungen über Mitlebende, die mündlich gegen ihn geschehen, drucken zu lassen. Humboldt's Tod ändert daran nichts. Gerade, nachdem durch das Buch, von dem oben gesprochen worden ist, ein so eklatanter Verstoß gegen die Sitte geschah, hätte der Verfasser doppelt vorsichtig unter dem wählen müssen, was er sagte und was er fortließ. Dasselbe gilt vielleicht von der Stelle, wo er sein an Humboldt gerichtetes Gedicht diesem vorliest und berichtet, er sei von ihm „zu wiederholten Malen mit Ausdrücken des Lobes unterbrochen" worden. Soweit hätte der, welcher dieses Lob empfing, Humboldt übersehen dürfen, um zu wissen, daß man dergleichen nachträglich nicht drucken lassen durfte. Indessen, wo es sich um Männer wie Goethe und Humboldt handelt, erscheint es fast als eine Unmöglichkeit, daß irgend eine ihrer Aeußerungen, die irgendwo im Gedächtnisse des Menschen oder auf dem Papiere haften blieb, zurückgehalten werden könne. Was Goethe in den flüchtigsten Momenten geäußert, ist aufbewahrt und gedruckt worden, fast als wäre es ein Naturprozeß, der hier arbeitete. Man kann daher den Einzelnen, durch die es geschah, Vorwürfe machen, nicht aber das Geschehene an sich als etwas zu verhinderndes ansehen. Es sollte so sein, daß solch ein Mann, der Alles sah, Alles hörte, abwog und ein deutliches Urtheil darüber aussprach, unser Zeitalter durchwandelte. Es war diesen Urtheilen die Kraft verliehen, im Gedächtnis der Menschen zu beharren und einst hervorzubrechen; und in die Menschheit wiederum war die Neugier gelegt worden, mit der ein Jeder begierig danach greift und durch die immer mehr wahrscheinlich von dieser versteckten Waare ans Tageslicht gelockt werden wird. Und welch ein Gewinn! Fünfzig bis sechszig Jahre der Epoche lagen so in Humboldt's Mit-

theilungen und geben der Zukunft ein Bild der Dinge, die an ihm vorübergingen. Nimmt man dazu, was vor und mit ihm Goethe durchlebt und in ähnlich allumfassender Weise mit schriftlichen Randgloſſen ſeines Geiſtes verſehen hat, ſo ſehen wir faſt ein Jahrhundert in den Aeußerungen der beiden großen Geiſter abgeſpiegelt. Auch andere Nationen haben ihre Memoirenſchreiber, keine aber Zeugniſſe, die von ſolcher Höhe herab ausgefertigt wären. Beide im Verkehr mit den hervorragendſten Männern der Welt, beide im perſönlichen Auftreten ſich ſcheinbar unterordnend oft den Forderungen einer Etiquette, die ſie ſogar vielleicht bedurften, weil ſie in langen Jahren an deren äußerliche Formen gewöhnt waren, dennoch im Herzen der fortſchreitenden Freiheit zugethan und von Verachtung erfüllt gegen die, welche ſie zu läugnen, zu umgehen oder zu verringern ſtrebten.

Dieſe Liebe zur Freiheit, oder, um einen proſaiſcheren Ausdruck zu brauchen, die Forderung geiſtiger Unbefangenheit in allen Fragen iſt es, die die Deutſchen überhaupt vor anderen Nationen auszeichnet, kein Wunder alſo, wenn ſie ſich als Charaktergrundzug unſerer großen Männer kundgibt. Sie macht es uns möglich, das Fremde aufzunehmen, ohne unſere eigene Natur zu ändern, in allen Ländern zu wohnen und unſer Vaterland mit dahin zu tragen, jenen wahrhaft chriſtlichen Patriotismus zu hegen endlich (ich nehme chriſtlich hier nicht im kirchlichen, ſondern im ethiſchen Sinne), der nicht im Haſſe gegen andere Völker, ſondern in der Liebe zu ihnen beſteht. Geläugnet ſoll nicht werden, daß für das politiſche Leben, wie es ſich in unſeren Tagen gerade für Deutſchland geſtaltet hat,*) eine Erwiederung des Haſſes, den die Dänen gegen uns hegen, einer Abneigung die die Ruſſen beſeelt, eines Hochmuthes mit dem Franzoſen und Engländer uns

*) Geſchrieben 1862.

betrachten, den Deutschen wohl anstände. Werden wir aber nicht immer unnatürlich, wo wir so Gleiches mit Gleichem zu vergelten versuchen? „Der gute alte Goethe träumte in seinem Alter von einer Weltlitteratur," lautete lange Zeit das Urtheil der Kritik über ihn: er träumte nicht bloß, man verstand ihn nicht: er sah sie voraus! In Humboldt ward diese von Deutschland ausgehende Weltlitteratur deutlicher in die Wirklichkeit geschafft. Alle seine Urtheile zeigen, wie wenig er sich mit seinen Gedanken innerhalb der politischen Gränzen von Deutschland hielt.

Der junge Mann, dem die Lage der Dinge in Preußen nicht zusagte, faßte den Entschluß, nach Nordamerika überzusiedeln. Humboldt denkt nicht daran, ihm abzureden. Der offene Brief in französischer Sprache, den er ihm an alle Amerikaner als Empfehlungsschreiben mitgibt, ist ein großartiger Beweis der Macht, deren er sich bewußt war. Wie ein Fürst schriebe: „Wir, von Gottes Gnaden, thun kund und zu wissen allen denen, welchen dies zu Gesicht kommt ꝛc.," beginnt Humboldt: „Alle diejenigen, welche in den Vereinigten Staaten und in den übrigen Ländern Amerika's meinem Namen und meinen Amerika betreffenden Arbeiten eine wohlwollende Kenntnis gewidmet haben, sind gebeten, Herrn Dr. ..., personne distinguée par ses talents et la noblesse de son caractère, mit Güte aufzunehmen, ꝛc." Welcher Fürst wäre im Stande, einen solchen über die ganze Erde gültigen Paß auszufertigen? Ich denke, Jemand der aus sich selbst allein, ohne daß ein Mensch ihm die Wege wies, solche Macht über die Geister der ganzen Welt sich zusammeneroberte, durfte wohl mit den Dingen und Personen, die seine Umgebung bilden, auch etwas als grand seigneur umgehen und mit leichtem Scherze nebenbei bemerken, daß der König Ernst August von Hannover ihn gewiß gern aufhängen würde wenn er es könnte.

„Alle Briefe an mich werden erbrochen," schreibt er dem jungen Manne zu gelegentlicher Warnung, ganz in demselben Tone als sagte er: Nehmen Sie sich draußen in Acht beim Treppenaufsteigen, es sind da ein Paar Stufen von faulem Holze, bei denen Sie durchbrechen könnten wenn Sie darauf treten. Ebenso spöttisch deutet er ein anderesmal die Ueberwachung an, welche ihm die Berliner Polizei angedeihen ließ. Humboldt fühlt sich ganz als den Bewohner eines Planeten, dessen Natur er besser kennt als irgend einer, den er innerlich und äußerlich durchforscht hat, und indem er an die Jahrtausende denkt, in denen die Weltveränderungen sich gestalten, an die Millionen Meilen, nach denen da die Entfernungen gemessen werden, fühlt er die ganze Erde als sein Vaterland und sieht ironisch lächelnd dem Spiel eines unbequemen, aber vergänglichen Despotismus zu, ohne daran zu denken, daß dergleichen zu bekämpfen sei. Er wartet es ruhig ab, er weiß es aus Erfahrung, welch ein Ende es zu nehmen pflegt. Und statt mit alten Leuten über die Vergänglichkeit der Dinge zu jammern, behandelt er sein eigenes Alter und seinen Tod leichthin und bestärkt die aufwachsende Jugend, festzuhalten am Unvergänglichen und das Vergängliche als großer Herr zu betrachten und zu behandeln wie er selber zu thun pflegte. Das Unvergängliche aber ist die geistige Arbeit.

Möge ein günstiges Geschick walten, daß, wo Alexander von Humboldt stand, ein Anderer auftrete, der gleich ihm an höchster Stelle die Würde der Kunst und Wissenschaft verfechte, das Richtige, Förderliche vermittle und das Unfruchtbare zu verhindern wisse. Der, wie er, allen Emporstrebenden in unermüdlicher Dienstbarkeit gefällig, mit Rath und That zu helfen strebe, und wenn verdüsternde Zeiten kommen, sie, gleich ihm, als vergängliche Wolken verspotte, dennoch aber auch sie zum Dienste des Fortschrittes, wenn irgend möglich,

auszubeuten verſtehe. Mag dann auf zehn, die es in Wahrheit verdienten, einer, oder ſogar ein zweiter dazu, mit durchſchlüpfen, dem ſeine Fürſprache unverdientermaßen zu Theil ward: zeigen würde ſich der hohe Nutzen eines ſolchen Mannes ebenſo glänzend, als ſich empfindlich heute ſchon der Mangel fühlbar macht, der durch ſeinen unerſetzlichen Verluſt entſtanden iſt.

Schleiermacher.

(1870.)

Es mag zehn Jahre her ſein, daß es ſich um eine Biographie Goethe's handelte, deren Bearbeitung von guter Hand ein Buchhändler zu erlangen beſtrebt war. Die Sache wurde damals von verſchiedenen Perſonen, denen am Zuſtandekommen eines ſolchen Buches gelegen war, gründlich beſprochen. Die größte Schwierigkeit ſchien darin zu liegen, daß uns Goethe noch zu nahe ſtand. Es gab für unſer Auge noch keinen Punkt, von dem aus geſehen ſein Leben als Ganzes genommen ſich von natürlich gleichmäßigem Lichte beſtrahlt darbot. Die Herrſchaft ſeines Alters lag uns noch zu mächtig nahe in der Seele, um die ſtürmiſchen Zeiten ſeines erſten Auftretens als natürlichen Anfang dazufügen zu dürfen. Er fiel wie in zwei Perſonen auseinander, und die Zeiten, die dazwiſchen gehörten, waren undeutlich und bildeten keine rechte Brücke.

Heute würde bei einer Darſtellung Goethe's Niemand mehr durch ſolche Bedenklichkeiten ſich behindert fühlen. Goethe iſt nun ganz in der Vergangenheit untergetaucht. Die Wellen eines neuen Daſeins rollen ruhig über die Stelle hin, wo

vor Kurzem seine Stirne noch emporragte. Wir fragen nicht mehr: wie würde Goethe dazu sich gestellt haben? Wir fragen überhaupt nach dem Urtheil derer nicht mehr, qui ante nos fuere. Aus Epigonen sind wir plötzlich wieder Deukalionen geworden. Wir meinen zum erstenmale aus dem Stein zu erwachen, sehen uns mit einer gewissen Ruhe (die gleichfalls diesen Ursprung nicht verleugnet) Gegenwart und Zukunft an und wissen bestimmt, daß das Vergangene für immer abgethan sei. Keine übermächtige Verehrung berückt uns mehr den Sinn. Ein Licht, das mehr an Mondschein als Sonne erinnert, scheint über den Menschen und den Begebenheiten zu liegen und blendet unser Auge nicht. Eine Biographie Goethe's ließe sich heute aus einem Gusse herstellen. Seine Jugend wäre uns nun nicht ferner als sein Alter, die innere Bewegung der Tage vor den Stürmen der französischen Revolution erscheint uns heute historisch ebenso durchsichtig und interessant als die etwas todte Arbeitsamkeit der zwanziger Jahre, wo die dunkle Scheu, mit der man neue Bewegungen der Nationen herannahen fühlte, so ganz anders beschaffen war als die Erwartung der 70er und 80er Jahre auf einen unaussprechlichen Völkerfrühling. Alles das sind jetzt vollendete Thatsachen, unbedeutende Symptome, particulare Handarbeit, gegenüber der universellen Dampfarbeit der neuesten Tage.

Es ist auffallend, wie sehr vom Standpunkt des heutigen Lebens aus angesehen, die Zeiten der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege nun friedlich erscheinen. Man glaubte während dieses umgestaltenden Ueberganges aus dem vorigen Jahrhundert in das heutige praktische Politik zu treiben: heute sehen wir, daß all diese Politik doch nur von als Soldaten, Revolutionären, Staatsmännern ꝛc. verkleideten Humanisten gemacht wurde. Napoleon, der rohe, rücksichtslose Soldat, steht heute als durch und durch getränkt von klassischer Bildung da.

Er holt Statuen und Gemälde nach Paris, führt Talma mit sich, der Corneille spielt, hat Werther's Leiden in seinem Handgepäck, schreibt aus Italien sentimentale Briefe an Josephine und läßt Goethe zu sich bescheiden. Und bei der Plünderung Weimars verschafft das Geschrei der Christiane Vulpius, an den ersten besten französischen Offizier gerichtet, ‚une sauvegarde pour Goethe!' diesem eine Schildwache vors Haus. Wir haben keine Goethe's heute, allein ich zweifle, ob französische Offiziere heute von ihnen wissen würden. Wir leben in den Tagen, wo Humboldt's Marmorbüste nach seinem Tode in Berlin vergeblich für einen billigen Preis ausgeboten wurde, und wo Nachts bei seinem Leichenbegängnisse der Pöbel seinen Sarg insultirte.

Das Durchdrungensein von einer Bildung, die von der Kenntnis des klassischen Alterthums ausging und auf eine Umgestaltung der Welt in ihrem Sinne losarbeitete, ist das Kennzeichen der letzten großen Epoche hinter uns. Rousseau wußte nichts besseres, als am Schlusse des Emil seine ideale Gesellschaft in griechische Tempel mit ewigem Frühling einzulogieren, wo jeder aß und trank und keiner kochte. Nur die Gebildeten kamen in Betracht. Ein unsichtbares, williges Sklavenvolk that ungefragt die niedere Arbeit hinter der Scene. Die Gebildeten allein sind es, die in der französischen Revolution und in den Kriegen darauf die Macht in Händen haben, nur in Momenten lassen sie das aufgehetzte Volk los. Niemand ahnte unsere heutige Aufgabe: kolossale Massen materiell emporgestiegener, aber fast ganz bildungsloser Menschheit, in deren Händen und Stimmen die allgemeine Gewalt liegt, mit den Resten jener schwindenden humanistischen Bildung zu erziehen. Niemand würde vor dreißig Jahren nur diese Aufgabe begriffen haben, weil Niemand die Entwickelung des materiellen Lebens voraussah.

Was nun steht uns heute zu Gebote dieser Aufgabe gegen-

über? Keine anderen Mittel doch als die Gedanken der Epoche, von der ich eben ſprach. Sie ſind das geerbte Saatkorn, mit dem wir die ungeheuren Territorien der Gegenwart zu beſtellen haben. Und ſo wendet ſich die heutige Geſchichtsſchreibung mit Energie den Tagen zu, die, freilich abgethan hinter uns liegend, nun bei all ihrer Schwäche, Beſchränktheit und Machtloſigkeit den Schimmer eines Heroenalters zu tragen beginnen. Noch vor zwanzig Jahren klagten wir dieſe Männer an, die Erbſchaft der Freiheitskriege übel verwaltet zu haben; heute verſtummen ſolche Vorwürfe. Deutſchland iſt in ſeinen Anfängen auf dem beſten Wege. Wir haben nicht mehr zu trauern über vergebliches Ringen nach einem Ziele, das offen zu nennen früher polizeilicher Hochverrath war. Wir beſitzen ſo viel Freiheiten, daß wir oft Mühe haben, uns ſelber darin zurecht zu finden; wir werfen Niemandem mehr vor, daß durch ſeine Schuld uns deren Genuß eine Reihe von Jahren zu ſpät zu Theil geworden ſei. Wir fragen dagegen mit erwachender Neugier: wie waren die Männer denn beſchaffen, aus deren geiſtiger Arbeit unſer heutiger Zuſtand erwachſen iſt? Und nun, indem wir dieſe Frage ſtellen, entfaltet ſich die Zeit der letzten 25 Jahre des achtzehnten und der erſten 25 des jetzigen Jahrhunderts als das bewundrungswürdige Zuſammenwirken einer großen, in ihren Intereſſen verbundenen Geſellſchaft welche, ganz Europa überſpinnend, mit all ihren Intentionen auf geiſtige Arbeit gerichtet iſt. Gerade die Abweſenheit des politiſchen Lebens im heutigen Sinne gibt dieſen Beſtrebungen für unſeren Anblick das Allmächtige. Man kannte nichts als das. Nur dieſer einzige Weg ſchien eröffnet, um den Fortſchritt der Menſchheit zu bewirken. Nach dieſer einzigen Richtung hin ſchärfte ſich alle Auffaſſung, alle Produktionskraft.

Aus dieſer Anſchauung heraus iſt Dilthey's Buch über

Schleiermacher geſchrieben worden. Der erſte Theil führt uns nicht weiter als bis zum Jahre 1802. Er behandelt die Anregung in den gebildeten Kreiſen Norddeutſchlands vor und nach der franzöſiſchen Revolution. Dilthey beſpricht Perſonen und Verhältniſſe, die ſchon oft behandelt worden ſind und zu deren Beurtheilung ſo viel Material vorliegt (welches durch neue Publikationen fortwährende Bereicherung erfährt), daß ſich faſt bei Jedermann, deſſen Intereſſe auf Betrachtung dieſer Epoche gerichtet war, eine Art Konſtruktion der Dinge und Menſchen von vornherein gebildet haben muß. Keine Natur aber unter den bedeutenderen, die uns hier begegnen, beſaß in höherem Grade die Fähigkeit, überhaupt den Menſchen und den Dingen ſich hinzugeben, als die Schleiermacher's. Und deshalb iſt es für uns heute ſo wichtig — auch denen, die vielleicht nicht einmal Schleiermacher's wegen Dilthey's Buch leſen würden — in Schleiermacher's Entwicklung ein treues Abbild der Strömungen ſeiner Epoche wahrzunehmen, die er zu ſo großem Theile in ſich aufnahm und auf ſich wirken ließ.

Denn Schleiermacher's Genie lag darin, ganz für ſich zu exiſtiren, indem er ſich dennoch ganz hingab. Schleiermacher's Geheimnis war, dieſen eigentlich weiblichen Zug mit der feſteſten Männlichkeit zu verbinden. Er war Theologe von Naturanlage. Seine Beſtimmung war, die Menſchen zu ſuchen und, indem er ſich in ihre Verirrungen mit hineinbegab, ſie, und ſich ſelbſt mit, dieſen Verirrungen dann zu entreißen. Schleiermacher, wie er uns bisher aus ſeinen Briefen und aus durch Tradition empfangener perſönlicher Erinnerung in der öffentlichen Thätigkeit ſeiner zweiten Lebenshälfte zumeiſt entgegentrat, hatte etwas problematiſches: man begriff nicht, wie ſo viel Klarheit, Energie und Offenheit des Charakters ſich nicht aus dem Bereiche öffentlicher Verhältniſſe lieber zurückzog oder zurückzuziehen ſich gezwungen ſah, in denen weder

Energie, noch Klarheit oder gar Offenheit gewollt wurden, sondern in denen sie ein Vorwurf waren und zu Konflikten führen mußten. Aus Dilthey's Darstellung der Jugendjahre empfangen wir jetzt die Lösung dieses Räthsels. Wir lernen die Entwicklung eines der eigenthümlichsten von den Menschen kennen, die innerhalb der großen Bewegung mitgearbeitet haben: eines Menschen, der alles anzugreifen verstand, alles einsah, überall mitzuthun suchte, und dessen einzige Arbeit doch nur darin bestand, an sich selbst zu arbeiten, der verglichen mit Andern scheinbar unproduktiv dastand und doch mehr als die Meisten zu Stande brachte. Denn während die Andern individuelle Werke aufbauen, geht er, als ewiger Dolmetscher gleichsam, vom Einen zum Andern, um sich und ihnen ihre und seine Gedanken zu erklären. All sein Thun hat einen direkten Zweck. Er will stets dem Publikum zu Leibe. Und diese Natur nun lokalisirt, um den Ausdruck zu brauchen, das Schicksal gerade an der Stätte, wo für sie allein in Deutschland günstiger Boden sich fand: in Berlin.

Goethe spricht (bei der Erklärung des Charakters Voltaire's) den Satz aus: daß von Zeit zu Zeit gewisse Individuen erscheinen, in denen eine herrschende Familie oder eine Nation die Quintessenz ihres Wesens verkörpert. Louis XIV. und Voltaire sind ihm so die Repräsentanten der Familie Bourbon und der französischen Nation des vorigen Jahrhunderts; als die Männer erscheinen sie beide, in denen die Glanz- und Schattenseiten der Familie und des Volkes am tiefsten und hellsten miteinander harmonisch verbunden waren. Wenden wir uns vom Begriffe Familie oder Volk zu dem einer großen Stadt, so läßt sich sagen, daß Schleiermacher der edelste Repräsentant des Berliner Geistes gewesen sei, wie er sich bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts manifestirte, wesentlich von dem verschieden, was er heute ist.

Berlin war auch damals schon die Hauptstadt Deutschlands, aber ganz im stillen! Man wagte dergleichen kaum zu denken, aber man suchte doch privatissime so zu leben, daß den Blicken späterer Generationen wenigstens die verhüllten Gedanken und verschwiegenen Wünsche nicht ganz unverkennbar wären. Man war sich der allgemeinen Deutschen Misère im preußischen Berlin doch am klarsten bewußt, suchte die politische Leere am meisten systematisch mit geistiger Arbeit zu ersetzen und durfte hier und da ungestraft symbolisch (durch einen schlechten Witz, dem nicht beizukommen war) seinem Gefühle Ausdruck verleihen. Zwar hatte diese Gesinnung keinen großen Wirkungskreis. Berlin lag weit ab vom übrigen Deutschland, weiter als Königsberg heute. Wer am Rheine, in Göttingen, in Sachsen, in Süddeutschland damals ein berühmter Mann und seines Publikums sicher war, hatte einen endlichen glorioſen Ruf und Einzug nach Berlin wohl kaum in Gedanken; und doch saßen in Berlin die Männer, die es vielleicht hätten machen können, wäre der eigne Wille durch obrigkeitliche Bewilligung dazu erhoben worden. Unter diesen Männern bewegte sich Schleiermacher als einer der ersten. Ohne seiner Würde etwas zu vergeben, war er in den gedrücktesten politischen Zeiten in Staat und Kirche mächtig und brauchte seine Unabhängigkeit nie mit blanker Waffe zu vertheidigen. Er kannte das Fahrwasser zu genau. Er durfte zwischen Klippen hindurch, die manchen Andern zu Grunde gehen ließen oder wenigstens aufhielten, seinerseits sogar mit vollen Segeln fahren, und Viele gingen sicher der Linie nach, die er zog, und priesen die Existenz des Mannes und betrauerten seinen endlichen Verlust als unersetzlich.

Diese Zeiten und Zustände Berlins zeigt Dilthey im ersten Bande seines Buches natürlich noch nicht, allein wir müssen sie doch vergleichend im Auge halten bei dem von ihm

gegebenen Bilde der Stadt vor und während der französischen Revolution, in deren Kreisen erst wir Schleiermacher seine Erfahrungen für das spätere Amt gewinnen sehen. Berlin ist der Gravitationspunkt seiner Existenz, er war völlig zu Hause da, um es in der Folge mit solcher Sicherheit, man kann in gewissem Sinne wohl sagen: beherrschen zu können. Schleiermacher kannte die Herren alle mit einander, hatte sie aufwachsen oder zuziehen und sich acclimatisiren sehen, die selbst und deren Kinder dann sein Publikum wurden. Er hatte ihre Denkweise inne und wußte ihre Sprache zu reden. Und nicht die Herren allein, auch die Frauen kannte er. Er wußte von allen Familien chemisch genau, wie viel Eisen sie im Blute hätten. Und die Kunst dieser Chemie lernte er in jungen Jahren aus dem Grunde. Praktische Menschenkenntnis war sein eigentliches Fach. Enkel eines religiösen Schwärmers, Sohn eines Vaters, welcher, eigenem Geständnisse nach, spät erst an die Dinge glauben lernt, die er lange seiner Gemeinde predigen mußte ohne daran zu glauben; Zögling einer herrnhutischen Schule, beschränkt durch äußere Armuth, bedrängende Familienverhältnisse, anklebende Freundschaften und den ausschließlichen Besuch norddeutscher Universitäten; dann Hofmeister in einem adligen Hause, wo auf dem Lande, im engsten Verkehr mit einer hochgebildeten, feinfühlenden Familie, Eltern, Söhne und Töchter geistige Objekte edelster Art sind, an denen Schleiermacher Seelen seciren lernt; dann gleich ins geistliche Amt; und endlich hineinfallend in die Berliner Litteratur und Gesellschaft, in der französische und Deutsche Bildung sonderbar gemischt, jüdischer Scharfsinn und specifisch preußischer Geist eines zum Theil ganz rohen, zum Theil höchst gebildeten Adels sich zu einem allgemeinen großen Ganzen vereinen, das der Verfasser unseres Buches vortrefflich zu schildern weiß: — dies die Wendepunkte seiner äußeren Existenz. Man fühlt, daß Dilthey sich in diese Zustände

eingelebt hat, und daß, was er gibt, nur das wenigste von dem sei, was er geben könnte.

Innerhalb dieses Berliner Lebens damaliger Zeit trifft Schleiermacher mit den Schlegel's zusammen. Soweit führt uns der erste Band. Wir erblicken ihn bei voller Jugendkraft innerhalb eines Verkehrs und einer Bewegung, die uns heute ganz ziellos erscheinen würde. Er ist Theologe, steckt tief in klassischer Philologie, in schöner Litteratur, in der Verwirrung persönlicher Verhältnisse, aus denen leidenschaftlicher Verkehr in Begegnungen, Zusammenleben und Korrespondenzen erwächst, und einziger praktischer Zweck dieses unbestimmten Arbeitens ist die Ausbildung des eigenen Geistes, größtmögliche Entfaltung der Individualität. Wir heutigen Tages besitzen Kammern und Parlamente, dazu unendliche minder illustre Gelegenheiten, sich auszusprechen und eingreifend zu bethätigen, wir haben eine durchsichtige Staatsmaschine, deren Rädergang wir genau verfolgen, wir haben eine verständliche Politik, die im Einklang mit der öffentlichen Stimmung steht, uns belebt nach allen Richtungen hin der Wunsch nach Insvernehmensetzen. Damals nichts von alledem. Nur das dunkle Gefühl einer bedeutenden Zukunft hegte man, von der jedoch Niemand ein Bild vor Augen hatte, auch wohl an Kämpfe dachte man, für die man sich rüsten müsse. Die ungeheuren Felsblöcke des Staatsorganismus lagen aber seit unvordenklichen Zeiten da, unbewegt und unbeweglich. Man umging sie so sicher, daß man sie kaum noch bemerkte: Niemand dachte daran zu rütteln oder gar sie zu sprengen. Nur ein Wunsch war lebendig, der, Bildung zu erlangen; dieser Wunsch aber ein fanatischer und als Centrum dieser Bestrebungen Berlin. Dort kritisirte man am feinsten und wurde am wenigsten durch eigene produktive Gedanken bei der Durchdringung und Reception fremder Schätze unterbrochen.

Allein die Menschen waren auch damals politische Thiere und verlangten Befriedigung dieser Triebe. Es handelte sich darum, einen Ersatz zu finden für das, was das öffentliche Leben versagte, und bei den Entdeckungsreisen, welche danach nun von den begabteren, bedeutenderen Naturen unternommen wurden, kreuzten sich die Wege der Einzelnen auf das Wunderbarste. Da gab es kein Entrinnen und Verschweigen. Da entstanden die seltsamsten Hoffnungen auf gemeinsames Wirken. Ans Staatsgefüge durfte Niemand die Hand legen, aber auf rein geistigem Wege ließen sich Staaten höherer Art mit geistiger Organisation herstellen. Was die Freimaurerei auf moralischem Gebiete bewirkt hatte, das wollten die Romantiker auf ästhetischem erreichen. Schleiermacher allein vielleicht ist es dann gelungen, aus dieser Schule in ein rein praktisches Wirken hinüberzutreten, das zu harmonischem Abschluß führte. Ihm deshalb, weil die Menschenkenntnis, deren er später bedurfte, auf keinem anderen Wege so reich zu gewinnen gewesen wäre.

Was hiermit über das Dilthey'sche Buch gesagt worden ist, kann nicht als ein eigentlicher Reflex dessen gelten wollen, was es enthält. Dilthey macht die Entwicklung der Schleiermacher'schen Philosophie, die er von ihren anfänglichen Elementen an verfolgt, zur Mitte seiner Untersuchungen. Ihm auf dies Gebiet zu folgen, ist die Sache derer, die gleiche Studien treiben, und diese Anmerkungen gelten nur dem historischen Theile seines Buches. Dilthey war seiner ganzen Anlage nach zum Biographen Schleiermacher's völlig geeignet. Keinem Anderen würde es vielleicht gelungen sein, wie ihm, aus dem ihm vorliegenden, fast übermächtig zu nennenden Materiale mit glücklicher Hand nur das nothwendigste zu wählen. Dies nun hat er in seine Arbeit so gut hineinzufügen gewußt, daß nirgends die gleichsam anders zugehauenen Steine Schleier-

macher's aus dem Mauerwerke der eignen Sätze Dilthey's fremd hervorstehen.

Es kam bei seiner Arbeit auf noch einen Punkt besonders an, mit dessen Erwähnung ich schließen will. Wir sind jetzt auf das aus, was das Charakteristische genannt zu werden pflegt. Wir glauben heute die Menschen und Dinge besser zu sehen und deutlicher uns einzuprägen, wenn wir sie unter absichtlich scharfer Beleuchtung, sodaß Licht und Schatten grell aneinander stoßen, vor uns haben, während diejenigen Charaktere am verständlichsten zu sein scheinen, welche von Anfang an von bestimmter Stelle aus die Dinge ansehn und diesen Standpunkt festhalten. Also ein Kopf, wie Rembrandt ihn malt, scheint uns wahrer, als wie ein griechischer Bildhauer ihn in Marmor dargestellt hätte, und eine Figur aus einem Romane von Dickens lebendiger, als eine der Gestalten, die die Wahlverwandtschaften Goethe's etwa enthalten, oder die in den Dialogen Plato's mitreden.

So könnte auch Manchem heute, der Schleiermacher's Briefe gelesen und seine Wirksamkeit verfolgt hat, der edle Geist des Mannes, die umfassende Güte seines Wesens, die Allgemeinheit seiner Anschauungen, die Gleichmäßigkeit seiner fließenden, an griechischem Satzbau geschulten Sprache zu wenig charakteristisch erscheinen. Man wünschte auch in sein Leben schärferes Licht, festere Linien hinein.

Diese Forderung aber wäre falsch in sich, denn Schleiermacher's Existenz lief eben darauf hinaus, nicht: sich in eigener, zackig abschließender Individualität zu trennen von den Uebrigen und eigene Pfade zu verfolgen, sondern wie ein wohlthätiges Meer, das Alles umfaßt und Alles vermittelt, sich hinzugeben, formlos zuweilen, aber nur scheinbar formlos, denn fester in um so höherem Grade durch die Reinheit seines Willens.

Dilthey nun hat es bis jetzt vortrefflich verſtanden, dies Element des Allgemeinen ſtets richtig zuſammmenzuhalten. Wir verlieren niemals das Perſönliche aus den Augen. Freilich, darüber zu urtheilen, wie das Bild, welches wir empfangen, zum wirklichen Manne ſich verhielt, welcher lebte und arbeitete, würden die allein im Stande ſein, die ihn wirklich gekannt haben.

Herrn von Varnhagen's Tagebücher.

(1862.)

Die beiden Bände Tagebücher, welche als Fortsetzung der Korrespondenz mit Humboldt aus dem Nachlasse Varnhagen von Ense's herausgekommen sind*), haben kürzere Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt, als unter andern politischen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Im Vergleiche zum Briefwechsel sind sie fast spurlos vorübergegangen.

Für diejenigen jedoch, welche Autor und Verhältnisse näher kennen, erneuen diese Bücher ein Problem, das jetzt bei weitem schärfer hervortritt: die Frage, ob die Herausgabe dieser Papiere mit Varnhagen's Willen erfolgt sei.

Der nachfolgende Aufsatz theilt die Gedanken mit, die mir über diesen Vorwurf gekommmen sind.

Als ich die beiden Bände Tagebücher durchlesen hatte, glaubte ich, sie würden am nächsten Tage konfiscirt werden. Es ist nicht geschehen. Wenn irgend etwas Zeugniß ablegt für den Fortschritt in Preußen, so ist es dies. Wenn eine Regierung gestatten zu dürfen glaubt, daß Bücher, in denen solche Dinge gesagt werden, ungehindert in aller Welt Hände kommen so ist es ein Zeichen, wie sehr man zur Ueberzeugung gelangt sei, daß in geistigen Dingen Verbote unnütze Maßregeln

*) Dezember 1861.

seien. Denn wen werden heutzutage solche Verbote verhindern nicht dennoch zu lesen, oder, wenn auch das Lesen erschwert würde, wem machen sie es unmöglich, weiter zu erzählen oder sich erzählen zu lassen, was die verbotenen Schriften enthalten?

Vor zwanzig Jahren konnte man glauben, ein Buch oder nur ein paar Sätze eines Buches möchten erschütternd gefährlich sein, heute kommt das in einem Lande wie Preußen Niemand mehr in den Sinn. Kein Mensch wird denken, all diese Dinge, die in Varnhagen's Aufzeichnungen wie lauter scharfe Hiebe stehen, könnten in den Fragen, von deren glücklicher Lösung allein heute das Wohl des Landes abhängt, eine andere Entscheidung eintreten lassen. Die Ueberzeugungen, die sich bei Jedem längst gebildet haben, werden dadurch nicht geändert.

Denn diejenigen, welche heute überhaupt wissen, warum es sich handelt, wußten diese Geheimnisse längst, sie waren ein Theil ihrer Lebenserfahrung; und denen, die sie nicht bereits wußten, kann trotz dem Anschein von Enthüllung ungeahnter Neuigkeiten doch nichts eigentlich neues in dem Buche gesagt werden. Für die Meisten enthält dasselbe nur Geschwätz, das ohne Folgen vergessen werden wird. Denn was sollen sie thun mit der fragmentarischen Beurtheilung von Charakteren, die ihnen nicht aus anderer Erfahrung als der hier gebotenen anders bekannt sind, und mit Anekdoten, deren Zusammenhang mit den großen Ereignissen ihnen fremd sein muß wenn sie ihn nicht aus eigener Kenntniß herzustellen verstehn? Varnhagen's Tagebücher enthalten nichts als in gedruckten Zeichen ein Abbild dessen, was für Berlin seit Jahrzehnten lebendiges Eigenthum war. All diese Geschichten und Betrachtungen bildeten, als Varnhagen sie niederschrieb, Gemeingut ganzer Schichten der Gesellschaft. Einiges vielleicht nicht in so ausgedehnter Weise, dies aber

kaum das wichtigſte. Wichtig ſind die Züge allein, welche die bedeutenderen Erſcheinungen betreffen. Nebenſachen, auch noch ſo pikant zu leſen, verlieren ihre ſcheinbare Wichtigkeit bald und bleiben unfruchtbarer Ballaſt für die Geſchichte; etwa wie es für die Geſchichte von Hamburg gleichgültig iſt, daß neulich dort ein Löwe aus ſeinem Menageriekaſten ausbrach, ein Pferd umriß und dann gefangen und getödtet ward. Mag man ſich wochenlang davon unterhalten haben, es war ein Vorfall, aber kein Ereignis.

Niemand, glaube ich, wird die Wahrheit der meiſten Dinge beſtreiten, welche Varnhagen mittheilt, Niemand aber auch, der die Dinge miterlebt hat und die Leute kannte, wird zugeben, daß dieſe Darſtellung die Wahrheit im beſten Sinne gebe. Das iſt das erſte Wahrzeichen der Tagebücher, daß ſie ſtets nur eine Seite ſcharf beleuchten. Varnhagen ſcheint vor den Menſchen geſtanden zu haben wie die Aſtronomen vor dem Monde: ſie blicken ihn an mit den ſchärfſten Gläſern, ſehen aber doch nur die eine Hälfte, die er ihnen zukehrt. Varnhagen ſpricht mit koncentrirter Abneigung über Schelling, Bunſen, Savigny. Es iſt ihm nicht möglich, das mindeſte Gute an ihnen zu entdecken. Auch ſcheint er es gar nicht zu wollen. Wäre er befähigt geweſen, dieſe Männer zu überſehen, rund, Alles an ihnen, er hätte unbeſchadet ſeines Haſſes das Große und Gute an ihnen gewahren müſſen; ſo aber verliert er, beherrſcht von dem einzigen ihnen widerſtrebenden Gefühl, dieſe Fähigkeit und wo er an ſie denkt, iſt er gezwungen, mit Aerger an ſie zu denken. Noch ſeltſamer tritt dieſe Machtloſigkeit, ſich über die eigene Stimmung zu erheben, hervor wo ſein Gefühl wechſelt. Zum Beiſpiel wo er über die Brüder Grimm urtheilt, die er einmal mit Lob, das andere Mal mit Tadel überſchüttet, in beiden Fällen aber unter dem Einfluſſe einer zufälligen Geiſtesverfaſſung, die mit dem Weſen derer, die er beſpricht, durchaus

nichts zu thun hat. Zuletzt also fragen wir, wie entstanden solche Stimmungen und was regierte sie?

Ich habe Herrn von Varnhagen lange Jahre gekannt, ihn nicht oft, zusammengerechnet aber viel gesehen, lange und gern mit ihm gesprochen. Er gehörte zu den Naturen, denen auf nichts eine angenehme Antwort fehlt. Mit ungemeiner Geschicklichkeit wußte er zu empfinden was man sagen wollte, und wo es nur zum Theil ausgesprochen war, das fehlende hinzuzusetzen. Er gehörte zu den Männern, die Geist im Ueberflusse haben, auch das Unbedeutende als bedeutend aufzufassen, denen Kenntnisse und Erfahrung die Macht verleihen, jeder Aeußerung des Geistes und des Lebens eine Stelle anzuweisen, an der sie berechtigt und angemessen erscheint. Alexander von Humboldt besaß diese Kraft im höchsten Grade. Er sah die Fäden überall zwischen dem Menschen und dem, was er momentan äußerte, ging auf jedes Verhältniß ein, fühlte heraus wohin man wolle, und drängte auf den Fortschritt. Aber wie hierin Humboldt etwas belebendes hatte, was Varnhagen abging, so war auch, wo er haßte und Abneigung empfand, diesen Gefühlen etwas beigemischt was ihnen bei Varnhagen fehlt, und was zwischen den beiden Geistern, deren scharfe Worte gemeinschaftlich so viele getroffen haben, einen bedeutenden Unterschied macht.

Varnhagen wurde leidenschaftlich wenn er über einen Menschen sprach, der ihm zuwider war, Humboldt blieb ruhig; desto ironischer, bitterer, schneidender klangen seine Worte. Er konnte mit vernichtendem Spotte denjenigen abthun, auf den es abgesehen war. Aber es lag etwas wissenschaftliches in seiner Art, sich auszudrücken. Es war, als suche er, ohne sein persönliches Gefühl hineinzumischen, das geistig spezifische Gewicht des Menschen festzustellen. Als theile er nur Beobachtungen mit, zum allgemeinen Nutzen zu verwerthen. Er hatte ein Bedürfnis, exakt zu sein. Behagen daran, seine

Geistesüberlegenheit an denen auszulassen oder über die zu ergießen, die er nicht liebte, lag in seinen Worten nicht. Er sagte auch: der oder der haßt mich, wo Varnhagen gesagt hätte: den oder den hasse ich. Humboldt sprach über seine Gegner als wären es schädliche Substanzen, deren Eigenschaften zu nennen, keine Beleidigung enthalten sollte, wie wenn er vom Arsenik ausspräche, es sei ein tödtliches Gift mit eigenthümlichem Geruche, worin weder die Absicht liegt, das Arsenik herabzusetzen, noch etwa die, es von der Erde vertilgen zu wollen. Varnhagen dagegen war gereizt und hätte sich rächen mögen.

Varnhagen erreicht Alexander von Humboldt weder in der Kraft, gleich das schlagende Wort zu finden, noch in der Gelassenheit, mit der es ausgesprochen ward. Für Humboldt waren dergleichen Dinge zufällige Gedankenschnitzel, Varnhagen lebte und webte darin. Humboldt war ein Mann, der vorwärts schritt auf einer großen, weit über solchen Niedrigkeiten erhabenen Laufbahn; um sich als das zu fühlen, was er war, brauchte er Niemand zu beneiden; den großen allgemeinen Weltfortschritt im Auge haltend, half und förderte er instinktmäßig wo er konnte; überall erblickte er Anfänge, für die zu sorgen, Keime, die zu pflegen, Samenkörner, die zu versenken waren, seine Weltanschauung lehrte ihn das Herannahen einer großartigen Entwicklung, diejenigen haßte er, die sich dieser entgegenstellten, und verspottete, welche sich einbildeten, ihr bischen Eitelkeit könne eigenes Licht haben. Unbarmherzig verachtete er sie, wenn sie auftraten als habe die Geschichte und die Menschheit auf sie gewartet, könne sie nicht entbehren, kümmere sich um sie oder lasse sich durch sie bestimmen. Machten zufällige äußere Vortheile (Rang, Geburt oder Reichthum) es solchen möglich, wenigstens den Schein anzunehmen, als seien sie etwas, verlieh ihnen das Schicksal die vorübergehende Macht, ihren Meinungen momentanes

Uebergewicht zu geben, dann war es unmöglich, daß Humboldt nicht seine schärfsten Worte brauchte, um die hochmüthigen Sternschnuppen als das zu bezeichnen was sie waren.

Auch Varnhagen erkannte die Haltlosigkeit des Bestehenden und die Nothwendigkeit einer Veränderung, dennoch aber ist seine Weltanschauung nicht entfernt jenem Blicke über die Ereignisse zu vergleichen, welcher Humboldt eigen war. Für Humboldt war die Gesellschaft, in der er sich zu bewegen gewohnt war, und die er preisgab, nur ein Element, in das er hinabstieg aus den Höhen einsamer Studien, die die eigentliche Wohnung seines Geistes bildeten: für Varnhagen war diese Gesellschaft Alles. Ueber ihr Niveau erhebt er sich nicht. Er haßt und durchschaut sie, kann sie aber nicht entbehren. Ausführliche Aufzeichnungen finden wir über die Qual, in diesen leeren Kreisen sich drehen zu müssen, und auf den nächsten Seiten ein fast kindliches Wohlbehagen, sich mitten darin zu sehen. Varnhagen stieg empor in die gute Gesellschaft. Und kaum hineingelangt in eine Carrière, die ihn darin zu befestigen versprach, sah er sich wieder aus ihr herausgerissen. Später verachtet er sie, niemals aber hört er auf, sich nach ihr zurückzusehnen, selbst dann nicht, als es zu spät war, seines Alters wegen, wieder in sie einzutreten. Und so Jahrzehnte lang in unfreiwilliger Muße lebend, ohne Amt und dennoch in Verbindung mit dem Staate, ward, was bei Humboldt gelegentliches Nebengeschäft war, Betrachtung der politischen und gesellschaftlichen Ereignisse, für ihn eine Art bittersüßer Hauptbeschäftigung, denn was er als Schriftsteller geleistet hat, hätte er auch neben Amtsgeschäften leisten können. So stand er dicht am Centrum, sah alle handeln, sah die Fehler, die Mißgriffe, die Schlechtigkeiten, ohne daß ihm nur ein einziges Mal Gelegenheit geboten wäre, selbst zu fehlen. Unbefriedigter Ehrgeiz und Trieb nach Thätigkeit nagten an seinem Herzen.

Um die Natur dieſer Verſtimmung aber durchaus zu begreifen und die Rückſichtsloſigkeit gerecht zu beurtheilen, mit der ſich Varnhagen wie Humboldt eine Kritik der Menſchen und der Umſtände erlaubten, muß die Beſchaffenheit der Zeit in Betracht gezogen werden, in der ſie ihre Jugend verbracht hatten.

Es gab eine Zeit, in der Preußen und Deutſchland im heutigen Sinne nicht exiſtirten. Beide waren vernichtet durch Napoleon, beide hatten kaum eine andere Exiſtenz noch als in den Herzen einer Anzahl energiſcher Männer, die, als eine verfolgte Gemeinde in Europa zerſtreut, die Begeiſterung wach hielten und endlich ſich weiter vereinigend die Kräfte heraufbeſchworen, durch welche Preußen und Deutſchland gerettet wurden. Dieſe Männer wußten, daß ohne ſie vielleicht nichts geſchehn und das Vaterland für immer verloren geweſen wäre, ſie durften ſich, nachdem die Rettung vollbracht, ſelbſt eine höhere Stellung anweiſen, als die bloßer Unterthanen die in Gehorſam ihrer Pflicht nachgekommen.

Zu dieſen Männern gehörten Varnhagen und Humboldt. Es ſoll hier nicht unterſucht werden, in welchem Maße ſie Anſpruch hatten ſich dazu zu zählen, es kommt nur darauf an, anzuerkennen, daß ſie unter denen thätig waren, durch deren geiſtige Hülfe etwas geſchaffen wurde, das vorher nicht vorhanden war. Der Freimuth, der ſich in ſpätern Zeiten dann als Spott und Hohn geltend machte, war derſelbe Freimuth, der in den Tagen der Noth ihr ſchönſtes Verdienſt war. Hätten wir vom Jahre 1815 ab ein freies Staatsleben gehabt, in dem dieſen beiden öffentliche Stimme zukam, ſo wären uns Korreſpondenz und Tagebücher heute erſpart geblieben.

Statt deſſen blieb einem Manne wie Varnhagen ſeine ſchönſten Jahre hindurch das bloße Zuſehen. Es iſt nicht zu verwundern, daß er entmuthigt den Druck empfand, der auf ihm laſtete, daß er zumeiſt den Verfall ſah und was den Verfall beſchleunigte. So miſchte ſich Bitterkeit in ſeine Welt-

anſchauung. Er vergab es der Welt nicht, daß er alt wurde in einer verfehlten Laufbahn. Wo von großen Unternehmungen die Rede war, hob er das am liebſten hervor, daß die Regierung ſie ohne Unterſtützung laſſe, wo von großen Menſchen, daß ihre Schwächen doch nur vergeſſen wären. Mit Behagen und bewunderungswürdiger Gedächtnisſchärfe wußte er dieſe dann darzuſtellen. Eine Fülle von Material ſtand ihm zu Gebote, das ich in ſeinen Tagebüchern doch nur zum kleineren Theil fixirt finde. Entweder hat er Vieles niemals niedergeſchrieben oder es iſt beim Abdruck fortgelaſſen worden.

Warum hat er überhaupt dieſe Dinge ſo genau verzeichnet, ſo viel Unbedeutendes, Erbärmliches? Er hätte es nicht gethan, hätte ſein Thätigkeitstrieb nach irgend einer Seite hin Befriedigung gefunden. Bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten war dies nicht möglich, da er ſie in Zeiten veröffentlichen mußte, in denen er ſeine wahre Meinung in ihnen nicht niederlegen durfte. Nur merken zu laſſen wie er dächte, hätte ihn um Titel, Gehalt und vielleicht auch um ſeine Freiheit bringen müſſen. Er durfte, wenn er aus den Befreiungskriegen erzählte, weder ſagen, wie er die Dinge wirklich erlebt hatte, noch wie er in ſeiner Seele über diejenigen dachte, die dabei thätig geweſen waren. So entſtand das Bedürfnis, ſich im Geheimen ſelbſt zu berichten, eine Gewohnheit ward daraus und ſchließlich eine Arbeit. Da der Staat ſeiner entrathen wollte, machte er ſich zum diplomatiſchen Berichterſtatter für ſich ſelbſt und es entſtand ſo Tag auf Tag dieſe Sammlung geheimer Depeſchen zum Gebrauche der Zukunft, die, wenn man die Zeiten vergleicht, zu deren Beleuchtung ſie beſonders dienen müſſen, als eins der bezeichnendſten Phänomene für dieſe Zeiten ſelbſt zu betrachten ſind. Denn was wir bei ſo vielen Charakteren, die Varnhagen erwähnt, als das Auffallendſte gewahren: einen Widerſpruch zwiſchen

Wollen und Können, eine Wahrung des Scheins um jeden Preis und das Aufgeben der eigenen Ueberzeugung mit oder ohne Beschönigung, das finden wir auch bei ihm, der als der vorsichtigste, discreteste, ausweichendste Mann im Leben auftretend, plötzlich nach seinem Tode zu einer Art von Dämon wird für Viele, deren Schwächen er angreift, mehr noch aber für seine besten Freunde, deren Worte er auf geschickte Weise zur Unterstützung seiner eigenen Meinung benutzt und deren guten Namen er so innig mit dem seinigen in Verbindung zu bringen gewußt hat, daß es fast unmöglich scheint, über ihn ein Urtheil zu geben, das jene nicht miteinbegriffe. Denn das verletzende bei der Herausgabe der Varnhagen'schen Papiere liegt zum geringsten Theil darin, daß sie über viele Personen böse Dinge enthalten. Wären alle die Beobachtungen, die wir hier lesen, Varnhagen's eigene Gedanken, enthielten sie sein Urtheil allein, so möchten sie noch stärker lauten. Varnhagen's Einseitigkeit tritt so deutlich überall hervor, daß sich Jeder leicht darüber trösten könnte, von ihm getadelt zu werden. Der Hauptinhalt seiner Bücher besteht hier jedoch aus dem, was Andere ihm gesagt haben, was er aufzeichnet und, wo der Tod alle Reklamationen aufgehoben hat, durch testamentarische Anordnung zum Drucke gelangen läßt. Alexander von Humboldt und Bettina von Arnim waren 30, 40 Jahre lang Varnhagen's genauste Bekannte. Sie kamen zu ihm und sprachen sich aus über das, was ihnen gerade die Gedanken beschwerte. Sie waren bald verstimmt, bald erregt, bald auch nur in guter Laune, sich recht frei gehen zu lassen, nahmen über Gott, König, Verwandte und Freunde kein Blatt vor den Mund, und, sobald sie den Rücken gekehrt, notirt Varnhagen in der Stille was er gehört, und auf seine Verfügung wird dies Manuskript zu einer Zeit publicirt, wo Humboldt und Bettina freilich todt, viele von denjenigen aber, über die sie beide Varnhagen gesprochen, noch

am Leben ſind und ſich zum Theil auf das empfindlichſte beleidigt fühlen.

Es iſt durchaus nicht gegen die Ehre, Memoiren zu ſchreiben, in denen der Skandal der Welt niedergelegt wird. Niemand darf behaupten, der Herzog von Saint Simon, der zu Ludwig XIV. loyalſten Hofleuten gehörte und in ſeinen Papieren ein Urtheil über dieſen Souverän hinterlaſſen hat, das mit nackten Worten deſſen ganze prahleriſche Mittelmäßigkeit darlegt, habe durch Abfaſſung ſeiner Denkwürdigkeiten, welche lange Jahre in den Händen der Familien blieben, eine Ehrloſigkeit begangen; oder der Ceremonienmeiſter der Päpſte Julius II. und Leo X., in deſſen Tagebüchern ſich Nachrichten über Beſchaffenheiten dieſer beiden Häupter der Chriſtenheit befinden, welche zu Luther's und Ulrich von Hutten's Angriffen die ſchlagendſten Belege bilden, habe durch dieſe ſtillen Bemerkungen Verrath geübt an ſeinen Herren. Sie erlebten es und mußten es ausſprechen. Es liegt ein unbändiger Trieb im Menſchen, die Wahrheit zu ſagen, ſie, wenn die öffentliche Rede nicht erlaubt iſt, einem ſicheren Vertrauten mitzutheilen, oder wenn auch dies nicht angeht, im Verſteckten ſchriftlich wenigſtens wo niederzulegen. Für den Druck aber mit Abſicht ſo zu ſchreiben wie in Varnhagen's Tagebüchern geſchehen iſt, muß als ein Mißbrauch des Vertrauens betrachtet werden, der durch keine noch ſo geſchickte Wendung mit dem Begriff der Ehrenhaftigkeit in Einklang gebracht werden könnte.

Denn Jedermann wird fühlen, es liegt Feigheit in dieſem Verfahren. Nicht darin ſoſehr, daß im geheimen geſchrieben wurde, ſondern daß es vertraute Reden von Freunden waren, mit denen dies geſchah. Ich dürfte mir erlauben, in ſchriftlichen Notizen zum eigenen Gebrauch und für die Kenntnisnahme zukünftiger Zeit ſchonungslos aburtheilend über Leute zu reden, die ich als erbärmlich durchſchaut zu haben glaubte,

ohne meiner Stellung nach ihnen persönlich gegenüber auch nur die Miene verziehen zu dürfen. Es könnten Vorgesetzte sein, von deren Willen mein Schicksal abhinge. Riefe mein Chef mich eines Tages zu sich und zeigte auf das Blatt, auf dem von meiner Hand geschrieben stände, es sei dies oder das was nicht besonders schmeichelhaft klingt, so wäre das ein Unglück, aber ich könnte ihn fest ansehen und fragen, durch welche Untreue er in den Besitz der Handschrift gelangt sei. Und selbst wenn dergleichen nach meinem Tode durch Zufall in unrechte Hände geriethe und gedruckt würde, der Mann müßte immer noch von mir sagen: er hat sich wenigstens nie für meinen Freund gegeben. Was aber hätte der zu erwiedern, dem ein alter Freund über Freunde, Bekannte und Verwandte das Herz auszuschütten pflegte, so daß Jahre lang dies Verhältnis des Vertrauens und rückhaltsloser Mittheilung andauerte und beide alt und grau dabei würden, und endlich käme zum Vorschein es sei alles von demjenigen, der das Vertrauen so empfing, aufgezeichnet worden und in seinem Testamente die Bestimmung getroffen, gleich nach seinem Absterben sollten diese Papiere gedruckt werden, ohne Rücksicht darauf, ob diejenigen, über die so in vorübergehender Erregung gesprochen worden war, auf das empfindlichste dadurch gekränkt würden? — Was hätte er zu erwiedern, wenn ihm, ehe es ihm gelänge sich unter den Schutz des Todes zu flüchten, die Beweise einer so beabsichtigten Treulosigkeit vor die Augen gehalten würden? Jeder, auch der fernstehendste, der von diesem Falle hörte, müßte empört sein, denn Treue und Vertrauen überhaupt würden in Frage gestellt erscheinen plötzlich, und jeden ein unheimliches Gefühl beschleichen, auch ihm könne möglicherweise eine solche Schlinge gelegt worden sein. Keine Vertheidigung gibt es für ein solches Verfahren. Denn wenn auch Alexander von Humboldt Varnhagen einmal schreibt, er könne mit seinen Briefen machen was ihm beliebe, so

geſchah dies in früheren Jahren und bezog ſich damals wohl nur darauf, daß Varnhagen ſeine Briefe wem er wolle mittheilen dürfe. Keinenfalls enthält es aber die Erlaubnis, niederzuſchreiben was er Varnhagen über die ſpeziellſten Dinge mündlich anvertraute, und gar es jetzt ſchon durch den Druck zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Ebenſowenig laſſen ſich Bettina's Worte ſo auslegen, welche einmal im Eifer ausruft: ſchreiben Sie es nieder, Varnhagen, damit man es ſpäter weiß. Wem entfährt nicht einmal der Wunſch, es möchte dies oder das aufgeſchrieben werden, weil es zu merkwürdig ſei, und wer denkt dabei an Druckenlaſſen? Varnhagen hätte nicht den Muth gehabt, Humboldt und Bettinen ſein Manuſkript in die Hände zu geben und hinzuzufügen, dies wird gleich nach eurem Tode als Buch erſcheinen. Er hätte wohl gewußt, was ſie ihm darauf geſagt haben würden.

Unter dieſen Umſtänden fragt es ſich doch, ob was geſchehen iſt Varnhagen's Wille war. Dem Anſcheine nach. Warum deponirte er nicht ſeine Manuſkripte an einem ſicheren Orte? Aber weil er dies nicht gethan, darum iſt immer noch nicht außer Zweifel geſtellt, daß die Herausgabe auf ſeine Anordnung erfolgt ſei. Er, ein alter Mann, weit hinaus als er ſtarb über die Eitelkeit, litterariſchen Effekt zu machen, durch Studium und eigene Erfahrung genau bekannt mit dem was in den Augen der Welt zu allen Zeiten unveränderlich als gut und nicht gut, ehrenhaft und nicht ehrenhaft gegolten hat, ſollte nicht gewußt haben, daß eine ſolche Handlung der Hinterliſt die empfindlichſte Verringerung ſeines eigenen Ruhmes zur Folge haben müſſe? Zu gut mußte ihm bekannt ſein, daß nichts ſo ſehr den Ruf eines Mannes beeinträchtigt, als Untreue gegen Freunde und litterariſche Verrätherei. Unmöglich beinahe iſt es, anzunehmen, er, dem auch das ſo wenig verborgen war, was Ruhm bedeute, und dem nicht bloß das allein als Ruhm erſchien, was, ſo lange man lebt,

als der Anſchein ſogenannter Berühmtheit mühſam aufrecht erhalten wird, hätte in ſeinen letzten Tagen alles dies vergeſſen und Beſtimmungen getroffen, deren Folgen vorauszuſehen er ſelbſt am beſten im Stande war.

Es iſt ein Verhängnis für ihn, daß wir dies ſo lange dennoch annehmen müſſen, bis das Gegentheil erwieſen wird, wozu bei der Lage der Dinge wenig Hoffnung bleibt.

Gervinus.

(1871.)

Den 18. März ist in Heidelberg Gervinus gestorben. Er stand in seinem 66. Jahre, war verhältnismäßig noch jung, heute zumal, wo von den Männern, welche den Krieg mit Frankreich gemacht haben, so viele über siebzig zählen. Und doch war er für uns schon zu einer Persönlichkeit geworden, deren Glanzzeit in weit zurückliegende Zeiten fiel. Seine Genossen von damals waren ihm fast alle vorausgegangen.

Gervinus nahm von Anfang an eine besondere Stellung dadurch ein, daß der Kreis, in dem er, als junger Mann nach Göttingen berufen, seine Freunde fand, aus Männern zusammengesetzt war, welche bei weitem älter waren als er. So lange diese Männer lebten, gab die größere Jugend und Beweglichkeit ihm viel vor ihnen voraus, nachdem sie gegangen waren, ließen sie ihn einsam zurück. Die Jüngeren erschienen nun viel zu jung für ihn. Als Gervinus vor wenig Monaten sein Vorwort zur neuen Auflage der Geschichte der Deutschen Dichtung schrieb, und in der Folge dann in den Zeitungen Rechenschaft gab den Angriffen gegenüber, die ihm daraus erwuchsen, trat die Täuschung grell zu Tage, in der er sich befand: es war kein Publikum

mehr da, seine Worte aufzunehmen. Diese Vorrede, in der er Jacob und Wilhelm Grimm und Dahlmann anredet, als würden sie, die längst gestorbenen, ihn wohl verstehen wenn sie noch lebten, war ein trauriges Denkmal, das Gervinus seiner Einsamkeit aufrichtete; und sein offener Brief, in dem er dem Volke sich über das was er gemeint, erklären wollte, ging wie ein Brief ohne Adresse ins Land. Jeder Leser glaubte wohl, irgendwo müßten Richter sitzen, an welche Gervinus appellirte, nirgends aber saßen sie mehr. Todt seine Freunde, unverstanden und unvertheidigt seine gewaltsam heftige Opposition gegen das jetzt unter dem Jubel des gesammten Volkes sich vollziehende Werk der Vereinigung. Ein tragisches Schicksal: nun, da Gervinus seine Meinung laut verkündete, Verständnis begehrend, als stehe er wie vor Zeiten noch mitten in der Bewegung, sehen wir in Deutschland erst wieder das Bewußtsein aufdämmern dessen, was er vor Zeiten Großes geleistet. Niemand mehr wußte recht von ihm. Und dem entsprechend, als jetzt nun sein Tod gemeldet wird, wird eine gewisse Verlegenheit erkennbar, wie denn über ihn zu urtheilen sei und welche Worte man ihm ins Grab nachrufen müsse.

Aber die, welche Gervinus gekannt haben, brauchen heute nicht zu schweigen wo es sich um sein Andenken handelt. Und was das Deutsche Volk anlangt: nur eines Momentes des Besinnens bedarf es doch, um inne zu werden, daß der Klang, mit dem künftig Gervinus' Name genannt werden wird, unserer Stimme schon jetzt gezieme, ohne daß die bittere Feindseligkeit, mit der er die Siege der letzten Jahre als unheilvolle Thatsachen darzustellen suchte, uns Stille geböte. Schon jetzt erweckt es ja nur Trauer, daß das Schicksal einem solchen Manne versagte, an dem sich freuen zu dürfen, was herbeizuführen seine Arbeit zu so großem Theile mit gewesen ist. Wir sind nicht frei und einig geworden in Deutschland

deshalb, weil wir immer wohlhabender wurden und, indem der Einzelne sich selbständiger fühlte, die Gesammtheit unabhängiger werden mußte; auch nicht deshalb etwa, weil die alte Deutsche Tapferkeit, losbrechend eines Tages, uns Siege verlieh über neidische Nachbarn: unsere Freiheit ist erwachsen aus der geistigen Arbeit derer, denen diese Arbeiten zu pflegen oblag, ihre unabhängige Gesinnung zog langsam die des ganzen Volkes nach sich. Und deshalb, bei unseren Erfolgen heute auch nur die eine Furcht als wirklich begründete Besorgnis denkbar: man könne vergessen, was unserer Siege eigentlicher Grund sei. Heute, wo der Bau der neuen Einheit in die Lüfte sich zu erheben beginnt, liegen die Tage freilich weit hinter uns, wo mühsam in den Tiefen des Bodens diejenigen harte Arbeit thaten, welche die Fundamente zu legen hatten. An manchem wuchtigen Quadersteine steht da Gervinus' Name eingehauen. Er ist es gewesen, der durch seine Geschichte der Deutschen Dichtung die mächtige Wissenschaft der modernen Litteraturgeschichte geschaffen hat. Er zuerst hat die Entwicklung der Deutschen Dichtung im Zusammenhange mit Kultur und Politik in ein großes System gebracht, dessen von ihm gezogenen Schranken bis heute noch sich alle die haben anbequemen müssen (mögen sie es nun eingestehen oder nicht), welche nach ihm in diesem Sinne gearbeitet haben. Dieses Buch hat im höchsten Grade dazu beigetragen, das nach öffentlichem Leben sehnsuchtsvolle Deutsche Volk mit den Gedanken zu erfüllen, durch welche es für spätere Jahre, welche die Freiheit mit sich brachten, eine Vorbereitung gewonnen hat. Wir schlagen das heute nur gering an, weil die ersten Zeiten unserer politischen Bewegung gar zu unklar waren und zu wenig sichtbare Frucht trugen, einst aber, wenn der ungeheure Uebergang, um den es sich damals handelte, deutlicher hervortreten wird als historischer Anblick für sich, werden die Mühen höher gewürdigt werden, mit

denen man langſam Schritt vor Schritt die Unabhängigkeit zu erringen ſuchte. Uns liegt heute nur offen, wie zögernd man vorwärts kam, wie wenig man ſich des politiſchen Werkzeuges zu bedienen wußte: zeigen wird ſich einſt, wie glänzende Charaktere gerade dieſe trüben Zeiten hervorbrachten und welch reiches individuelles Leben in Deutſchland zu finden war. Zurückgeſchreckt ins Innere der Familien und vertrauter Freundeskreiſe, wurden die Ideeen der Deutſchen Freiheit in der Stille gehegt und großgezogen. Jede kleinſte Gelegenheit ward erſpäht, ihnen friſche Luft zufließen zu laſſen. Damals waren die Univerſitäten die einzigen Freiſtätten für öffentliche Verkündigung politiſcher Gedanken. Jeder Univerſitätslehrer ſchien ein berufener Feldherr für die geiſtigen Kämpfe der Zukunft. Nicht in offenen Worten durfte auch hier von den heiligen Intereſſen des Vaterlandes die Rede ſein, ſondern meiſt nur ſymboliſch wurden dieſe Gedanken mitgetheilt. In dieſem Sinne iſt durch Gervinus Leſſing als weltgeſchichtliche Macht zuerſt erkannt und dem Volke dargeſtellt worden, und ebenſo Shakeſpeare, in deſſen Werken er eine Schule politiſcher Weisheit erblickte.

Nicht leicht, der heutigen Schrankenloſigkeit gegenüber, begreift ſich die Kraft und die geniale Begabung, deren es bedurfte, um in den vierziger Jahren ein Blatt wie die Deutſche Zeitung zum Organe und Centrum der liberalen Partei in Deutſchland zu machen, die ungeſchult in ihren Bewegungen, unklar in ihren Zielen, ungewohnt ſich überhaupt als Partei zu empfinden, dennoch vorwärts wollte und mußte. Gervinus, unter den erſten ſtehend, von denen die Nation Führung erwartete, hat eine Reihe von Jahren ungemeines geleiſtet. Was die hiſtoriſche Wiſſenſchaft brauchbares zu liefern vermochte, hat Niemand mit gleicher Sicherheit damals verwerthet. Immer geht er von großen Geſichtspunkten aus, ſo daß ſelbſt

seine Mißgriffe die allgemeine Achtung, in der er stand, nicht beeinträchtigten.

Allein in dieser mehr präparatorischen Thätigkeit lag doch die Höhe seiner Leistungen. Als es von 1848 ab sich darum handelte, bestimmte Wege selbst voranzuschreiten, organisirend mit eigner Kraft einzutreten, versagte sein Talent. Er war nicht gemacht dafür. Weder die Arbeit selber, die nun gefordert ward, noch die Stätigkeit, deren es dazu bedurfte, entsprachen der Anlage seiner Natur. Er mußte sich frei wenden dürfen wohin sein kritischer Geist ihn lockte. Von jener Zeit an hat er sich vom öffentlichen Leben abgewandt, und so bedeutend die Werke gewesen sind, die er auch jetzt, sämmtlich in dem einen Gedanken an die Förderung des Volkes, unternahm und durchführte, alle, selbst seine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts nicht ausgenommen, sind als die Arbeiten eines Mannes zu betrachten, der jetzt seine eignen schmalen Pfade wählt, von denen aus er, nach Belieben näher oder ferner stehend, dem großen Zuge des Volkes auf der allgemeinen Heerstraße zwar immer folgt, niemals jedoch innerhalb der Massen selbst mehr erscheint, um den Befehl an sich zu nehmen oder ihn sich übertragen zu lassen. Anfangs trat dies nicht so sehr hervor. Die Einleitung zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die ihm Anklage und Prozeß eintrug, erregte noch ganz Deutschland und spannte die Erwartungen. Selbst auftretend vertheidigte Gervinus sich und seine Arbeit und machte eine Verurtheilung unmöglich. In das öffentliche Leben aber griff er dennoch nicht ein und seine wissenschaftlichen Neigungen lenkten zum Theil nun in ganz abgelegene Bahnen ein.

So kam es, daß auf ihm, der sich zurückzog, immer seltener die Blicke des Volkes ruhten. In durchaus eigenen, von praktischer Thätigkeit unberührten Anschauungen befangen, ward Gervinus empfindlicher gegen abweichende Denkungsart.

Er merkte nicht, daß seinen bittern, mißgünstigen Aeußerungen gegenüber zuletzt nur deshalb in Deutschland geschwiegen wurde, weil man aus Ehrfurcht vor seiner Vergangenheit diese Stille verantworten zu dürfen glaubte. Zu hart und herausfordernd sprach er endlich sich aus, als daß denn doch nicht von irgend einer Seite her härtere Kritik als bisher geübt worden wäre — aber auch diese noch schonungsvoll —: es ist traurig zu denken, daß die Art und Weise, in der ihm dann schließlich geantwortet werden mußte, die Bitterkeit der letzten Gedanken vielleicht verschärfte, in denen er aus dem Leben schied. Wie schön, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, weiterlebend, in der Stille vielleicht, noch sich bewußt zu werden, daß die neue Gestalt der Dinge glückbringend ward für sein Vaterland, dem zu Liebe allein ja Preußen und die preußische Politik zuletzt mit solchem Hasse von ihm angesehen wurden.

Gervinus war einer noch vom alten unabhängigen Adel der Litteratur. Er stand für sich und auf sich allein. Er lebte als großer Herr auf seinem Gebiete; für ihn gab es nur ein Interesse: geistige Arbeit höchster Art zum Besten des Vaterlandes. Ihm kam es niemals auf Gunst, Einfluß bei Mächtigen, Ehren und Titel an. Er war gewohnt, zur Nation zu reden und von ihr gehört zu werden. Mit den Besten seiner Zeit im innigen Verkehre, gekannt und geachtet überall, durfte er das volle Bewußtsein hegen, soviel als irgend andere, die neben ihm arbeiteten, zur Erhebung Deutschlands zu eigner politischer Rangstellung beigetragen zu haben, durfte auch aus eigner Macht die Befugnis sich vorwegnehmen, bis ans Ende seiner Tage die eigne Meinung heilig zu halten, wie er früher und vom Anfang an gethan.

Die Festigkeit, mit der Gervinus in seinen besten Tagen für diese seine Meinung eingetreten ist, hat dem Vaterlande reiche Frucht getragen. Hat er in seinem Alter mit derselben

Hartnäckigkeit ſich an ſie geklammert, ſo erwuchs der Schaden — wenn überhaupt von Schaden hier zu reden iſt — doch nur ihm allein. Wie bald wird das vergeſſen ſein, während die Erinnerung deſſen, was er geleiſtet hat, grünen und blühen wird in Deutſchland. Mit gutem Gewiſſen wird jede Deutſche Hand einen Zweig hinzufügen dürfen zu dem Kranze, der ſeinem Andenken gebührt. Friede ſeiner Aſche.

Dante und die letzten Kämpfe in Italien.

(1861.)

I.

Die Verſuchung, politiſche Zuſtände vergangener Zeiten mit denen der Gegenwart zu vergleichen, liegt ſo nahe, daß ihr oft nachgegeben wird. Die Geſchichte weiſt eine Wiederkehr von Entwicklungsſtadien auf; die Dinge ſchreiten vorwärts und kehren nicht zurück in die alten Gleiſe, aber die neuen Gleiſe ſchlängeln ſich in ähnlicher Bewegung.

So erlebte die Menſchheit mehr als einmal das Aufgehn engariſtokratiſcher Herrſchaft in die breite Gewalt der allgemeinen Maſſe, oder die Erhebung tyranniſcher Macht über der Zerriſſenheit der Parteien, die einander nicht im Gleichgewichte zu halten vermochten. Und ſelbſt die Geſchicke der Einzelnen ſcheinen beim Eintritt ſolcher Umſchwünge ähnliche Bahnen einzuſchlagen. Wie bei den Völkern laſſen ſich bei den Perſonen Parallelen ziehen, zwiſchen denen Hunderte von Jahren liegen. Faſt mathematiſch gleiche Schachſtellungen der Verhältniſſe überraſchen uns, bei deren Anblick wir vergeſſen, wie anders doch die Spiele hier und dort begonnen wurden und wie verſchieden ihr Ausgang war. Und bei der Vergleichung ſolcher Kryſtalliſationen von Ereigniſſen bilden ſich Reſultate,

welche, den Schein höherer geschichtlicher Gesetze annehmend, nicht nur die eigne Zeit erläutern, sondern auch dunkle Partien weit abgelegener Begebenheiten plötzlich enträthseln, daß sie uns erhellt und verständlich dünken.

Die Geschichtsschreibung, die sich mit solchen Vergleichen beschäftigt, verfolgt insgemein zwar momentan politische Zwecke. Dennoch läßt sich eine auf den Gewinn solcher Formeln der allgemeinen Entwicklung abzielende Betrachtung der Erlebnisse der Menschheit denken, der es nur um Erkenntnis und um Gerechtigkeit zu thun ist. Alle Geschichtsschreibung ist doch nichts Anderes als ein Darstellen vergangener Dinge im Spiegel der Gegenwart; unbewußt macht auch der Unparteiische die eigenen Tage zum Hintergrunde der Figuren, die er auftreten läßt. Warum soll dieser Hintergrund nicht dann und wann in deutlicher Gestaltung hervortreten dürfen, ja die Vergangenheit oder eine bestimmte Epoche aus ihr selbst zum Hintergrund zurückgedrängt werden, dem die heutige politische Bewegung die Figuren liefert? Wir betrachten die Ereignisse gewöhnlich in dem Sinne, daß wir aus den ältesten Tagen, dem Anfange der Dinge, heranrücken zu den unsern: warum nicht einmal mit der Darstellung der unsern beginnend rückwärts schreiten? Alles, was irgend welchen Nutzen in sich trägt, gestattet eine praktische und natürliche Behandlung. Vergleiche verschiedener Epochen unter sich, des Heute mit dem Ehedem, des Ehedem mit dem Heute, der Personen, der Nationen, der Länder unter einander: all das läßt sich in belehrungsreicher Weise ausbeuten; auf die natürlichste Art werden wir so den allgemeinen Fortschritt gewahr und erkennen die Vortheile der Gegenwart. Kein einfacheres Mittel, die Leichtigkeit der heutigen Kriegführung darzustellen, als die Feldzüge Cäsars oder eines der Feldherren des Mittelalters oder selbst Friedrichs des Großen mit der Voraussetzung betrachten, als hätten ihnen die heutigen Chausseen, Eisen-

bahnen, Dampfschiffe und neuesten Geschütze zu Gebote gestanden.

Was aber würde man zu einem Versuche sagen, die Frage zu lösen, ob Friedrich der Große sich heute für glatte oder gezogene Geschütze erklärt, ob Karl der Große das Königreich Belgien anerkannt, ob Friedrich die heutige preußische Verfassung beschworen haben würde? Worin liegt das Absurde solcher Fragen? Es erschiene doch natürlich, den heutigen Liberalen in Preußen, wenn sie auf Friedrich's Toleranz und kühne Politik hinweisen, einzuwerfen: wenn ihr ihm selber damals, als er noch lebte, so hättet kommen wollen, würde er euch schon den Mund gestopft haben. Wohl, aber er würde es nicht thun, wenn er jetzt lebte, anworteten sie. Und dennoch, obgleich dieser Streit offenbar nicht zu entscheiden ist, berufen sich fort und fort die Liberalen auf Friedrich wie auf den Ihrigen, und die entgegengesetzte Partei will wenig von dem Könige wissen, der doch seinen Adel und seine Soldaten mehr bevorzugte als jetzt überhaupt einem Könige möglich wäre, und der in jedem Sinne ein absoluter Monarch war.

Woher diese Widersprüche? Unter welchen Bedingungen dürfen sich politische Parteien der Gegenwart auf Männer der Geschichte berufen?

Was mich anreizt, diese Frage aufzustellen, ist die von Professor Karl Witte erschienene Broschüre über „Dante und die italiänische Frage" (Halle 1861), worin Dante zur neuesten Umgestaltung Italiens in Beziehung gebracht und die Beweisführung unternommen ist, daß der große Dichter und Staatsmann, weit entfernt, sich den Vorgängen der letzten Tage günstig gestimmt zu zeigen, vielmehr sich von ihnen als einer verderblichen Wandlung der Geschicke seines Vaterlandes abgewandt und sie mißbilligt haben würde. Statt von Haß gegen die Deutschen erfüllt zu sein, habe er, von dankbarer Liebe gegen sie beseelt, ihr Regiment ge-

billigt und herbeigesehnt; gegen den Umsturz des Bestehenden habe er sich gestemmt; unbekannt sei ihm das einige Italien gewesen, wie es heute proklamirt wird, sondern das Land ein geographischer Begriff (für ihn damals wie für Metternich im laufenden Jahrhundert), und sein einziges Heil die gliedschaftliche Unterordnung unter das Deutsche oder römisch-deutsche Kaiserthum. Nicht blos als ein Irrthum, als bewußte Täuschung müsse es angesehen werden, wenn die italiänischen Liberalen, die Anstifter der heute sich vollziehenden großen Revolution, Dante als den Urvater ihrer Gesinnungen verehrten.

Die Namen bedeutender Liberalen werden aufgezählt, welche ihre Studien Dante zuwandten: Mazzini, der eine nachgelassene Arbeit Ugo Foscolo's über Dante herausgab, Tommaseo, der Exdiktator von Venedig, einer der geistreichsten neueren Erklärer, und Andere. Dies kurzweg der Inhalt der kleinen Schrift, die aus 47 Seiten besteht.

Es erscheint fast als eine Sache, die sich von selbst versteht, daß wer derartige Ausführungen unternimmt, ein Gegner der italiänischen Einheit neuester Bildung sein müsse. Das Thema schon bringt es mit sich. Der Verfasser indessen gibt sich als solchen nicht geradeweg zu erkennen, ja lehnt es ausdrücklich ab*), durch seine Beantwortung der Frage: in wieweit diejenigen, von denen die letzte Umgestaltung Italiens ausgeht, sich auf Dante berufen dürfen, irgendwie über die Wirren der Zeit entscheiden zu wollen. Er vermeidet, ein verwerfendes Urtheil über die letzten Vorgänge und heutigen Zustände auszusprechen: objektiv und als Gelehrter will er Dante's etwanige Stellung zur letzten Bewegung erörtern, — und doch ist die Art, wie er dieses Versprechen erfüllt, kaum als objektive Darstellung zu bezeichnen, und damit von vornherein ein Widerspruch in seine Schrift gekommen,

*) S. 44.

welcher ihr gerade in der Hauptsache den Vorzug der Klarheit entziehen mußte.

Die Einheit Italiens, behauptet Witte*), wie Dante sie verkündet habe, sei eine völlig verschieden gewesene von der, welche in unsern Tagen auf den Wegen des Umsturzes verwirklicht oder, wie er andern Orts**) formulirt, durch Rechtsspruch und Gewaltthat durchgeführt werden solle. Mit diesen Worten ist, mag der Wille dazu noch so ausdrücklich abgelehnt werden, dennoch über die Wirren der Zeit deutlich entschieden worden. Und von diesem Standpunkt schreibt der Verfasser des Vortrages durchaus. Das Versprechen, bei einer Aufgabe, wie er sie sich gestellt, parteilos bleiben zu wollen, war ein unerfüllbares an sich. Parteilos können wir nur da sein, wo die Dinge, die wir betrachten, losgelöst werden von den Leidenschaften, welche die eigene Zeit bewegen. Parteilos ließen sich Dante's Zeiten heute wohl betrachten, wenn man von Grund aus überzeugt wäre, daß das, was im 14. Jahrhundert Katholicismus, Aristokratie, Kaiserthum und Bürgerthum bedeutete, keinen gemeinschaftlichen Inhalt mehr mit dem besitze, was von uns heute unter diesen Worten verstanden wird; daß der Kampf der Guelfen und Ghibellinen, der Städte und des Adels, des Kaisers und der geistlichen Gewalt ausgebrannte Vulkane seien. Sobald sie aber anders angesehen werden, sobald man, wie der Verfasser des Vortrages thun will, danach fragt, ob es denn möglich sei, daß Dante, der Verfasser des Buches über die Monarchie, ein Freund, oder sogar der geistige Urheber der heute obsiegenden Bewegung genannt werden dürfe, hat die Parteilosigkeit ein Ende, und man hätte, scheint mir, besser gethan, dies ohne weiteres einzu-

*) S. 43.
**) S. 23.

geſtehen, ſtatt es abzulehnen und dennoch nicht verleugnen zu können.

Denn dieſes Buch über die Monarchie enthält nicht nur kein Wort, welches Dante etwa als einen Anhänger der heute ſogenannten legitimen Fürſtenherrſchaft kennzeichnete, ſondern überhaupt nichts, was auf die jetzigen Verhältniſſe in der Weiſe bezogen werden könnte, daß ſich daraus Dante's politiſche Stellung zur italiäniſchen Politik neueſten Tages konſtruiren ließe.

II.

Die Zeiten, in denen Dante lebte, waren die, als nach dem Sturze der Hohenſtaufen, welche zuletzt die Idee des die ganze Erde umfaſſenden Kaiſerreiches aufrecht erhielten, ſich kein Arm mehr fand, um mit dem Schwerte des Reiches in der Fauſt dafür kämpfen zu wollen.

Aber der Gedanke beſtand fort, er war zu tief eingewurzelt. Wie heute noch ein ächter Katholik, und wenn er niemals etwas mit Rom zu thun gehabt, nur die eine untheilbare Kirche kennt mit ihrer unvergänglichen Spitze, dem römiſchen Papſte, ſo erblickte damals die geſammte Menſchheit, als Staatsorganismus aufgefaßt, ihre Spitze im römiſchen Kaiſer, mochte nun einer vorhanden ſein oder nicht, und ſelbſt diejenigen erkannten den Kaiſer als von Gott eingeſetzte Obrigkeit an, die ſich nichts von ihm befehlen laſſen wollten. Man opponirte, aber man leugnete nicht.

Die Menſchen ſaßen zu feſt alle noch an der Stelle, wo ſie geboren waren, und in den Glaubensartikeln, die ihre Väter ihnen vererbten, als daß eine in den Geiſtern haftende Anſchauung, wie die vom Kaiſerthume, an Kraft hätte verlieren können. Jahrhunderte lang beſtand ſie fort, als das alte Weſen des römiſchen Reiches längſt zu einer dunklen Ahnung nur herabgeſunken war. In jenen Zeiten war der gemeine

Mann nicht klarer über den höheren Inhalt des Staatslebens, an dem er Theil hatte, als unmündige Kinder über das Geldvermögen ihrer Eltern sind. Ueberall gab es unvordenkliche Rechte, Gewohnheiten und Sitten, deren Geltung Niemand antastete. Die Völker standen einander in märchenhaftem Lichte gegenüber, und dies Element machte sich in allen Anschauungen geltend. Als eine unbestimmte höchste Macht zog der Kaiser umher durch die Länder, immer in Bewegung, die entscheidende Gewalt wo er auftrat, und wie eine ferne, strahlende Sonne thronte das Papstthum in Rom, gefürchtet und unzerstörbar.

Das Emporkommen der Städte, das will sagen, die sich hinter festen Mauern allmählich entwickelnde und koncentrirende Kultur, bildete den ersten festen Grund in diesen Sümpfen politischer Unklarheit. Hier fühlte man, wie mächtig man in sich allein sei und daß man des Kaisers entbehren könne. Zwischen den Städten entstanden Fehden und Freundschaften, bei denen er weder mitzureden noch zu schlichten hatte. Die Nationalitäten bildeten immer bewußter ganze in sich beschlossene Körper, deren Kriege untereinander die höhere Entscheidung des obersten Lenkers verschmähten. Ueberall Selbstbewußtsein und Abfall von der alten Lehre. Die Kreuzzüge sollten zu wiederholten Malen als eine einige großartige Aktion nach außen das innen zerfallende neu zusammenbacken: es gelang zu Zeiten, dann aber dienten sie selber nur dazu, den allmächtigen Zwiespalt zu befördern. Venedig und Genua, um diese beiden als vornehmste Beispiele zu nennen, sogen aus ihnen die Kraft der Unabhängigkeit. Die letzten Kämpfe der Hohenstaufen schon galten nicht mehr der Herrschaft über die Völker, sondern sie führten ihre Kriege als Repräsentanten ihrer Dynastie, welche im Besitze Neapels Herrin der italiänischen Politik war. Die Städte, der Papst und Frankreich machten ihnen das streitig. Nach dem Unterliegen der Hohenstaufen

trat Frankreich als entscheidende Potenz an ihrer Stelle ein. Deutschland gab die Rolle, die es in Europa spielte, auf. Mit der Deutschen Macht begann die Deutsche Kultur zu sinken, während die der romanischen Völker emporstieg. Immer aber noch behauptete sich für die Gestaltung der Dinge der Gedanke des untheilbaren überragenden Deutschen Kaiserthums und dafür schlugen sich die Parteien in Italien.

Das, worum man in Wahrheit kämpfte, war freilich der Besitz an den Dingen. Die französische Partei, die Nationalen, die Guelfen, die sich auf den Papst beriefen als eine über dem Kaiser stehende Macht, glaubten sich der Anerkennung der Rechte überhoben, welche ohne die Bestätigung der Kirche einzig aus kaiserlicher Verleihung stammten. Die Deutsche Partei, die Ghibellinen, hielten fest oder suchten wieder zu erobern. Das machte diese Kämpfe so langwierig und der Theorie nach unbeendbar. Es handelte sich um die Existenzen. Unterliegen war eins mit in die Verbannung gehen, in die Verbannung gehen eins mit die Gelegenheit abwarten zu siegreicher Rückkehr. Und indem das Jahrzehnte dauerte, deren eines dem andern folgte, wurde dieser Zustand des Kampfes allmählich der gewöhnliche, ja der natürliche in Italien. Ueberall zwei Lager mit wechselndem Glücke. Als schwämme bei einem Fahrzeuge die Hälfte der Mannschaft im Wasser nebenher, erkletterte endlich einmal das Schiff und würfe die andere hinaus, die dann ihrerseits nebenherschwimmend den günstigen Moment erwartete, so ging es in den Städen zu. Nicht etwa der Adel stand als die Ghibellinen dem Bürgerstande als den Guelfen entgegen, sondern beide waren gespalten. Und weil der Mangel an vereinten Geldmitteln, an Verkehrsstraßen und an dauernder Autorität eines Einzigen nachhaltige planvolle Kriege fast unmöglich machte, sondern überall abgesonderte lokale Kämpfe fortflackerten, so hielt sich dieser Zustand in hoffnungsloser Thätigkeit aufrecht. Lauter kleine

Fehden. Große Armeen, wenn sie sich manchmal bilden, doch nur aus einer Vereinigung kleiner Theile bestehend, ohne innere Organisation. Deshalb gewaltige Heere oft eben so plötzlich verschwindend als sie zusammenfließen. Der Boden saugt sie auf gleichsam. Kaiser, heute an der Spitze langer Züge, haben morgen keinen Mann mehr. Der Soldat führte Krieg auf eigene Faust und eigene Rechnung. Zwischen der festen Gliederung der heutigen Völker und derer des alten römischen Reiches bilden jene Jahrhunderte eine seltsame zwischen Auflösung und Gestaltung schwankende Mitte. Gerade bei solchen Zuständen aber formen sich die Charaktere am festesten.

Florenz, Dante's Heimath, war kaiserliches Lehn. Sammt dem übrigen Toskana gehörte die Stadt zu jener berühmten Erbschaft der Gräfin Matilde, die ihr Land der Kirche vermachte. Die Kaiser erkannten die Schenkung nicht an, die Päpste dagegen acceptirten sie wohl, und so standen sich nun bei den Kämpfen im Innern der Stadt päpstlich und kaiserlich gesinnter Adel gegenüber, beide ihrer Idee nach berechtigt zur Herrschaft, das will sagen, zur Machtvollkommenheit sich gegenseitig zu vertreiben. Beiden galt Unterdrückung der anderen Partei für Freiheit. Mit den Waffen und mit Worten wurde gestritten. Die Guelfen suchten darzuthun, daß der Kaiser dem Papste zu gehorchen habe, der das „größere Licht" sei, ohne dessen Bewilligung dem Kaiser kein Recht zustehe. Die Ghibellinen trennten ihrer Theorie nach beide Gewalten und verfochten die unabhängige kaiserliche Politik. Der Kaiser sollte kommen und sie unterstützen, deshalb riefen sie ihn so sehnsüchtig herbei. Dante, in seiner Jugend ein Guelfe, wurde mehr durch die innere Veränderung der Parteien zueinander, die sich nicht bloß in zwei große Lager, sondern in eine ganze Reihe wechselnder Mittelnüancen spalteten, als durch plötzliche politische Bekehrung aus einer anfangs

guelfiſch geſinnten, die Mitte haltenden Partei allmälich zur andern Seite hinübergedrängt, bis er ſich unter die Ghibellinen verſchlagen ſah. Leidenſchaftlich von Natur, ſeiner Kraft ſich bewußt und deſſen, was er bereits im Kriege und bei Unterhandlungen geleiſtet, ſucht er für ſeine Genoſſen zu wirken wie er dies immer gethan: das Buch über die Monarchie iſt eine dieſer Anſtrengungen. Mit logiſch wiſſenſchaftlicher Schärfe will er in ihm die Berechtigung ſeiner Sache darthun, wie ſein ganzes großes Gedicht die Verdammung ſeiner politiſchen Feinde und die Verherrlichung der Freunde zum Inhalt hat. Dieſes im Exil geſchrieben, jenes vielleicht früher, in Zeiten als er noch ſanfter geſinnt war und ſein Schickſal noch nicht die entſcheidende Wendung genommen hatte.

III.

Dante's Werk iſt betitelt De Monarchia, lateiniſch abgefaßt und in drei Bücher eingetheilt.

Das erſte Buch beginnt mit dem Beweiſe von der Nothwendigkeit des kaiſerlichen Regimentes überhaupt. Dante beruft ſich auf Ariſtoteles, auf Homer, auf philoſophiſche Gründe. Er faßt die Menſchheit als ein untheilbares Ganze, das einer Spitze bedürfe. Dieſe Einheit des Menſchengeſchlechtes, die er als über allen Unterſchieden der Nationalitäten waltend annimmt, verſteht ſich ſeinem Gefühl nach ſo ſehr von ſelbſt, daß ſie ohne weiteres in Rechnung gebracht wird.

Auf die allgemein menſchlichen Gründe folgen die religiöſen. Gott ſei der erſte Bewegungsgrund alles Guten, deshalb müſſe das Gute ſoviel als möglich ihm zu gleichen ſuchen. Gott ſei Eins — „Höre Israel, Gott der Herr iſt ein einiger Gott" — Gott habe die Menſchen nach ſeinem Bilde geſchaffen, alſo müſſe auch darin die Schöpfung ihm zu gleichen ſtreben: unter der Herrſchaft eines einzigen Fürſten ſei die Menſchheit Gott am ähnlichſten. Jeder

Sohn müſſe in die Fußtapfen ſeines Vaters treten: ſo auch die Menſchheit, die ein Sohn des Himmels ſei.

Endlich ein Grund der Nützlichkeit. Wo Streit entſtehen könne, müſſe ein Urtheil möglich ſein. Zwiſchen zwei einander gleichſtehenden Fürſten könnten Streitigkeiten ausbrechen: wer ſolle urtheilen? — Ein Dritter müſſe über ihnen ſtehen, deſſen Wort den Ausſchlag gebe, ein Monarch, ein Kaiſer, der allein Gerechtigkeit durchzuführen im Stande ſei.

Nichts aber ſei der Liebe zur Gerechtigkeit nachtheiliger, als die Begierde nach irgend etwas. Nur der Kaiſer könne frei ſein vor ſolchen Wünſchen, denn ihm allein bleibe nichts mehr zu begehren übrig. Alles gehöre ihm ja, nur der Ocean bilde die Grenze ſeines Reiches, während es ſich bei den niederen Fürſten anders verhalte. Der Kaiſer allein könne es redlich meinen bei ſeinem Urtheil. Seine Herrſchaft ſei die des Friedens und der Liebe, alle Menſchen ſtänden ſeinem Herzen gleich nah, unter ihm allein ſei die wahre Freiheit des Lebens denkbar.

Denn der Urſprung aller Freiheit ſei die Macht, den eignen Willen zu beſtimmen. Zuerſt begehre man eine Sache, dann erfaſſe man ſie, dann urtheile man, ob ſie gut oder verwerflich, und danach endlich laſſe man ſie wieder los oder behalte ſie. Nur wenn das Verlangen nach einem Dinge von dem Urtheile ausgehe, das man über ſeine Güte oder Schlechtigkeit gefällt habe, ſei das Urtheil frei, dagegen wenn das Urtheil von dem Verlangen ſelbſt ſchon geleitet werde, entbehre es der Freiheit. Frei könne daher nur der Kaiſer urtheilen, der nichts verlange, weil ihm nichts verſagt ſei.

Aus dieſen und aus vielen andern Gründen noch erklärt Dante die Monarchie für die zuträglichſte Regierungsform. Dies bildet den Inhalt des erſten Buches, deſſen Schluß und letzter Beweis aufs klarſte zeigt, wie unmittelbar die damalige Welt auf den Gedanken des Alterthums beruhte. Einmal, ſagt

Dante, sei die Monarchie in ihrer vollkommensten Gestalt bereits dagewesen: zu der Zeit, welche der Sohn Gottes, um auf Erden zu erscheinen, so erwartet, oder, weil auch das in seiner Macht lag, so gestaltet habe unter Augustus. Unter diesem sei der ganze Erdkreis in friedlicher Ruhe vereinigt und das Menschengeschlecht glücklich gewesen, Paulus selbst bezeuge es, der den damaligen Zustand einen glückseligen genannt. „In Wahrheit, ruft Dante aus, war Zeit und weltliche Herrschaft damals im Zustande der Erfüllung, denn das Geheimnis unserer Glückseligkeit ermangelte in keiner Hinsicht seines dienenden Werkzeuges. Welche Schicksale aber der Erdkreis erlitten hat seit jenen Tagen, als das heilige nahtlose Gewand von den Krallen der Begierde zum erstenmal zerrissen ward, das können wir lesen, o, daß wir es nicht mit eigenen Augen zu erblicken brauchten! O du Menschenvolk, von welchen Stürmen, welcher Trübsal, welchem Scheitern der Hoffnung mußtest du heimgesucht werden, da du zum Thier mit den vielen Köpfen geworden, hierhin und dorthin auseinanderstrebst, krank an Geist und an Gemüthe. Was kümmert dich das höhere Verständnis der Dinge mit den unwiderleglichen Beweisen, was die Erfahrung, was die Süßigkeit der himmlischen Stimme, wenn durch den Hauch des heiligen Geistes zu dir die Worte tönen: Siehe, wie gut und lieblich, wenn Brüder in einem Hause zusammen wohnen!“

Diese Worte bilden den Uebergang zum zweiten Buche, in welchem das begründete Recht des römischen Volkes auf die Herrschaft über die Völker behandelt wird. Dante erklärt den Begriff des Rechtes: es ist der Wille Gottes in seiner irdischen Erscheinung. Was ihm zuwiderläuft kann das Recht nicht sein, nur was Gott unter den Menschen durch seinen Willen geschehen läßt, darf so genannt werden. Nun aber ist Gottes Wille an sich unsichtbar, mittelbar allein läßt er sich erkennen; versteckt und verborgen ist das Petschaft, der Abdruck nur

im Wachſe ſichtbar; deshalb müſſen wir nach den Zeichen ſuchen, welche als ein Abdruck des göttlichen geheimen Siegelringes anzuſehen ſind.

Den erſten Beweis, daß das römiſche Volk rechtlich (durch den Willen Gottes alſo) die Herrſchaft über den Erdkreis erwarb, ſieht Dante in einer inneren Eigenſchaft der Nation. Nobilissimo populo convenit omnibus aliis praeferri: Dem edelſten Volke gebührt der Vorrang vor allen andern! Das römiſche iſt das edelſte, folglich verdient es den erſten Rang einzunehmen. Denn da die Ehre der Lohn der Tugend und Tapferkeit (virtus) iſt, und da aller Vorzug eine Ehre, ſo iſt Bevorzugung der Lohn der Tugend — und nun beginnt das Lob des römiſchen Volkes, ſeines Adels, ſeines Alterthums. Aeneas, der ruhmvolle König, iſt ſein Stammvater, wie der göttliche Dichter Virgil für ewige Zeiten dem Gedächtniſſe der Menſchen eingeprägt hat. Livius bezeugt es nicht weniger. Welcher Adel aber dieſem invictissimo et piissimo patri Aenese innegewohnt habe, beweiſe nicht allein ſeine eigne Trefflichkeit, ſondern auch die ſeiner Vorfahren und Gemahlinnen, deren ſämmtliche Geburtsvorrechte durch Erbrecht auf ihn übergingen. Nun werden die Stellen aus Virgil's Aeneide ausgezogen, aus denen Aeneas' Nobilität hervorleuchtet. Merkwürdig, wie Dante den Anſchauungen ſeiner Zeit gemäß, durch ſeines Helden verſchiedene Heirathen deſſen Anſprüche auf Beherrſchung der Welt beweiſt. Durch Creuſa, Priamus' Tochter, ſeine erſte Frau, fiel ihm das Anrecht auf Aſien zu; durch Dido, ſeine zweite Gemahlin, das auf Afrika; durch Lavinia, ſeine dritte, welche aus Italien, dem edelſten Lande Europa's ſtammte, das Recht auf Europa. Summa Summarum: Aeneas erwarb durch ſeine drei Frauen dem römiſchen Volke, dem er Alles, was ihm zugehörte, vererbt hat, Anſpruch auf die Beherrſchung der Welt. Ein Glück, daß man damals noch nichts von Auſtralien und Amerika wußte.

Auf Virgil's Zeugniſſe läßt Dante die Fingerzeige Gottes in der Geſchichte folgen. Nur durch Wunder konnte die Miſſion des römiſchen Volkes unterſtützt werden. Dieſe Wunder aber traten ein, ſind offenbar geworden und zeigen mithin den Willen Gottes; dieſer wiederum beweiſt den legitimen Anſpruch.

Erſtlich der wunderbare Schild, welcher unter König Numa aus den Wolken herabfiel. Dann die Rettung Roms durch die Gänſe des Kapitols. Darauf der Hagel, durch welchen Hannibal die zur Vernichtung reifen Römer zu verfolgen verhindert ward. Endlich die Flucht Cloelia's. Zuletzt aber ein Beweis, geſchöpft aus der politiſchen Handlungsweiſe der Römer. Wer das Wohl des Staates (bonum rei publicae) beabſichtigt, beginnt Kapitel fünf des zweiten Buches, der beabſichtigt die Erfüllung des Rechtes. Denn das Recht iſt die Beſtimmung der ſächlichen wie perſönlichen Verhältniſſe des Menſchen zum Menſchen; wo dieſe gewahrt werden geſchieht etwas der Menſchheit zuträgliches, wo ſie verdorben werden das Gegentheil. Wenn nun das Endziel jeder Geſellſchaft das gemeine Wohl ihrer Mitglieder iſt, ſo muß der Zweck des Rechtes das gemeine Wohl ſein. Demzufolg: wer das Wohl des Staates will, will die Erfüllung des Rechtes, und wenn die Römer das Wohl des Staates wollten, wollten ſie nichts als die Erfüllung des Rechtes. Daß das römiſche Volk aber, indem es die ganze Erde ſich unterwarf, dieſes Wohl im Auge hatte, geht aus ſeinen Thaten hervor, in welchen dieſes heiligſte, frömmſte und ruhmvollſte Volk, frei von aller dem Staate ſo nachtheiligen Habſucht und nur aus Liebe zu einem allumfaſſenden friedlichen Zuſtande, mit Vernachläſſigung des eigenen Vortheiles, nur um des allgemeinen Heiles willen, das es dem Menſchengeſchlechte denn auch wirklich verſchafft hat, ſich zeigte wie es ſich gezeigt hat. Und deshalb heißt es in Wahrheit: die römiſche Herrſchaft entſpringt aus dem Quell

der Frömmigkeit. — Man glaubt ein französisches Manifest zu lesen.

Doch Dante will dies nicht so ohne Belegstellen behaupten. Cicero wird citirt. „So lange, schreibt dieser in den Officien, als die Herrschaft der Republik durch Wohlthaten und nicht durch Ungerechtigkeiten bezeichnet wurde, war der Ausgang unserer, für die Bundesgenossen oder für die eigene Herrschaft geführten Kriege, milde, wie es sich von selbst verstand. Der römische Senat war die Zuflucht der Könige und der Völker. Und da unsere Feldherren und Behörden darin das größte Lob suchten, daß sie die Provinzen und Länder der Verbündeten treu und zuverlässig schützten, so verdiente unsere Herrschaft eher den Namen Schutz der Welt, als daß von einer Obergewalt die Rede war.“ Cincinnatus, Fabricius und Camillus werden dafür genannt, Brutus, der seinen Sohn opfert, Mucius Scävola und Cato. Und nachdem so der Satz, daß die Römer bei Unterjochung des Erdkreises das Recht gewollt, als erwiesen angenommen wird, folgt die weitere Behauptung, daß wer das Rechte wolle, auch das Rechte thue, daß Rom mithin seine Weltherrschaft rechtlich erworben habe, und daß dies folglich als eine Naturnothwendigkeit betrachtet und bewahrt werden müsse.

Der Beweis erübrigt noch, daß das römische Volk von der Natur zum Herrschen bestimmt worden sei. Wir sähen, sagt Dante, daß bei der Zusammensetzung einer obrigkeitlichen Behörde nicht nur der Rang des einzelnen Mitgliedes in Betracht gezogen werde, sondern auch ihre Fähigkeit dem Amte vorzustehen. Nach ähnlicher Voraussicht verfahre die Natur, sie ordne die Dinge nach dem Maße ihrer inneren Befähigung. Hieraus folge, daß die natürliche Rangordnung der Dinge rechtlich begründet sei, und daß was von der Natur bestimmt werde, als rechtlich begründet festgehalten werden müsse. Von

der Natur aber sei das römische Volk zum Herrschen bestimmt worden.

Auch hierfür Beweise. Wie demjenigen die Vollkommenheit in einer Kunst fehle, der nur die endliche Form im Auge haltend, die Mittel außer Acht lasse, durch welche er zur Darstellung dieser Form befähigt werde, so auch würde die Natur einen Mangel an Machtvollkommenheit in sich haben, wenn sie nur die allgemeine Form der Gottähnlichkeit erstrebe, die Mittel jedoch vernachlässige, durch welche diese zu erreichen sei. Die Natur aber sei in Nichts unvollkommen. Folglich habe sie auch die Mittel zum Zwecke, nicht den Zweck allein im Auge — kurz, Italien sei das tauglichste Land, das römische das tauglichste Volk, seine Alleinherrschaft von der Natur angeordnet, folglich berechtigt, folglich deren Aufrechterhaltung die Vollziehung des göttlichen Willens.

Dies Alles, sagt Dante, seien die offenbaren Beweise: jetzt wolle er die verborgenen Urtheilssprüche Gottes mittheilen, deren einige man sogleich verstehen werde, während andere uns durch den Glauben und das Verständnis der heiligen Schrift zu erlangen blieben. Denn wie Niemand auch bei der größten Vortrefflichkeit ohne den Glauben an Christus erlöst werden könne, so auch vermöge Niemand ohne ihn das Recht zu erkennen: Impossibile sine fide placere Deo, stehe in den Hebräern. Im Leviticus heiße es, Jeder aus dem Hause Israel, der einen Ochsen tödte oder ein Schaf, oder eine Ziege im Lager oder außerhalb des Lagers, und nicht am Eingange des Zeltes des Herrn eine Gabe darbringe, sei des Blutes schuldig. Mit der Thür des Zeltes sei hier Christus gemeint als Eingang zum himmlischen Reiche, die menschlichen Thaten aber bedeute die Tödtung der Thiere. Dies sei klar: aber die geheimen Urtheile Gottes könnten nur durch besondere Gnade Gottes offenbar werden, entweder indem er uns ihrer freiwillig oder auf unser Gebet theilhaftig

mache. Aber auch durch Kampf könne ihre Erkenntnis erlangt werden: durch die Entscheidung des Looses nämlich oder durch den Wettstreit, und dieser Wettstreit wieder theile sich in den Zweikampf, das Duell, und in das Ringen Mehrerer nach demselben Ziele.

Das erste Duell, hören wir nun, war das des Herkules mit dem Antäus, der erste Wettstreit der zwischen Atalante und Hippolytus. Der Sieger siegte durch Gottesurtheil. Die Römer besiegten im Wettkampfe alle Völker, folglich hat Gott es gewollt, welcher die Vernichtung der einzelnen kleinen Theile zuließ, damit der eine große Zweck zur Erfüllung käme. Viele andere Völker hätten Aehnliches versucht, nur den Römern sei es gelungen, das Ziel zu erreichen.

Ninus, König von Assyrien, sei der erste gewesen, der nach der Weltherrschaft strebte. Dieser habe Asien unterworfen. Dante beruft sich dabei auf Ovid und Orosius. Der zweite sei Besoges, König von Aegypten, der dritte Cyrus, der vierte Xerxes, der fünfte Alexander. Wir lernen hier Alexanders Tod in neuer Fassung kennen: er läßt die Römer zur Unterwerfung auffordern, allein noch ehe er Antwort empfangen stirbt er plötzlich. Der bloße Zusammenstoß mit dem auserwählten Volke läßt ihn zu Grunde gehen! Nun endlich, sechstens, treten die Römer auf; ihnen gehorcht der Erdkreis, ihre Ansprüche sind göttlichen Ursprunges.

Nicht weniger ist dies der Fall wenn die Gesetze des Zweikampfes in Betracht kommen, dessen Wirksamkeit als Symbol göttlicher Entscheidung Dante auseinandersetzt. Das Duell des Aeneas und Turnus ist nach ihm das älteste und sein Erfolg maßgebend für Europa. Scipio's Kampf mit Hannibal wird dann als ein Duell en masse erklärt, wodurch die Herrschaft über Afrika erworben sei. Allein wozu all diese Beweise? — Christi Willen war, wie Lucas bezeugt, unter dem Edikt der römischen Herrschaft geboren zu werden. Christus

erkennt hierdurch ſelbſt die Geſetzmäßigkeit des Edikts an. Da aber nur der legitime Herrſcher ein rechtskräftiges Edikt erlaſſen kann, ſo war Auguſtus rechtmäßiger Kaiſer.

Und noch mehr. Chriſtus ſtarb für uns, damit der Fluch der durch den Sündenfall auf uns gekommenen Verdammnis von uns genommen werde. Sterbend ſagte er zu Johannes: Es iſt vollbracht. Dies „consummatum est“ bedeutet: es bleibt nichts mehr zu thun übrig. Indem er die Strafe ohne Schuld erlitt, war die Erlöſung geſchehn. Allein wäre dieſe Strafe keine von einer rechtmäßigen Obrigkeit verhängte, alſo ein bloßes ihm zugefügtes Unrecht, keine gerechte Beſtrafung der Sünde geweſen, ſo müßten auch unſere Sünden, durch deren Beſtrafung an ſeinem unſchuldigen Leibe wir erlöſt worden ſind, nicht rechtmäßig beſtraft und die Erlöſung als nicht vollbracht angeſehen werden. Iſt aber unſere Erlöſung eine Wahrheit und Chriſti Ausſpruch, es iſt vollbracht, eine Wahrheit, ſo iſt auch der Richter, von dem er zum Kreuze verurtheilt wurde, ein von rechtswegen eingeſetzter geweſen. Dieſer war Pilatus, eingeſetzt von Tiberius, und Tiberius herrſchte durch Gottes Willen als rechtmäßiger Kaiſer.

Er aber ſowohl als das römiſche Volk waren dennoch unſchuldig am Tode Chriſti, denn Herodes war nicht etwa Stellvertreter des Kaiſers oder des römiſchen Senates, ſondern von Tiberius als ſelbſtändiger König eingeſetzt, der auch für ſeine Thaten allein die Verantwortlichkeit zu tragen hatte. Deshalb, fährt Dante fort, möchten die, welche ſich für Söhne der Kirche ausgäben, in Zukunft davon abſtehen, dem römiſchen Kaiſerthume in dieſer Beziehung ungerechte Vorwürfe zu machen. Sie ſähen ja, daß Chriſtus, der Kirche Bräutigam, dieſes Reich im Leben und Tode anerkannt habe. „Und hiermit, ſchließt er das zweite Buch, glaube ich deutlich genug bewieſen zu haben, daß das römiſche Volk auf rechtlichem Wege die Herrſchaft über den Erdkreis ſich erworben

hat. O glückliches Volk, ruft er aus, o ruhmreiches Italien, o wäre doch nie derjenige geboren worden, der deine Macht schwächte, oder hätte ihn wenigstens niemals die fromme Absicht, in der er zu handeln glaubte, zu solchen Täuschungen gebracht!“ Das dritte Buch lehrt uns, was dieser Schluß zu bedeuten habe.

Wenn Dante, ein Mann, der Staatsämter bekleidete, studirter als die meisten seiner Zeitgenossen, ein wahrheitsliebender, in seiner Offenheit fast harter Charakter, ein abgesagter Feind der lügnerischen Kniffe, mit deren Hülfe die päpstliche Partei ihre Ansprüche zu begründen suchte, ein klarer, logischdenkender Kopf, so phantastische Beweisführungen zusammenschmiedete, wie mag erst die Verwirrung gewesen sein in weniger klaren Geistern, wie endlich mag die fanatische große Masse in jenen Zeiten gedacht haben! Philologische Kritik der Quellen war ein Begriff damals, zu dem sich Niemand erhob. Was in alten Autoren geschrieben zu lesen war, stand fest wie man es vorfand. Alles dies, mochten nun Kirchenväter oder heidnische Philosophen und Dichter die Autoren sein: Sage, Geschichte, Poesie, und Philosophie nahm man als gültige Wahrheit, die man so künstlich zu organisiren und in sich in Verbindung zu setzen wußte, daß ein brauchbares Material daraus entstand, dessen man sich als „Geschichte“ bediente. Da finden wir die Personen des alten Testaments im Familienzusammenhange mit denen der griechischen Mythologie, da spielt römische und griechische Geschichte mit Volksromanen und Lokalsagen untereinander, Lücken von Jahrhunderten werden übersprungen, Chronologie ist nirgends ein Hinderniß, und alles dies wird so gläubig aufgenommen wie heute die verbürgtesten Relationen kaum. Dante scheint zu vergessen, daß Augustus und Tiberius keine Christen waren; vor dem Glanze, daß sie die rechtmäßigen Kaiser des rechtmäßigen Volkes sind, verschwindet das als geringfügiger Nebenumstand. Von den

Juden, die sich doch auch für etwas hielten, ist gar keine Rede. Nur das eine auserwählte römische Volk gibt es, nur das eine Land Italien, nur die eine Stadt Rom. Alles andere niedriger. Aber es darf auch das nicht vergessen werden, daß man zu Dante's Zeiten nicht über den Umkreis der Geographie der antiken Römer hinaus sah und daß, wie Italien die Mitte der Erde war, die Erde noch immer die stillstehende Mitte des Weltsystems bildete, um welche sich die andern Gestirne drehten.

Vom Papste handelt das dritte und letzte Buch der Monarchie. „Eine Frage bleibt mir noch zu behandeln übrig, beginnt es, deren wahrheitsgetreue Beantwortung vielleicht nicht ohne das Erröthen Einiger stattfinden kann und die möglicherweise Indignation gegen mich hervorrufen könnte. Sie betrifft die beiden großen Lichter: den römischen obersten Priester, Pontifex romanus, und den römischen weltlichen Herrn, Princeps romanus, die Frage, ob die Gewalt des römischen Kaisers abhängig unmittelbar von Gott oder von einem Statthalter oder Diener Gottes, will sagen, vom Nachfolger Petri sei, welcher in Wahrheit die Schlüssel der Himmelsthore in seinen Händen hält."

Dies zu entscheiden, setzt Dante wiederum ein Princip als Ausgangspunkt seiner Beweisführung: Gott kann nicht wollen was den Absichten der Natur zuwiderläuft. Er bespricht darauf die bei der Behandlung gerade dieser Frage obwaltenden Schwierigkeiten. Meistens pflege Unwissenheit die Ursache eines Streites zu sein, hier aber sei der Streit die Ursache der Unwissenheit. Man sehe nicht und wolle doch nicht eingestehen, daß man blind sei. Drei Gattungen von Menschen seien hier dem Auffinden der Wahrheit entgegen und verhinderten sie. Erstlich der Papst selber, Christi Statthalter und Petri Nachfolger, dem wir schulden was wir Petrus, nicht aber was wir Christus selber schuldig seien,

und mit ihm andere Hirten der christlichen Heerde, welche der Wahrheit aus blindem Eifer und nicht, wie Dante gern glauben wolle, aus Stolz und Hochmuth entgegen ständen. Zweitens die, denen hartnäckige Habsucht (cupiditas) das Licht der Vernunft ausgelöscht habe, die sich Kinder der Kirche nennten, obgleich der Teufel selbst ihr Vater sei; diesen sei schon der bloße Name des allerheiligsten Kaiserthums ein Gräuel, und sie verleugneten auf das unverschämteste die Principien, auf denen diese und die vorhergehenden Fragen basirt seien. Drittens die, welche Dekretalisten genannt, ohne Kenntnis der Philosophie und Theorie nur auf ihren (allerdings ehrwürdigen) Dekretalen, aber auf diesen allein fußend, das Uebergewicht der Kirche über das Kaiserthum behaupteten.

Das war die Partei der Guelfen mit dem Papste an der Spitze! Vom Kaiserthum wollen diese überhaupt nichts hören, auf Discussion sich nicht einlassen. Wo sie Rechte beweisen sollen, bringen sie die Dekretalen vor. Diese, sagen sie, sind das alleinige Fundament der Kirche. Dante fertigt sie kurz ab. Die Dekretalen oder Traditionen seien dann erst entstanden, als die Kirche bereits gegründet gewesen: wie diese auf ihnen beruhen könne? Wie sie, die durch die Kirche doch erst Autorität erhalten hätten, der Kirche selbst ihre Autorität verleihen könnten? Dante leugnet hierauf die symbolische Bedeutung der Erschaffung von Mond und Sonne für diesen Fall. Beide Herrschaften, die des Papstes wie die des Kaisers, bezögen sich auf die Menschen, Mond und Sonne wären am vierten, der Mensch aber erst am sechsten Tage erschaffen: wie Gott denn ein bloßes Beiwerk des Menschen früher als diesen selbst habe in die Welt können ausgehen lassen? Außerdem seien beide Herrschaften, kaiserliche und päpstliche, nur Correctivmittel der menschlichen Sündhaftigkeit, da aber am vierten Tage der Mensch noch kein Sünder gewesen sei, weil er überhaupt noch gar nicht existirt habe, wie

Gott denn da das Pflaster habe auflegen können, ehe der Schaden vorhanden gewesen sei? Moses könne mithin unmöglich in Erschaffung von Mond und Sonne diesen symbolischen Sinn hineingelegt haben.

Angenommen aber, dem wäre so: ob denn der Mond, weil er sein Licht von der Sonne empfange, darum ein Stück der Sonne sei? Nur eine einzelne Eigenschaft des Mondes leite aus der Sonne ihren Ursprung her. Außerdem besitze der Mond neben dem aus der Sonne gezogenen Lichte sein eigenes, was bei Sonnenfinsternissen sich deutlich zeige: nur einen Zuwachs an Licht verdanke er der Sonne, den auch der Kaiser aus der Benediction des Papstes empfange.

Dante widerlegt hierauf andere Stellen, aus denen die Oberherrschaft der Kirche abgeleitet wurde. Ich lasse diese, da sie in der That für heute nur den Werth theologischer Spielereien haben, aus und komme zur Schenkung Constantin's, der zum Dank dafür, daß er vom Papst Sylvester vom Aussatz gereinigt worden, der Kirche die Stadt Rom und vieles andere zum Geschenk gemacht. Die Mathildische Erbschaft erwähnt Dante nicht. Constantin's Schenkung aber fertigt er damit ab, daß diese, selbst wenn sie erfolgt sei, als ein der Idee des die ganze Erde umfassenden Kaiserreichs widerstrebender Akt, in sich als unmöglich betrachtet werden müsse. Weder der Kaiser habe das gedurft, noch sei die Kirche befähigt gewesen, weltliche Güter als Geschenk anzunehmen. Eben so wenig habe, demselben Principe zufolge, Karl der Große dem Papste Hadrian eine solche Schenkung machen können. Dagegen fragt er, ob man leugnen wolle, daß Otto den Papst Benedict ab- und Leo wieder eingesetzt habe? Das Kaiserthum sei vorhanden gewesen vor der Kirche, könne also von ihr seine Macht nicht empfangen haben. Nur Gott selber oder der einstimmige Wille der Menschheit könne der Kirche eine derartige Obergewalt übertragen haben, aber nirgends finde sich

die Spur einer ſolchen Uebertragung. Chriſtus, deſſen Lebenslauf den ſymboliſchen Lebenslauf der Kirche bedeute, habe zu Petrus geſagt, mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, wäre es von dieſer Welt, ſo würden meine Diener für mich kämpfen und mich nicht den Juden ausgeliefert haben. Aus Leib und Seele ſei der Menſch zuſammengeſetzt, beiden ſei ihr Endziel vorgezeichnet, beide ſeien dem Verderben ausgeſetzt, für beide Gottes Führung vorgeſehen: der Papſt ſoll die Seele des Menſchen zur ewigen Seligkeit, der Kaiſer ſie zum irdiſchen Glücke führen; jener nach der Lehre der göttlichen Dokumente, dieſer nach Maßgabe menſchlicher Wiſſenſchaft; und weil um beides zu erlangen, Ruhe und Frieden vonnöthen ſei, müßten dieſe beiden das höchſte Beſtreben des Papſtes und des Kaiſers bleiben. „Dennoch, ſo ſchließt Dante, iſt dieſe letzte Trennung der beiden Gewalten nicht allzu ſtrikt aufzufaſſen, denn da auch die irdiſche Glückſeligkeit gewiſſermaßen nur um der himmliſchen willen eingeſetzt worden iſt, ſo möge der Kaiſer ſich dem Papſte mit der Ehrfurcht nahen, wie der älteſte Sohn ſie gegen ſeinen Vater hegen ſoll, damit er, erhellt vom Licht der väterlichen Gnade, um ſo leuchtender den Erdkreis beherrſche, welchem er von dem allein vorgeſetzt worden iſt, den wir als aller geiſtlichen und weltlichen Dinge oberſten Lenker verehren."

Hiermit ſcheint mir der Inhalt der Schrift über die Monarchie erſchöpft zu ſein, von der wir nicht wiſſen, wann Dante ſie verfaßt hat. Ob in den Zeiten, als er noch in Florenz weilte und die Ankunft eines Kaiſers aus Deutſchland noch in weiter Ferne lag, oder ſpäter, als Heinrich von Luxemburg erſchien und die Ghibellinen von ihm die Erfüllung ihrer Hoffnungen begehrten.

IV.

Im Laufe des Vortrages wird von Witte die Anklage gegen die italiänischen Liberalen auf drei Sätze koncentrirt. Sie sollen sich nicht auf Dante berufen dürfen, erstens, bei ihrer glühenden Liebe für Italien als ein gemeinsames Vaterland; zweitens, bei ihrer Abneigung gegen die Fremden, die Deutschen insbesondere; drittens, bei ihrem Hasse gegen die weltliche Herrschaft des Papstes. Diese drei Punkte werden dargestellt als die Glaubensartikel der italienischen Revolutionspartei, welche, begeistert für Dante, ihn als die älteste und erste Autorität für diese Sätze ansehe.

Machen wir mit dem Kirchenstaate den Anfang. Dante spricht sich in der Monarchie gegen den weltlichen Besitz der Kirche aus. Mit folgendem Räsonnement glaubt der Verfasser des Vortrages seine Autorität hier beseitigen zu können.

„Reichte unsere Verehrung für den Dichter der göttlichen Komödie auch so weit, sagt er*), daß wir seiner Auffassung gegenüber keinen Widerspruch zuließen, so könnten wir die Idololatrie doch nicht so weit treiben, seine Worte, lediglich weil sie vor mehr als einem halben Jahrtausend begründet sein mochten, auch für die Verhältnisse der Gegenwart als in letzter Instanz entscheidend zu betrachten.

„Wir würden uns, fährt er fort, einer Ungerechtigkeit gegen Italien schuldig machen, wenn wir die schiedsrichterliche Stellung eines kaiserlichen Schirmherrn der ganzen Halbinsel, ja der katholischen Christenheit, verwechseln wollten mit dem ausschließlichen Besitze eines beschränken italiänischen Gebietes, der den österreichischen Souverän neben andere italiänische Fürsten stellt und ihm in deren Zwisten bloß eine Parteirolle zuweist."

*) S. 44.

All das ist richtig, und wenn der Verfasser die Konsequenz daraus zöge, es sei, weil die Verhältnisse ganz anders lägen, überhaupt nicht thunlich, Dante heute zu citiren, so möchte auch nichts dagegen eingewandt werden wenn er schließt: „Noch größer vielleicht wäre das Unrecht, das wir der weltlichen Herrschaft des Papstes zufügten, wenn wir die Anschauung des 14. Jahrhunderts heute noch ohne weiteres für sie als maßgebend ansehen wollten."

Allein der übrige Inhalt des Vortrages stimmt nicht zu diesen Aeußerungen parteilos scheinender Billigkeit. Steht Dante wirklich so außer allem Zusammenhange mit der heutigen Politik, wie kommt der Verfasser des Vortrages dazu, ihm trotzdem in seinem Vortrage eine so bestimmte Stellung in der heutigen Lage der Dinge anweisen zu wollen? Woher nimmt er die Berechtigung, auszusprechen, Dante würde sicherlich gegen das jetzige Königreich gewesen sein? Er hätte seinen eignen Folgerungen zufolge eben so wenig Recht zu dieser Behauptung, als die italiänischen Liberalen zu der ihrigen, ja er hätte, wären seine obigen Sätze diejenigen gewesen, mit denen der Vortrag begann, nach ihnen überhaupt nichts weiter zu sagen gehabt, denn sie erledigen das Thema durchaus, welches den Titel bildet.

So aber ist er nur bei der einzigen Frage um den Kirchenstaat zu derartiger Logik gestimmt, und gerade hier, behaupte ich, paßt diese Logik nicht. Da allerdings muß Dante veraltet erscheinen, wo er die Ungültigkeit der Constantinischen Schenkung beweist. Die heutige Kirche beruft sich nicht mehr darauf. Es ist bekannt, wie der jetzige Kirchenstaat im Laufe des 16. Jahrhunderts erst durch bekannte Manoeuvres zusammengebracht worden ist, deren theilweis hohe Verwerflichkeit auch der beste Katholik nicht leugnen kann. Aber wo Dante die politische Herrschaft des Papstes mit Gründen angreift, welche aus der Natur der katholischen Kirche und den einfachen

Worten des Evangeliums selbst geflossen sind, kann sich Jeder noch auf ihn berufen, heute und so lange es überhaupt einen Kirchenstaat geben wird. Denn über gewisse allgemein menschliche Dinge ändern sich die Ansichten nicht. Nie wird Meinungsverschiedenheit darüber eintreten, daß Kinder ihre Eltern lieben sollen, daß Treue zu bewahren sei, daß christliche Priester fromme, keusche, friedfertige, über weltlichen gemeinen Vortheil erhabene Leute sein müssen. Und so: wenn der Verfasser des Vortrages von Mißverständnis und absichtlicher Täuschung redet: bei dieser Frage hat er kein Recht, einen solchen Vorwurf zu erheben.

Noch weniger aber sicherlich bei dem zweiten Punkte, wo er zu beweisen sucht, daß Dante „eine gliedschaftliche Unterordnung Italiens unter ein deutsches Kaiserthum" gewünscht habe.

Er gibt zu, daß Dante der Deutschen als eines Volksstammes äußerst sparsam gedenke. Statt sparsam hätte er sagen sollen: so viel wie gar nicht. Denn nur einmal nennt Dante uns beispielshalber als Nation, da wo er (Inf. 17. 21) die Deutschen mit dem Beinamen lurchi, Säufer und Prasser in einem Worte, beehrt. Doch werden wir auch hier, und so noch einmal, nur als geographischer Name angebracht, ohne weiteren Inhalt als den der Ortsbezeichnung. Und dennoch soll Dante die Unterordnung Italiens unter Deutsches Regiment gewollt haben, und worauf hin? — weil er gewünscht habe, daß ein Deutscher Kaiser die Welt und folglich auch Italien beherrsche.

Deutsch oder Deutsch-römisch nennt der Verfasser diesen Kaiser. Uns in Deutschland ist diese Bezeichnung allerdings geläufig, und es mag immerhin so übersetzt werden wo im Lateinischen Imperator oder Imperator Romanus steht. Aber auf diesen oberflächlichen Sprachgebrauch einen historischen Beweis bauen wollen ohne den Unterschied der Worte auch nur

zu erwähnen, das kann wissenschaftlich nicht als erlaubt erscheinen, am wenigsten da, wo es sich darum handelt, die Anklage bewußter Täuschung aufrecht zu erhalten. Nirgends spricht Dante von einem Deutschen oder Deutsch-römischen Kaiserthume, einem Imperio tedesco, germanico, allamannico, oder tedesco-romano u. s. w., sondern überall, wo ihm im Vortrage dieser Ausdruck unterlegt wird, steht entweder allein Imperium oder Imperium Romanum ohne auch eine Andeutung nur, daß die Person des Kaisers ein Deutscher sein müsse, oder gar, daß die Regierung des Kaisers eins sei mit einem politischen Uebergewichte der Deutschen in Italien. Hätte aber Dante sich die Kaiserkrone nicht anders als auf einem Deutschen Haupte denken können, so wäre gerade in seiner Zeit, wo die französischen Könige und andere nichtdeutsche Fürsten nahe daran waren, diese Würde zu erlangen, eine Erklärung darüber nothwendig gewesen. Einmal redet er Albrecht, Rudolf von Habsburg's Sohn, „o Alberto tedesco" an*) und wirft ihm vor, nicht nach Italien gekommen zu sein, um sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen und Ruhe zu schaffen. Ich wäre nicht abgeneigt (ohne darauf bestehen zu wollen), dies Wort auch hier im ungünstigen Sinne zu nehmen. „O Alberto, ein rechter Deutscher bist Du, ein unentschlossener Zauderer nämlich, daß Du Italien im Stiche ließest und kamst um uns Ghibellinen beizustehen." Doch könnte in dem tedesco hier auch das liegen, daß Albrecht, eben weil er nicht nach Italien kam, ein Deutscher geblieben war; er hätte sollen in Rom zu einem Römer werden.

Doch sind dies Conjecturen, denn nirgends spricht Dante sonst von den Eigenschaften des Deutschen Charakters. Nir-

*) Purg. 6, 98. O Alberto tedesco, ch' abbandoni
Costei ch' è fatta indomita e selvaggia, ...

gends gesteht er etwa das ein, was er gewiß öfter zu beobachten Gelegenheit hatte, daß die Deutschen Soldaten sich besser schlügen als die italiänischen. Oder zeigen die Ghibellinen etwa persönliche Neigung gegen die Deutschen? Wo räumen sie uns in irgend etwas den Vorrang ein? Am liebsten nennt Dante seinen Kaiser, dieses über alle Nationalität erhabene Werkzeug der Vorsehung, ohne jedes Beiwort: Imperadore; — dessen Amt par excellence Imperio genannt wird ohne weitere Beifügung — cui ufficio è per excellenza Imperio chiamato senza nulla addizione. Ich citire diese Worte aus seiner il Convito, das Gastmahl, betitelten Schrift, welche nicht, gleich der Monarchie, als eine bloß wissenschaftliche, von der Politik des Momentes losgelöste Arbeit erscheint, sondern auf die Ereignisse anspielend eine koncisere, heftigere und gereiftere Sprache führt. Das Convito müßte eher als die Monarchie angeführt werden, wenn von Dante's Ansichten über das Kaiserthum die Rede ist. Hier fühlt man deutlicher noch als dort, wie durchdringend das Wort „römisch" gemeint ist, wenn er es dem Kaiser beilegt, und daß der Ausdruck „Deutsch" oder „Deutsch-römisch", der in Witte's Vortrage abwechselnd gebraucht wird, für Dante fast eine Unmöglichkeit wäre.

Dante kümmerte sich bei seinem Kaiser um die Nationalität so wenig als auch unsere strengsten ultramontanen Katholiken sich deshalb etwa nach einer Herrschaft Italiens in Deutschland sehnen, weil der Papst ein Italiäner zu sein pflegt. Es kommt ihnen auf die Kirche an; Rom als der Sitz ihres Oberhauptes liegt außerhalb der politischen Landkarte. Rom ist der Wohnort der höchsten geistlichen Gewalt, vor der die Nationen alle gleich stehen. So auch betrachteten die Ghibellinen den Kaiser. Dante sagt es ausdrücklich. Alle die zum römischen Reich gehören, sind Römer; den Italiänern jedoch bleibt der Vorzug reinerer, unmittelbarer Abstammung vom

alten Volke selbst, welches das Reich stiftete und seine Mitte bildete. Italien ist der Garten des Reiches, il giardino dell' Imperio, Rom seine Hauptstadt. Italien erschien Dante als das alte prädestinirte Brüteneſt der Weltschicksale, Deutschland ist der Boden, der die Träger der höchsten weltlichen Gewalt nun einmal zu liefern hatte. Deutschlands politische Institutionen, auf deren Kenntnis es doch zuerst hätte ankommen müssen, wenn Italien sich „in gliedschaftlicher Unterordnung Deutschland anschließen sollte", liegen nicht in Dante's Gesichtskreis.

Und nun endlich, die Italiäner sollen sich bei ihrer Begeisterung für ein freies einiges Königreich Italien nicht an Dante als an denjenigen erinnern dürfen, der seiner Zeit für ein freies und großes Italien geschwärmt habe.

Vermittelst eines raschen Auszuges der italiänischen Geschichte wird vom Verfasser des Vortrages dargethan, Dante sei nicht für den „allesgleichmachenden Abgrund eines Königreiches Italien" gewesen, sondern für jene schon so oft genannte gliedschaftliche Unterordnung Italiens unter ein Deutsches Kaiserthum. Erstens jedoch hätte hier bewiesen werden müssen, daß Dante in der That von dieser sogenannten gliedschaftlichen Unterordnung ꝛc. ein Wort gewußt, und zweitens, daß dieselbe, oder das vielmehr, was Dante an ihrer Stelle wirklich wünschte: die Vereinigung aller Länder der Erde unter dem römischen Kaiser, einen Gegensatz bildete gegen die Staatsform, welche heute in Italien zu entgültiger Gestaltung kam. Dante's Kaiserreich aber und die neueste Centralregierung Italiens unter Victor Emanuel sind zwei so durchaus verschiedene Dinge, die so wenig einen Widerspruch enthalten, als es ein Kontrast sein kann, wenn derselbe Mensch, der als Kind auf dem Arm getragen wird, als Mann später zu Pferde sitzt. Es sind zu verschiedenen Zeiten verschiedene Zustände. Wohl klagt Dante, daß die Länder Italiens voll

ſeien von Tyrannen*), aber ſo wenig wie man daraus ſchließen könnte, er hätte heute die verſchiedenen Herzöge und die Bourbonen mit vertreiben helfen, ſo wenig ſchließt ſeine Begeiſterung für das alte Kaiſerthum eine Abneigung gegen Victor Emanuel in ſich. Die Vereinigung, die ſich heute vollzieht, wäre ein für Dante's Zeiten ganz unfaßbarer Gedanke geweſen. Genua, Venedig, Piſa, Florenz, Rom, Neapel, lauter zu ſeiner Zeit von Grund aus verſchiedene Staaten, zu einem Reiche mit centraliſirter Regierung zuſammengefaßt, hätte damals weniger möglich geſchienen, als heute die ganze Erde als ein einziges Reich mit Centralgouvernement von London, Paris oder Newyork aus.

Der Verfaſſer des Vortrages dagegen ſetzt den Begriff dieſer „gliedſchaftlichen Unterordnung Italiens unter das römiſch-Deutſche Kaiſerthum" ſo künſtlich ganz im allgemeinen dem des „vereinigenden Königreichs" entgegen, als hätte man nicht nur zu Dante's Zeiten zwiſchen beiden zu wählen gehabt, ſondern ſtände auch jetzt noch dieſelbe Wahl frei. Jedermann, er mag ſtehn auf welcher Seite er will, wird darüber keinen Zweifel hegen, was eine Reaktivirung der italiäniſchen Zuſtände, welche den heute beſtehenden vorangingen, zu bedeuten habe. Mit der Rückkehr der kleinen Monarchen in ihre ſich wieder voneinanderreißenden Staaten würde das Land dem Walten der Rache und dem geiſtigen Untergange entgegengeführt werden. Oder doch — denn dieſer Anſicht könnte immer noch die einer andern Partei entgegenſtehen, welche weder von Rache noch von Untergang zu reden geſtattete — Italien würde dann als politiſches Ganzes vernichtet ſein. Lehnte es der Verfaſſer des Vortrages nicht ſo beſtimmt ab, ſeine eigenen Wünſche auszuſprechen, wäre er auch nur im geringſten auf

*) Purg. 6, 124: Chè le terre d'Italia tutte piene
Son di tiranni.....

die gegenwärtige Lage der Dinge eingegangen, ich glaube kaum, daß er irgend etwas vorzuschlagen im Stande wäre, was zum Vortheil Italiens an die Stelle des „allesgleichmachenden Abgrundes" gesetzt werden könnte, mit dem er ungerechter Weise das heutige Königreich zu bezeichnen liebt.

V.

Dante's politische Wünsche waren Träume schon zu der Zeit, in der er lebte; für uns sind es historische Merkwürdigkeiten. In welchem Maße die kaiserliche Politik, wie er sie dachte, von derjenigen abwich, welche dem Kaiser selbst praktisch und erfolgreich däuchte, zeigt Kaiser Heinrich's Benehmen, als er, der von den Ghibellinen langersehnte Helfer in Italien, dem Lande, in dem man längst nicht mehr wußte, was ein Kaiser sei, erschien.

Wohl fühlend, daß es den Ghibellinen nicht darum zu thun sei, ihm zu gehorchen, sondern daß sie durch ihn nur die Guelfen niederwerfen wollten ihres eigenen Vortheils wegen, theilte er beiden Parteien strenge Gerechtigkeit zu. Ohne Rücksicht auf ihre Feindschaft untereinander suchte er mit beider Hülfe die kaiserliche Autorität herzustellen, und bald war der Vorwurf im Munde der Ghibellinen fertig, daß der Kaiser ein Guelfe sei. Dante selbst bestürmt ihn anders zu handeln, Heinrich aber bleibt seiner Politik getreu, deren Erfolgen freilich ein baldiger Tod ein Ende machte.

Nach Florenz führte er die Ghibellinen nicht zurück. Dante starb in der Verbannung. Doppelte Päpste, guelfische in Avignon, ghibellinische in Rom, stehen sich in der Ferne gegenüber und bilden den Ausdruck des Kampfes zwischen Frankreich und Deutschland. Die französischen Könige wollten die Kaiserkrone an sich reißen. Erfolglos. Aber als der Zwiespalt endlich ausgeglichen ward, traten die römischen Päpste fortan nicht mehr

als Herrscher Europa's auf, sondern herabgedrückt zu Fürsten mit kleinlicher, auf Italien beinahe beschränkter Lokalpolitik, unterwerfen sie sich dem Einflusse des von der Idee der neuerweckten klassischen Studien zu erhöhter geistiger Selbständigkeit erstehenden Jahrhunderts, während die Deutschen Kaiser ebensosehr ihre Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit über den Erdkreis schlummern ließen. Das Gebäude, das Karl V. zwei Jahrhunderte später errichtete, war anderer Natur. Mit ihm schwanden die letzten Spuren jener gewaltigen Verhältnisse, welche Dante im Auge hatte, als er seine Monarchie verfaßte. Und dennoch, wie eingewurzelt die uralte Ansicht vom einigen großen Kaiserthume in den Gemüthern haftete, zeigen gerade die in den Zeiten der Reformation vielfach auftauchenden Gedanken, welche, aus den alten Kaiseridеen hervorgehend, nicht nur den Beweis liefern, wie ungeheuer fest jener erste Grund stand, auf dem das Staatsleben scheinbar noch beruhte, sondern auch wie naturgemäß in sich das Dasein eines solchen Herrschers über den Herrschern war, von dem für hoch und niedrig das letzte Recht ausging und der dem Papste die Spitze bot.

Kindisch und abgethan muß uns erscheinen, wie Dante Politik, Philosophie und Theologie für seine Zwecke handhabt. Niemand würde heute mit solchen Beweisketten auch nur eine Mücke fest machen. Weder das ist anzunehmen, daß Dante heute lebend Ideen gehegt, die im mindesten denen ähnlich wären, welche wir aus seinen Schriften kennen lernen, noch daß er sie in ähnlicher Weise ausgedrückt. Es muß darauf verzichtet werden, wenn das specifische Gewicht eines großen Geistes gefunden werden soll, die vergänglichen Verhältnisse, unter denen er lebte, mit auf die Schaale zu legen. Absehen müssen wir von den Beschränkungen, die Erziehung, Glauben, Vaterland sogar und was den sterblichen Menschen sonst noch dahin oder dorthin ablenkt, mit auf den Weg geben. Welches

war die eigentliche Richtung des Mannes gegenüber den ewigen Fragen, die die Menschheit bewegen? Liebte er sein Vaterland? Liebte er die Freiheit? Ahnte er das Richtige oder mußte er es erst berechnen? Und endlich (doch fallen diese Fragen im Grunde alle zusammen), hätte er sich bewegen lassen, anders als seiner Ueberzeugung gemäß aufzutreten? — Nicht einmal solche Eigenschaften eines Charakters, die, obgleich sie von den äußeren Umständen abgetrennt erscheinen, dennoch wieder in der ganzen Lebensweise einer Epoche ihren Grund haben, dürfen berücksichtigt werden, wie bei Friedrich dem Großen die Hinneigung zur französischen Litteratur, wie die Grausamkeit, mit der Barbarossa seine Kriege führte, wie Karls des Großen Familienleben, und, wenn wir Dante nehmen, wie die durch Verbannung, Einsamkeit und Armuth oft fast zur Wildheit gesteigerte Schärfe, mit der er seine Feinde bekämpfte. Man könnte sagen, Dante habe seiner Zeit eine unpraktische ideal-reaktionäre Politik vertheidigt: warum sollte er nicht heute dasselbe thun? — er habe, ganz hingerissen von einseitiger Parteileidenschaft, das Gute seiner Gegner verkannt und das Unrecht seiner Freunde übersehen oder gar beschönigt: warum würde er nicht auch heute, verblendet von persönlicher Liebe vielleicht zu den vertriebenen Fürsten oder zu ihren Anhängern, in ähnlicher Befangenheit für sie eintreten? Solche Hypothesen aber sind falsch, sie greifen nicht tief genug. Soll Dante zur heutigen Lage seines Vaterlandes in Beziehung gebracht werden, so müssen wir fragen: würde ein Mann wie er, nicht der alte, durch die Erfahrungen gebeizte Dante, sondern er als ein Mann in seiner ersten Kraft und unbeschwert von Zukunft und Vergangenheit, heute eintretend sich für die Freiheit und Einheit Italiens oder zur Anhängerschaft an diejenigen entschieden haben, welche als die Feinde dieser Einheit und Freiheit theils geflohen sind, theils noch im Lande offen oder heimlich gegen sie arbeiten? Ganz rein müssen wir

ihn faſſen, weder als den Mann der erlebte, was er erlebte, noch ſogar, in gewiſſem Sinne, als den, der ſchrieb was er ſchrieb. Nur den Geiſt, aus dem er ſchrieb und handelte, müßten wir zu erkennen ſuchen, um ihn als die Seele des neuen Menſchen zu betrachten, den wir noch einmal auf der Erde erſcheinen und ſich in die Verwirrung der Dinge hineinſtürzen laſſen wollten.

VI.

Dante war Ghibelline, Vertreter und Erklärer des alten heiligen Kaiſerthums. Was blieb heute noch übrig von der Idee deſſelben? Vergleichen wir die Sache der alten Ghibellinen mit der der heutigen Legitimiſten in Italien: wo auch nur der Schimmer eines Anhaltpunktes für ideale Anſchauung? wo die raſende Energie der Ghibellinen? wo die glänzende Vergangenheit, auf deren Andenken ſie ſtolz waren? Dante ſchwärmte für ſeinen von Gott eingeſetzten Kaiſer, den idealſten reinſten Monarchen, wie er als ſolcher nur gedacht werden kann, deſſen Reich ihm ewig erſchien, mochte er in die Vergangenheit oder in die Zukunft ſchauen, — was aber fände er heute vor? Was tragen die Herrſchaften der Könige über Neapel und der Großherzoge über Toscana Ideales in ſich? Toscana ward aufgebaut auf den Trümmern der durch Verrath, Lüge und Gewaltſamkeit zerſtörten Freiheit der alten ſeit undenklichen Zeiten freien Stadt Florenz. Der Ruhm Toscana's ſchließt ab mit dem Beginne erblicher Herrſchaft in dieſem Lande. Wie der Kirchenſtaat zuſammenkam, ward bereits erwähnt; wie er regiert wird, kann Niemand mehr ableugnen. Neapel aber gehört ſo zufällig den Bourbonen, wie dieſer Familie eben ſo zufällig jedes andere Land gehören könnte. Ueber das ihnen gleichfalls fremde Spanien herüber drangen ſie als Fremde in den Beſitz des neapolitaniſchen Thrones. Venedig endlich und Mailand wurden beide zu verſchiedener Zeit

um ihre Freiheit gebracht. Venedig an Oesterreich geschenkt, das seit Jahrhunderten sein natürlicher Feind war, Mailand durch Karl V. zur spanischen Besitzung gemacht, und so an Oesterreich übergehend.

Hätte in einem dieser Länder das sich aufdrängende Regiment des neuen Fürsten eine Blüthe hervorgebracht irgend welcher Art, so wollte ich gern von Vorsehung reden hören und diese Regierungen als durch Zeit und Erfolge geheiligt ansehn. Wo aber der geringste Anspruch auf eine solche Heiligung? Und ein Charakter, wie der Dante's, diesen Verhältnissen gegenübergestellt, sollte blind gewesen sein für die letzten Jahrhunderte italiänischer Geschichte, um jetzt, nachdem sich das Volk, sei es durch fremde Hülfe oder eigene Kraft, aus langer Erniedrigung aufgerafft hat, in der Rückkehr zur Schwäche, Zerrissenheit und geistigen Vernichtung etwas Aehnliches zu sehen wie seiner Zeit in dem Gehorsam gegen den römischen Kaiser?

Dante war ein Patriot. Dies macht ihn für alle, die dasselbe sind, zum Helden, ohne weitere historische Untersuchung. Jede Partei kann sich hier ihre Leute aussuchen. Ein Instinkt, der schärfer fühlt als noch so fein spürende Gelehrsamkeit, leitet die Völker, ihre Männer herauszufinden und auf den rechten Platz zu stellen. Armin, Karl der Große, Barbarossa, Friedrich sind für uns zu Symbolen der Deutschen Freiheit geworden, gänzlich abgesehen von den politischen, nur für Wenige verständlichen Verhältnissen ihrer Tage. Andere mögen sich am Andenken Karl des Fünften oder Ludwig des Vierzehnten stärken. Es hielte nicht Stich, wenn man heute sagen wollte, Friedrich der Große würde den, der ihm von einer preußischen Konstitution geredet hätte, auf der Stelle haben hängen lassen. Er würde heute den Vortheil des Landes gewollt haben wie zu seinen Zeiten. Was haben die Zustände von damals gemein mit denen jetzt? Bekunden sich Männer

als vollgesogen vom Wesen ihres Volkes, sind ihre Handlungen der Ausfluß nationaler Gesinnung, so nehmen wir an, daß sie zu jeder Zeit für Freiheit und Vaterland würden aufgetreten sein und daß sie stets den Wünschen der Nation entsprechend würden gedacht und gehandelt haben.

VII.

Die italiänische Frage der Gegenwart ist keine, die uns Deutsche Italiens wegen angeht — die Zeiten sind Gottlob überwunden, in denen wir immer nur den Andern helfen wollten, einzig um uns selbst darüber vergessen zu dürfen — unsere eigne Lage vielmehr macht uns die Kämpfe der Italiäner theuer. Schmutz und Unrecht tauchen stets auf beiden Seiten auf, wo es sich um einen solchen Uebergang handelt, wo die Form eines ganzen Landes umgestaltet wird. Die Königin von Neapel hat sich in Gaeta als eine Frau von Muth und Energie gezeigt: Jeder wird es zu bedauern finden, daß sie als eine Königin ohne Thron ihr Land verlassen mußte, wie man den letzten König von Granada, der sein Königreich an Ferdinand und Isabella von Spanien verlor, oder den letzten König der Vandalen bedauern muß, der in Byzanz als Gefangener im Triumph aufgeführt ward. Immer ist es jammervoll, wenn ein Reich zu Grunde geht und eine alte Dynastie in die Verbannung wandert. Trotzdem aber sind der König von Sardinien, Garibaldi und Cavour die Retter des Landes. Denn was hätte werden sollen, wenn die Bourbonen weiter regierten in Neapel, oder der Papst im Kirchenstaate? Wer Italien kennt, auch nur als Reisender, der rasch durch das Land fährt, mußte fühlen, daß ohne eine totale Veränderung der Dinge das Volk verloren war. Man braucht den wohlwollenden Großherzog von Toscana oder die beherzte Königin von Neapel darum nicht zu hassen oder sie in geringerem Maße zu bedauern: die Umwandlung war dennoch nöthig. Und unser

Mitgefühl selbst für das verwandte Oesterreich kann uns nicht blind machen für die durch Dokumente beglaubigte Thatsache, daß es die österreichische Politik gewesen ist, die in den letzten Jahrzehnten Italiens gesammte geistige Entfaltung mit Gewalt unterdrückt hielt.

Welcher Jammer aber in diesem einen Worte „Gewalt" enthalten liegt, dazu braucht man nur einen Theil der neueren italiänischen Litteratur zu kennen: die Werke eines Mannes wie Leopardi etwa, der weder Verschwörer noch Revolutionär war. Wer diese Gedichte und Aufsätze und Briefe durchliest, muß die Qualen empfinden, zu denen inmitten eines von geistiger Sklaverei niedergehaltenen Volkes diejenigen verdammt sind, die sich mit nagenden Gefühlen über die Mauern ihres Kerkers hinüber in die Freiheit sehnen. Oesterreich hat das verschuldet an Italien sowohl wie an Deutschland lange Jahre. Nicht das österreichische Volk, sondern die, von denen es regiert ward. Die waren es auch allein, die Jahrhunderte lang Preußen und Norddeutschland zu schwächen und zu erniedrigen strebten, denn die Völker selber hassen sich nicht mehr heute, wenn sie nicht gereizt werden von denen, die an ihrer Spitze stehen. Karl Witte sagt ganz richtig, daß der Haß der Italiäner gegen die Deutschen, ein Produkt der neuesten Zeit sei. Man haßt die Deutschen, weil für die Leute dort tedesco und austriaco dasselbe bedeuten. Niemand haßt Preußen. Niemand auch würde Oesterreich hassen, hätte Oesterreich das Gefühl nicht hervorgerufen.

VIII.

Das, was die Menschen heute begehren, ist Freiheit. Wenn ein großes Volk sich bewußt wird, daß es seiner inneren Natur nach ein Ganzes bildet, muß es ihm unerträglich scheinen, durch Grenzen, verschiedenartige Gesetze und Zersplitterung seiner militärischen Kraft von einander getrennt zu

ſein. Dieſe Grenzen, dieſe Ungleichheit der Geſetze, dieſe Theilung ſeiner Kraft ſind ihm willkürliche, ſeiner Natur und wahrem Beſten widerſprechende Hemmniſſe. Es wünſcht ſie beſeitigt. Es ſind immer Epochen eingetreten, wo im Schooße der Völker durch eine wunderbare, plötzlich erwachende Mitarbeiterſchaft jedes Einzelnen das natürliche Verhältnis nach allen Richtungen hin wiederhergeſtellt wurde; wo alles ſinken mußte, was nicht in dem eigenen Weſen ſeiner Natur die Kraft, ſich aufrecht zu erhalten, beſaß. Weder Abneigung gegen Fürſtenherrſchaft, noch Haß gegen Adel oder Geiſtlichkeit, noch überhaupt Auflehnung gegen irgend welche Uebermacht bewegt heute die Menſchheit, denn dieſe drei haben meiſtentheils ſchon gemeine Sache gemacht mit dem großen Ganzen, ſondern ein Gefühl iſt erwacht in den Geiſtern, wie es, ſo lange wir die Geſchicke der Nationen verfolgen können, noch niemals ſich in dieſem Umfange über den Erdkreis verbreitet hat: ein Drang nach Selbſtbeſtimmung, nach Unabhängigkeit von äußerlich Hergebrachtem, nach Loslöſung von aller Willkür, nach Freiwilligkeit in Gedanken und Thaten, nach Gerechtigkeit gegen jede menſchliche Forderung. Man will ſich opfern, aber aus eigener Wahl; man will ſich unterwerfen, aber dem Würdigſten; wohnen wo man will, gehen und kommen ohne getrieben zu werden. Daß jeder Menſch Theil haben müſſe an der Herrſchaft über die Erde, ſeinem Vermögen nach, daß jeder ein Theil ſei des Ganzen, deſſen Arbeit zur Erhaltung und zum Fortſchritt des allgemeinen Wohles weder entbehrt noch zurückgewieſen werden könne, empfinden ſelbſt diejenigen heute ohne Haß, welche eigenes ſcheinbares Intereſſe zu Gegnern dieſes Gedankens machen könnte: denn das iſt das Unerhörte, hiſtoriſch Neue der jetzigen Bewegung, daß überall ſich plötzlich praktiſche Wege finden zu dem ungeheueren Uebergange und daß, indem der Widerſtand in ſich zuſammenſinkt, ein allgemeines Entgegenkommen

das Unerreichbare möglich zu machen ſcheint. Dieſes Zuneigen von allen Seiten her der Wahrheit zu iſt die großartige Erfahrung der neueſten Zeit. Während noch vor 20 oder 30 Jahren durch den Widerſtand derer, in deren Händen faſt ausſchließlich die Macht lag, jene Verirrungen des Kommunismus, des Gedankens von der Beſeitigung der Reichen oder der Fürſten oder gewaltſamer Republikaniſirung des Landes und andere, durch die auf das Feld des Nachdenkens beſchränkte Thatkraft des größeren Theiles der Völker hervorgelockte Auswüchſe politiſchen Theoretiſirens als mächtige Geſpenſter erſtanden, welchen früher oder ſpäter in chaotiſchem Zuſammenſturze Alles anheimzufallen drohte: hat heute die in allen Gemüthern durchbrechende Einſicht jegliche Wünſche in das natürliche Maß gelenkt und aus der heimlichen Unzufriedenheit eine öffentliche Liebe zum Vaterlande, aus der Indifferenz eine Thätigkeit zur Erhöhung ſeiner Macht, aus dem verzweifelten Entgegenſchleichen dem zu, was als das Hereinbrechen der Altersſchwäche oder der roheſten Verwilderung erwartet wurde, eine Zuverſicht auf die Zukunft erblühen laſſen, in deren Lichte die Gegenwart ſich uns nun als eine Epoche der Geſchichte darſtellt, wie ſie fruchtbringender und erhebender kaum gedacht werden kann.

Wäre Dante fähig geweſen, ſich dem zu verſchließen? In dunklen Verhältniſſen handelte er als leidenſchaftlicher Parteigänger, ſein Gedicht iſt ein Geſang der Rache gegen ſeine Gegner; mit unverſöhnlicher Wuth verfolgt er ſie bis über das Leben hinaus und ſtellt ſie als verdammt dar bis hinein in die unendliche Ewigkeit. Dennoch, wo er ſich in ſeinem Werke fern von dieſem Gefühl auf die Höhe rein menſchlicher Anſchauung erhebt, iſt er frei und milde; und nun, wenn ſeiner Phantaſie die Möglichkeit aufgegangen wäre, daß alle Völker zu einem großen Frieden ſich vereinigten, daß aller thieriſch-fabelhafte Zwang, den die Jahrhun-

derte beengend mit sich schleppten, abfiele von uns und eine günstige Entwickelung des eigenen Wesens das Ziel wäre, dem jeder Einzelne in der ungeheueren Zahl der Bewohner des Planeten entgegenstrebte, hätte er anders als mit Enthusiasmus dieses Bild ergreifen können, und erfüllt von seinem Glanze nicht gern die Ideen von Papstthum und Kaiserreich dagegen eingetauscht? Absichtlich wähle ich diese idealste Vorstellung unseres zukünftigen Schicksals, weil auch die Dante's vom Reiche des Kaisers so überschwänglich ideal ist. Er konnte nicht über diese Gränze hinaus. Ihm war Italien noch immer die Mitte der flachen von Nebelländern umkränzten Scheibe, die Vergangenheit ein Chaos ohne Weg und Steg, die Gegenwart ein allgemeiner Kampf und dessen Endziel persönliche Obergewalt. Fast unbewußt nur drängen sich jene Gedanken höherer Freiheit in seine Verse ein, und dennoch liegen sie so fest und tief darin, daß die Erklärung seiner Gedichte das Studium derer wurde seit Jahrhunderten, die sich mit Bewußtsein für die besten Söhne Italiens hielten, und daß, ohne Rücksicht auf das, was er plötzlich gewollt, die Begeisterung aller Parteien sich ihm zuwandte.

Sehr bald fühlte man im guelfischen Florenz selber, daß Dante's Ghibellinismus etwas Anderes, Höheres sei als die egoistisch haltlose Politik derjenigen, in deren Mitte die Verhältnisse ihn verstoßen hatten. Wie Dante die Sache auffaßte, für die er kämpfte, lag in ihr wirklich das Heil des Landes, und im Abfall von ihr dessen Untergang. Die Staatsform, die er gefunden, ist die Blüthe der romanischen Weltanschauung, über die bei den Romanen auch heute nichts hinausgehen würde, wäre nicht die germanische jetzt endlich durchgebrochen. Diese bedarf Papst und Kaiser nicht mehr als persönlicher Gewalten. Die öffentliche Meinung, das aus allgemeiner Kenntnis sich bildende Urtheil Aller ist heute der Monarch, der die Nationen überherrscht. Wie wir em-

pfinden, daß trotz der Trennung der Konfessionen dennoch eine allgemeine unsichtbare christliche Kirche die Mehrzahl der Menschen verbindet (das Surrogat für Papst und Katholizismus), so fühlen wir, wie in politischen Dingen dieselbe, im Urtheil der germanischen Völker sich hauptsächlich äußernde allgemeine Moralität waltet. Keine Macht kommt auf gegen sie. Unerbittlich richtet sie Fürsten und Völker, und weder Widerstand noch Täuschung machen sie irre oder dämpfen sie. Für Dante's Zeitalter war die Herrschaft eines bloßen Gefühles unfaßbar; als unentbehrliche Macht erschienen Papst und Kaiser mit geistlichem und weltlichem Schwerte. Dante faßte sie auf so rein und geistig als die Idee es selber zuläßt: er hätte mehr als ein Mensch sein müssen, wenn er damals sich höher hätte erheben wollen.

Hätte er unter uns gelebt, warum annehmen, er, der zu seiner Zeit Allen vorausging, sollte mit den Wenigen sich verbünden, die sich heute verschließen gegen das, was sonnenklar ist? Gegen die Guelfen kämpfte er an, weil ihre Trennung von der Sache des Kaisers ihm als ein Widerspruch gegen die Vernunft, als ein Ablenken in die völlige Verwirrung erschien. Sind die aber, welche heute den Fortschritt verneinen, nicht in derselben Lage wie jene Guelfen damals? Freilich steckt in der Idee des Guelfenthums — doch gewiß ahnte es keiner von seinen Anhängern allen — der Anfang dessen, was wir heute die Nationalitätsbewegung nennen, der erste Schritt zu der Völkerfreiheit der neuesten Tage, aber Dante's Guelfen dachten weder an Frieden noch an Bündnisse, Feindschaft war ihre Losung und ununterbrochene Kämpfe gingen aus der Auflösung der alten Formen hervor. Dante irrte darin, daß er das schon verlorene wieder aufzubauen hoffte. Würde er deshalb heute aber die Bourbonen in Neapel und Frankreich haben zurückführen wollen? Gerade diese legitimsten Regierungen, die sich Jahrhunderte lang wie ein Spinnennetz über

Europa zogen, denen das Intereſſe der herrſchenden Dynaſtie eins war mit dem Wohle des Volkes, ſind die Frucht des Guelfenthums, dieſe zahlreichen Herrſchaften, die ſich um niederen Vortheil bekämpften, ohne daß eine höhere Gewalt über ihnen ſtand, die ſie in Frieden hielt. Friedrich der Große war der erſte unter den Fürſten, der ſich gegen dieſe Auffaſſung der Dinge empörte, der erſte König im Sinne der neuen Zeit. Was wir heute wollen, iſt die völlige Durchführung ſeiner Principien: daß Fürſt und Volk ein Ganzes bilden, nicht wie Reiter und Pferd, ſondern wie Thurm und Kirche, daß der König über dem Volke ſtehe, wie Dante's Kaiſer über den Königen. Dante würde in der heute neueinbrechenden natürlichen Ordnung die Wiedergeburt ſeiner Idee begrüßt haben, die harmoniſche Auflöſung deſſen, was ihm ſelber als ein Räthſel erſcheinen mußte. Denn zu Zeiten konnte er ſich doch wohl nicht verhehlen, wie wenig ſeine Welt noch der Stoff war, aus dem ſich ſein Kaiſerreich wiederherſtellen ließe. —

Wenn er, zurückkehrend in das Leben, das jetzt in Europa waltet, die Verbindung der Länder ſähe unter einander, den Flug der Gedanken über ganze Völker hin und die Einſtimmigkeit von Tauſenden in ihrem Verſtändniſſe, wo früher kaum hier und da ein Einzelner ſich um geiſtige Dinge kümmerte, wenn er die mauernloſen Städte erblickte, von deren einer zur anderen pfeilſchnelle Straßen führen, das Verſchwinden jener neidiſchen Feindſeligkeit, mit der ſie ſonſt einander überwachten, das Eindringen der Wiſſenſchaft in Gefilde, die ihm noch unbekannte Wüſten bildeten, das einmüthige plötzliche Zuſammenwirken von allen Seiten, wo es ſich um große Zwecke handelt, den ungeheuren Einfluß Einzelner, deren überwiegender Geiſt zur allgemeinen Kenntnis kommt, wenn er ſähe, wie ſein Vaterland, zurückgehalten durch egoiſtiſche Tyrannei bis jetzt, theilzunehmen an dieſen höchſten Gütern, plötzlich

seine Fesseln verliert: er würde sich nicht abgeschlossen haben, um die lebendige Kraft seines Geistes dem Wiederaufbau jener Scheidewände zuzuwenden, die dieser Entwicklung hemmend im Wege standen.

Wie er zu der Zeit, in der er lebte, die gesammte Wissenschaft zu umfassen und in ihr seine Gesinnung zu bekräftigen suchte, würde er sich heute mit derselben Kraft zu derselben Höhe zu erheben gesucht haben. Aufgelöst hätte sich seine kindlich unklare Ansicht der Vergangenheit in lichtvollere Gedanken über das, was war, und in reinere Ahnung dessen, was sein wird. Vertauscht hätte er den engherzigen Florentiner Patriotismus mit einem Gefühle für ganz Italien, wie es heute den ersten Männern seines Vaterlandes die Brust erfüllt.

Leicht denkbar wäre es, daß eine ungünstige Verwickelung der Dinge Italien auch jetzt und für immer um die eben aufdämmernde Hoffnung nationaler Selbständigkeit betröge, denn sicher ist freilich der allgemeine Fortschritt des Ganzen, der Sieg des Guten, Großen und Edeln, unsicher aber dennoch sind die Schicksale der Menschen und Völker, die wie große Ströme in Felsspalten stürzen können, um nie wieder ans Licht zu kommen. Möglich ist es, daß Italien an Frankreich oder Oesterreich fällt, je nachdem unvorhergesehene Mächte einem oder dem andern die Umstände zu Gunsten lenken, und daß das Volk von Neapel, das die Abwechselung mehr liebt als seine Freiheit, die neue Unterjochung mit Lustgeschrei begrüßt. Dennoch wird die Nachwelt in den heutigen Anstrengungen Italiens eine heroische Bewegung sehen, und wir Deutschen selbst, wenn wir in Gestalt Oesterreichs dann zu siegen schienen, müßten diese Siege bedauern, die einer besseren Herrschaft über Italien Eintrag thäten.

Denn Deutschland herrscht von einem höheren Throne als der eines politischen Monarchen ist, längst über Italien,

und dieſe Herrſchaft erweitert ſich von Tage zu Tage. Deutſche Wiſſenſchaft hat auch dort Macht gewonnen über die Gemüther, wie ſie es in andern Ländern gethan, die uns politiſch oft ſo weit überholen. Dieſe Herrſchaft aber iſt ſicher und wiegt jede andere der Deutſchen über fremde Nationen auf. Erſchiene ein Mann von Dante's geiſtiger Kraft heute in Italien, von ihm würde ſich in künftigen Jahrhunderten leichter beweiſen laſſen, daß er das Uebergewicht der Deutſchen anerkannt und ihren herrſchenden Einfluß auf ſein Vaterland als eine heilſame Gabe des Himmels empfunden habe.

Witte hat die Schrift, gegen die ich mich hier wende, am Schluſſe des zweiten Bandes ſeiner „Danteſtudien" (1879) wieder abdrucken laſſen, jedoch in ſo veränderter Form, daß von der urſprünglichen Schärfe ſeiner Ausführungen wenig übrig geblieben iſt. Ich weiſe, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, hierauf hin. Vergl. XV Eſſays, dritte Folge, S. 14. f. Anm.

Ralph Waldo Emerſon.

(1861.)

Bei einem mir befreundeten Amerikaner fand ich vor Jahren einen Theil der Eſſays von Emerſon zufällig auf dem Tiſche liegen. Ich ſah hinein, las eine Seite herunter und war erſtaunt, eigentlich nichts verſtanden zu haben, obgleich ich mir meines Engliſch ziemlich bewußt war. Ich fragte nach dem Autor. Er ſei der erſte Schriftſteller Amerika's und ſehr geiſtreich, aber manchmal etwas verrückt, und er könne ſogar öfter ſeine eigenen Sätze nicht erklären. Aber Niemand ſei ſo angeſehen als Charakter und Proſaiſt. — Kurz, dies Urtheil lautete ſo wunderbar, ich ſah wieder in das Buch: einige Sätze ſprangen mir ſo einleuchtend in die Seele, daß ich eine Art Trieb empfand, es einzuſtecken und zu Hauſe genauer anzuſehen. Ich finde, es iſt ſchon ſehr viel, wenn uns ein Buch ſo reizt, daß wir uns ohne Zwang entſchließen, hinein zu ſehen, heute, wo man aus einer Art Selbſterhaltungstrieb ſich gegen Menſchen und Bücher auf der äußerſten Defenſive halten muß, wenn man Zeit und Stimmung und eigene Gedanken bewahren will.

Ich nahm Webſters Dictionary und fing an zu leſen. Der Satzbau erſchien mir ganz außergewöhnlich. Bald entdeckte ich das Geheimnis: es waren wirkliche Gedanken, war eine wirkliche Sprache, ein reeller Menſch, den ich vor mir

hatte, kein — ich brauche den Gegensatz nicht weiter auszuführen; ich kaufte mir das Buch. Ich habe seitdem nicht aufgehört in Emerson's Werken zu lesen, und jedesmal wo ich sie von neuem vornehme, scheint es mir als läse ich sie zum erstenmal.

Es ist nicht leicht zu sagen, was uns an einem Schriftsteller anzieht, am schwersten, wo man es mit einem mitlebenden zu thun hat. Man sagt meistens: er ist mir sympathisch. Mir ist es am natürlichsten, durch eine Vergleichung mit den Gesetzen des Druckes und der Schwere mein Gefühl darzustellen. Ich nehme an, daß auf der Seele eines jeden ausgewachsenen Menschen die Summe alles Erlebten, seiner Erinnerungen, Hoffnungen, Befürchtungen und der Verhältnisse, die ihn täglich umgeben und zu einer nothwendigen Thätigkeit zwingen, mit einer gewissen Schwere lastet, und daß er sein Glück danach bestimmt, in wie weit es ihm dann und wann gelingt, diesem Drucke zu entrinnen und sich frei zu fühlen. Deshalb beneidet man ja die Kinder und selbst das liebe Vieh bisweilen.

Das gewöhnlichste Mittel ist die tägliche Arbeit. Man vergißt sich selbst am einfachsten und natürlichsten über ihr. Ich kann deshalb, ganz nebenbei bemerkt, auch keineswegs der Ansicht mancher Nationalökonomen beistimmen, als sei die angestrengte Arbeit des armen Mannes die Frucht eines Opfers, das er der menschlichen Gesellschaft darbringt, und das ihm eine Art von Märtyrerheiligenschein verleiht, der andere Leute ohne Schwielen an den Händen mit heimlicher Scham erfüllen müsse.

Ein anderes Mittel sind betäubende Genüsse. Das edelste aber ist die Betrachtung der Natur und der schönen Künste.

Entweder ergibt man sich diesem Studium ganz, oder man läßt es in den Momenten eintreten, wo man, ermüdet von Geschäften, den hungrigen Geist anderweitig befriedigen muß.

Man beginnt zu wählen und ſich dem zuzuwenden, was anſpricht und ſeinen Zweck erfüllt. Der eine vertieft ſich in Goethe, der andere in Shakeſpeare und Raphael, in Beethoven, in Händel, Plato. Andere, von geringerer Tiefe, ergreifen die Hand niedrigerer Geiſter, einige ſuchen mit Begier immer das neueſte auf, was Buchläden, Koncerte und Theater bringen; entgegengeſetzte Neigung wirft ſich auf das Seltene und Unbekannte, und der Geiſt eines Buches, Kupferſtiches, Kunſtwerks ſcheint darum an Gehalt zu gewinnen, weil ſich niemand ſonſt in ſeinem Beſitze befindet. Einem richtig gebauten Geiſt kann das aber nicht genügen. Er ſieht ſich die Erſcheinungen unbefangen an zuerſt; wo ſich etwas an ihn anklettet, hält er ſtill und betrachtet es. So lange es ihn feſſelt, ſo lange verweilt er dabei. Er genießt. Die Frage, ob das, was ihm ſo den Sinn erfüllt, ſchön ſei, iſt die zweite Frage, die erſte bleibt immer: hält es ihn wirklich feſt, und wie lange? Ganz beſcheiden ſchreitet er dann vom Genuſſe weiter zur Kenntnis, und voller Zurückhaltung denkt er an den vernichtenden Funken, der aus Pſyche's voreiliger Lampe abſprang.

Man weiß ſo ſelten in Wahrheit, wo das eigentlich ſteckt, was in dem Werke des Geiſtes uns feſthält, wo das Wort ſteht, das uns zwingt und dem wir gehorchen. Der eine durchlieſt Plato wie ein angenehmes Leſebuch, deſſen Deutſche Ueberſetzung ihm genug gewährt, der andere klebt an jedem Worte, jeder Partikel, und Satz für Satz erfüllt ihn mit weithin greifendem Nachdenken. Der eine ſagt: Goethe's Wahlverwandtſchaften haben mich ſehr intereſſirt; der zweite: ſie haben mich tief ergriffen; der dritte: das Buch enthält furchtbare Geheimniſſe. Jeder hat ein Recht, ſich zu wählen was ihm wohlthut, es zu durchdringen ſo weit er kommt, wenn es ihm nur den geforderten Dienſt leiſtet: ihn emporzuheben über den Jammer des Lebens und mit einem freien, kindlichen,

hoffnungsreichen Strome zu durchschauern, als wären die Ideale des Lebens allein wirklich und der Gang des täglichen Lebens nur ein bleierner Traum der auf uns lastet. Am höchsten aber stehen diejenigen Künstler, deren Werke ein noch größeres Wunder vollbringen, die diese traurige Alltäglichkeit selbst mit festen Händen angreifen, und indem sie ihr beängstigendes Gewebe kunstreich aufdröseln, seine innere Schönheit zeigen, die uns nicht durch vorgespiegelte Träume ihm entreißen, sondern es uns ganz in der Nähe zeigen, als schön und als Gottes Schöpfung, uns die verborgene Glorie erblicken lassen, die jede irdische Erscheinung umwebt, und uns so nicht um unsern Kummer betrügen, sondern ihn verschwinden lassen als ein Gebilde der bedrückten Phantasie, die uns gefangen hielt.

Raphael und Goethe besitzen diese Kraft am reichlichsten. Das was sie darstellen, überschreitet nicht um eine Linie das Maß des menschlich Natürlichen. Sie locken uns nirgends in wunderbare, unmögliche Gegenden, sie öffnen uns nur die Augen, und mit einemmal erscheint uns das gewohnte Dasein anders, schön und leuchtend, und jetzt erst in seinem wahren Lichte. Sie stehen im engsten Verhältnisse zur Natur. Sie halten uns kein Glas vor, das vergrößerte, verkleinerte, den Dingen einen künstlichen Rosenschimmer, Sonnenschein oder eine gemachte Düsterheit verliehe; sie zeigen uns die Dinge wie sie sind, das heißt, nicht wie sie ein verdrossener Blick an einem sonnenlosen Tage theilnahmlos ansieht, sondern wie sie dem unbefangenen Auge erscheinen müssen, während unsere Augen, durch falsche Erziehung mißhandelt und verdorben, aus eigener Gewalt den ursprünglichen Glanz der Natur nicht mehr zu erkennen vermögen.

Sie söhnen mich aus mit dem Leben. Was mich bedrängte erfreut mich nun, ich flüchte nicht mehr davor, ich fasse es an und es verwandelt sich in Schönheit unter meinen Händen.

Alles was sie berühren, ist Gold, ist schön, als wiese Gottes Finger darauf hin und eine geheime Stimme flüsterte: „sieh es nur an und erkenne es," und ich hätte Kraft es zu erkennen, so lange sie es mir zeigen.

Dies Gefühl habe ich auch bei Emerson im reinsten Maße. „Sieh die Sterne an, wenn du allein sein willst," beginnt einer seiner Essays, „die Strahlen, die von diesen himmlischen Welten fließen, werden dich abtrennen von deiner Umgebung. Man möchte denken, die Atmosphäre sei nur deshalb so durchsichtig, um den Menschen im Anblick der Gestirne die unaufhörliche Gegenwart des göttlich Erhabenen zu gewähren. Aus den Straßen einer Stadt betrachtet, wie groß sind sie! Wenn die Sterne alle tausend Jahre nur einmal sichtbar würden, wie würden die Menschen sie verehren und durch Generationen hindurch das Andenken an diese eine Nacht bewahren, wo ihnen die Wohnung Gottes gezeigt ward! So aber kommen sie jeden Abend hervor, diese ausgesandten Diener der Schönheit, und leuchten hinunter in die Welt mit ihrem sanft ermahnenden Lächeln." Und so weiter, es ist der Eingang des Essays, welcher Nature überschrieben ist. Ich las es, und wie ich Satz für Satz weiter schritt, ward mir zu Muthe, als sei ich dem einfachsten, wahrsten Menschen begegnet und hörte ihm zu, wie er mit mir spräche.

Ich fragte nicht, ob er geistreich sei, ob er etwas wolle, ob er den oder jenen Hintergedanken mit seinen Sätzen beweisen möchte, — ich las eine Seite nach der andern. Es ist möglich, daß das alles verworren und hart war, mir schien es nicht so, ich folgte den Gedanken Wort auf Wort: alles erschien mir alt und bekannt als hätte ich es tausendmal gedacht oder geahnt, alles neu als lernte ich es zum erstenmal. Hatte ich das Buch eine Zeitlang nicht in Händen gehabt, so revoltirte mein Unabhängigkeitssinn auf eigene Faust. Ich hielt es nicht für möglich, daß ich mich so gefangen gegeben

hätte, ich ſchien mir getäuſcht und betrogen, ich ſagte mir: dieſer Menſch wird ein Menſch ſein wie alle andern, wird ihre Fehler und zweifelhaften Tugenden haben, wird eitel, ſchmeichelbar und launiſch ſein — und wenn ich dann wieder ſeine Sätze las, flog die zauberiſche Luft über mein Herz von neuem, es erfriſchte ſich das alte abgearbeitete Getriebe der Welt, als hätte ich niemals ſo reine Luft gekoſtet. Ich hörte neulich von einem Amerikaner, der Emerſon's Vorleſungen beigewohnt, es gebe nichts ergreifenderes, als dieſen Mann zu hören. Ich glaube das. Es geht nichts über die Stimme eines Menſchen, der aus tiefſter Seele das ausſpricht, was er für wahr hält.

So kenne ich nur ſeine Schriften. Aber wenn man Jahre lang von einem Buche denſelben reinen, ergreifenden Eindruck empfängt, mitten unter ſo vielem andern, das trotz aller Erfahrung zuerſt den Schein des Aechten aufrecht hält, bald aber dennoch als todt abfällt, — dann lernt man daran glauben, hat man außerdem längſt gelernt, daß das eigene Gefühl der einzige ſichere Maßſtab ſei, auf den man ſich verlaſſen könne, ſo weiß man, daß ein ſolcher Glaube an die Kraft eines Mannes ein Beſitz ſei, der nicht anzufechten iſt; und ſieht man, wie immer wieder das Aechte verkannt und das Leere pomphaft geglaubt und geprieſen wird, ſo ſtumpft man ſich ab gegen das, was Andere pro und contra zu Tage fördern.

Nun aber ſieht man, wie die Welt ſich unaufhörlich nach der wahren handfeſten Natur eines Mannes ſehnt, dem ſie ſich hingeben könnte; man fühlt ſich glücklich in der Bekanntſchaft mit einem Manne, der dem zu entſprechen ſcheint, und man fängt an, halb aus Freude die Entdeckung gemacht zu haben, halb von dem Drange bewegt, der jedes lebhafte Gefühl begleitet, ſich mitzutheilen und als eine Wahrheit öffentlich aufzuſtellen, was man für eine Wahrheit halten muß.

Ich wandte mich zuerſt an ſolche die ich genau kannte,

von denen ich außerdem wußte, daß ihnen das Englische vertraut sei. Ich brauchte das Buch nur hinzulegen und zu sagen: lies. Der erste Erfolg bestätigte mich in der Nützlichkeit meiner Bestrebung. Ich empfahl nun auf gut Glück Emerson's Werke, und jetzt begann ich böse Erfahrungen zu machen.

Emerson schreibt englisch. Viele können Englisch; sie lesen die geläufigen Schriften, wie sie Tauchnitz Band auf Band in die Welt schickt. Macaulay macht ihnen keine Schwierigkeit, selbst Carlyle ist ihnen verständlich, sie kommen durch die künstliche Unordnung seiner Perioden hindurch; — Emerson aber, da fängt die Chaussee an sich in einen bedenklichen Sandweg zu verwandeln. Er schreibt und denkt amerikanisch. Er schreibt nicht für Berlin, sondern für die Leute von Massachusets. Er nimmt jedes Wort im dortigen Tageskurs, wie es ihm im Momente paßt; ob es der Rest der Menschheit herausbekommt, ist ihm gleichgültig. Emerson hat es erlebt, dieser seiner Schriften wegen zuerst als ein Ungläubiger, Verrückter, Irrlehrer proscribirt zu werden, er kehrte sich nicht daran; jetzt tritt er auf, umgeben von einer bewundernden, lauschenden Menge — kann ihm da noch daran liegen, was über ihn gesagt werde? gar, was in Europa Leute über ihn reden, die seine Sprache zur Noth verstehen, oder nur dies und jenes flüchtig in Deutscher Uebersetzung lesen?

Ein zweites Hindernis: Emerson ist ein gebildeter Mann, und wenn er zu seinen Landsleuten und den Engländern spricht, hat er ein gebildetes Publikum vor sich, das heißt Leute, die das praktische Leben kennen und eine handgreifliche Idee von der Vergangenheit und Zukunft ihres Vaterlandes hegen. Bei uns ist da ein wunderlicher Gegensatz. Wir sind äußerst gelehrt, aber für unsere Examinatoren. Wir kennen das Leben sehr genau, aber dasjenige, welches man in verschiedenen Carrièren führt; unser allgemeines Gefühl jedoch erwacht erst und besiegt nur noch in kleinen Vorpostengefechten

den ausgebreiteten Partikularismus, dem wir politisch und im Privatleben ergeben sind. Unsere Geschichtsbücher enthalten sehr genau den Inhalt einzelner Fächer der Geschichte, aber ein Gefühl des großen allgemeinen Stromes entbehren sie. Können wir dies sogar bedeutenderen Naturen vorwerfen, was erst den gewöhnlichen! Ich glaube, nirgends ist so viel partielle Wissenschaft mit so viel universeller Unwissenheit zum Gesetz erhoben als bei uns. Jeder weiß was er wissen muß, und weiß es wie er es wissen muß. Die Menschen fahren durch die Wissenschaften durch, wie man in einem Kourierzuge jetzt Europa durchschneidet: wir haben die Reise hinter uns, sind da angelangt wohin wir wollten, haben aber nichts dazu gethan, nichts gehört, nichts gesehen, nur unsere Billets bezahlt, uns einen bequemen Platz bereitet und im Traume die Zeit hingebracht. Man kann heute von Petersburg nach Madrid fahren, ohne mehr zu thun als den Geldbeutel auf und zu zu machen. Und doch ist man endlich in Madrid. Man wollte sich ja nicht Deutschland und Frankreich besehen, sondern man wollte in Madrid ankommen, und diese Absicht erreichte man. So wir mit unserem Lernen. Wir haben die Kenntnisse im Kopfe, wir sind solvente Leute und jeden Augenblick bereit die geforderte Summe an Wissen baar auszuzahlen so hoch unsere Wechsel lauten, aber die Ehe dieser Gedanken mit dem Geiste, der sie beherbergt, ist eine kühle Konvenienzheirath ohne Gemeinschaft und ohne Kinder. Wie scheut man Gespräche, in denen die Kenntnisse als Eigenschaften des Charakters verwerthet werden sollen! Man will nirgends Konsequenzen ziehen. Was über das Bereich des Positiven, durch Bücher zu belegenden hinaus geht, sind bedenkliche Konjekturen. Nur das Unangreifbare wird frech geäußert und die Meinung mit bedenklichem Schweigen übergangen, die kein anderes Fundament hat, als das tiefe Gefühl dessen, der sie aufstellte. Erst wenn sie zu imponiren anfängt,

ſpitzt man die Ohren, und wenn es endlich nothwendig wird, von ihr Notiz zu nehmen, lernt man ſie in der Stille auswendig.

Darin liegt die Armuth und der Reichthum unſerer Tage. Emerſon, der bei Goethe ſo ſchön nachgewieſen hat, wie er dazu berufen war, das unendliche zuſammenhangsloſe Wiſſen ſeiner Epoche in ſich aufzunehmen und zur Ausbildung ſeiner Perſönlichkeit zu verwerthen, wie den bloßen Miſt, der auf den Acker gefahren wird, Emerſon, der Goethe nicht aus Büchern, die Andere über ihn verfertigten, ſondern aus den eigenen Werken des größten Deutſchen kennen lernte, ſtellt ihn als einen Mann dar, wie ihn kein anderes Volk beſitzt, gleichſam die Blüthe des Deutſchen Weſens, das in einem Einzigen ſymboliſch zur Erſcheinung kam. Dadurch daß er ihn als den Schriftſteller par excellence, Shakeſpeare als den Dichter par excellence hinſtellt, gibt er jedem ſein Recht und ſeine hiſtoriſche Bedeutung der germaniſchen Race gegenüber, die ſie nach zwei Richtungen hin repräſentiren. Was er über beide ſagt, iſt aus dem Weſen ihrer Charaktere geſchöpft, zugleich ſo präzis und tiefſinnig, daß an manchen Stellen faſt die einzelnen Wörter eines Kommentars bedürften. Man muß in der großen Welt gelebt haben, um große Charaktere zu begreifen. Emerſon ſteht mit den erſten Männern ſeines Landes in Verbindung, eines Landes, das eine großartige Politik hat, während wir keine hatten bis auf dieſen Tag, wie auch Goethe ſeiner Zeit mit den erſten Geiſtern der Nation verkehrte, und alle Männer dies thaten, die ſich harmoniſch durch und durch zu der Höhe erhoben, daß ein ganzes Volk ihre Oberhoheit anerkannte. Es bedarf nicht nur des Lichtes, um als Leuchtthurm weit in die Runde zu ſtrahlen, ſondern auch eines Thurmes dazu, von deſſen Spitze es erſt ſichtbar wird.*)

*) Mirabeau ſagt das irgendwo.

Die Blüthe eines Volkes tritt ein, wenn seine höchsten und niedrigsten Kräfte angespannt und in schaffender Wirksamkeit sind. Jeder hat dann so viel zu thun, daß er sich um den andern kaum bekümmert. Offenherzigkeit herrscht; die großen Fehler und Tugenden zeigen sich nackt; Niemand ist so unbeschäftigt, um unnütze Künste moralischer Heimlichkeitskrämerei zu üben. Man lese Plato's Gastmahl, das wie ein reizendes Romankapitel Sokrates, Alcibiades und ihre Freunde beim Gelage darstellt. Da hätten Jupiter und der ganze Olymp mittrinken können. Welch ein funkelnder Geist, und daneben, welche kraftvoll politische, felsenfeste Unterlage! Nicht der gekünstelte Esprit der französischen Glanzperiode, oder die verdeckte Rohheit der Augusteischen Litteraturgeschichte (obgleich beide noch heroisch genug waren gegen manche Andere), sondern ein ächter Geschmack, Feinheit des Lebens, Muth, Uebermuth, Ueppigkeit, Tapferkeit: Ideale von Männern mit all ihren Schwächen und Fehlern, ungezierte, freie, schöne Menschen. Ein Schimmer der wunderbarsten Kultur liegt auf dem Gemälde. Wie Alcibiades betrunken auftritt und auf Sokrates eine Lobrede hält, wie sie dann tief in der Nacht einer nach dem andern umfallen und endlich nur Sokrates und wenige andere bis zum Morgen fortkneipen — warum beleidigt uns das nicht, sondern ernsthafte Männer lesen und lesen es mit Sorgfalt, und Niemand verdenkt es dem großen Plato, das geschrieben zu haben? Wenn heute ein Philosoph eine solche Novelle als Form wählen wollte, um aus dem Munde betrunkener Wüstlinge göttliche Worte ausströmen zu lassen, welch ein Geschrei von Berlin bis Basel sich da erheben würde! Es möchte vielleicht auch schlecht genug ausfallen. Warum wagen wir aber selbst kaum den Aristophanes anzuklagen, den Goethe schonend den ungezogenen Liebling der Grazien nennt? — weil die Bildung dieser seit zweitausend Jahren verstorbenen Griechen

wie eine unsterbliche Schutzwehr ihren Namen und ihre Werke umgibt und allen Tadel zurückwirft, der anderer Denkweise, andern Sitten, anderer Nationalität entspringen könnte.

Emerson wäre vielleicht im Stande, für sein Land, aber in seinem Sinne, eine solche Novelle zu dichten, wie Plato sie für die Athener schrieb. Seine wenigen Gedichte lassen indessen nicht errathen, ob er poetische Gestalten so hinzustellen vermöchte. Aber man lese, wie er in seinem Essay „über das Auftreten in der Gesellschaft" einen Gentleman beschreibt, ein kräftiges germanisches Gegenstück gegen den Platonischen Alcibiades, den übermüthigen Liebling der Geschichte. Ich kann mir kein vollkommeneres Ideal männlichen Charakters denken, als Emerson hier aufbaut. Es ist ein Genuß, das zu lesen, und manchem eine Beruhigung vielleicht, wie Emerson, der freie, republikanische Amerikaner, der sich vor nichts beugt als vor dem eigenen Wollen und der Glorie der germanischen Race, die Bedingungen auseinanderlegt, unter denen eine aristokratische Gesellschaft möglich, nöthig und schön sein kann; wie er die Freiheit des Auftretens in den glänzendsten Versammlungen als die nothwendige Begleiterin der höchsten Stellung im Leben ansieht. Er spricht nicht von dem, was comme il faut oder fashionable heißt, sondern von dem Wesen eines gebildeten Mannes im historischen Sinne, nicht von der künstlichen Klasse Menschen, die sich durch imaginäre Schranken von den andern abtrennen und besser dünken, sondern von denen, die durch die Ereignisse der Zeit offenkundig an die Spitze der Gesellschaft gestellt werden. Mag sie nun Geburt, Geld, Gewandtheit, Uebermuth des Geistes dahin erhoben haben: sie stehen da, und keiner kann verneinen, daß sie die Aristokraten des Tages sind und ihren Platz in Wahrheit einnehmen.

Von dem Benehmen dieser Männer spricht er, von der

Ariſtokratie, die überall wo ſie auftritt, als Ariſtokratie erſcheint. Und ſo behandelt er alles im Bereiche menſchlicher Erfahrung liegende; über Liebe, Freundſchaft, Politik, Geſchichte, Kunſt, Dichtung, Klugheit, höheres Bewußtſein im gewöhnlichen Gange des Lebens, über geiſtige Geſetze, über den Kreislauf der Dinge — wo er hinblickt ordnen ſich die Verhältniſſe vor ſeinen Augen, und er ſagt einfach was ſich ſeinem Blicke bietet. Er ſieht jede Erſcheinung im Zuſammenhange mit der höchſten Idee, den Dichter, den Propheten, den Weltumwälzer nicht allein als einzige Werkzeuge der Vorſehung, ſondern den Kohlenträger, Holzhacker, den Steinklopfer am Wege, den niedrigſten Arbeiter als den Inhaber einer nothwendigen Stelle, und die Größe und der Heroismus kleben nicht an dem Stoffe, ſondern an der Art und Weiſe wie er gepackt wird, daran, wie jeder das vollbringt, was er von den unzähligen Lebensgeſchäften zu dem ſeinigen auserwählt. Seine Lehre enthält die wahre Lehre von der Zufriedenheit, die heute ſo ganz abhanden gekommen ſcheint, und die wir als eine koſtbare Mitgift aller Zeiten rühmen. Heute, wo Alles ſich aufzulöſen ſcheint, wo ſich alle die ſo lange beſtandenen Formen als ungenügend erweiſen, in welche ehedem die Lebensläufe der Einzelnen eingegoſſen wurden, ſo daß ſie eine vorherbeſtimmte feſte Geſtalt erhielten, wo die Jüngeren mit verzagter Neugier, die Aelteren mit bedenklicher Unruhe nach dem Kerne umherſuchen, um den ſich vielleicht die flüſſige Maſſe wieder anſetzen könnte, nach dem Geſetze, das die neuen Kryſtalle bildet, gibt Emerſon dieſes Geſetz. Er zeigt, daß die gewohnten Schranken fallen mußten, weil ſie unſere Entwicklung nur beengten, und daß in der ſcheinbar ungebändigten Willkür das wahre Element gefunden iſt, in dem ſich die Charaktere der germaniſchen Race ſo entfalten werden, daß ihre ganze Kraft zu zu Tage kommt.

Ich hatte gedacht, man müſſe das aus ihm heraus

leſen, ſeine Sätze müßten einſchlagen wie die Kugel einer Piſtole, die man dicht auf den Fleck hält, den man treffen will.

Die Unkenntnis der Sprache und der Mangel an innerer Freiheit waren jedoch nicht die beiden einzigen Gegner, die ich beobachtete. Es kam noch ein dritter hinzu.

Man erſcheint immer im ſonderbarſten Lichte, wenn man für etwas Feuer und Flamme iſt, ganz allein, das die Andern nicht kennen und ohne Bewegung anſehen. Wenn eine große Sängerin ein Publikum zu losbrechendem Beifall hinreißt, da iſt jeder recht auf ſeinem Platze, der wie die andern ſchreit und in die Hände klaſcht. Aber wenn nur Einer da iſt, der ſie begreift, wenn alle Andern kalt und ſtumm bleiben und er ſein noch ſo gerechtfertigtes Entzücken, das vielleicht vier Abende ſpäter Jedermann theilen wird, ohne Scheu zur Schau trägt, ſo macht er ſich lächerlich vor den Leuten.

Ich ſprach von Emerſon wie von einem neu entdeckten Erdtheil. Man hörte es an und ward höchſtens ein wenig neugierig auf die Bekanntſchaft mit ſeinen Büchern. Es iſt wunderbar, wie ruhig die Welt der Ankunft des wahrhaft Bedeutenden entgegenſieht und es an ſich herankommen läßt; es iſt als hätte ſie ein Vorgefühl, daß es unvertilgbar ſei und ihr doch nicht entgehen könne. Man thut nicht einen Schritt entgegen, während wir der leichten Waare, die der augenblickliche Geſchmack des Tages allein werthvoll macht, ſo eilig nachlaufen, als hätten wir wiederum eine Vorahnung, dergleichen müſſe raſch und friſch verſchlungen werden, weil es ſehr bald keinen Genuß mehr biete. Man kann den Leuten alles aufdrängen, ſagt Goethe, nur nichts was eine Konſequenz hat. Meine ernſthafte Art, Emerſon zu empfehlen, genügte um Bedenken zu erregen. Leute, die mir ſpäter offen eingeſtanden, daß ſie ihn kaum angeſehen, räſonnirten über ihn, man refüſirte

mir von vornherein sich mit ihm zu befassen: ich hätte mir von einem mittelmäßigen Manne imponiren lassen; überhaupt, warum ich nur von ihm spräche, der wohl ein gescheidter Autor sein möchte, aber für den ja gar keine offene Stelle vorhanden sei?

Ich ließ mich nicht irre machen. Ich forderte Männer, bei denen ich eine ruhige Empfänglichkeit für bedeutende praktische Gedanken voraussetzte, zu einer Lektüre Emerson's auf. Es gelang mir einen Bekannten dahin zu bringen, seine Essays mit wirklicher Aufmerksamkeit zu lesen. Er gab mir schriftlich Bericht über den empfangenen Eindruck. Ich hatte ihm gesagt, daß ich Emerson's Werke übersetzen wolle. „Mir, für meine Person, schrieb er mir, wird es, fürchte ich, für alle Zukunft gleichgültig sein, ob Sie den Emerson übersetzen oder nicht. Ich fühle, er ist ein Dichter, ein dichterischer Redner, aber er ist kein meiner Natur verwandtes Element, er ist ein Amerikaner; Deutsch ist er nicht und wird es nicht, auch wenn Sie ihn noch so gut ins Deutsche übertragen wollten. Ich verspreche übrigens, daß ich wiederholte Versuche machen will, ihn zu verdauen, glaube jedoch kaum, daß ich es weit darin bringen werde."

Was sollte ich auf eine solche Sprache erwidern? Es liegt hier keine Feindseligkeit vor, auch in der gelindesten Verdünnung nicht. Jeder hat das Recht, abzuwehren was ihm nicht behagt. Ich fühle mich nicht berufen, die Welt mit Feuer und Schwert auf Emerson zu bekehren. Das Aechte findet seinen Weg; laß ein verkupfertes Goldstück und eine vergoldete Kupfermünze einige Zeit kursiren, so werden sie allmählich ihre Rollen wechseln, es braucht niemand extra daran zu reiben und zu scheuern. So denke ich jetzt von Emerson. Wenn man ein Bedürfnis der eigenen Natur erfüllt sieht durch die Bekanntschaft mit einem Manne, so braucht er darum Andern nicht ebenso ersehnt und begehrenswerth zu erscheinen. Aber ich will

noch einmal zu sagen versuchen, warum ich so viel Trost in seinen Schriften finde.

Trost drückt das Gefühl wirklich am besten aus. Was fehlt uns? wonach sehnen wir uns? Freiheit verlangen wir. Früher war das Wort Freiheit eine bedenkliche Parole, vor der die Fürsten und die Völker selbst eine heilige Scheu hatten; heute ist es ein ungefährlicher Ausdruck, der das Ideal einer gut proportionirten Staatsverfassung bezeichnet, zu deren Herstellung die Fürsten und die Parteien im Lande alle gleich willig sind. Aber wo liegt diese Mitte zwischen Gesetz und Willkür? Keiner weiß es. Wir empfinden das Provisorische all unserer Zustände, der inneren des eigenen Landes wie der äußern um die ganze Weltkugel herum. Parteien möchten sich bilden, aber es sind keine rechten Parteien, es fließt noch alles durch einander; man spricht sich aus, aber man fühlt, es ist nicht die ganze Wahrheit, die man sagt und die man hört, und man weiß, es sei unmöglich diese volle Wahrheit öffentlich hinzustellen, und sich selbst daneben als den, der sie vertreten will. Diese Atmosphäre lastet auf dem Lande, und selbst die höchsten Berge ragen nicht darüber hinaus.

Wir streben einem andern Zustande entgegen. Jeder sehnt sich nach festerem Boden unter seinen Füßen, man möchte sich einfacher gegenüberstehen und sicherer wissen, was man bei Jedem stillschweigend vorauszusetzen habe. Uniformen und Titel und Abzeichen haben keinen durchgreifenden, geistigen Inhalt mehr; Katholizismus und Protestantismus, so scharf man sie letzter Zeit äußerlich gegeneinander zu stellen bemüht war, sind dennoch im Ganzen keine Gegensätze mehr, die den Menschen von oben bis unten durchdrängen; Adel und Bürgerstand treffen sich friedfertig als Optimaten, wo Geld und Geburt sich ruhig aufwiegen; wir ahnen, daß aus dem gespaltenen Dasein des Tages sich nicht eine der vorhandenen Parteien erheben und die andern besiegen werde, sondern daß

die Parteien in einander schmelzen und endlich nichts übrig bleiben müsse, als eine Kirche und eine Herrschaft. Was aber dann? Der Streit wird der sein, daß diese eine Herrschaft eine germanische sei, der sich Slaven, Romanen, Mongolen, und wie die andern Stämme alle heißen, unterordnen.

Diese einige Kirche und einige Herrschaft unserer Race ist nichts neues. Sie war in Papst und Kaiser repräsentirt. Sie steckt uns im Blute und ist unentbehrlich. Keine Restitution alter Zustände verlangt man, keine neuen Römerzüge, denn die Welt von heute hat gegen die ehemalige eine ungeheure Erweiterung erfahren, und Italien ist nicht mehr die Mitte der Erde; auch keine Durchführung theoretischer Konstruktionen ist unsere Arbeit: wir begnügen uns fürs erste damit, uns klar zu machen, was eigentlich unser Ziel sei; die Richtung ist gegeben, es wird eine Straße daraus werden. Jeder geht da für sich, und doch alle Einen Weg. Dieß verlangt unsere Eigenthümlichkeit heute: große Massen, aber einsame Menschen; rastloses Sammeln von Kenntnissen und Gütern, aber alles Wissen und aller Besitz niedriger als der richtige Blick eines Mannes, der einfach die Dinge anschaut rings um sich herum und ihnen Namen gibt wie ihm gut dünkt. Heute liegt da noch ein Stein auf dem Acker, den keiner aufhebt als um ihn ärgerlich bei Seite zu werfen; morgen kommt der Mann, betrachtet ihn, sagt, in dir stecken Reichthümer, und nun nennt ihn alle Welt so und gräbt nach ihm. Wir geben keinen Pfennig mehr für Gelehrsamkeit, aber wir sagen, der Mann ist ein Gelehrter; wir fragen nichts nach der Dichtkunst, aber wir sagen der Mann ist ein Dichter, der ein Arzt, der ein Maler, der ein Staatsmann, mögen sie studirt haben wo sie wollen, mögen sie ihre Kenntnisse erworben haben wie sie wollen, vorher Kaufleute, Bauern, Soldaten gewesen sein, stehen sie nur an ihrem Platze und

machen sich geltend. Wir fühlen, das Leben muß jetzt so betrachtet werden; wer überhaupt tauglich ist wird das schon finden wozu er besonders befähigt ist. Das ist die Freiheit. Wir sind noch nicht erzogen für sie, aber wir arbeiten ihr entgegen. Emerson ist der Mann, der auf ihrer Höhe steht.

Wir haben eine Art Schauder vor dem Leben in Amerika. Wir sehen ein ungeheures Haus, das jeder Luftzug ins Wanken bringt; die eingewurzelte Unruhe scheint eine stille naturgemäße Entfaltung des Charakters nicht zu erlauben; dem gemeinsten Bürger stehen die höchsten Ehren des Staates offen; eine Vergangenheit mit Gewohnheiten gibt es nicht; die Gesetze hängen ab vom Willen des Moments; die Sitte ist ohne eine feste Gesellschaft in der sie gehegt und zur Bedingung gemacht wird. Nur drei Gewalten giebt es: Geld, Thätigkeit und Charakter. Es ist wunderbar wie diese drei in einander greifen, und wie richtig jede der drei Mächte gestellt ist. Wer Charakter hat nimmt die erste Stelle ein. Daß dem so sei, lehrt der Augenschein: eine Reihe energischer Leute mit den größten Geistesanlagen stehen überall an der Spitze der Angelegenheiten, wohin sie weder Geld noch rohe Kraft hätte gelangen lassen. Unter ihnen lebt eine Klasse von Bürgern, deren Thätigkeit in größerer oder geringerer Ausdehnung die Höhe bezeichnet, auf der sie stehen. Der Rest, ohne geistige Anlagen, wird nach den Mitteln beurtheilt, die er gerade in Händen hat. Diese Organisation in ihrer Einfachheit bildet eine Basis, auf der das amerikanische Leben unzerstörbar ist.

Auf ihr steht Emerson. Er betrachtet die Welt wie sie um ihn lebendig ist; was vor ihm geschah und gethan ward, ist nur eine Stufe zu der Höhe, auf die er sich gestellt hat. Die Lebenden haben das Vorrecht vor den Todten. Und wenn die Griechen noch so schön gedichtet, gemeißelt, gedacht, gesiegt,

geherrſcht haben: ſie ſind todt und wir leben. Hätte ich nie etwas von ihnen erfahren, ich lebte dennoch, und der Athem des Frühlings entzückte mich, und Liebe und Leidenſchaften bewegten meine Seele. Soll ich verſtummen vor dem was geſagt ward ehe ich geboren wurde? Was kümmert mich, ob ich der Epigone einer verſchwindenden Epoche bin oder der Vorläufer einer kommenden? Schlußſtein oder Fundament? letzter Funken in der todten Aſche oder erſter Funken erwachender künftiger Gluthen? Iſt das Samenkorn der letzte Moment einer ſchwindenden Pflanze oder der erſte einer neu beginnenden? Wozu ſoll ich meine Seele mit Kenntniſſen beladen, die ich nie gebrauchen werde, oder über Dingen mich abarbeiten, deren Nutzen ich nicht einſehe? Viele ſitzen da mit ihrer Gelehrſamkeit, wie die perſiſchen Sklaven am Ufer und peitſchen das Meer mit Ruthen: die Wellen fließen ihre alten Wege und die Arbeit iſt umſonſt gethan. Stein auf Stein laſſen wir uns von Jugend an eine Laſt von Kenntniſſen aufbürden, und wenn wir handeln ſollen, müſſen wir all das erſt wieder los zu werden ſuchen, nur um ein paar Schritte vorwärts zu kommen. Statt wenige Dinge in der Schule zu lernen, dieſe aber gründlich, weil eine Sache gründlich zu wiſſen die Grundlage alles ſpäteren Wiſſens bildet, lernen wir vielfache Dinge, die uns gewaltſam in die Seele gepfropft werden und mit denen wir einen unfruchtbaren Staat treiben, bis wir in ſpäteren Jahren Gott danken, wenn wir ſie vergeſſen haben.

Es gibt eine Kunſt, über dem zu ſtehen, was man gelernt hat. Kenntniſſe ſind nur die Leiter zu dem, was ſich nicht erlernen und nicht auf erlernte Weiſe weiter mittheilen läßt. Bei den bedeutendſten Männern fand ich ſtets dieſe Freiheit. Sie legten nur ihre eigene Natur als Maßſtab an, ihre Bemerkungen klangen als hätte ſie jeder Unſtudirte eben ſo leicht machen können, mit ein wenig Menſchenverſtand, einzig. Statt

ſich über uns zu ſtellen, ſcheinen ſie uns über ſich zu ſtellen, und unbemerkt bemänteln ſie unſere eigene Unwiſſenheit; man wird klüger mit ihnen und weiß nicht wie es kam, das Schwierige ſcheint leichte Arbeit und das Unklare, Verwickelte entwirrt ſich unter ihrem Zuthun als ſei es ſtets ſo klar geweſen und erſt durch Andere künſtlich in Verwirrung gebracht worden.

Emerſon beſitzt dieſe edle Weiſe ſich mitzutheilen. Er erfüllt mich mit Muth und Vertrauen. Er hat geleſen, geſehen, aber er verſteckt die Arbeit. Ich begegnete bei ihm vielen bekannten Thatſachen, doch benützt er ſie nicht, um die alten abgenutzten Rechenexempel noch einmal mit ihnen zu konſtruiren, ſondern jede ſteht an einer neuen Stelle und dient zu neuen Kombinationen. Von jedem Dinge ſieht er die direkte Linie ausgehen, die es mit dem Centrum des Lebens in Verbindung ſetzt.

Was ich kaum zu denken gewagt, weil es mir allzu kühn erſchien, brachte er ſo ruhig vor, als wären es alltägliche Gedanken, die ſich von ſelbſt verſtehen. Er iſt ein perfekter Schwimmer im Elemente des modernen Lebens. Er fürchtet ſich nicht vor den Stürmen der Zukunft: weil er die Ruhe ahnt, die auf ſie folgen wird; er haßt nicht, er widerſpricht nicht, bekämpft nicht: weil ſein Verſtändnis der Menſchen und ihrer Fehler zu groß, ſeine Liebe zu ihnen mächtig in ihm iſt; ich kann nicht anders als mit inniger Verehrung ſeinen Schritten folgen und ihn anſtaunen, wie er das Chaos des heutigen Lebens ſanft und ohne Leidenſchaft in ſeine verſchiedenen Provinzen abtheilt. Hätte ich auch nur einen Satz bei ihm gefunden, den ich ausnehmen müßte bei dieſem Urtheil, das über alle ſeine Schriften geſagt wird, ich würde an allem Uebrigen zu zweifeln beginnen und kein Wort zu äußern wagen; aber lange Bekanntſchaft hat mich ſicher gemacht, und im Gedanken an dieſen Mann fühle ich, daß

es vor Zeiten wirklich Lehrer geben konnte, mit denen ihre Schüler jedes Schickſal theilten, weil ihnen alles zweifelhaft und unlebendig erſchien ohne den Geiſt des Mannes, dem ſie folgten. Ich will nicht ſagen, daß ich eine ſo blinde Hingebung in mir fühle. Emerſon iſt ein Amerikaner, die ſtrenge Nationalität ſeines Volkes wird langer Zeit bedürfen, ehe ſie der unſrigen gleich kommt; wir ſtehen höher als die Amerikaner: was ihnen gut thut, kann nicht ſo unbedingt auch für uns zur Anwendung kommen. Emerſon als Charakter erſcheint mir bedeutender noch, als wenn ich nur den Schriftſteller in ihm betrachten wollte.

Es iſt gewiß kein Unglück, daß in geiſtigen Dingen, wo der falſche Ruhm ſo wohlfeil iſt, der ächte ſo ſchwer zu erwerben bleibt. Da helfen weder Geld noch gute Worte. Ehe man die überwiegende Kraft eines Autors anerkennt, wehrt man ſich mit Händen und Füßen und ſucht jede Ausflucht. Man kann ſich nicht dazu entſchließen; bei Todten wohl, bei Lebendigen um keinen Preis. Man will ſelbſt ſich nicht geringer dünken als alle Andern. Macht ein Schriftſteller auf nichts mehr Anſpruch als auf die Fluth momentaner Anerkennung, die gewährt man rückhaltslos und überſtrömend, das heißt: man ſpricht, lobt, bewundert, und diejenigen, deren Urtheil eigentlich das wahre Urtheil iſt, das bleibt und haftet, laſſen dem Dinge ſeinen Lauf oder ſtimmen ſogar leichthin mit ein, halten ſich jedoch ſtets die Hinterthüre frei, durch die ſie ſich mit dem Bewußtſein zurückziehen: zu entbehren wäre der Mann denn allenfalls doch, warten wir ab, was zurückbleibt wenn der Lärm ausgetobt hat. Will ihnen aber Jemand auch dieſen Rückzug verſperren, dann werden ſie ernſthaft und lehnen ſich auf. Man will ſeine Freiheit ſo leicht nicht aufgeben. Dort war man ein großer Herr, und das Lob das man ſpendete eine graziöſe Wohlthat, hier aber wird man zum Almoſenempfänger; der Mann braucht

unſern Dank gar nicht, unſer Lob verſchlägt ihm nichts, wir empfangen und genießen und ſchämen uns, nichts dafür geben zu können.

Emerſon indeſſen hat uns bis jetzt kaum in dieſen Zwieſpalt gebracht, auch im entfernteſten nicht. Er iſt ſo gut wie unbekannt und erſt wenigen nah auf den Leib gerückt. Die Ueberſetzung ſeiner Werke iſt eine Arbeit, die ſobald nicht gethan werden wird; es hat mir noch nichts ſo viel Mühe gekoſtet als der Verſuch, den ich machte, einiges aus ſeinen Werken wirklich Deutſch zu wiederholen. Er ſchreibt nicht, er ſcheint zu ſprechen; zuerſt ſieht man keinen Plan, keine Ordnung und ſucht verwundert nach dem inneren Zuſammenhange dieſer Sätze, die alle ſo abgeriſſen und fremd neben einander zu ſtehen ſcheinen und doch eine ſo feſt in einander greifende Kette bilden. Bald entdeckt man die tiefe Geſetzmäßigkeit, mit der er dieſe Gedanken entwickelt, und die ſtrenge Folge in ihnen, wo ſie zuerſt rechts und links vom geraden Wege ab tief im Felde zu ſtecken ſchienen. Es iſt nicht die Geſetzmäßigkeit eines Spalierbaumes, bei dem der Gärtner die Aeſte kommandirt wo ſie wachſen ſollen und wo fortbleiben, ſondern die einer geſunden Buche, wo der Wuchs ſich theilt und ausbreitet, regellos ſcheinbar, endlich aber iſt die ſchönſte Baumkuppel fertig und nicht der kleinſte Zweig ſteht falſch und unnöthig an ſeinem Orte.

Vor einiger Zeit fand ich Emerſon's Eſſays in den Händen einer Frau, der ich ſie vorher vergebens aufzudringen ſuchte. Sie hatte tauſend Ausflüchte das Buch zu leſen, ſie bewies mir, daß wir in Goethe ja alles das bereits beſäßen und viel mehr noch, als was Emerſon meiner Anſicht nach uns gewähren ſolle; er ſei alſo gar keine Nothwendigkeit für uns, ſelbſt wenn er wirklich ſo wäre wie ich ihn darſtellte. Ueberdies habe ſie darin geleſen und ganz alltägliche Sachen gefunden, die ſie ſelber längſt gedacht und nur nicht ausgeſprochen hätte. Mit

Goethe war sie nicht im Unrecht. Dieses Mannes Geist, der tausend Mühlen und Schöpfräder treiben könnte, existirt für die meisten nur in den Fontänen und Wasserfällen, an denen sie gelegentlich ihre Freude haben.

Kurz, Emerson blieb ungelesen. Jetzt fing sie mir plötzlich selbst von ihm an. Er sei doch sehr merkwürdig. Er mache manchmal ganz wunderbar einfache Bemerkungen, durch welche die verwickeltsten Gedanken eine Lösung erhielten. Ich hörte das ruhig an und ließ es dabei bewenden. Nicht lange darauf nahm sie mich ernsthaft ins Gebet und zu meinem Erstaunen theilte sie mir ihre Bewunderung für den Mann so voll und eindringlich mit, daß ich dasaß als wäre ich derjenige, der bekehrt werden sollte. Es machte sie ungeduldig, daß ich nicht mit einstimmte, und sie gab mir zu verstehen, daß sie ihn am Ende besser begriffen und tiefer fühlte als ich selber.

Diese Erfahrung hat sich wiederholt. Mit Vergnügen lasse ich mich bereits hier und da über Emerson's Werth belehren. Mit Erstaunen sehe ich, wie er auch Gegner gewinnt, und was die Vorwürfe sind, die ihm gemacht werden. Die alte Erfahrung bestätigt sich, daß man nur selten im Stande ist, einen Charakter als ein Ganzes aufzufassen und aus ihm heraus das Einzelne zu beurtheilen. Sie ergreifen nur die losgerissenen Züge hier und da; wenn sie viel thun, fassen sie einige vereint ins Auge; meistens aber nur ganz abgetrennt die Sätze, die sie wie einzelne Fische aus dem großen Netz losmachen, in dem sie unordentlich zu zappeln scheinen, und die sie erst nach ihrer Weise sortiren, um zu wissen, was sie besitzen. Da finden sich denn lauter Widersprüche, Falsches, Halbes, Schillerndes, Geziertes, seinsollend Geistreiches, längst Abgethanes, unnöthigerweise als wichtig Hingestelltes; überall ist Tadel in reichlichem Maße anzubringen. Aber trotzdem, ein Gefühl haben sie doch von der

reinen Gesinnung dieses Mannes, von der Abwesenheit aller Eitelkeit in seinem Auftreten, von dem Ernste seiner Ueberzeugung und, was immer doch das Größte ist, von der Liebe zum Menschengeschlecht, die seine Worte adelt und fruchtbar macht.

Ich zweifle nicht, daß dies Gefühl weiter um sich greifen wird und daß dem Verständnisse des Charakters langsam das Verständnis und Bedürfnis seiner Werke folgen werde.

In den Fünfzehn Essays, dritte Folge (1882), findet sich als erstes Stück der Nekrolog, in dem ich, einundzwanzig Jahre nach Erscheinen dieser Besprechung, Emerson abermals zu charakterisiren versucht habe. Die Uebersetzung seiner beiden Essays über Goethe und über Shakespeare ist ebenda S. 220 ff. abgedruckt.

Fünf Essays

als Anhang der dritten Auflage.

XVI.

Cornelius betreffend.

(1883.)

Cornelius' hundertjähriger Geburtstag bringt die Frage mit ſich, wie hoch das geiſtige Capital ſei, das Cornelius für die lebende Generation repräſentirte. Es iſt wieder im Steigen begriffen. Ich möchte den Urſachen nachgehen.

I.

Als ich vor etwa fünfundzwanzig Jahren zuerſt über Cornelius ſchrieb, lebte er noch und ſtand als beſonderer Mann ganz für ſich da. Lauter Ecken und Linien, die mit den Linien der Welt um ihn her nicht in Harmonie zu bringen waren. Heute fließt ſein Bild bereits ſo mit allen andern in Eins zuſammen, daß man ihn künſtlich aus der großen Maſſe herausheben muß. Sein Perſönliches concentrirt ſich in wenig Zügen. Wer über ihn ſpricht, richtet ſich auch nicht mehr in erſter Linie an die Cornelius näher Stehenden, bei denen beſonderes Verſtändniß für ihn vorausgeſetzt wird, ſondern man fragt nach ihm wie nach einem Fremden, und Fremden wird geantwortet. In den meiſten öffentlichen Blättern wurde er im September 1883 (wo er hundert Jahre alt geworden wäre) der größte deutſche Maler unſeres Jahrhunderts genannt. Zehn Jahre früher wäre dieſe Einſtimmigkeit vielleicht nicht zu erreichen geweſen.

Cornelius brachte es bis auf 80 Jahre und dieses Leben besteht aus vier großen Massen. Immer in den entscheidenden Stufenjahren hat er sein Dasein wie von frischem angefangen. So als er neunzehnjährig nach Frankfurt kam; so 1811, als er von Frankfurt nach Rom ging; 1820, als er von da nach Deutschland zurückkehrte; 1840, als er von München nach Berlin versetzt wurde: stets wie neue Welten, in die er eintrat. Sogar als gewinne er ein neues Vaterland jedesmal: in Italien schien er zum Römer, in München zum Bayern geworden zu sein. Wieweit er Berliner geworden sei, könnte zweifelhaft scheinen. Eine gewisse staatsmännische, kritische Haltung, die ihm zuletzt noch zufloß, hätte er nirgends anders sich angeeignet.

Trotzdem bleibt Cornelius überall innerhalb derselben ihn fest umgebenden geistigen Atmosphäre, die er als junger Mensch am Rheine schon um sich gehabt und die seiner Gestalt heute die specifische Färbung giebt. Wo wir Männer ersten Ranges genauer kennen lernen, sehen wir jeden sich in früher Jugend wie mit einem durchsichtigen Cocon umspinnen, aus dem er nie ausbricht. Sie bleiben einsam.

Cornelius wandte sich nach Frankfurt, weil er dort zu verdienen hoffte. Es war in den französischen Zeiten. Als dem Sohne eines Gallerie-Inspectors hatten sich ihm als Kind schon die verschiedensten künstlerischen Formen eingeprägt. Sie leuchten aus vielen jener ersten Arbeiten heraus, die er in Frankfurt, ohne bestimmte Direction von innen oder außen, je nach Bestellung zu liefern hatte. Das Entscheidende war das Zusammentreffen mit den Gebrüdern Boisserée, von denen die erste überhaupt je angelegte große Sammlung älterer Deutscher und niederländischer Gemälde eben begründet worden war. Aus Klöstern, Kirchen und Stiftern u. s. w. herausgestoßen, billig aufgekauft, gereinigt, nebeneinander gestellt, gewürdigt und erklärt, bildeten sie einen Anblick, wie Niemand ihn je gehabt. Mitten

in der Trübsal der französischen Unterdrückung stieg die Deutsche Herrlichkeit glänzend empor. Um diese Zeit erschien Goethe's Faust in vollendeter Gestalt wie zum ersten Male. Cornelius hegte bei mangelhafter Schulbildung leidenschaftlichen Drang nach Gewinn einer festbegründeten Weltanschauung. Er war schon nicht mehr jung und hatte auch geistig gedarbt. Damals empfing er gleichsam einen Stempel. Er begann den Faust zu illustriren.

Diese Zeichnungen tragen ein nicht gleich verständliches Gepräge. Sie haben etwas von den ungelenken Versuchen eines Anfängers, der noch nichts gesehen. Die Kraft und das Wollen aber, das aus ihnen zugleich spricht, deutet an, daß ein bald Dreißigjähriger diese Linien zog. Der Faust ist oft illustrirt worden. Vorlesungen sind oft vortreffliche Prüfsteine, den geistigen Werth der Dinge festzustellen: ich habe für einzelne Scenen der Tragödie ganze Reihen verschiedener Blätter verglichen: Cornelius, den die jungen Leute zuerst am wenigsten verstanden, trug zuletzt immer den Sieg davon. Ich hatte keinen Einfluß auf dieses Urtheil.

Die Gesellschaft, in die Cornelius durch die Boisserée's gebracht wurde, war die der jüngeren Romantiker. Man muß, um zu begreifen, wer diese Leute waren, oder, was sie empfanden, den geistigen Zustand kennen, in dem die Deutsche Jugend in den Zeiten der französischen Invasion sich befand. Ihre Gedanken, die Manchem heute als ein planloser Wust erscheinen, waren das die Keime einer neuen Deutschen Welt in sich bergende Chaos. Ohne politische Erziehung, ohne eine Ahnung, wie ein Volk sich aus eigner Bestimmung irgend einem Ziele entgegen zu bewegen im Stande wäre, begann man damit, sich, in schweifenden Gedanken wenigstens, der Dinge zu bemeistern. Das Bisherige war abgethan. Mit der unschuldigen Zuversicht, die jugendliche Kraft eingiebt, ging man umher zwischen den Ruinen des Gewesenen: was etwa daraus sich gestalten ließe. Nichts geringeres

durfte es werden als ein ungeheurer Dom, in dem das gesammte einige Deutschland Raum hätte. Religion, Kunst, Wissenschaft, Kaiserthum sollten als Einheit hier ein Centrum finden. Bei Religion dachten sie an einen idealen Zusammenklang von Katholicismus und Protestantismus, bei Kaiserthum an die befriedigende Erfüllung aller politischen Hoffnungen, mochte sie Hoch oder Niedrig hegen, bei Wissenschaft an unbeschränkte Gedankenarbeit, bei Kunst an Gestaltung der edelsten Gedanken. Die Bibel, Dante, Homer, die nationale Deutsche Dichtung früherer Jahrhunderte bildeten ein gemeines Element, das unendlichen Nahrungsstoff zu enthalten schien. Die Schöpfungen der bildenden Künste werden als freiwillige Blüthe und Frucht reiner Begeisterung angesehen, zu deren Herstellung die einfachsten Mittel die wirksamsten wären. Man verachtete die verführerischen Künste der Italiener. Mit den Augen Dürer's müsse die Welt betrachtet werden.

Als Cornelius nach Rom kam, wo trotz der französischen Beraubung zahllose Kunstdenkmäler aller Epochen offen standen und wo in Canova und Thorwaldsen die antiken Künstler, wie man damals glaubte, ebenbürtige Nachfolger gefunden hatten, berührte all das ihn kaum. Er hielt sich zu denen, die die Fortsetzung der Deutschen Gedankenwelt vermittelten. Er zeichnete am Faust weiter und wandte sich zu den Nibelungen. Die Deutschen jungen Gelehrten, Dichter und Künstler wandelten mit ihren langen Haaren und langen Gedanken als eine besondere Species europäischer Menschheit unter der glänzenden Gesellschaft umher, die nach dem Sturze Napoleon's in Rom das Fest des ewigen Friedens, der nun angebrochen zu sein schien, in glänzenden Zusammenkünften feierten. Das Deutsche Element saß nur da mit zu Tische, wo es sich in Bescheidenheit dem italienischen, französischen oder englischen anschloß. Wer nicht wollte, mochte handwerksburschenmäßig die staubigen Wege zu Fuße gehen und sich daran genügen lassen, daß aus den vorbeirollenden Equipagen hier und

da Jemand den Kopf umwandte. Wir Deutſche ſtanden 1815 beinahe hilfloſer noch da als nach 1806. Weder Frankreich noch England und ſelbſt Italien waren in den dazwiſchenliegenden Jahren, wie uns geſchah, zum erſten Male mit ſich ſelber als Nation bekannt geworden. Dieſe drei Völker wußten lange vorher ſchon aus eigener Erfahrung, was ſie im ganzen werth ſeien und politiſch vermöchten. Wir dagegen, im bethörenden Anblicke der Deutſchen Schlachtfelder auf franzöſiſchem Boden, vermeinten es nun auch mit der friedlichen Arbeit zu Hauſe leicht zwingen zu können. Wir wiſſen heute, wohin dieſer gute Glaube uns damals geführt hat. Wir hatten, bis zu den erſten Staatsmännern empor, etwas indiſches in den Augen der andern Völker. In Frankreich war durch die Revolution der Gang der nationalen Bildung höchſtens beunruhigt worden: die franzöſiſche Welt fuhr nach kurzer Störung in den neunziger Jahren, äſthetiſch zu arbeiten fort wie ſie in den Zeiten des Königthums gearbeitet hatte, und auch unter Napoleon und nach Napoleon trat hier keine Aenderung ein. In Italien war viel umgeſtürzt worden, von innen heraus aber hatte keine Revolution ſtattgefunden: auch hier ging es weiter bemahe wie vorher England hat überhaupt keine Umwälzung damals erfahren. Als 1815 die ungeheure Wirkung des einzigen Mannes, der eine Zeitlang alle übrigen beunruhigte, beſeitigt worden war, nahmen die Dinge in Europa den alten Verlauf. Man krönte den franzöſiſchen König in Rheims mit dem hergebrachten Pompe und auf dem Gebiete der Kunſt hatte die Verehrung der Antike und Renaiſſance ihren Fortgang. Was wollten dieſe Deutſchen Maler ohne Farbe und ohne Aufträge mit ihrem Glauben an den Beginn einer neuen geiſtigen Weltordnung? In Deutſchland ſelber wurden ſie bald als Schwärmer angeſehen, für die es Zeit ſei, ſich den reellen Verhältniſſen wieder anzubequemen. Jetzt nun ſehen wir Cornelius mit Niebuhr zuſam-

mentreffen, von dem er geiſtig und geſellig zu der Freiheit emporgehoben wird, deren er bedurfte. Niebuhr erſchließt ihm die claſſiſche Literatur und Kunſt. Die Hingebung an Raphael und Michelangelo iſt die natürliche Folge dieſer Horizonterweiterung. Fürſten und Regierungen werden auf Cornelius aufmerkſam gemacht. Wir kennen Niebuhr's Bericht nach Berlin. Die erſten Entwürfe für die Fresken der Glyptothek, aus denen Raphael's Farneſina und die Grottesken der römiſchen Ruinen herausleuchten, blühen jetzt in Cornelius' Phantaſie auf. Er kehrt nach Deutſchland zurück, als Jemand, um den geworben wird. Seine Münchener Herrſcherperiode nimmt ihren Anfang.

Cornelius ſcheint mit ſeiner Vergangenheit nun gebrochen zu haben. Damals trennte ſich Overbeck von ihm. Overbeck's große Erfolge, die ihm bis ins hohe Alter treu blieben, adeln nachträglich die Beſtrebungen der römiſch-deutſchen Kunſt, ſo beſchränkt deren Horizont geblieben iſt. Nur ein einziges Mal hatte Overbeck ſich durch Cornelius zu freieren Anſchauungen erheben laſſen, als beide 1816 in Caſa Bartholdi arbeiteten. Die „ſieben magern Jahre", die er damals in demſelben Zimmer in Fresco auf die Wand gebracht hat, in dem Cornelius die „Wiedererkennung Joſephs und ſeiner Brüder" malte, ſind ſeine höchſte Leiſtung und zeigen, wohin er auf anderen Wegen vielleicht gelangt wäre.

Cornelius war 40 Jahre alt, als er in München zu wirthſchaften begann. Es ſchien in Bayern damals nur das eine öffentliche Intereſſe zu geben: was von der Regierung geſchähe zu künſtleriſcher Erhöhung der Hauptſtadt. München war das ſüddeutſche Berlin. Cornelius hatte große Mittel in Händen. Er begegnete, auch wo die Uebermacht ſeiner Stellung ihm Feinde ſchuf, nirgends principiellen Gegnern, die ihn verneinten weil ſie anders wollten. Zu Direktor Peter von Cornelius zogen ſich die jungen Talente Deutſchlands. Niemand lehnte

sich auf gegen die rückhaltlose Bewunderung, die ihren gemeinsamen Schöpfungen zu Theil ward. Was Cornelius nach zehn Jahren stürzte, war der Wankelmuth des Königs, der ihn ausgenutzt zu haben glaubte und Erfolge in andern Richtungen suchte. Die ehrenvollste Berufung nach Berlin war zur Hand und wurde angenommen.

In allem was Cornelius bis dahin gethan, liegt ein natürlicher Fortschritt. Nun aber bemerken wir. Noch ehe die Boisserée's Cornelius in feste geistige Formen hineinkneteten, hatte er, als ganz junger Mensch am Rhein, im Sinne Raphael's, der ihm durch die Stiche Marc Anton's als Kind bekannt geworden war, und in kolossalen Formen, die Decke einer Kirche ausgemalt. Noch ehe er in Rom Niebuhr's Einfluß unterlag, hatte er in jenen Wandmalereien im Hause Bartholdi (dessen Ankauf in unsern Tagen leider nicht hat erreicht werden können) zu der großen Auffassung der älteren Frescomaler sich zu erheben gesucht. Als er sodann unter dem Einflusse der Antike und Renaissance nun sich völlig zu verweltlichen schien, war ihm damals schon die Idee des „christlichen Epos" aufgegangen, in kolossalen Compositionen auf die Gedanken des Neuen Testamentes aufgebaut: in Berlin jetzt endlich wurde ihm Gelegenheit geboten, diese Schöpfungen, für die München keine Wandflächen bieten wollte, wirklich zu schaffen. Cornelius geht nach Berlin, als habe von seiner ersten Kindheit an nichts Einfluß auf ihn gehabt als die Macht der eignen Phantasie. Alles Andere, mochte sein Ruhm noch so sehr darauf beruhen, war neben dem christlichen Epos gelegentliche Nebenarbeit gewesen. Berlin war für ihn aber nun auch nichts als die Stätte, wo das Hauptwerk seines Lebens endlich zur Erscheinung gebracht werden könnte. Nur dieses eine Licht gab der Stadt in seinen Augen Beleuchtung. Was Berlin außerdem bedeutete, war ihm unbekannt und reizte ihn nicht. Ein Sechzig-

jähriger nimmt keine neue Weltanschauung mehr in sich auf. Wie Cornelius die Menschen und Dinge kannte, innerhalb deren er es so weit gebracht, so war die Welt überhaupt für ihn gestaltet, und nichts hätte ihn zu belehren vermocht, daß neben seiner Welt noch eine andere denkbar sei.

Auch merkte er wohl kaum, daß er, in diesem Sinne zum ersten Male, in Berlin jetzt realen Boden betreten hatte. Frankfurt, Rom und München waren nur mauerumgebene Gärten, in denen abgeschlossene Gesellschaften sich durcheinander drehten: in Berlin ist freies Feld, wo Jeder seine Atzung suchen kann wie sie ihm am besten schmeckt, aber auch so, daß hinter irgend einem Stamme hervor scharf geschossen werden könnte. Anfangs ging er auch bei uns auf glatten Gartenwegen. Die ersten Cartons für das Camposanto gaben ungeheuren Zuwachs an Ruhm, der sich über Europa verbreitete und den Spott der Münchener, die Cornelius als abgebrauchte Kraft abgestoßen zu haben vermeinten, in Beschämung umschlagen ließ. Als von unerwarteter Seite jetzt der erste Stoß kam.

Bis dahin hatte Keiner gewagt, neben Cornelius als Maler sich für ebenbürtig zu geben. Und Einem seiner Münchener Schüler gelingt es nun, in Berlin selber, nicht nur beim Publikum, sondern auch bei Hofe Stufen zu ersteigen, die bis dahin für Cornelius allein ersteigbar gehalten wurden. Heraus stellte sich wenn Kaulbach's und Cornelius' Bewunderer sich mit einander maßen, daß Kaulbach das darstellte, was das Berliner Publikum verlangte, Cornelius dagegen nur noch für eine bereits abnehmende Minorität Aelterer arbeitete, die ihn aus Gründen persönlich verehrten, während die Majorität und die Jüngeren, ohne zu fragen, warum, Kaulbach bewunderten. Immer noch durfte sich Cornelius auf seiner vornehmen Höhe halten, als das Jahr 1848 ihn für immer herabwarf. Der [König hatte von nun an, wenn er Geld ausgeben wollte, mit den Volksvertretern

zu rechnen, denen Cornelius und seine Arbeiten so gleichgültig waren wie ihren Wählern. Die alte Epoche schloß ab. Cornelius, als ein siebzigjähriger Mann konnte das nicht verstehen. In der Würde seines Alters und seiner Erfahrungen wartete er ruhig weiter schaffend, daß dieser Winterschlaf eine Ende nähme, und als er starb, mußte man sich bereits seiner erst wieder, nicht ohne Mühe, erinnern.

Wie kommt es, daß dieser Repräsentant des völlig Vergangenen, dessen geträumte Frescogemälde über die Anfertigung einiger Cartons nie hinausgekommen sind, der unter unseren Künstlern und Kunstfreunden, wenige ausgenommen, keinen Anhänger zählt, während, wer auf ihn schimpfen hören will, nur aufzumerken braucht, nun, da sein hundertjähriger Geburtstag gekommen ist, als der große Meister, der erste Deutsche Künstler widerstandslos gefeiert wird? Und, was noch viel seltsamer erscheinen muß, wie kommt es, daß während die in Berlin herrschende Künstlergesellschaft darauf bringt, man solle Cornelius' Cartons von den Wänden der Nationalgallerie entfernen, damit würdigere Repräsentanten des Deutschen Kunstvermögens für ihre Gemälde hier genügenden Platz fänden, ein sich erweiternder Kreis, dem übrigens jedes gemeinsame Programm fehlt, an Cornelius' Werken wieder Freude findet? Freude ist vielleicht nicht das rechte Wort: mit einer unbestimmten Mischung von Verehrung und Neugier steht man vor diesen Cartons und will von dem Manne wissen, der das gemacht habe, und was die Sachen bedeuten. Man versteht die Dinge nicht recht, aber man fühlt sich ergriffen. Seltsam: wenn wir unser heutiges Kaiserreich mit dem vergleichen, von dem in den Zeiten der Freiheitskriege die jungen Romantiker träumten, so enthielten diese Träume doch in unbestimmten Umrissen das, was sich heute erfüllt hat. Und seltsam, die große demokratische Masse des heutigen Publikums entdeckt in Cornelius' Werken etwas, das mit den Gedanken der heutigen Zeit in Verwandtschaft zu stehen scheint.

II.

Ich spreche von heute. Ich habe bei Cornelius' neuen Anhängern nicht diejenigen etwa im Sinne, die aus alter Tradition noch an ihm festgehalten haben. Es giebt auch deren noch. Unser Publikum besteht nicht aus denen allein die das Wort führen. Overbeck hat nach seiner Trennung von Cornelius in Rom stilllebend wie ein Mönch unabläſſig weiter gearbeitet: bis zu seinem Tode, der spät eintrat, ist er in den anfänglichen Anschauungen geblieben und nie haben ihm auf seine Arbeiten begierige, sie hoch bezahlende Käufer gefehlt. In Frankreich hielt Flandrin mit seiner Schule dieselbe Straße inne, in Belgien Guffens und Swerts, bei uns, neben vielen Andern, zeichnen und malen Steinle und Pfannschmied so. Jedes Jahrhundert hat Künstler gehabt, die in diesem Sinne dem religiösen Bedürfnisse dienten. Niemals aber doch ist es dahin gekommen, daß die, von denen die sichtbar treibende Kraft innerhalb der Völker ausgeht, und die die Bildung und den geistigen Fortschritt repräsentiren, den Werken dieser Art mehr als eine gewisse Duldung und bedingte Anerkennung zu Theil werden ließen.

Was das allgemeine, maßgebende heutige Publikum anlangt, dessen Urtheil als das herrschende dasteht und dessen künstlerische Wünsche Befriedigung begehren als gebe es keine anderen daneben, so könnte zweifelhaft erscheinen, ob die Malerei im großen Stile, und die Darstellung dessen was die Bibel enthält, überhaupt noch für unentbehrlich gehalten werde. Diese Frage kann nicht erörtert werden, ohne daß vom religiösen Bewußtsein der heutigen Zeit die Rede sei.

Daß die Schriften des Neuen Testamentes (auf das es hier zunächst ankommt) vielfach Widersprechendes enthielten, konnte selbst denen, die sie als directen Ausfluß himmlischer Eingebung betrachten, bereits im vorigen Jahrhundert nicht entgehen und

eine ausgebreitete Behandlung der dadurch aufgeregten Fragen war damals schon im Gange. Doch blieb hierbei die Ehrfurcht vor diesen Schriften bestehen, die die hohe Stellung, die sie über aller anderen Literatur einnahmen, nicht beeinträchtigte. So auch wurde bei uns im Anfange unseres Jahrhunderts gedacht, als unter dem Drucke der auf Deutschland lastenden Fremdherrschaft das religiöse Leben sich erfrischte. Die Streitigkeiten der Theologen beunruhigten den Bürgerstand nicht, der kaum davon Notiz nahm.

Dies nun aber mußte sich ändern, als die nach den Freiheitskriegen mächtig aufkommende philologisch-historische Kritik die Evangelien, und was dazu gehört, mit einer Schärfe zu prüfen begann, die so grelles Licht auf ihre Entstehung fallen ließ, daß, nachdem (in den dreißiger Jahren) die Anwendung dieser neuen Methode aufs Höchste getrieben worden war, vom Neuen Testamente so gut wie nichts mehr übrig blieb. Das Erscheinen von Strauß' Leben Jesu bezeichnet den Uebertritt dessen, was anfangs unter den Gelehrten nur über diese Fragen verhandelt worden war, in nichtgelehrte Kreise, und das Erscheinen des Leben Jesu von Renan ließ die letzten Consequenzen in das weiteste Publikum einfließen. Seitdem beherrscht diejenigen Gebildeten, die die öffentliche Meinung dictiren, das Gefühl, daß die Schriften des Neuen Testamentes unsicheres Gebiet seien.

Wie nun sollen Künstler heute verfahren, wenn sie, ergriffen, sagen wir, nur vom realen, oder zugleich vom geistigen und realen Inhalte der ungeheuren Tragödie, die für jeden Leser in den Evangelien enthalten ist, Scenen aus ihr zur Darstellung bringen wollen oder sollen? Die Auffassung jener Overbeck'schen Richtung erscheint ihnen als inhaltsloser Formalismus. Zunächst liegt, wenn man Ereignisse darstellen will, die unter den ersten Kaisern sich vollzogen, nach vorhandener gleichzeitiger Auffassung

zu forschen. Aber Katakomben, Sarkophage, Diptychen und alte Bibelhandschriften mit Miniaturen schließen sich heidnischer Kunstübung so unbefangen an, daß Christus mit den Aposteln von griechischen Philosophen kaum zu unterscheiden sind. Die Byzantiner verfahren nicht viel anders. Von diesen aber übernehmen die Italiener des 13. und 14. Jahrhunderts dann den äußeren Apparat und es kommt die idealfaltige Gewandung für Christus und die Apostel auf, an der für alle Folge, was diese Hauptpersonen anlangt, festgehalten wird. Eine Norm jedoch für die Behandlung der heiligen Ereignisse und ein fester Typus für die Gestalt Christi hat sich nie gebildet. Zwar kehrt man immer wieder zu einer gewissen Anlehnung an das byzantinische Christusideal zurück, malt und meißelt eben so oft aber ganz aus eigener Phantasie. Tizian's Zinsgroschen versetzt Christus' Antlitz soweit in menschlich individuelle Gestaltung, daß zwischen ihm und dem Manne neben ihm, der ihm den Denar zeigt, nur der Unterschied waltet, wie zwischen einem edelgebildeten vornehmen Herrn und einem in hartem Leben und harten Gedanken erstarrten Manne untersten Ranges. Eine Auffassung, die durch Rubens und die spanischen Meister dann für das 17. Jahrhundert allgemeiner geworden, jedoch niemals durchgedrungen ist.

An diese verschiedenen Manieren hat man neuerdings wieder anzuknüpfen versucht, aber ohne Glück. Nur Rembrandt macht eine Ausnahme. Von ihm besonders, dem ersten maßgebenden protestantischen Maler, ist, wie schon oft dargelegt worden ist, der individuelle Christus des gläubigen bürgerlichen, nordischen Mittelstandes, dessen Massen die Deutsche Reformation getragen hatten, erfunden worden. Das Volk um Christus und die Seinigen herum sind auch bei Rembrandt die Leute, die als Bürger, Bauern und Bettler seiner Zeit die Straßen bevölkerten. Mit Rembrandt schließt im Norden dies naive Verfahren ab. Nach dem 30jährigen Kriege beginnen bei uns die conventio-

nellen Formen, und im 18. Jahrhundert verschwindet überhaupt die Fähigkeit, Darstellungen aus der heiligen Geschichte mit unbefangener Naturbetrachtung in Verbindung zu bringen. Cornelius' nächste Vorgänger im Uebergange vom vorigen zum jetzt laufenden Jahrhundert, als einflußreichster Bildhauer Canova und als maßgebendster Maler David, haben so gut wie niemals im Sinne kirchlicher Kunst gearbeitet, so daß — auch das ist schon oft wiederholt worden — die nachfolgenden Künstler die Formen für dergleichen beinahe frisch erfinden mußten.

Es ist nicht bloß zufällige Liebhaberei, wenn wir Gebhardt heute sich auf Rembrandt's Standpunkt stellen sehen. Gebhardt mag etwa so gedacht haben: Das Publikum, für das ich male, ist ein Deutsches. Es verlangt in Christus kein bloßes Schema, sondern einen wirklichen Menschen; zugleich aber nicht den vor fast 2000 Jahren gestorbenen, sondern den noch lebenden Christus, den jede Nation und jede Zeit in Gestalt und Sprache als den ihrigen ansteht. Nichts Fremdes darf seine Erscheinung beeinträchtigen. Störend würde sein, wenn wir Christus heute in den nun einmal für ihn und die Apostel unentbehrlichen faltigen Gewändern inmitten nach unserer Mode modern gekleideter Menschen erblickten: auch für sein Umegebung muß eine ideale Kleidung gefunden werden, die zugleich aber erlaubt, Deutsches Volk in Antlitz und Geberde zu zeigen: und so denn componirt Gebhardt aus den Elementen früherer, aber nicht allzuweit abliegender Muster, die das ältere Deutsche Bürgerdasein ihm bietet, ein eigenes allgemeines Deutsches Kostüm, das den reingeistigen Eindruck der mittelst seiner Hülfe dargestellten Scenen nicht stört. Aus unmittelbarer Naturbeobachtung scheint Alles geschöpft zu sein. Gebhardt's letzte, hier vor kurzem ausgestellte Pietà ist ein neuer erfolgreicher Schritt auf diesem Wege. Sein Abendmahl (auf der Nationalgallerie) vermochte ein gewisses Gefühl von Befremdung noch nicht in uns zu überwinden. Die im

Sinne des Cinquecento gehaltene Einrichtung des Zimmers trat als Leistung für sich noch zu sehr hervor. Die Absicht, eigene Wege zu gehen, spricht aus der Arbeit zu vernehmlich noch uns an. Die Scene ist auch zu wenig dramatisch gefaßt. Die Pietà dagegen, bei der Gebhardt sich in der Auswahl des Momentes an nichts vorhandenes anlehnt, wirkt, obgleich das Innere des engen Deutschen bürgerlichen Zimmers, in dem sie den Leichnam Christi auf den Boden gelegt haben, zu allem Gewohnten in Contrast steht, ergreifend. Die rathlose Erstarrung des Schmerzes prägt sich in den Gestalten derer aus, die ruhig dasitzen als sei ihr Gefühl abgestumpft und ihre Macht zu trauern erschöpft; verständlich ist die Geschäftigkeit der Frauen, die sich um den Leichnam noch zu thun machen, unwillkürlich flüsternd als schlafe er nur (wie ein Schwerkranker), die seine Wunden abwaschen — Deutsches Leben, wie Jeder es erlebt hat — Jedem muß das in die Seele greifen.

Niemand aber wird eine Neubelebung der kirchlichen historischen Malerei von Gebhardt erwarten, als könne er eine Schule bilden, die in diesem Sinne weiter arbeitete. Dem modernen großen Publikum werden auch seine besten Arbeiten besten Falles nur als gelungene Experimente erscheinen. Man verlangt etwas anderes von historischer Malerei.

Unsere Zeit ist die der exacten Anschauung. Das Verlockendste, was dem heutigen Leser historischer Literatur geboten werden könnte, wären etwa die Berichte eines Alles wissenden Mannes, der, erhaben über Alter und Sterblichkeit wie über Nationalität und Leidenschaften, die Menschheit von ihrer ersten Entwicklung an selbst gesehen und Aufzeichnungen darüber gemacht hätte. Dieser ewige Reporter würde, weil er alle Epochen durchgelebt hat, keine Vorliebe für die eine oder die andere haben. Immer wieder neue Völker, die aufsteigen und untergehen; immer wieder große Männer, deren Einfluß allmählig doch verschwindet; immer

wieder neue allgemeine Parteigegensätze, aus denen die Ereignisse herauswachsen; Abgründe, vor denen die Menschheit rathlos steht, und ebenso sicher bald darauf breite glatte Wege, die hinüberführen, bis andere Abgründe dasselbe Räthsel aufgeben: überall würde man sich, wo man das Buch aufschlüge, im vollen Besitze der Gegenwart finden. Es giebt eine Geschichtsschreibung heute, die uns dies Gefühl allmächtigen Gegenwärtigseins künstlich zu vermitteln sucht. Man sieht sich wie auf eine Anhöhe gestellt und empfängt ein Fernrohr, das auf einen bloßen Blick jeden beliebigen Punkt, so entfernt er auch zurückliegen möge, klar vor den Augen wiederspiegelt. Nicht bloß ein ruhendes Bild, sondern bewegte ziehende Wolken, Menschen, die gehen und stehen und die man sprechen, handeln und sich tödten sieht. Jede Gestalt in klaren Umrissen, jede Handlung verständlichen Motiven entsprechend. Alles nah und greifbar, Alles aber auch wieder fern. Und Alles gleichgültig! Wir fragen nicht, was hat der davon, der so zu gleicher Zeit überall zu Hause ist, ohne doch auch leibhaftig damit zu thun zu haben? Wir wünschen kaum eine Nutzanwendung für die eigene Zeit zu empfangen. Die Meinung, die Geschichte sei dazu da, um uns in einzelnen Fällen zu zeigen, wie wir es heute zu machen hätten, ist für Viele eine schon veraltete. Wir wollen nur wissen was geschah, ohne unseren Gleichmuth zu verlieren.

In diesem Sinne nun auch arbeiten heutige Künstler. Der berühmteste und verständlichste Illustrator einer Weltgeschichte der angezeigten Art würde gleich gefunden sein: Alma Tadema. Jedes seiner Gemälde, soweit sie hierher gehören, bietet ein zufälliges Fragment vergangener Existenz. In allen Zeiten scheint Alma Tadema bequem zu Hause, als hätte er als unermüdlicher ewiger Photograph neben jenem ewigen Reporter seit eginn der Menschheit sämmtliches Geschehene aufgefangen und theilte uns aus seinen zahllosen Aufnahmen gelegentlich nur die

eine oder andere in farbiger Copie mit. Jeder von uns hat Werke Alma Tadema's gesehen und bewundert. Nie hat der Einfluß eines Künstlers in so weitem Umfange und so rasch sich verbreitet. Viele streben mit Erfolg ihm nach. Und so haben auch die Scenen des Neuen Testamentes, nachdem Renan im Sinne des ewigen Reporters seine Biographie Christi geschrieben, in Anschauungsgenossen Alma Tadema's künstlerische Photographen gefunden. Als glänzendstes Product dieser Auffassung darf z. B. Munkacsy's Christus vor Pilatus genannt werden. Was fehlt diesem beängstigendem Gemälde, um es als Abglanz unmittelbar erlebter Gegenwart gelten zu lassen?

Glaubt wirklich Jemand, Christus habe vor Pilatus einst so dagestanden?

Das Eigenthümliche der neuesten Zeit ist, daß, wenn wir einen Standpunkt mit Mühe erreicht haben, er dann fast im gleichen Momente bereits hinter uns zu liegen scheint. Schuld trägt die nicht zu beschränkende Zahl derer, die mit einem Ueberfluß von Hilfsmitteln heute zu gleicher Zeit dieselben Probleme bearbeiten und jeden neuen Gedanken in seine Consequenzen verfolgen. Ueberall graben und suchen wir zu Hundert. Diese so recht innerste Natur der heute herrschenden Arbeit hat für die Kritik der Evangelien eine überraschende Folge gehabt. Die historische Methode, mit der man innerhalb ihrer das Echte vom Herübergenommenen zu trennen und die gewonnenen echten Theile zu neuen Verbindungen aufzubauen suchte, hat sich neuerdings so stark überarbeitet, daß die gefundenen Resultate überhaupt ungewiß zu werden beginnen. Hört man aber auf, an die Wirksamkeit der Methode zu glauben, so beunruhigen deren Folgerungen nun auch nicht mehr im früheren Umfange die Welt und es erscheint die Thatsache natürlich, daß das Neue Testament, so wie es einmal vorliegt, seine alte Wirkung zu haben wieder beginnt. Leugnen läßt sich doch nicht, daß der

moraliſche Zuſtand der geſammten Menſchheit noch immer auf dieſem Buche beruht, leugnen auch nicht, daß die in ihm enthaltenen Widerſprüche dieſe Wirkung nie beeinträchtigt haben. (Ich habe hier nicht meinen eigenen religiöſen Standpunkt vorzutragen, ſondern berichte nur was vorzuliegen ſcheint.) In demſelben Maße, als, aus uns unbekannten Gründen, das theologiſche Intereſſe bei den Völkern heute wächſt, leidet der Glauben an das productive Vermögen der nach bisheriger Methode arbeitenden hiſtoriſchen Kritik Einbuße. Ein Gefühl, daß die kritiſche Arbeit mit den vorhandenen Werkzeugen nicht mehr recht bewältigt werden könne, greift im Bereiche der Geiſteswiſſenſchaften um ſich. Man möchte irgendwie Geſchichte nach neuen Methoden erforſchen und lugt aus, ob nicht Leute mit ſolchen Verſuchen auftreten. Man mißtraut der allzu lebendigen Darſtellung. Soweit iſt Jedermann heute in den Naturwiſſenſchaften zu Hauſe, um überzeugt zu ſein, es könne nicht gemalt und nicht beſchrieben werden, was nicht factiſch beobachtet worden ſei. Alma Tadema und Munkacſy, die eben noch dies Unmögliche zu leiſten ſchienen, ſind ſchon unter die Zahl derer verwieſen, die uns nicht zu genügen vermögen. Denn wer ſteht uns dafür ein, daß ihre Darſtellungen nicht doch bloß das Abbild geſchickt arrangirter Maskeraden ſeien? Dieſe ſcheinbaren Photographien von Augenblicken vergangener Gegenwart fehlt der Beweis. Haben die Figuren wirklich einſt ſo geſtanden, wie der Künſtler ſie zeigt? Ein Römer und eine Römerin zu Cicero's Zeiten waren von einem gleichen Paar unter Nero und wiederum unter Hadrian gewiß ſo verſchieden, wie die neuere Mode ſie in gleichen Zwiſchenräumen erſcheinen laſſen würde. Ton der Sprache, geſellſchaftliche Bewegung, allgemeiner Eindruck des Daſeins müſſen in den ſich folgenden Epochen Roms gewechſelt haben wie bei uns. Wer heute weiß dieſe Unterſchiede anzugeben? Alma Tadema's reizendes Stück:

„Eine Gemäldeausstellung im kaiserlichen Rom", unter welchen Kaiser sollen wir die Scene versetzen? Mag es unnöthig erscheinen, daß der Künstler bei Genrestücken dieser Art hierüber beglaubigende Zeugnisse vorlege; aber wenn Darstellungen aus dem Leben Christi gebracht werden und der Künstler zu sagen scheint: wie ich die Dinge gemalt habe, genau so sah es in Jerusalem an jenem Tage aus, ich habe für jede Einzelnheit die Belege, so verlangt unser Publikum, daß diese Belege nicht bloß in des Künstlers Phantasie lagern.

Cornelius würde die gesammte Production, die ich als die der neuesten Zeit auf dem Gebiete der heiligen Geschichte sowohl als der politischen Geschichte hier zu charakterisiren versucht habe, gar nicht als Kunst angesehen haben. Daß große Ereignisse im Sinne des momentanen Erlebnisses künstlerisch zu formen seien, würde keine Beredsamkeit ihm klar zu machen fähig gewesen sein. Weder die des Neuen Testaments, noch die der vaterländischen Geschichte. Je bedeutender die Thatsache, um so mehr mußte seiner Auffassung nach das Symbolische in ihrer Darstellung hervortreten; je unbedeutender, um so nebensächlicher auch die Mittel, sie festzuhalten. Cornelius würde keine der Schlachten des Befreiungskrieges darzustellen im Stande gewesen sein. Das Ereignis als solches war kein Gegenstand künstlerischer Reproduction für ihn. Ihm traten, wenn Kämpfe darzustellen waren, nur die der Griechen vor Troja in die Phantasie. Dem heutigen Publikum ist diese Art, historische Dinge zu geben, beinahe fremd geworden.

Hierin nun aber scheint sich ein Wechsel vorzubereiten. Die Grenzen, die der exacten Episodenmalerei an sich gesteckt sind, machen sich allmählig immer weiteren Kreisen fühlbar. Man beginnt sich klar zu werden, daß mit der wachsenden Geschicklichkeit, den täuschenden Anschein des Ereignisses auf die Leinwand zu bringen, die Fähigkeit abnehme, ihm geistigen Inhalt zu ver-

leihen. Um zu erläutern was ich meine, will ich zwei Gemälde spanischer Meister beschreiben, die auf der letzten Münchner internationalen Ausstellung als die in erster Linie zu nennenden, an sich bedeutendsten anerkannt worden sind. Beides umfangreiche, wandeinnehmende Stücke mit lebensgroßen oder fast dieses Maß erreichenden Figuren.

Das erste stellt uns vor das Innere eines gemauerten Kerkers, natürlich groß als trete man selber hinein, zu dem rechts eine Treppe hinabführt. Auf dieser Treppe — ohne die unterste Stufe jedoch zu verlassen — drängt sich eine Masse starker Männer abwärts, alle wie erstarrt zugleich aber sich zurückhaltend, als thue sich unter der letzten Stufe nicht fester Boden, sondern ein Abgrund auf. Denn links auf diesem Boden, in einer auf den feuchten Platten ausfließenden Blutlache, sehen auch wir mit Schauder einen auf den ersten Blick nicht gleich zu zählenden Haufen abgeschlagener Köpfe liegen, jeder mit dem Ausdruck furchtbarer Wildheit gezeichnet, wie Musterstücke von Menschenköpfen mit raubthierartigem Wesen; und innerhalb ihrer, Jenen auf der Treppe zugewandt, ein Greis, einen Hund an einer Kette zurückreißend, der, wie vom Blute der daliegenden Enthaupteten toll gemacht, auf die, die auf der Treppe, vorn zurück-, hinten vordrängen, losbrechen will. Wir haben den alten König Ramiro vor uns*), der einer Anzahl vornehmer Rebellen die Köpfe abschlagen ließ und nun seinen Hofleuten zeigt, was geschehen ist. Ein Gemisch von Schrecken, Abscheu und Bewunderung erfüllt uns. Man hält fast für unmöglich, daß ein Meister, gewiß doch jahrelang, mit Herstellung eines Werkes sich abmühen konnte, das auch nicht einen Schimmer von Versöhnung für so viel Grauenhaftes bietet. Nur lang-

*) Ramiro II. von Arragonien, 1134—1147 (diese und die nächste Angabe dem Kataloge, S. 192, entnommen).

wieriger Arbeit und eingehendem Studium konnte es gelingen, das Gemälde mit der Naturwahrheit zu erfüllen, die es zu einer so bedeutenden Leistung macht.

Das andere ist noch geistreicher behandelt. König Johann der Zweite von Kastilien hat einen Sohn gehabt, der sich gegen ihn empörte, ein Jüngling von ausgezeichneten Geistesgaben, der gleichwohl unterlag und dem auf Rath der Königin (Stiefmutter des Prinzen) Gift gegeben wurde. Gift jedoch, das langsam wirkte. Wir sehen den Prinzen inmitten eines mit kostbarem Hausrath bibliothekartig ausgestatteten Zimmers auf einem Stuhle sitzen. Sein hageres, kränkliches Gesicht tief auf ein Buch gebeugt, in dem er liest. Neben ihm auf dem Boden ein zusammengekauert schlafender Jagdhund (das Beste auf dem Bilde). Mitleid und Unbehagen über das, was wir vor Augen haben, und Staunen zugleich über die brillante, malerische Behandlung des umfangreichen Interieurs ergreift uns. Man fröstelt mit dem armen Gefangenen, man fühlt die eingeschlossene Luft, die grausame Stille, die da waltet, man meint den Hund im Schlafe athmen zu hören. Und dem großen Werke nicht ein einziger Gedanke entströmend, der erfreulich, fördernd oder historisch Aufschluß gebend genannt werden könnte. Darf, weil die Technik eine so ausgezeichnete ist, dies unausgesprochen bleiben? Ich konnte beobachten, mit welcher Gleichgültigkeit das Publicum diesen, wie man heute zu sagen pflegt, „erschütternden" Darstellungen gegenüber sich verhielt. Dieselbe Ruhe, mit der man die Einzelnheiten furchtbarer Mordgeschichten in den Zeitungen liest. Man sieht die Dinge vor sich, als wäre man dabei, und fühlt sich mit keinem Gedanken daran betheiligt.

Treten wir vor denjenigen unter den Cartons, der Cornelius den meisten Ruhm eingetragen hat: die Apokalyptischen Reiter. Dargestellt ist die Vernichtung der ganzen Menschheit durch dämonische Schicksalsmächte. Was jene Spanier bringen,

ist Kinderspiel gegen das, was hier geschieht. Warum ergreift und erhebt uns dieses Schauspiel, dem alle täuschende Wahrscheinlichkeit fehlt, dessen Figuren nur mit Kohle auf Papier gezeichnet sind?

III.

Kunst ist Nachahmung der Natur. Niemals aber ist sie Darstellung des Wirklichen. Uns heute steht die künstlerische Entwickelung von über zwei Jahrtausenden vor Augen: immer hat die bildende Kunst ein höchstes Ziel gehabt: den kräftigsten, herrlichsten Mann und die reinste, anmuthigste Frau zu schaffen. Alle großen Künstler aller Epochen sind hier auf dieselbe Weise zu Werke gegangen: sie treffen in scharfer Beobachtung der Natur eine Auswahl dessen, was ihnen an der menschlichen Gestalt am meisten zusagt, und formen auf Grund dieser Auswahl Geschöpfe, wie die Natur sie selber nicht hervorbringt, aber vielleicht, wenn sie in der glücklichsten Schöpferlaune wäre, hervorbringen könnte. Aus allen Lebensaltern des männlichen und weiblichen Körpers werden solche Abstractionen gezogen und die Welt nennt sie „schön" und erfreut sich an ihrem Anblick. Diese Gestalten werden nicht nur einzeln gegeben, sondern auch in Fülle dargestellt, Handlungen werden vorgeführt: Begebenheiten, die nie so stattgefunden haben wie sie uns in den Kunstwerken vor Augen stehen, aber die das Gefühl erwecken, als könnten sie geschehen sein. Das was Märchen, Sagen, Geschichtserzählungen und Dichtungen enthalten, wird mit Hülfe dieser Gestalten in Scene gesetzt. Landschaft und Architektur werden auf gleichem Wege dazu gefunden. Auch hier die Darstellungen so, als sei es nicht unmöglich, daß die Natur dergleichen hervorbringe, niemals aber doch so, als seien sie vom Künstler nach etwas vorhandenem nur copirt worden. Wunderbar ist der Fleiß zu beobachten, mit dem die großen

Meister für die geringsten Einzelheiten die lebende Natur studiren, und zu gleicher Zeit das Vermögen, all diese Einzelheiten zu einem Gesammtwerke zu vereinigen, das über die Natur hinausgeht. Darin liegt das, was „Kunst" genannt wird.

Die Mittel aber, sich so über die Natur zu erheben, sehen wir in verschiedenen Epochen nicht im Belieben des einzelnen Künstlers stehen, sondern wir gewahren, daß er von dem abhängt, was er in seiner Lehrzeit als Muster vor Augen gehabt hat.

Cornelius' Jugend fiel in Tage, in denen Europa von einer ins Unbegrenzte gehenden Verehrung für griechisches Dasein erfüllt war. Wie Raphael's Zeitgenossen in ihrer Art einst das Dasein der antiken Völker zurückzubeschwören sich als berufen fühlten, so glaubten wir im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in unserer Art dies zu sollen und zu vermögen. Die Begeisterung für Griechenland, dem Winckelmann in seiner ersten durchschlagenden Schrift ein neues Loblied gesungen hatte, kam mit dem Einbrechen der französischen Revolution zu vollster Blüthe. Sie steigerte sich in einzelnen Symptomen bis zum Krankhaften. Man hegte den Glauben, griechisches Wesen repräsentire die reinen Anfänge der Menschheit. Cornelius jugendlicher Glaubenssatz, der Umriß sei die genügendste Form, Menschen und Dinge darzustellen, war schon von Carstens praktisch proclamirt worden und durch ganz Europa seiner Zeit gültig. Man vermeinte in den griechischen Vasenbildern den wahren Gehalt der antiken Welt und menschlicher Existenz überhaupt zu empfangen und hielt es für möglich, ihn in nacherfundene Formen dieser Art weiter auszugießen.

Die kahlen harten Linien zauberten dem Publikum ein Paradies von Schönheit vor die Seele. In Delécluze's Leben David's lesen wir von jungen Leuten, die sich in den Anfangszeiten der französischen Revolution zu idealer Existenz

vereinigten. Man hielt sich in einer gemeinsamen Wohnung, trug altgriechische Gewänder und nannte sich bei griechischen Namen. Der schönste unter ihnen war „Agamemnon“. Im Stolze seiner wohlgebauten Glieder sah man ihn zuweilen, mit einem seiner Genossen im Gespräch, über den Boulevard würdevoll dahin wandeln. Es fiel wenig auf zu einer Zeit, wo phantastische Tracht jeder Art an der Tagesordnung war. Das Aeußerste an Thätigkeit, wozu Agamemnon sich herabließ, war, daß er Umrisse von Gestalten im Sinne der griechischen Vasenbilder mit zarten Bleistiftlinien zeichnete: Visionen, weder dazu bestimmt, in dieser Gestalt Geld einzubringen, noch dazu, ausgeführteren späteren Werken als erste Skizze zu dienen. Zu träumen und das Vorhandene im Vergleich mit einer idealen ehemaligen Welt zu verneinen, schien diesen „Uranfänglichen“ (sie nannten sich les primitifs) genügende Lebensarbeit. Viel mehr hatten auch Goethe's Werther und Rousseau's St. Preux nicht vorgehabt.

Hier ist recht Gelegenheit, zu erkennen, wie Geister ersten Ranges unter dem Einflusse in den entscheidenden Lebensjahren empfangener Anschauungen stehen. Bis zu seinem Tode hat Cornelius seine Compositionen anfänglich nur in den von scharfen Contouren umrissenen Figuren vor Augen gehabt, die in den Zeiten seiner Jugend als das beste Mittel galten, der gestaltenden Phantasie gerecht zu werden. Sein christliches Epos liegt in dieser Redaction vollständig und vollendet vor uns. Die Umrisse erschienen nicht als Skizzen, sondern stehen da wie Copien kleinsten Formates nach kolossalen Conceptionen, die ausgeführt und vollendet bereits vorhanden wären. Bei den Compositionen des Münchner Götterſaales übertreffen die Umrisse die späteren Gemälde. Sie scheinen mehr zu enthalten als diese selbst. Man lasse sich in den Museen die besten Stücke athenischer Gefäßmalerei zeigen, wenn man sich von der unbe-

beschreiblichen Macht, mit bloßen Umrissen auf die Phantasie zu wirken, überzeugen will.

Cornelius hat sich in diesen Formen stets am wohlsten befunden. Als er in München dann im großen Maßstabe wirkliche Gemälde zu schaffen hatte, erhoben sich diese Werke nie über das eigenthümlich Flache, das als maßgebende Form in seiner Phantasie nun einmal zur Herrschaft gelangt war. Louis David war zu Anfang der zwanziger Jahre noch immer die größte Potenz unter den Malern: ihm lernte Cornelius ab, sich in seinen Compositionen über das Nebeneinanderstellen von Figuren hinaus bis zum Basreliefartigen wenigstens zu erheben. All seine großen Compositionen, das Jüngste Gericht in München nicht ausgenommen, sind wie eine dünne Menschenschicht über die Fläche verbreitet. Seine Kunst, in dieser Art umfangreiche Compositionen zu schaffen, hat Kaulbach ihm abgesehen und erweitert. Dessen Manier hat Piloty dann weiter ausgebildet und Piloty ist von Makart wieder übertroffen worden. Niemand würde doch, da diese Entwicklung vorliegt, heute zu Cornelius' einfacher Art sich zurückwenden wollen. Von der inneren Größe seiner Anschauung ist nichts auf seine Nachfolger übergegangen.

Es giebt Epochen, in denen das, was den Sagen, Dichtungen und der Geschichtserzählung der Nationen an symbolischen, menschlich ergreifenden Anschauungen innewohnt, einzutrocknen scheint, wo den Völkern die begeisternden Darstellungen Einzelner, die diese zu bieten besonders berufen scheinen, bedenklich werden. Wo man nur das anerkennen will, von dem bewiesen werden kann, daß es sich ereignet habe, und es nur in so weit anerkennen will, als sich beweisen läßt, daß es sich so ereignet habe und nicht anders. Das Phantastische ist solchen Epochen verhaßt, weil es sich nicht mit realen Ereignissen deckt, und das Wirkliche soll an seine Stelle gesetzt werden. Jene spanischen Meister glauben Ereignisse darzustellen, die über den Vorwurf

erhaben wären, daß zum nackten Ereignisse auch das Mindeste hinzugesetzt worden sei. Exacte reine Thatsachen glaubten sie zu geben und das Publikum, sie zu empfangen. Aber was sie darstellen, ist trotzdem nichts Anderes als kahle Erfindung, nur daß ihre Phantasie zu arm war, um das Erhebende, Große, Gewaltige, Schöne zu gestalten, und daß sie glaubwürdiger zu sein hofften, wenn sie das Erschreckende, Widerwärtige, Beängstigende darstellten.

Niemand wird die ungemeine Anstrengung verkennen wollen, mit der sie ihr Ziel zu erreichen suchten. Um so größer das Bedauern, daß sie es so völlig verfehlt haben.

Das im modernen Sinne historisch Glaubwürdige hat mit den Werken bildender Kunst wenig zu thun. Ich wohnte dieser Tage einmal wieder einer Aufführung des Don Carlos bei, ich hatte das Stück vor beinahe dreißig Jahren zuletzt gesehen. Jedermann weiß, daß ein König Philipp wie dieser und ein Marquis Posa sich nie so gegenübergestanden haben. Jedem auch ist bekannt, daß der Gegensatz des in seiner scheinbaren Allmacht hilflosen Tyrannen zu dem über Wünsche der Eitelkeit erhabenen Naturphilosophen lange nach Philipp's Zeiten erst von Rousseau aufgebracht und aus dessen Schule frisch von Schiller aufgenommen worden ist. Endlich weiß auch wohl Jedermann, daß es heutigen Tages nicht mehr in der Macht tyrannischer Herrscher liege, Völkern Gedankenfreiheit zu gewähren. Und doch rührte mich die Scene zwischen Philipp und Posa bis zu Thränen, und als Posa dem Könige zu Füßen stürzend in die Worte ausbricht: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit", war es, als ob Schiller's große Gestalt dastehe und sein Geist uns alle berühre. So lange wir Schiller's Verse hören, glauben wir an die Realität dieser Scene. Nicht etwa deshalb, weil man, im Mißverständnisse dessen, was von der Bühne zu verlangen sei, mit einer gewissen Sorgfalt ein Wohnzimmer König Philipp's

hergestellt hatte, in dem die Dinge verliefen; sondern vielmehr im Gegensatze zu diesen Bemühungen. Es hat niemals erlebte Zeiten gegeben, in denen Carlos, oder Posa, oder Hamlet, oder Faust, so wie sie der Dichter handeln läßt, im Verkehr des Menschengetriebes hätten sprechen und auftreten können, und alle Bemühung, historische Dramen durch äußeren Apparat mit dem Schimmer exacter Wirklichkeit zu umgeben, sind dilettantische Versuche. Nur in den inneren Anschauungen, die die Verse und die Handlung in der Phantasie des Zuschauers aufbauen, liegt hier das Wirkliche, das niemals mit dem gemein Wirklichen stimmen kann. Die künstlerische Welt ist eine phantastische von Anfang an. Es ist niemals eine Frau so über dem Gewölk schwebend herangeschritten wie die Dresdener Madonna; es haben auch nie vier Männer so zusammengestanden, wie Dürer's vier Apostel: von diesen Gestalten aber geht eine reelle Kraft aus, die wir empfinden. Niemand weiß, ob Christus und die Apostel jemals so unter sich und im Volke dastanden, wie Raphael's Cartons sie erscheinen lassen: die Stimmung aber, die diese Bildwerke ausströmen, wirkt als eine in uns eindringende persönliche Macht. Der Künstler bemächtigt sich unserer und befiehlt gleichsam: siehe das und das! und man sieht es. Wir werden wie gläubige Kinder unter diesen Befehlen, denen man Märchen erzählt. In der That ist der Ruhm aller großen Künstler, auf welchem Gebiete sie auch wirkten, von der Jugend getragen worden. Sie standen, jung selber, innerhalb jugendlicher Genossen, die an sie glaubten und ihren Ruhm verbreiteten. Cornelius war in seinen jungen Jahren einer der Propheten des jugendlichen Kreises, dessen Führung er übernahm. Auch heute sind es junge Leute, die, ohne sich um das Vergängliche in seinen Formen zu kümmern, das Erhebende, Große in ihm wittern und ihm nachforschen. Welchen Eindruck werden Gesellschap's Malereien in der Zeughauskuppel machen, wenn sie voll-

endet daſtehen! Mitten in unſerer realiſtiſchen Epoche erhebt dieſer Künſtler ſich plötzlich mit ſeinen kraftvollen rein ſymboliſchen Darſtellungen.

IV.

So wäre denn noch zu bedenken, ob nicht vielleicht eine neue phantaſtiſche Epoche zu erwarten ſei, eine „Malerei der Reaktion", die das wieder verloren geben werde, was, wie Niemand leugnen wird, in den letzten Jahrzehnten gewonnen worden iſt.

Nichts unbegründeter als Sorge in dieſer Richtung.

„Schulen" im Sinne früherer Jahrhunderte haben heute aufgehört. Niemand will ſich mehr ihrem Zwange fügen. Der angehende Künſtler von Talent ſucht ſelbſtändig nach gleichzeitigen oder früheren Meiſtern, deren Weſen dem ſeinigen entſpricht. Das genießende Publikum, früher auf zufällig Dargebotenes beſchränkt, dringt mit Leichtigkeit heute in die Details der geſammten Kunſtentwickelung und gewinnt einen Ueberblick, der früher ſelbſt berufenen einzelnen Kennern, die ihr Lebenlang von Stadt zu Stadt wanderten, verſagt blieb. Cornelius, bei ſeinen Lebzeiten eine faſt mythiſche Erſcheinung, iſt in den zarteſten Verzweigungen ſeiner Entwicklung uns klar und zugänglich und die Kraft ſeiner Hand und der überſtrömende Inhalt ſeiner Phantaſie zeigen ſich dem unbefangenen Blicke. Die Freiheit, mit der Jeder heute ganz aus eignem Studium der Dinge ſich den Erſcheinungen gegenüber empfindet, läßt Cliquenweſen nachhaltig nicht mehr aufkommen. Cornelius ſteht als hiſtoriſche Erſcheinung da. Wer ſich ihm zuwenden will, kann es aus eigner Machtvollkommenheit. Während die bei ſeinen Lebzeiten ihn umgebende Bewunderung immer etwas ausſchließliches hatte, ſo daß, damit er hervorträte, Andere neben ihm erniedrigt werden mußten, ſteht die ihm heute gezollte Anerkennung auf ſoliderer

Basis: er hat den Vortheil, nach allen Seiten mit allen anderen Meistern der Kunstgeschichte verglichen zu werden. Das Vergängliche in und an seinen Werken kommt ohne Weiteres in Abzug: Niemand fühlt sich verpflichtet, dafür einzutreten. Unsere Zeit macht bei großen Männern eine Art Blumenlese aus den Werken, die sie, wenn von ihren Leistungen die Rede ist, im Auge zu haben pflegt.

Unsere Zeit in ihrer scheinbaren Zersplitterung, in ihrer Unfähigkeit, einen eigenen Stil zu bilden, in ihrem undisciplinirten Vorgehen auf alles, was ihr im Momente zusagt, ist gleichwohl die Zeit, die wir mit keiner anderen vertauschen möchten. Behüte uns Gott vor der Wiederkehr sogenannter „guter alter Tage"!

Wir stecken sicherlich nicht mehr in den Gefühlen drin, mit denen zu Anfang dieses Jahrhunderts das Alterthum zu einem irdischen verlorenen Paradiese erhoben worden war. Das fast tumultuarische Interesse, das an Dr. Schliemann's Ausgrabungen genommen wird, der Zudrang des Publikums zu der Pergamenischen Beute, zu den Figuren von Olympia und den reizenden Sächelchen der tanagräischen und milesischen Gräber, die Bereitwilligkeit auch, mit der Geld für diese Dinge bewilligt wird, hat wenig gemein mit der stillen Ehrfurcht, in der frühere Generationen diesen Monumenten gegenüber sich verhalten hätten: und doch, wann jemals ist dergleichen eifriger und in großartigerem Maßstab gesucht, sorgfältiger aufgestellt und scharfsinniger gedeutet worden als heute? Heute auch erst geschieht es, daß der zweite Theil des Faust, in dem Goethe die antike Welt mit dem Blute des 19. Jahrhunderts in den Adern zu neuem Leben und neuer Leidenschaft an's Licht rief, zu eigentlichem Verständnis gelangt; während wir zugleich seine Achilleis nun wieder auftauchen sehen wie eine Neuigkeit. Und dazu Böcklin und Feuerbach, die zu ihren Schöpfungen sich an echtem

antiken Weine selber begeistert zu haben scheinen. Das Publikum nimmt Alles hin und läßt es gelten.

Keine Richtung, urtheilt es, soll einseitig befördert werden als sei sie berechtigter als andere. Welcher Zeit ist das Cinquecento so vertraut gewesen, als der unsrigen, welche hat über Raphael und Michelangelo, Lionardo und Tizian und die Andern mehr gewußt als wir? Wann sind die Niederländer, Spanier, Franzosen ꝛc. ꝛc. in den geringsten Aeußerungen ihres Talentes so eingehend verfolgt worden als heute? Wann jemals ist die Kunstgeschichte im Zusammenhang mit der gesammten geistigen Cultur so umfassend und so unbefangen und von so ausgedehnten Kreisen gewürdigt worden? Ich wiederhole: unsere Zersplitterung ist nur eine scheinbare. Wir stehen in voller Thätigkeit inmitten ungeheuren Reichthümer, die die in kaum zu übersehendem Maße sich verbreitende geistige Arbeit anhäuft. Wer wollte heute das öffentliche Urtheil dauernd auf falsche Bahnen lenken?

XVII.

Raphaels Geſichtsbildung.

Eine von Prof. H. Schaaffhauſen in Bonn zu Raphael's vierhundertjähriger Geburtstagsfeier veröffentlichte Schrift*) behandelt Raphaels Schädel und giebt auch über Raphaels Geſichtsbildung ein Urtheil ab. „Die Stirne, leſen wir Seite 10, iſt weder hoch noch breit zu nennen, das Schädelvolum erſcheint nicht auffallend groß. Das Geſicht iſt lang, die Kiefer ſind hoch das Kinn ſpitz — Die Naſenwurzel iſt kaum vertieft, der Naſenrücken tritt in gerader Linie vor. — Die Kiefer ſind mit dem Gebiſſe ein wenig vorſtehend, doch ſtehen die Zähne ſelbſt gerade übereinander. Die Zahnbogen iſt klein und von weiblicher Form, indem er ſich nach vorn etwas verſchmälert. Das Kinn iſt fein gerundet, der untere Rand des Unterkiefers hat an den Seiten eine Einbiegung.“ Und auf Seite 12: „Mehrere Merkmale des Schädels erinnern an das weibliche Geſchlecht, ſo die Feinheit des Knochenbaues überhaupt, insbeſondere aber die vortretenden Scheitelhöcker, der nach vorn etwas zugeſpitzte Gaumen, die zarten Jochbogen, die flache Glabella, die ſchwachen Augenbrauenbogen und Schläfenlinien — — andere Merkmale wie die Schädelhöhe, die Wölbung der Stirne, das volle Hinter-

*) Der Schädel Raphaels. Zur 400 jährigen Geburtstagsfeier Raphael Santi's von Dr. Hermann Schaaffhauſen, Profeſſor in Bonn. Bonn, 1883.

Eingeritzte Umrisse auf der Schule von Athen.
Nach Brauns Photographie.

Vasari. Ausgabe von 1568.

haupt, die Form des Unterkiefers zeigen unverkennbar die männliche Bildung."

Diese inneren Elemente der Gesichtsbildung Raphaels werden sodann mit seinen Portraits verglichen. „Vergleicht man, lesen wir Seite 21, den Schädelabguß Raphaels mit den vorhandenen Bildnissen, so ist in mehreren die Aehnlichkeit unverkennbar. Zweimal, sagt Passavant, hat, wie wir annehmen zu glauben dürfen, Raphaels Vater das Bildnis seines Söhnchens in seinen Gemälden angebracht, einmal, als Raphael drei Jahr alt war, auf der jetzt im Berliner Museum befindlichen Altartafel, das andere mal im Alter von neun Jahren in dem Frescogemälde zu Cagli; von beiden Bildern giebt Passavant eine Zeichnung auf Tafel III seines Werkes. In dem zweiten sind schon die großen Augen, die hochgeschwungene Augenbrauenlinie und das feine Kinn bemerklich. Das Bild im Palaste Borghese, welches als von ihm selbst gemalt bezeichnet ist, wird nach Passavant dem Timoteo Viti zugeschrieben und dürfte den jungen Raphael im Alter von 12 Jahren vorstellen. Es soll im Blick der Augen, im vollen Mund und der ovalen Form des Gesichtes dem Bildnisse zu Cagli gleichen. Es ist von ernstem Ausdruck und erinnert auch mit der geraden offenen Stirne, den hochgeschwungenen Augenbrauen, dem geraden Nasenrücken an die Schädelform. Sehr ähnliche Züge erkennt man in dem Bilde, welches sich in der Galerie von Florenz befindet und von Passavant auf Tafel V gezeichnet ist. Er selbst malte es in Urbino im Jahre 1506, in einem Alter von 23 Jahren. Dem entsprechend ist auch das Bildnis, welches in der Schule von Athen neben dem seines Meisters P. Perugino selbst gemalt hat. Springer bezeichnet es als die sicherste Urkunde der äußern Erscheinung Raphaels, da es in dem allgemeinen Umrisse unversehrt sei. Grimm hält den Holzschnitt von Vasari's Vita und das damit übereinstimmende Münchner Portrait für die

besten Bilder Raphaels, die beide den vollen Mund, das kraftvolle Kinn und die kräftige etwas vortretende Stirn zeigen sollen. In der Mailänder Ausgabe des Vasari hat der Holzschnitt einen gewöhnlichen Ausdruck, eine häßliche Nase und, mit dem Schädel verglichen, eine viel zu kurze untere Hälfte des Gesichtes. — — Herr von Rumohr, der das Bild Raphaels neben dem des Pinturicchio im Bilde der Heiligsprechung der Katharina von Siena erkannte, nahm, wie Passavant berichtet, irriger Weise an, daß dasselbe, wie das angebliche aus dem Hause Altoviti, blonde Haare und blaue Augen habe. Dies Bild des Bindo Altoviti mit blondem Haar und blauen Augen hat Raphael 1512 in Rom gemalt. Es wurde fälschlich und selbst von Raphael Morghen für das Raphaels gehalten."

Hierzu bemerke ich folgendes:

Erstens, die beiden Portraits, welche, Passavant zufolge, Raphael in kindlichem Alter darstellen sollen, gehören zu den allgemeinen Typen von Kinderköpfen, die den Malern des Quattrocento geläufig waren. Crowe und Cavalcaselle (Jordan III, 360) sagen über die Freske zu Cagli: „Der Engel zur Linken, welcher mit gekreuzten Armen emporblickt, hat in seinem jugendfrischen von nußbraunem Haar umsäumten Antlitz den Familienzug mit raphaelischen Typen gemein. Diese specifische Jugend und Grazie ist es auch wohl allein, was zu der Behauptung verführt hat, Santi habe hier seinen Sohn portraitirt." Ueber das Berliner Gemälde, bei dem Niemand verstehen wird, wie es zu der angeführten Vermuthung Anlaß geben konnte, sagen sie mit Recht überhaupt nichts. Passavant stand bei seiner Anschauung von Raphaels Kinderzeit noch unter dem Einflusse Pungileoni's, der eine ganze Reihe legendarer Portraits ähnlicher Art verzeichnet.

Zweitens, das Portrait im Palazzo Borghese wurde, als ich es zuletzt dort sah, allerdings für das des zwölfjährigen Raphael

ausgegeben. Es ist die Arbeit eines Unbekannten und stellt einen unbekannten Knaben dar.*)

Drittens, das in Florenz befindliche Portrait, welches Passavant nach eignem Ermessen ins Jahr 1506 setzt — von anderer Seite wurde auch 1504 genannt — trägt weder Jahreszahl, noch sonst etwas an sich, das es als Werk Raphaels dokumentirte. Es ist nicht als in Urbino gemalt nachweisbar, sondern nur, Passavant zufolge, 1588 von dort nach Florenz gekommen, ohne daß wir wüßten, in welchem Zustande es sich damals befand; heute ist es so völlig übermalt (Uebermalungen, die noch in den letzten dreißig Jahren wiederholt worden sind), daß es anerkannter Maßen als Beweismaterial für das Aussehen Raphaels nicht gelten darf.**)

Viertens, über das auf der Schule von Athen rechts am Rande angebrachte Portrait Raphaels habe ich in einem, zuerst in den Preuß. Jahrbüchern erschienenen, später in den XV. Ess. N. F. S. 293 ff. wieder abgedruckten Aufsatze gehandelt, welcher sämmtliche vorvorhandene Bildnisse Raphaels einer ausführlichen Kritik unterzieht. Mein Resultat war, daß nur drei auf Authenticität Anspruch hätten: der Holzschnitt im Leben Raphaels von Vasari (1568), das in München vorhandene Oelgemälde (welches dort jetzt für das Bildnis des Bindo Altoviti gilt) und der Stich des Bonasone nach einem nicht mehr vorhandenen Originale. In meinem 1873 erschienenen Leben Raphaels (I. S. 241 ff.) erörterte ich die Frage in anderer Richtung von neuem und gelangte zu dem gleichen Resultate: besonders betonte ich hier, daß das auf der Schule von Athen vorhandene Portrait seinem heutigen Zustande nach als durch Uebermalung durchaus verun-

*) XV. Ess. N. F S. 322.

**) Ibid. S. 327. Leben Raph. I, 274. Man vergleiche weiter hinten Professor Springer's Urtheil. Auch die Photographien lassen die die Tafel bedeckenden modernen Pinselstriche erkennen.

ſtaltet anzuſehen ſei, und ſprach die Vermuthung aus, daß das darunter ſteckende Bildnis dem Holzſchnitte bei Vaſari entſpreche.

Eine im Band VIII (1873) der Seemann'ſchen Zeitſchrift für bildende Kunſt unter dem Titel „Raphaelſtudien“ von Profeſſor Springer veröffentlichte Beurtheilung meines Leben Raphaels gelangt in der Bildnisfrage dagegen (S. 77 ff.) zu folgender Darlegung:

„Das beſtbeglaubigte Portrait Raphaels bleibt das auf der Schule von Athen. Zur Beſtätigung deſſelben durch Vaſari kommt hinzu, daß es auf den Fresken da angebracht iſt, wo nach dem Herkommen ſich die Künſtler gern verewigten, und daß ſein Bildnis wie das ſeines neben ihm ſtehenden Lehrers aus dem Rahmen der Kompoſition gleichſam herausfallen, als einfache Portraits ſich kundgeben, welche mit dem Vorgange auf dem Gemälde nichts zu thun haben. Auch wurde es niemals angezweifelt, nur wird ſeine Verdorbenheit jetzt von Grimm in den grellſten Farben geſchildert. Darüber zu entſcheiden giebt es keinen kompetenteren Richter als Louis Jacoby. Von dieſem liegt aber (in Scherers Kritik des Grimm'ſchen Buches, Wiener Wochenſchrift II, 35 mitgetheilt) die Erklärung vor, daß mit Ausnahme des Zoroaſterkopfes kein Theil der Schule von Athen erneuert worden ſei. Wir haben demnach kein Recht, das Raphaelbildnis auf der Schule von Athen aus der Reihe der brauchbaren Raphaelportaits auszuſchließen. Dann freilich iſt es mit der Aechtheit des Bindo Altoviti ſchlecht beſtellt. Man kann allenfalls den ſchlechten Vaſariſchen Holzſchnitt, aber keineswegs das Münchner Bildnis mit den Freskokopfe in Uebereinſtimmung bringen.“

Beigegeben war dieſen Bemerkungen ein nach der Photographie Brauns angefertigter Holzſchnitt des betreffenden Kopfes Raphaels.

1878 kommt Profeſſor Springer auf das Portrait in der Schule von Athen zurück (Raphael und Michelangelo, als vierter Band von Dohme's „Kunſt und Künſtler“ S. 504) und for-

mulirt seine Meinung folgendermaßen: „Das Portrait Raphaels in der Schule von Athen mus immer noch als die sicherste Urkunde für die äußere Schilderung Raphaels gelten, da wenigstens die Umrisse intakt geblieben sind, während das Selbstportrait in Florenz durch Reinigung und Uebermalung viel von dem ursprünglichen Charakter verloren hat.“ Diesen Aeußerungen ist der ebengenannte Holzschnitt wiederum beigegeben.

Meine Vermuthung, der Kopf so wie er heute dasteht, sei in Farbe wie Umrissen eine Fälschung, hatte inzwischen in unerwarteter Weise eine Bestätigung gefunden. Ich wiederhole, was ich darüber in der Morgennummer der Nationalzeitung vom 30. November 1878 bereits mitgetheilt habe.

Als Braun die Camera della Segnatura photographirte, stellte sich bei der scharfen Beleuchtung der Wände heraus, daß die bei der Ausführung der Schule von Athen in Fresko von Raphael mit eigner Hand auf den Anfangs weichen Kalkgrund eingeritzten Umrisse seines Kopfes nicht nur noch vorhanden waren, sondern sich photographiren ließen.*) Braun lenkte scharf von der Seite her ein so starkes Licht auf Raphaels Kopf, das die Farben verschwanden und jene Einritzungen allein in feinen Schattenlinien wie auf einer grauen Fläche sichtbar blieben.

In diesem Zustande photographirte Braun den betreffenden Abschnitt der Wand und das Blatt ist gleich den übrigen käuflich. Jetzt zeigte sich, das diese eingeritzten Umrisse mit denen des Kopfes, wie die Malerei ihn heute erscheinen läßt, in keiner Weise stimmten. Der etwas vortretende Mund, wie Vasari's Holzschnitt ihn hat, und wie der Schädel ihn zu bestätigen scheint, ward nun sichtbar. Die Nase hatte nun den gleichen

*) An anderen Stellen der Schule von Athen, wo das Werk durch aufgeschmierte Restaurationen weniger berührt worden ist, treten die eingeritzten Umrisse viel deutlicher hervor.

Umriß wie auf Vasari's Holzschnitt. Der Kopf ward breiter und runder, wie bei Vasari. Und als drittes Bildnis zu diesen beiden drängte sich das Münchner Gemälde jetzt auf, das heute den Namen Bindo Altoviti trägt und das ähnliche Umrisse darbietet.

Ueber die Deutungsgeschichte des Münchner Gemäldes spreche ich XV. Ess. N. F. S. 293 und L. Raph. I, S. 241. Passavant setzte es nach eignem Ermessen ins Jahr 1512; ich würde es als früher entstanden annehmen. Es ist hier und da leicht übermalt, ohne daß die Umrisse jedoch gelitten hätten.

Durch Brauns Entdeckung sind die früheren Untersuchungen über Raphaels Gesichtsbildung veraltet. Auszugehen haben wir jetzt, als von dem ältesten authentischen Portrait Raphaels, von den eingeritzten Linien auf der Schule von Athen.

Ein nachweisbares Bildnis aus den davorliegenden Jugendzeiten Raphaels fehlt. Nähmen wir an, das florentiner stelle Raphael dar, so weiß doch Niemand, wie es ursprünglich beschaffen war. Das Portrait, welches Raphael 1508 an Francia in Bologna gesendet hat, falls nämlich der betreffende Brief als ächt genommen wird, ist nicht mehr vorhanden.

Die Stelle, wo Vasari von dem Bildnisse für Bindo Altoviti spricht, das in Besitz der Familie geblieben war bis es nach München verkauft wurde, „a Bindo Altoviti fece il ritratto suo quando era giovane" ist, wie ich durch Herbeiziehung ähnlich construirter Sätze Vasari's bewiesen habe, doppelsinnig: die Worte können ebensowohl dahin gedeutet werden, daß Raphael sich selbst für Altoviti malte, als daß er Altoviti portraitirte;*) Bonasone's Stich, endlich, stellt Raphael in den späteren Jahren seines Lebens en face dar und ist, der Unterschrift zufolge, nach einem als verloren anzunehmenden Gemälde angefertigt. Er entspricht in Betreff der Proportionen den ein-

*) L. Raphael I, S. 260.

geritzten Umrissen der Schule von Athen, sowie denen des Holzschnittes und des Münchner Portraits.*)

Da Vasari, wenn wir die Bindo Altoviti betreffende Stelle als zweifelhaft ausnehmen, von Portraits Raphaels nur das auf der Schule von Athen erwähnt und da sein Holzschnitt — mag er nun für schön oder häßlich gehalten werden, was hier, wo es sich um Konstatierung der Umrisse handelt, gleichgültig ist — mit Raphaels eingeritzten Linien stimmt, so steht der Vermutung nichts entgegen, Vasari habe seine Zeichnung für den Holzschnitt nach dem Porträt der Schule von Athen gemacht als dieses noch intakt war. Daß das Gemälde heute in so schlechtem Zustande dasteht, erklärt sich, wenn wir die Berichte über die Verderbnis lesen, denen die Wände der Camera della Segnatura in den verschiedenen Jahrhunderten ausgesetzt gewesen sind. Wir wissen, daß nach 1527 bereits als der Vatican verwüstet worden war, eine Restauration vorgenommen wurde. Über den Zustand der Wände Mitte des XVII. Jahrhunderts vergleiche man Helbig, Histoire de la peinture au pays de Liège, S. 256. Über den von 1690 Bellori, Vita di Carlo Maratti, S. 189,**) wo erzählt wird, in welcher Weise man die aufsichtslos dastehenden Wände mißhandelte. 1702 fand die Reinigung sämmtlicher Fresken durch Maratti statt. Vergleichen wir heute an Ort und Stelle Raphaels Kopf mit den anderen Theilen des Gemäldes, so zeigt sich, daß gerade dieser Kopf unter der Behandlung der Kopisten, die an ihm wuschen, oder mit Firniß die Farben lebendiger machen wollten, gelitten hat,***) abgesehen davon, daß

*) Ibid. S. 269. Das Münchner Portrait darf man nicht nach Morghens Stich beurtheilen, der das Bild als Raphaels Portrait stach, es zugleich aber ganz umgestaltete. Der von Dillis publicirte vermittelst Durchzeichnung gewonnene Umriß ist zu weichlich.

**) In Amibel's Ausg. v. 1731.

***) Ibid S. 190 — copiavano con accostarsi troppo con le scale, castelli, e con le machine alle pitture, percotendo e scrostando le

man mit auf die Wand aufgelegtem durchsichtigen Papier die Umrisse abnahm (d. h. diejenigen Umrisse, welche der gemalte Kopf darbot und nicht die, welche von Raphael eingeritzt waren). Man vergleiche die Zeichnung, welche d'Agincourt Ende des vorigen Jahrhunderts von diesem Antlitze angefertigt hat (Taf. CLXXXI seines Werkes) mit dem heutigen Zustande: es zeigen sich bedeutende Unterschiede. Offenbar ist auch im Laufe unseres Jahrhunderts immer von neuem an dem Kopfe herumgemalt worden. Dasselbe Schicksal hat das florentiner Gemälde gehabt.*) Prof. Springer scheint in Betreff desselben zu keinem festen Urtheil gelangt zu sein. Im Gegensatze zu der oben angezogenen Aeußerung, der zufolge es „durch Reinigung und Übermalung viel von dem ursprünglichen Charakter verloren hat," spricht er S. 182 desselben Buches aus, daß das florentiner Portrait „allen Versuchen, es zu entthronen und andere Bildnisse, etwa jenes in Besitz des Fürsten Czartorysski in Paris oder des Monsignore Marcello Massarento in Rom an seine Stelle zu setzen, zum Trotze seinen Platz behauptet". Welchen Platz?

Das Portrait bei Czartorysski war von Passavant sogar der französischen Uebersetzung seines Werkes im Stich als Titelkupfer vorgesetzt worden. Ich habe es stets zurückgewiesen und es ist kürzlich von S. H. Fraser in der Gazette des Beaux-Arts (1. Februar 1883 S. 14) für Giacomo Palma beansprucht worden. Das Portrait bei Mgr. Marcello in Rom ist, soweit Photographien ein Urtheil gestatten, ein auf das verdorbene Portrait der Schule von Athen zurückgehendes Fabrikat, das 1630 aber bereits von Matham gestochen worden ist. Mögen diese beiden

---

mura, o calcando li contorni delle figure con usare ancora acque, e vernici, che insuccidano le tinte; cet.

*) Das verschiedenartige Aussehen des Kopfes auf den danach in verschiedenen Zeiten angefertigten Stichen rührt zum Theil wohl gleichfalls von den immer erneuten Restaurationsversuchen her.

Portraits nun aber auch noch so gründlich aus der Reihe der Raphaelbildnisse auszuscheiden sein, so wird die Lage des florentiner Bildnisses dadurch nicht besser.

Ueber die Farbe des Haares und der Augen bei Raphael haben wir keine Nachricht. Sie können ebenso gut hell als dunkel gewesen sein.

Die heute landläufigen Portraits Raphaels, die ein schmales, in die Länge gezogenes Gesicht, mit ans Mädchenhafte streifenden Zügen darbieten, gehen, soweit ich sie kenne, auf die von Maratti 1674 modellirte, durch Paolo Naldini sodann in Marmor ausgeführte Büste zurück, welche früher auf Raphaels Grabe im Pantheon stehend, heute im Palaste der Conservatoren zu Rom ihre Stelle gefunden hat und die mit den ächten Formen des Kopfes kaum Verwandtschaft bietet. Ich vermuthe, daß auf die Herstellung dieser Marmorarbeit der bis zur Aufdeckung der Gebeine Raphaels im Jahre 1833 in hoher Verehrung gehaltene falsche Schädel Raphaels von Einfluß war, von dem ich freilich nicht weiß, wann er zuerst auftauchte. Der Kopf der in der Nationalgallerie stehenden Portraitsstatue Raphaels von Hähnel in Dresden z. B. scheint in den Proportionen auf Maratti's Büste zu beruhen, während für die Züge vielleicht noch das florentiner Portrait in seiner neuesten Umgestaltung hinzugenommen wurde.

Auch Goethe besaß einen Abguß des falschen Schädels. Als David d'Angers nach Weimar gekommen war, um Goethe's Büste zu machen, sah er den Schädel in einem Kranze frischer Lorbeerblätter auf einem kleinen Tische im Zimmer stehen (David d'Angers par Henry Jouin, I, 228).

XVIII.

Bunte Statuen.

In einer lehrreichen kleinen Schrift*) faßt einer der bei den Ausgrabungen in Olympia betheiligten Archäologen die Daten noch einmal zusammen, aus denen hervorgeht, daß im Alterthume Marmorstatuen bemalt worden sind, indem er zugleich heute zu dieser Praxis, wenn nicht zurückzukehren, so doch ihrer erneuten Anwendung Versuche zu widmen empfiehlt. Dies Vorgehen ist eben so wichtig als dankenswerth. Die sich häufenden Experimente unserer Bildhauer, Statuen zu färben, und die diesen Arbeiten entgegengetragene Theilnahme des größeren Publikums ließen es längst wünschenswerth erscheinen, daß ein Fachmann sich in populärer Weise über die Sache aussprächе, und die Art, wie dies Seitens des Prof. Treu geschehen ist, läßt nichts vermissen und giebt zu keiner dissentirenden Meinungsäußerung Veranlassung.

Nur scheint der Titel der Schrift nicht ganz dem zu entsprechen, was sie (unserer Meinung nach wenigstens) enthält. Die Frage „Sollen wir unsere Statuen bemalen“ umfaßt so allgemein gestellt sehr viel. Es könnte darin liegen, ob, wenn

*) Sollen wir unsere Statuen bemalen? Ein Vortrag von Prof. Dr. Georg Treu, Director der königl. sächs. Antiken- und Abgußsammlungen in Dresden. Berlin, R. Oppenheim. 1884.

das Princip der zu bemalenden Sculptur als das richtige anerkannt werde, es nicht inskünftige auch als das maßgebende hinzustellen sei; ob der Staat, als oberster Kriegsherr in Erziehung des Volkes, seine Lehranstalten nicht etwa in dieser Richtung nun zu dirigiren haben dürfte; ja, ob nicht vorhandene Statuen nachträglich zu bemalen seien. Bezeichnend ist, daß, wenn wir verschiedene, durch Prof. Treu's Schrift hervorgerufene Aeußerungen zusammenhalten, sein Vortrag entschieden als ein Appell ans Publikum aufgefaßt zu werden scheint, die bisherige Praxis der unbemalten Marmorstatue zu verlassen und zu der der bemalten überzugehen. Indem man, wie das die Art der herrschenden Generation ist, die letzten Consequenzen als die zunächst liegenden ausspricht, stellen einige Bewunderer der neuen Statuenmalerei die „bunte Statue" bereits als das Natürliche hin und sehen das Eintreten der Neuerung nur noch als eine Frage der Zeit an. Wir haben ein Recht also, diese Zeit als bereits abgelaufen anzusehen und uns eine Vorstellung von der neuen Sculptur der Zukunft zu bilden. Die allerletzte Consequenz, nach der eben besprochenen letzten, würde etwa ein Reichstagsbeschluß sein, demzufolge innerhalb einer bestimmten Frist unsere Statuen zu bemalen wären. Die Bildsäule Goethe's mit blauem Frack und gelben Hosen würde die in diesem Falle wissenschaftlich nachzuweisende, kaum zu umgehende Farbenzusammenstellung sein, da Goethe im Werthercostüme in Weimar eintrat und kein Grund vorläge, dergleichen Fingerzeige zu verschmähen. Wir möchten nicht, daß man dies völlig als Scherz nähme: ein andres Beispiel wird vielleicht deutlicher machen was gemeint sei. Die beste Arbeit — oder eine der besten Arbeiten — eines heute in unserer Mitte lebenden Bildhauers ist die in der Nationalgallerie stehende Halbstatue eines unserer berühmtesten Maler. Nehmen wir an, die Berliner Künstlerschaft, die ja die Neigung hat, in solidarischer Weise einzutreten, gelangte

früher oder später in ihrer Majorität zu der Überzeugung, unbemalten Statuen fehle etwas. Ausgehend hiervon und in der Absicht, das Andenken der beiden Meister zu ehren, beschlösse man, das sie beide in so eminenter Weise repräsentirende Werk nachträglich zu färben. Der Verlauf würde etwa der sein, daß einer Commission die Ausführung des Beschlusses übertragen und von dieser zunächst festgestellt würde, nach Maßgabe welcher persönlichen Erinnerungen und Portraits die Farben zu wählen wären. Sodann, wen man mit der Ausführung betrauen wollte. Abzuwenden würde diese letzte Weihe des Werkes dann überhaupt nicht mehr sein, welches in feierlicher Sitzung darauf dem Publikum übergeben und gewiß nun allgemeiner Ueberzeugung nach mit neuer Frische wirken würde. Warum nach diesem Vorgange nicht die übrigen Marmorstatuen Berlins nachfolgen lassen? Ganz abgesehen davon, daß den antiken Werken und Abgüssen der Museen die vielfarbige Nachtaufe längst zu Theil geworden wäre.

Nur Eins würde auch dann aber, nachdem die fröhliche Farbenpracht so in Deutschland eingezogen und — wie ja wohl nachzuweisen nicht schwierig fiele — auf die Gemüthsstimmung des Volkes einen erfrischenden und erheiternden Einfluß gehabt hätte, zu Nachdenken Anlaß geben. Während zu beiden Seiten der polychromen Neuen Wache die polychromen Feldherren ständen und weiterhin die beiden bunten Humboldts in heiterem Glanze sich erhöben — es würden ohne Zweifel auch die Amorettengruppen des zwischen ihnen liegenden Thores der Universität naturgemäß gefärbt worden sein: — was wäre mit Friedrich dem Großen und mit Blücher nebst York und Gneisenau anzufangen, die monoton dunkel sich gegenüber erhöben? Hätten, würde nun bei den Gelehrten angefragt werden, die Alten wohl auch ihre Bronzen gefärbt? Wir wissen ja, daß in Athen die Bronzestatuen von Zeit zu Zeit gesalbt wurden: wäre dies etwa

behufs farbiger Oxydirung geschehen? Und die Elfenbeinstatuen? Wurden auch diese gemalt? Phidias' Olympischer Zeus, über dessen gute Conservirung die Nachkommen des Meisters zu wachen hatten: wurde dieser von Zeit zu Zeit aufgefärbt? Doch wir wollen den zukünftigen Generationen überlassen, sich ihre Anschauungen hier selbst zu bilden. Wie aber? — fragen wir heute, wo dieser Segen noch nicht über uns gekommen ist — nachträglich: färbte man alle Marmorstatuen ohne Unterschied im Alterthume? Sind keine nachzuweisen, bei denen dies nicht geschah? War die Venus von Milo z. B. in den ersten Jahrhunderten ihrer Existenz mit Farbe bedeckt? War die Capitolinische Venus, die doch, wie es scheint, für kommende Jahrtausende absichtlich in eine Art Grab eingebettet worden war, aus dem sie, bis auf die Nasenspitze unverletzt wieder hervorging, bemalt oder waren doch Spuren von Farbe an ihr sichtbar? Wäre unter Farbe nicht vielleicht — wie schon öfters geltend gemacht wurde — bei vielen antiken Statuen nur ein gewisser Ton zu verstehen, den auch heutige Bildhauer mit Thee, Kaffee oder anderen leichtfärbenden Stoffen dem Marmor verleihen, um ihn etwas wärmer zu machen? Wieweit darf aus den vorhandenen Farbenresten überhaupt auf allgemeine Bemalung der Statuen in antiker Zeit geschlossen werden? Färbte man, wie man das Haar und andere Theile der Statue vergoldete, vielleicht nur die Gewänder? Gehören die gefundenen Farbenüberreste der ursprünglichen Bemalung an, oder sind sie nicht vielleicht der ungeschickten Auffrischung späterer Zeiten zuzuschreiben? Sehen wir uns, da hierauf die Antwort kaum zu geben wäre, in anderen Zeiten um. Ich springe tausend und einige Jahre vorwärts; wir haben im Berliner Kupferstichkabinet bemalte Exemplare Dürer'scher Stiche, die im Jahrhundert ihrer Entstehung sorgfältig und fein ausgeführt worden sind: hat Dürer sie selbst bemalt? Oder sind sie nach seinen

Angaben bemalt worden? Hatte er bei seinen Stichen eine Bemalung als letzte Vollendung im Auge? Springen wir noch ein paar Jahrhunderte der Gegenwart zu: das Berliner Kupferstichcabinet besitzt einen schönen Abdruck des Müller'schen Stiches der Sistinischen Madonna, vor Vollendung der Platte abgezogen: — da sind die Füße der Jungfrau mit einem leichten Schimmer von Roth übergangen: sollte die Absicht vorgelegen haben, den ganzen Stich zu bemalen und Müller damit eine Reform des Kupferstiches vorgehabt haben?

Wie würde ein solcher bemalter Kupferstich wirken?

Gerade so wie eine bemalte Statue.

Es ist von denen, die das Bemalen der Statuen am liebsten vielleicht gleich zu einer nationalen Sache machen möchten, mit Emphase auf das Quattrocento hingewiesen worden, als auch in Deutschland die Kirchen voll bemalter Statuen standen, die berühmten hölzernen „Götzen", gegen die der Sturm in den zwanziger Jahren des Reformationszeitalters zumeist gerichtet war. Da sehe man ja, wie die Bemalung der Sculptur recht aus dem Herzen des Volkes komme. Will man auf die Frage, ob wir unsere Statuen bemalen sollen, in der That eine erschöpfende Antwort, so wende man die Blicke vielmehr auf die bildhauerische Production der drei Jahrhunderte, in deren mittelstem die großen italienischen Meister blühten. Italien war derzeit angefüllt von bunten Statuen. Was heute noch davon übrig ist, zählt kaum noch und steht uns doch, freundlich genug an die alten Zeiten erinnernd, überall noch in Fülle vor Augen: die bemalten Terracotten, die buntglasirten Heiligen und Portraits, die farbenreichen Ornamentstücke innerhalb und außerhalb der Häuser; was die Alten wollten und konnten, wo sie Statuen bemalen, ist beinahe gleichgültig wenn wir dies wunderbar wirkende Renaissancematerial in Betracht ziehen, von dem das Berliner Museum ausreichende Musterstücke jeder Art besitzt.

Warum denn nun aber, da man im Cinquecento die natürlichen Farben mit so sicherer Technik und in so überzeugender Wahrheit auf Werke der erhabnen Bildnerei zu bringen wußte, da die verschiedenen Künstler, die den Namen della Robbia tragen — und viele andere neben ihnen — geradezu entzückende Arbeiten dieser Art hervorgebracht haben, warum haben die großen Meister doch nie daran gedacht, ihren Statuen die gleiche Wohlthat angedeihen zu lassen? Wie würde Michelangelo's Moses wirken mit fleischfarbigen Armen, dunklem oder hellem Barte und den Tönen auf Stirn und Nase, die eine Fußwanderung durch die Wüste doch ohne Zweifel mit sich brachte, oder — um auch den Idealisten das Wort zu lassen — mit nur zart geröthetem Fleisch, aber jedenfalls mit bunten Gewändern und aufgemalten Augensternen? Und wie die hinggestreckte Aurora auf dem Sarkophage von San Lorenzo? Michelangelo hätte ja mit der höchsten Delicatesse hier verfahren können. Im Handzeichnungszimmer der Nationalgallerie steht der Marmorkopf einer schönen Frau, den ein moderner Künstler gemeißelt und weniger mit Farbe bemalt, als, man möchte sagen, angeblasen hat: Andeutungen leichter, eleganter Töne, durch die der weiße Marmor überall durchleuchtet, so daß die gebrochenen Töne harmonisch zusammenklingen. Eine Spielerei von anmuthigem Effecte. In anderer Weise ist das Problem von einem anderen Bildhauer kürzlich angegriffen worden, der den Marmor erst vergoldet und auf das glänzende Gold grelle Farben, ebenfalls etwas durchsichtig, aufgetragen, hat. Ein großer Maler, der zugleich Bildhauer, könnte ja sein feinstes Kunstgefühl hier walten lassen. Warum hat Michelangelo, der doch ein Maler war, nie daran gedacht? Und würde einer unserer Bildhauer ersten Ranges seinen Arbeiten eine Zugabe dieser Art wünschen?

Möchte gerade von diesen Künstlern heute etwas zur Belehrung des Publikums ausgesprochen werden, das in seiner

Haft auf neue Geſichtspunkte den Glauben hegen könnte, ſie ſelber verlangten nichts beſſeres als die neue Aera der bunten Sculptur und in ihrem Intereſſe ſei jetzt für die „gefärbte Statue“ zu agitiren. —

Wir erlauben uns zu folgenden Sätzen zu bekennen.

Jemehr ein Bildhauer in die Tiefen ſeiner Kunſt eingedrungen iſt, um ſo mehr wird er die natürliche Weiße des Marmors zu ſchätzen wiſſen. Je edler der ungefärbte, reine Marmor iſt, um ſo leuchtender wird die Macht des Künſtlers hervortreten, den todten Stein mit Leben zu erfüllen, und den ohne Pupille und Augenſtern ſtarrenden Marmoraugen Blick und Leben zu verleihen. Der Geiſt des Künſtlers belebt den reinen Marmor, wie er dunkle Bronze oder bleiches Elfenbein zum Leben erweckt. Wo der beſeelende Geiſt des Künſtlers fehlt, da wird keine aufgetragene Farbe ſeinen Statuen verleihen, was er ihnen ohne ſie nicht zu geben vermochte. Würde die Mode bei uns einreißen, Statuen zu bemalen, ſo würde den Bildhauern erſten Ranges die Gelegenheit genommen werden, zu zeigen, was ſie bei höchſter Anſpannung aller Kräfte vermögen.

XIX.

Das Luzerner Neujahrspiel und der Henno des Reuchlin.

(1854.)

Als ich die von Keller herausgegebenen Faſtnachtſpiele durchleſen und ſchließlich zu dem Luzerner Neujahrſpiele gekommen war, fiel mir daſſelbe in noch höherem Grade auf, als da ich es das erſtemal bei Mone fand. Es weicht in mehreren ſo weſentlichen Punkten von den andern Spielen ab, es gehört in eine ſo frühe Zeit, es findet ſich in der Literatur der Epoche ſo wenig ein Seitenſtück zu ihm, daß es mir wohl der Mühe werth ſcheint, ſeine Eigenthümlichkeiten näher zu beleuchten.

Daß es bis auf geringe Unterſchiede mit dem bei Gottſched abgedruckten Henno des Reuchlin übereinſtimme, finde ich in keiner Literaturgeſchichte bemerkt. Da dies Stück ins Jahr 1498 fällt, das Luzerner aber im allgemeinen dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts zugetheilt wird, ſo entſteht die Frage, ob das eine aus dem andern, oder beide aus einer gemeinſamen Quelle gefloſſen ſeien.

Des beſſeren Verſtändniſſes wegen gebe ich einen Auszug beider Stücke. Das Neujahrſpiel. Der Exklamator erklärt der Verſammlung den moraliſchen Inhalt des Stückes zum voraus und bittet um Stillſchweigen. Ruedi tritt auf und befiehlt

seiner Frau Greta, den Schlüssel zu nehmen und alles wohl zu verschließen, weil die Heiden im Lande wären und man seine Habe hüten müsse. Greta will das gern thun, macht ihm aber Vorwürfe, daß er unhäuslich sei und, was sie zusammenspare, wieder verschlemme. Ruedi heißt darauf den Stallknecht die Kühe hüten, den Stall verschließen, anspannen, Mist auf den Acker fahren und bald wieder zurück sein. Darauf bittet er Greta, ihren Zorn fahren zu lassen, er wolle sich bessern, er habe immer gedacht, es müsse ihm ein Glück widerfahren, nun wolle er den Zigeuner fragen, wie es damit stände. Greta nennt ihn einen thörichten Mann. Der Zigeuner sagt ihm wahr, daß er sein Hab und Gut vertrinke, ein zorniges Weib habe und daß er, wenn er nur bessere Kleider anziehn wolle, ein gewaltiger Mann im Dorfe werden würde. Während der langen Rede muß er durch Gesten um eine Belohnung für diese schönen Dinge gebeten haben, denn Ruedi antwortet, was er denn so gach auf den Lohn sei, er werde seiner schon gedenken wenn er erst Amtmann sei, und ihm bei seinen Diebereien durchhelfen, einstweilen möge er schweigen und ihn handeln lassen.

Actus secundus. Ruedi bittet Greta, ihm einiges Geld zu geben, damit er, wenn Ruffli's Tochter Hochzeit mache, standesgemäß auftreten könne, und verspricht ihr einen prächtigen Rock, wenn er erst Amtmann sei. Sie schilt ihn, daß er ihr das Leben so schwer mache, und behauptet keinen Pfennig im Hause zu haben. Der Stallknecht aber führt ihn abseiten und erzählt ihm, er habe im Stalle ein Tüchelchen gefunden mit acht rheinischen Gulden darin, vielleicht, daß es die Frau versteckt habe. Ruedi verbietet ihm, ein Wort davon verlauten zu lassen, und schickt ihn in die Stadt, um beim Tuchhändler, den er ja kenne, Tuch zu einem Rocke zu kaufen, wie er einem zukünftigen Amtmanne zukäme. Der Knecht antwortet, er wolle gleich auffitzen

und wenn ihn etwa die Frau frage, wohin er reite, ihr ſagen, daß er mit dem Pferde zur Schmiede müſſe.

Actus tertius. Der Knecht verlangt vom Tuchhändler, er möge ihm verſchiedene Stücke Tuch für ſeinen Herrn zur Auswahl mitgeben. Dieſer meint dagegen, das ginge nicht ſo ohne weiteres, er kennte ihn ja nicht; der Knecht aber lobt ſeinen frommen Herrn, deſſen Name ja in ſeinen Büchern ſtehn müſſe, und erhält das Tuch endlich ausgeliefert.

Actus quartus. Er kommt zu ſeinem Herrn zurück. Da wäre er wieder, von welcher Farbe denn das Tuch ſein ſolle, er habe dem Tuchhändler einſtweilen das Geld gelaſſen, und der Herr könne ſich in der Stadt ſelbſt ausſuchen was ihm am beſten anſtände. Ruedi verlangt von der Frau den Hut und die neuen Schuhe, er habe in der Stadt eine Forderung einzutreiben und wolle, um den Weg dahin nicht umſonſt zu machen, einen Kübel Milch und einen Ballen Butter mit hineinnehmen. Geht dann mit dem Knechte in die Stadt. Greta klagt nun ihrer Gevatterin, daß ihr das Geld im Stalle geſtohlen ſei, Dieſe verweiſt ihr, daß ſie es vergraben, und Greta fürchtet daß es am Ende die Kuh gefreſſen und Ruedi ſo dahinter kommen könnte, weil ſie ſelbſt vor Kummer ganz mager geworden ſei.

Actus quartus. Ruedi verlangt vom Tuchhändler das Tuch; dieſer behauptet, es dem Knechte mitgegeben zu haben, beide erkennen ſich als betrogen. Der Tuchhändler will den Knecht verklagen, Ruedi wieder heimgehn.

Actus septimus (?). Der Läufer benachrichtigt Ruedi, er ſolle in die Stadt kommen und den Knecht mitbringen. Ruedi ſagt dieſem, er ſolle ſich rüſten und die Frau bitten, ihm auf morgen einen Sack mit Rüben und einen Korb mit Eiern zu geben, ſie wollten in der Stadt Geld löſen. Der Knecht ſagt, er ſei fertig. Ruedi bringt ihn zum Tuchhändler, dieſer macht

ihn herunter und droht schließlich mit dem Galgen. Bei diesem Worte behauptet der Knecht, seine Ehre sei angegriffen, und er verlange vor Gericht. Das ist der andre wohl zufrieden, und er redet den Richter an, von dem er für sich und für den Knecht einen Fürsprecher verlangt. Der des Kaufmanns trägt die Sache vor. Der Knecht sagt darauf dem seinigen, wenn er ihn rette, wolle er ihm acht Gulden geben. Dieser räth ihm, sich stumm zu stellen, und behauptet nun, sein Client könne nicht sprechen. Der Tuchhändler widerspricht. Der Richter verhört den Knecht, der auf alle Fragen nichts als „weiw" antwortet. Der Richter nennt ihn einen Esel von vier Ahnen her und befragt das Gericht um seine Meinung. Die vier Richter sprechen sich nacheinander dahin aus, daß der Knecht als Narr zu absolviren sei. Der Tuchhändler sagt zornig, er wolle sich eine Lehre daraus ziehn. Ruedi beruhigt sich mit der kurzen Betrachtung seiner eignen Handlungsweise der Frau gegenüber; der Fürsprecher endlich verlangt seine acht Gulden, aber der Knecht antwortet auch ihm nichts als „weiw" und betrügt ihn darum.

Der Narr macht einige Anmerkungen. Der Beschluß (Epilogus) gratulirt den Versammelten zum neuen Jahre.

Die Ausführung des Dialoges ist ungleich. Die moralisirenden Stellen sind gedehnt, die Punkte, wo die Handlung am lebhaftesten sein sollte, oft nur mit wenig Worten behandelt.

Henno. Prolog mit gedrängter Inhaltsangabe, wie bei Terenz. Das Ganze ist natürlich lateinisch abgefaßt und die Wendungen sind terentianisch.

Actus primus. Elsa beklagt den armseligen Zustand der Frauen und besonders den ihrigen. Henno, der Mann, sagt für sich, was denn seine Frau wieder zu murmeln habe, wenn es nur nicht das sei, daß sie den Beutel mit acht Goldstücken vermisse, den er ihr gestern aus einem heimlichen Verstecke entwandt habe. Darauf bietet er ihr einen guten Abend. Sie

beklagt sich. Er sich ebenfalls über seine zerrissenen Kleider; er wolle heute mit Käse, Milch, Nüssen und so weiter in die Stadt, um seine Tochter dem Kaufmanne zu vermiethen, welcher sie zur Magd verlangt habe, vielleicht borge ihm dieser zehn Ellen Tuch, damit er sich neu kleiden könne. Elsa geht ab, um den Stall zu besorgen; Henno ruft seinen Knecht Dromo heran, erzählt ihm, wie er zu dem Gelde gekommen, und schickt ihn damit in die Stadt, um das Tuch zu holen. Abgehend sagt dieser in einem Aparte, er wolle den Herrn um das Geld, den Kaufmann um das Tuch betrügen und dies einem Dritten verkaufen, dies sei sein Vorsatz. Elsa tritt wieder auf, beklagt sich bei Greta, ihrer Nachbarin, über ihren Mann und jammert, daß der Beutel mit dem Gelde verschwunden sei. Greta weiß in der Stadt einen Sternseher, bei dem wollen sie sich Raths erholen. Der Akt schließt mit einem Chorgesang ohne Bezug auf das Stück; ebenso die folgenden.

Actus secundus. Greta und Elsa bei Alkabizius, dem Mathematiker. Die beiden Frauen sind zuerst ängstlich und wagen ihn kaum anzureden, er aber will sie fortschicken, weil er nur mit reichen Leuten zu thun habe, läßt sich indessen erweichen und beschreibt den Dieb im allgemeinen. Elsa erkennt gleich ihren Mann darin. Es läuft sogar eine leichte Zote mit unter, was ich bemerke, weil in der Vorrede das Gegentheil versprochen war. Da sehn sie von weitem Henno und Dromo in vollem Zanke herbeikommen. Der Knecht besteht darauf, daß der Kaufmann Tuch und Geld zurückbehalten, und das Tuch dem Henno selbst geben, seine Tochter aber zur Magd annehmen wolle. Die Frauen treten heran, und Greta erklärt den Bauersleuten, Dromo sei ja in ihre Tochter verliebt. Gesang.

Actus tertius. Henno befiehlt der Frau, sich mit verkäuflichen Dingen auf den Markt zu begeben, er werde sich und Dromo ebenfalls bepacken und nachkommen. Er tritt zum Kauf-

mann, der das Geld verlangt, er dagegen beansprucht das Tuch. Dromo, herbeigerufen, giebt so unverschämte Antworten, daß ihn der Kaufmann einen Dieb schilt. Dromo fordert ihn dafür vor den Richter. Gesang.

Actus quartus. Dromo kommt zum Advokaten Petrucius, welcher, wie Alkabizius, mit armen Leuten nichts zu thun haben will, ihm jedoch für acht Goldstücke Hülfe verspricht, von denen er sich sogar bis auf zwei herabhandeln läßt. Damit treten sie vor den Richter Minos. Der Kaufmann klagt, Dromo antwortet auf alle Fragen „ble". Petrucius giebt ihn für stumm aus, Minos dem Kaufmanne den guten Rath, ihn laufen zu lassen, wozu sich derselbe auch ohne weiteres bereit erklärt.

Actus quintus. Dromo fertigt den Petrucius, der seinen Lohn verlangt, gleichfalls mit „ble" ab. Greta erwartet mit Elsa Henno's Wiederkehr aus der Stadt und unterhält sich mit ihr von Abra's, der Tochter, Zuneigung zu Dromo. Henno kommt und berichtet, daß Dromo angeklagt und freigesprochen sei. Der Knecht kommt selbst, und Abra wird ihm zur Frau versprochen, unter der Bedingung, daß er den Hergang der Wahrheit getreu berichte. Er geht darauf ein und erhält schließlich die acht Goldstücke zur Aussteuer.

Auffallend ist zuerst die Akteintheilung beider Stücke. Reuchlin ahmte Terenz nach, aber seine Eintheilung ist schlecht der des Luzerner Spiels gegenüber, bei dem es wiederum scheinen möchte, als sei die Handlung ohne Unterbrechung fortgegangen. Denn die Zahlen am Rande sind confus und schneiden das Ganze in ungleiche, unpraktische Portionen, die mit der Aufführung wohl nichts zu schaffen hatten. Dennoch sind diese Theile sehr richtig von einander geschieden, und wenn ein routinirter Lustspieldichter die Fabel den Akten nach einzurichten hätte, zweifle ich, ob er besser anders verfahren könnte. Es bedarf zu diesem Geschäfte einer großen Sachkenntniß, gute Vor-

bilder genügen keineswegs, wie denn auch Reuchlin, der sich eng an die antiken Muster anschloß, schlechter damit zu Stande kam, trotzdem daß sein Stück dem Luzerner gegenüber äußerlich mehr Form und Präcision zu besitzen scheint.

Auffallend ist, zweitens, die Art der Handlung und des Verkehrs der Personen untereinander. Es ist ein charakteristisches Zeichen der Deutschen dramatischen Produkte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, daß sie fast ohne Handlung sind und der Schwerpunkt in den Dialog fällt. Dieser ist oft geistreich, belebt, anscheinend dramatisch, zur wirklichen Handlung erhebt er sich aber nicht. Es giebt allerdings einige Ausnahmen, von denen zu reden hier nicht der Ort ist, da sie für unsere Stücke keine Vergleichungspunkte darbieten. Die Grundeinrichtung der Spiele jener Zeit ist die, daß immer ein Schauspieler vortritt, seine Sache sagt und dann dem andern Platz macht. Scheinen auch zuweilen mehrere Personen zu reden, wie bei den häufigen Gerichtsscenen, welche zur Darstellung kommen, so ist doch nur immer das anziehend, was gerade der einzelne Vortretende sagt, das Ganze des Gespräches, die Situation fühlte weder Autor noch Publikum. Die Leute gaben sich mit den ersten Worten gleich als das, was sie waren, und keiner dachte daran, daß eine Fabel vielleicht dadurch einen höhern Inhalt erhalten könne, daß man in ihr den nothwendigen Verlauf eines Zusammenstoßes von Charakteren darstellte, die sich in ihr und durch sie erst entwickeln sollten.

Ich wähle aus den Fastnachtspielen eines der belebtesten, das von „Elßli trag den Knaben" aus, und frage, ob die Heftigkeit zwischen den Parteien, zwischen denen es sich um ein Faktum handelt, das wohl im Stande wäre, eine Gesellschaft, wie die darin auftretende, in Harnisch zu bringen, auch nur einmal theatralisch wird. Man wird lachen über die Reden der Leute, man wird fragen, wohinaus läuft der Handel; wird

man aber einmal nur neugierig und gespannt sein, wie sich der oder der in einem kritischen Momente herausrede? nein. Es sind keine kritischen Momente da, es fehlt jede Verwicklung, die Sachen haben einen Anfang und ein Ende, aber eine Mitte, zu der man hinaufstiege, von der man niederwärts dem Ausgang zueilte, fehlt ihnen durchweg.

Welch ein höchst lebendiges Spiel herrscht nun in unsern Stücken. Situation folgt auf Situation, die eine geht aus der andern hervor, die folgende übertrifft die vorhergehende und der überraschende Schluß krönt das Ganze. Dabei keine Situation, der nicht ein ächt komischer Gedanke zu Grunde läge, während die in allen andern Stücken eine Hauptrolle spielenden Zoten fortfallen, oder, wo sie angebracht sind, den Effekt an sich nicht verstärken.

Der größte Unterschied der vorliegenden beiden Stücke liegt in der Art wie die Situationen ausgebeutet sind. Beim einen finden wir eine Scene bis zu einem gewissen Grade verfolgt, beim andern vernachlässigt. Man braucht nur ein wenig zu vergleichen. Diejenige z. B. in welcher der Knecht vom Kaufmanne zur Rede gestellt wird und das Gespräch so zu drehn weiß, daß er, anstatt überführt zu werden, den Kaufmann zu Injurien verleitet, um derenthalben er ihn nunmehr vor den Richter zieht, ein theatralisch ausgezeichneter Gedanke, ist im Luzerner Spiel bis zur Unverständlichkeit kurz bedacht, bei Reuchlin gut ausgeführt; dagegen ist bei diesem die Scene vor Gericht selbst über's Knie gebrochen, dort aber ausführlicher behandelt, wie denn auch der Luzerner Dichter die Scene nicht ausgelassen hat, wo der Knecht bei der ersten Sendung den mißtrauischen Kaufmann bewegt, ihm das Tuch anzuvertrauen. Dagegen fehlt ihm wieder die Bestechung des Juristen und der Handel um den Preis der Vertheidigung.

In beiden Spielen jedoch kommt an keiner einzigen Stelle

die Ausführung dem Werthe des zu Grunde liegenden komischen Gedankens auch nur nahe, im besten Falle ist manches nicht ganz verdorben zu nennen, ein Lob, das der gewandten Sprache Reuchlin's nicht entzogen werden darf.

Auffallend ist drittens, und dies ist oben schon berührt, daß alle handelnden Personen bestimmte Charaktere vorstellen, und daß eben, indem diese durchgeführt werden, die Verwicklung gleichsam aus sich selbst herauswächst. Wäre der Knecht nicht so pfiffig, der Kaufmann nicht so einfältig, der Jurist nicht so betrügerisch gewandt, so fiele die ganze Intrigue zusammen, und das Spiel hätte keinen Inhalt mehr.

Man betrachte sich aber die Sache näher. Dummheit und Geriebenheit stehn sich bei allen Nationen gegenüber und der Volkswitz übt sich an diesem Contraste; in jedem Lande aber manifestiren sich diese Eigenschaften anders. Ein pfiffiger Franzose, ein schlauer Italiener, ein verschmitzter Grieche sind verschiedene Leute, und ihre Gegenfüßler nicht minder. Eulenspiegel, oder sein Vorgänger der Pfaffe Amis, enthalten wohl ein Compendium dessen, was in Deutschland auf dem Felde lustigen Betruges in die Aehren schoß, aber man suche unter ihren Abenteuern nach einem Schwanke, der dem in unsern Lustspielen behandelten auch nur ähnlich wäre. Der Knecht, der seinen Herrn anführt, den Kaufmann verwirrt, den Richter verblendet und Juristen überlistet, und dies alles durch eine geniale Geschicklichkeit und Zungenfertigkeit (die freilich nur angedeutet ist), gleichsam aus bloßem Vergnügen an seinen Fähigkeiten, nicht um die lumpigen acht Goldstücke, sondern um seiner Virtuosität einmal etwas rechtes aufzugeben, weil es ihn in den Fingern juckte, solch ein Charakter hat nichts von Deutscher Anführerei an sich. Die Geschichte im Pfaffen Amis, wo er dem Maurer verspricht, ihn zum Bischof machen zu wollen, wenn er immer nur „de ist, de ist" antwortete, klingt an das „ble" und „weiw" des Knechtes

an, aber wie grob ist hier alles angelegt und wie plump läuft es aus. Bei uns äußert sich die ausgelassene Natur des gemeinen Volkes stets so, daß ein handgreifliches Objekt vorhanden sein muß, das den Sündenbock abgiebt; soll einer in den Dr— geworfen werden, so ist die Hauptsache, daß er bis über die Ohren drinstecke, und es kommt nicht viel darauf an, ob man ihm mehr oder weniger künstlich ein Bein gestellt habe, damit er zum Falle komme.

Wohin ich hinaus möchte, will ich sagen. Ich möchte beweisen, daß den beiden Spielen ein fremdes Original zu Grunde liege. Und zwar nicht eine fremde Fabel, sondern ein fremdes Theaterstück, das sie, ihrem beschränkten Standpunkte nach, obendrein schlecht benutzten, mißverstanden und verdarben. Wie die Stücke sich unter sich verhalten, weiß ich nicht, vielleicht ist das Luzerner Stück nur eine abgekürzte Abschrift eines andern, und dieses ward von Reuchlin benutzt, oder sie schöpften beide aus derselben fremden Quelle: hierüber wage ich keine Vermuthung auszusprechen. Nehmen wir aber ein fremdes Original an, so bleibt eins wieder unbegreiflich, warum ward nur der Plan benutzt und der Dialog nicht ebenfalls? warum ist jener so vortrefflich, dieser so dürftig, warum findet sich in ihm auch nicht ein Wort, das auf eine Uebersetzung oder Entlehnung hindeutete? Der Dialog ist im Inhalt und Ausdruck ganz Deutsch; bei Reuchlin, wenn er das nicht ist, überhaupt ohne eine bestimmte Färbung.

Auf diese Fragen läßt sich jedoch antworten, und zwar soll es der alte Goldoni thun, der in seinen Memoiren (II. 192. Paris 1787) folgendermaßen schreibt:

„Die Komödie, die von jeher das Lieblingsschauspiel der gebildeten Völker gewesen ist, hatte dasselbe Schicksal wie die Künste und Wissenschaften und wurde, als das römische Reich in Trümmer ging und die Literatur verfiel, mitbegraben.

„Indeſſen war der Trieb zur Komödie bei den Italienern nicht ganz erſtickt. Die erſten, die an einer Wiederbelebung arbeiteten, waren, da ſie in einem Jahrhundert der Unwiſſenheit keine befähigte Schriftſteller fanden, kühn genug, Pläne zu entwerfen, dieſelben in Akte und Scenen zu theilen, und die Einfälle, Gedanken und Scherze, über die ſie ſich vorher verſtändigt hatten, aus dem Stegreif hinzuzufügen.

„Diejenigen, welche leſen konnten (und das waren weder die Großen, noch die Reichen), bemerkten, daß in den Komödien des Plautus und Terenz immer hinter das Licht geführte Väter, ausſchweifende Söhne, verliebte Mädchen, ſpitzbübiſche Diener und verführte Dienerinnen vorkamen, und indem ſie die verſchiedenen Ländchen Italiens durchmuſterten, nahmen ſie die Väter aus Venedig und Bologna, die Diener aus Bergamo, die Liebhaber, die Liebhaberinnen und die Zofen aus den römiſchen Staaten und Toscana.

„Man darf hierüber keinen ſchriftlichen Beweis erwarten, da von einer Zeit die Rede iſt, wo man nicht ſchrieb; allein ich habe doch einen Beweis für meine Behauptung: der Pantalon iſt immer ein Venetianer geweſen, der Doctor immer von Bologna, der Brighella und der Harlekin immer aus Bergamo. Die Schauſpieler haben alſo aus dieſen Orten die komiſchen Perſonen genommen, die man die vier Masken der italiäniſchen Komödie nennt.

„Dieſe Behauptung beruht keineswegs auf meiner Einbildung. Ich beſitze ein ſehr gut erhaltenes, in Pergament gebundenes Manuſcript des funfzehnten Jahrhunderts, das 120 Sujets oder Skizzen (canevas) von italieniſchen Stücken, die man comedie dell' arte nennt, enthält, und in denen die Träger des Komiſchen immer Pantalon, ein Kaufmann aus Venedig, der Doctor, ein Rechtsgelehrter aus Bologna, Brighella und Harlekin Bergameſer Bedienten ſind; der erſte iſt ein feiner Burſche,

der andere tölpisch. Ihr Alter und ihre fortdauernde Existenz beweisen ihre Herkunft.

„Was ihre Bestimmung betrifft, so haben Pantalon und der Doctor, welche bei den Italienern „die beiden Alten" heißen, die Rollen der Väter und die übrigen Mantelrollen.

„Der erste ist ein Kaufmann. Er hat immer die alte venetianische Tracht behalten; der schwarze Rock und die wollene Mütze sind in Venedig noch üblich; die rothe Weste, die engen Beinkleider, die rothen Strümpfe u. s. w.

„Der zweite Alte, „der Doctor," wurde aus dem Stande der Rechtsgelehrten genommen, um dem Kaufmanne einen Gelehrten gegenüberzustellen, und man nahm ihn aus Bologna, weil dort eine Universität war.

„Brighella und Harlekin, in Italien „die beiden Zani" genannt, hat man aus Bergamo genommen, weil der erste ungemein behende, der zweite völlig tölpisch ist und man diese beiden Extreme unter dem Volke nirgends anders als dort antrifft.

„Brighella stellt den intriguanten, abgefeimten, spitzbübischen Bedienten vor, er trägt eine Art Livree, ist gebräunt u. s. w."

Sind unser Knecht, Kaufmann, Jurist, nicht Brighella, Pantalon und der Bolognesische Doctor? Mir scheint die Uebereinstimmung schlagend zu sein. Die in Italien übliche alleinige Aufzeichnung des Scenarium's, wobei es der Gewandtheit der Schauspieler überlassen blieb, den Dialog zu erfinden, erklärt auf das natürlichste, warum den Deutschen Autoren kein Dialog zu Gebote stand, den sie hätten übersetzen können. Nun scheinen auch der Name des Juristen bei Reuchlin, Petrucius, und die Rolle des Sternsehers, die in einem der ältesten und besten italienischen Lustspiele ganz ähnlich vorkommt, in der Calandra des Bibbiena, einige Beziehung zu unsrer Frage zu gewinnen.

Von dem Pergamentbande Goldoni's habe ich nirgends etwas entdecken können, wie überhaupt keinen Canevas, der so

weit zurückginge wie der in den beiden Spielen versteckt liegende. Was wir haben, geht nicht über das 16. Jahrhundert zurück, obgleich schon im 15. überall Komödie gespielt ward. Auch von diesem Plane ist jede Spur verloren, ich habe nichts gefunden, als einige ihm an Einfachheit und überraschendem Ende verwandte, die ihn aber nicht erreichen. Doch giebt es viele Scenen, die den hier vorkommenden sehr ähnlich sind, und da diese Canevas stets zerrissen und anders zusammengesetzt wurden, ist der Untergang einer solchen Composition wohl zu erklären.

Jeder Schauspieler spielte damals in einer bestimmten Maske und nur in dieser. Mit derselben waren von vorn herein eine Anzahl von effektvollen Scenen verbunden. Die italiänische Komödie besteht aus einer Reihenfolge von Situationen, in denen die gegebenen Masken sich so vortheilhaft als möglich zeigen: so hängt der Inhalt eines Stücks von den jedesmaligen Kräften der Schauspieler ab, die sich zusammenfanden. Darüber, wie solche Situationen verschleppt wurden und an fremden Orten wieder auftauchten, sind noch interessante Studien zu machen. Ich glaube, daß Shakespeare nicht nur italienische Novellen, sondern hier und da geradezu italienische Situationen und Masken vor sich gehabt hat.

Daß übrigens das italiänische Stück, von dem wir reden, in der That kaum mehr vorhanden sein dürfte, läßt sich auch aus dem Stillschweigen schließen, welches darüber in der französischen Literatur herrscht. Bei der Farce des Advokaten Pathelin nämlich, deren Quellen man auf das sorgfältigste zu erforschen bemüht war, und die ebenfalls auf dieses Stück hinweisen, wird nirgends auf das italienische Urbild hingewiesen.

Der älteste Druck dieses Lustspieles geht auf das Jahr 1474 zurück (Vorrede der Pariser Ausgabe von 1723), man schreibt sie verschiedenen Autoren zu, keinem aber mit Sicherheit. Einige führen nach Beauchamp's Vermuthung (die er selbst als

nichts beſſeres giebt), Pierre Blanchet als ihren Verfaſſer an, allein dem widerſprechen ſchon die Jahreszahlen; Blanchet ward erſt 1459 geboren.

Immerhin will ich von Jehan Bouchet's Epitaphium hierher ſetzen, was Beauchamp (recherches sur le théâtre français) daraus anführt, weil es den Kreis andeutet, in welchem die Farce wahrſcheinlich entſtand und zu Hauſe war.

Cy gît dessoutz ce lapideux cachet,
le corps de feu maître Pierre Blanchet,
en son vivant poëte satyrique
hardy sans lettre (en lettres?) et fort joyeulx comique
lui jeune estant, il suyvit le palais
et composait souvent rondeaux et laiz
faiset jouer sur echaffault bazoche
et y jouait par grand art, sans reproche.

Es war alſo einer von den clerqs de la Bazoche, ein Mitglied der großen Juriſten-Vereinigung, welche nach ihren Rechten dreimal im Jahre öffentlichen Umzug hielt und dabei Schauſpiele zum Beſten gab. Im Schooße dieſer Genoſſenſchaft, ſo wie in einer andern, la Sottise genannt, welcher ein prince des sots vorſtand, bildete ſich die franzöſiſche Komödie zuerſt, und da auch ohne Zweifel die Farce Pathelin.

Akt- und Sceneneintheilung fehlten. Die Perſonen waren, wie das damals überall üblich geweſen zu ſein ſcheint, alle auf der Bühne anweſend und traten nicht auf und ab, ſondern vor und zurück.

Meiſter Pierre, der Advokat, beklagt ſich bei ſeinem Weibe Guillemette, er möge anfangen, was er wolle, ſie kämen immer mehr zurück. Ihre Kleider wären zerriſſen, er müſſe Tuch herbeiſchaffen. So tritt er an den Laden des Tuchhändlers Guillaume Joceaume und beginnt mit demſelben ein Geſpräch, in welchem er ihn mit den weiteſten Umſchweifen bewegt, ihm ein Stück Tuch auf Credit zu geben, das er unter den Mantel

nimmt und abgeht. Dies Gespräch ist sehr lang und meisterhaft. Der Tuchhändler, ein vorsichtiger Mann, will sich auf nichts einlassen, allein die Suade des Advokaten ist so bezaubernd, daß er förmlich mit offenen Augen in die Garne läuft. Pathelin lädt ihn beim Abschluß des Geschäfts zu einer gebratenen Gans ein.

Er zeigt seiner Frau die gewonnene Beute, setzt sie in Erstaunen und beredet mit ihr weitere Maßregeln. Der Tuchhändler kommt zum Mittagessen, nach dessen Schlusse er das Geld erhalten sollte, aber die Frau behauptet, sie wisse von nichts, ihr Mann läge schon seit sechs Wochen krank und könne kein Glied rühren. Joceaume bestreitet das, sie bittet ihn, leiser zu reden, schreit aber selbst wie toll. Er spricht von der Gans, zu der er eingeladen sei, sie von der Krankheit ihres Mannes. Pathelin stöhnt dazwischen und phantasirt über den Zustand seiner Verdauung, indem er den Tuchhändler für den Arzt ansieht. Dies ist unwiderstehlich komisch. Nun wird der Kaufmann allmählich irre und geht ab. Kaum ist er fort, so wird Pathelin gesund und berätht sich mit seiner Frau; da kommt Joceaume zurück, und er fällt sogleich in das Delirium. Er geberdet sich nun wie ein Rasender und fängt an, Limousin zu reden, wo dann die arme Guillemette dem Tuchhändler erklärt, ihres Mannes Tante sei aus jener Provinz; dann geht er in den pikardischen Dialekt über: seine Mutter sei aus der Pikardie; dann spricht er normannisch: sein Schulmeister sei aus der Normandie gewesen: bretagnisch: seine Großmutter väterlicher Seite sei eine Bretonne; endlich lateinisch. Als die Frau das hört, schreit sie, es wäre am Letzten mit ihm. Dem Kaufmann wird angst, er hält es für besser, das Feld zu räumen, giebt zu, der Teufel könne in Pathelin's Gestalt bei ihm gewesen sein, und wer das Tuch habe, solle es behalten, er mache keinen Anspruch mehr darauf.

Pathelin freut sich mit seiner Guillemette, ihn so gut beschuppt zu haben. Nun tritt der Kaufmann zornig wieder auf; jedermann verringere ihm sein Gut und seine Habe, jetzt komme sein Schäfer und behaupte, daß ihm die besten Schafe aus der Heerde geraubt wären. Er wolle ihn aber verklagen, und das solle ihm die verlorenen Ellen Tuch wieder einbringen. Pathelin übernimmt des Schäfers Sache und instruirt ihn, alles mit „ble" zu beantworten. (So auch bei Reuchlin; beim Luzerner Spiel „weiw"). Vor Gericht setzt sich der Advokat etwas abseits; der Kaufmann sagt, sein Advokat würde gleich kommen, weil aber der Richter Eile hat, hebt er selbst an und setzt seine Sache auseinander. Pathelin hält währenddem die Hände vor das Gesicht und behauptet auf Befragen des Richters, Zahnweh zu haben. Allein der Kaufmann erkennt ihn und verlangt von ihm die Bezahlung des Tuches. Davon weiß der Richter natürlich kein Wort, auch Pathelin stellt sich so und versteht es, den armen Tuchhändler dermaßen zu verwirren, daß dieser bei seiner Anklage die getödteten Hämmel und die gestohlenen Ellen Tuch durcheinander wirft, sich in seinen Reden verwickelt und endlich, während der Schäfer, den Taubstummen spielend, nichts als sein „ble" dazwischen antwortet, so irre wird, daß ihn der Richter als verrückt abweist, den Schäfer absolvirt, und abgehend Pathelin noch zum Mittagessen einlädt. Dieser dankt und verlangt den bedungenen Lohn vom Schäfer, worauf er denn auch mit „ble" und weiter nichts bedient wird und zornig abgeht.

Die Scene vor Gericht in ihrer unübertrefflichen Durchführung sichert der Farce den höchsten Rang in der komischen Dichtung. Die beiden Deutschen Stücke entbehren ihrer, doch scheint sie, wenn auch anders herbeigeführt, dem italienischen Stücke nicht fremd gewesen zu sein. Wir erinnern uns, daß der Knecht den Kaufmann, der ihn zur Rede setzen will, dahin verlockt, ihm Injurien zu sagen, worauf er der Kläger wird, statt

als Angeklagter aufzutreten. Dieser Umstand bleibt in den Gerichtsscenen ganz unerwähnt, da aber das französische Stück vorhanden ist, wird uns die Art angedeutet, wie er in dem von uns supponirten italiänischen Lustspiele wahrscheinlich benutzt wurde. Wir ersehen daraus auch wieder, wie der Luzerner Poet und Reuchlin ihre Originale schlecht kopirten, oder, genauer gesagt, die Angaben des fremden Scenariums falsch verstanden und die Scene schlecht ausfüllten.

Die Farce Pathelin aber zeigt glänzend, wie die Ausführung des Dialogs gute Situationen hebt und ihnen vollen, ja überfließenden Inhalt verleiht, sobald die rechte Hand die Arbeit unternimmt. Dieselbe ist in jeder Beziehung musterhaft, der beste theatralische Dichter würde sie nicht geläufiger, witziger, geistreicher zu Ende bringen. Ohne gedrängt zu sein, enthält sie dennoch kein überflüssiges Wort, es scheint, als wäre alles hineingepfropft was in der Sphäre, in welcher sie sich bewegt, nur lächerliches aufzutreiben war. Vielleicht war sie in ihrer ersten Gestalt magerer und erst das öftere Wiederholen führte ihr nach und nach die vielen Beobachtungen zu, welche die Juristen zu machen Gelegenheit fanden und in ihr niederlegten. So ward der Name des Erfinders vergessen, jedermann hatte Theil an ihr und man betrachtete sie als ein Gemeingut der Genossenschaft. Alle andern Farcen der ältesten französischen Bühne, soweit ich sie kenne, halten den Vergleich mit ihr nicht aus, und darin gleicht sie also den Deutschen Stücken, die trotz ihrer armseligen Arbeit weit über die zeitgleichen Spiele zu stellen sind.

Das aus der Vergleichung der beiden Deutschen und dieses französischen Stückes entspringende Resultat ist folgendes.

Das französische Stück als das ältere enthält die Elemente der Deutschen, ohne daß diese direkt aus ihm herzuleiten wären. Allen dreien scheint vielmehr eine unbekannte italiänische comedia dell' arte zu Grunde zu liegen.

Ich laſſe noch einige Notizen folgen. Henno iſt von Hans Sachs ins Deutſche überſetzt worden und erleichtert ſo den Vergleich mit den andern Stücken des Dichters. Eine viel ſchlechtere Ueberſetzung des M. Gregor Wagener (F. a. O. 1547) nennt Gervinus eine Bearbeitung des Luzerner Spiels; dies iſt wohl nur ein Verſehen. Der franzöſiſche Pathelin iſt öfter herausgegeben. Brueyis machte aus ihm ein Luſtſpiel mit einer Liebesintrigue, das auch bei uns gegeben ward; Leſſing beſpricht dasſelbe in der Hamburgiſchen Dramaturgie. Eine ebenfalls alte Farce, Päthelin's Teſtament, mit guten aber oft unſauberen Wendungen, hat mit der hier beſprochenen nichts gemein.

XX.

Der erſte Band des Corpus ſämmtlicher Handzeichnungen Albrecht Dürer's.

Die Handzeichnungen der großen Meiſter im Bereiche der neuern Kunſt ſind unter ſehr verſchiedenen Umſtänden entſtanden. Sämmtliche Skizzen und Studien, die wir von Raphael beſitzen, hatten nur den Zweck, bei Herſtellung ſeiner Gemälde zu dienen. Kein Blatt finden wir darunter*), das etwa von ſich ſelbſt zu erzählen ſchiene, Raphael habe, erfüllt von der Schönheit oder der Größe eines Gegenſtandes, ſich hingeſetzt, um mit der Feder oder dem Silberſtifte oder mit Röthel den Anblick nur um ſeiner ſelbſt willen feſtzuhalten. Nie, ſoweit wir wiſſen, hat er ein Portrait gezeichnet, das nur eine Zeichnung ſein ſollte. Raphael läßt ſich die Mühe nicht verdrießen, die Natur ſo ſorgfältig nachzubilden als er ſie braucht, niemals aber ſich verlocken, ſie über den künſtleriſchen Gebrauch hinaus zu ſtudiren. Dies der Grund, weshalb keines der gezeichneten Blätter, die von ſeiner Hand erhalten ſind, den Anblick von etwas fertigem, abgerundetem bietet. Raphael, der, wo er malt, dem Publikum

*) Nur einige Federzeichnungen aus ſeiner früheſten Zeit könnten eine Ausnahme machen, kommen hier aber nicht in Betracht. Ebenſowenig dürften die Blätter des venezianiſchen Skizzenbuches angeführt werden, da er dieſe noch als Schüler zeichnete.

ſo ſehr zu gefallen ſtrebt, iſt, wenn er zeichnet, von dieſer Rückſicht frei.

Michelangelo arbeitet zum Theil wie Raphael, vertieft ſich zugleich aber, wo er die Natur vor Augen hat, oft genug ſo völlig in ſie, daß er ſeinen anfänglichen Zweck, in der Zeichnung das Hilfsmittel für eine beſtimmte Arbeit zu gewinnen, vergißt. Er kann dem Reize nicht widerſtehen, wenn er den menſchlichen Körper zeichnet, die Lage der Muskeln zu verfolgen, ſo daß ſeine Arbeit aus einer künſtleriſchen zu einer wiſſenſchaftlichen wird. Keine Spur dieſes Beſtrebens bei Raphael. Der menſchliche Körper intereſſirt ihn nur, ſoweit er auf der Oberfläche ſichtbar iſt. Zwar giebt es ein paar ſcheinbare Ausnahmen: die im Gerippe gezeichnete zuſammenbrechende Madonna für die Grablegung, ohne Zweifel ein gefälſchtes Blatt, und die Federzeichnung einer gerippeartigen Figur auf der Rückſeite eines Studienblattes zur Giardiniera, über die ich mich noch nicht entſcheiden will. Dies aber auch alles. Nirgends deutet Raphael, wo er nach dem Nackten zeichnet, die Muskeln weiter an als er ſie für das Gemälde braucht. Selten dagegen begnügt ſich Michelangelo dabei: die anatomiſche Gelehrſamkeit bricht bei ihm durch, die er in langjährigem Studium des Cadavers gewonnen hatte.

Michelangelo hat Zeichnungen geliefert, bei denen er eine nachfolgende maleriſche Ausführung nicht im Sinne hatte: Compoſitionen, die er als Zeichnungen verſchenkte. Auch Raphael hat in einzelnen Fällen gezeichnet ohne ſelbſt malen zu wollen, dann aber nur, damit Andre Gemälde danach ausführten. Keins von den vielen Blättern, die Marc Anton nach Raphael's Zeichnungen geſtochen hat, ſcheint nur für dieſen Zweck gefertigt worden zu ſein. Auch bei Michelangelo läßt ſich Zeichnung für den Stich nicht ſicher nachweiſen: gezeichnete Blätter aber beſitzen wir von ihm, die ſo fein und ſauber vollendet ſind, daß man denken könnte, er habe den Stich dabei im Auge gehabt.

Wieder anders verhält Lionardo da Vinci sich, wenn er zeichnet. Mit ihm verglichen haben Raphael und Michelangelo fast etwas handwerkerhaftes. Wenn Lionardo in seinen Erfolgen als Maler und Bildhauer hinter beiden zurücksteht, so ist es nur, weil seine universal angelegte Natur sich auf abgegrenzten Arbeitsgebieten nicht intensiv genug zu bethätigen vermochte. All das zu entwickeln, was in ihm lag, hätte es übermenschlicher Kräfte bedurft. Er hat die verschiedensten Dinge zu gleicher Zeit betrieben: modellirt, gemalt, gebaut, geschrieben, experimentirt und dabei praktisch im Dienste gestanden. Lionardo, der mit einer gewissen Leidenschaft alles verfolgte, was seinem Geiste Probleme bot, scheint nur nebenbei auch Maler, Bildhauer und Baumeister gewesen zu sein. Für ihn war Zeichnen etwas umfassenderes als für Raphael und Michelangelo: unentbehrliches Hilfsmittel, Anschauungen jeder Art festzuhalten. Wie Shakespeare für jeden seiner besondersten Gedanken einen Vergleich findet, der diesen Gedanken als einen Theil der uns allen gemeinsamen menschlichen Gedankenwelt erscheinen läßt, so sucht Lionardo jeden Gedanken, der seine Stirne durchzieht, als organischen Bestandtheil eines wissenschaftlichen Ganzen zu fassen und festzuhalten, das in seiner Ahnung lebt und das er, ohne die Hoffnung, jemals mit einem Publikum zusammenzutreffen, dem er sich darüber aussprechen dürfte, ja ohne die Aussicht, jemals für sich selber sogar eine Darstellung der Einheit all der wie fallende Sternschnuppen seinen Geist durchleuchtenden Erscheinungen zu gewinnen, dennoch als die eigentliche Welt empfindet, in der er zu Hause sei. Lionardo's Kunstwerke erscheinen so betrachtet nur als Manifestationen von Gesetzen, die er in dieser Gestalt constatirt. Dies der Grund, weshalb ihm am Fertigwerden seiner Gemälde so wenig gelegen ist, bei denen ihm eine nie sich beruhigende Arbeit nothwendig erschien.

Lionardo's Handzeichnungen, von dem flüchtigen Gekritzel

bis zu den mit wunderbarer Zartheit vollendeten Blättern, bieten eine Mannigfaltigkeit wie die keines anderen Künstlers. Lionardo scheint ununterbrochen geschrieben und gezeichnet zu haben. Man hat den von ihm herrührenden Sammelbänden von Handschriften und Zeichnungen gegenüber das Gefühl, als sei jeder freie Moment benutzt worden, um irgend ein Problem zu verfolgen, dem seine ganze geistige Kraft zu widmen er vorhat. Was dabei herauskomme, scheint ihm gleichgültig. Es ist, als habe Lionardo seine Existenz, alles in allem, für ein großes Räthsel angesehen, dessen Elemente in Bild und Schrift unablässig zu fixiren, Lebensaufgabe für ihn sei. Als bildender Künstler zeichnet er manchmal im Sinne Raphael's, indem er Vorarbeiten für bestimmte Gemälde schafft, manchmal in dem Michelangelo's, indem er in das Körperliche eindringt: aber hier schon zeigt sich, wie weit er Michelangelo in seinen Gedanken überflügelt. Gegenüber dem Forschertriebe Michelangelo's sehen wir Lionardo von einem universalen Enthusiasmus erfüllt, in die Tiefen der Processe zu gelangen, die der menschliche Körper der Beobachtung bietet. Die Bewegungen der Haut, die statischen Gesetze der Bewegung, die Functionen der Nerven, die Effecte verschiedener Seelenstimmungen, die Unterschiede des Alters, die Lage der inneren Theile, ihren Zusammenhang, ihre Wechselwirkung studirt er: nicht zu einem Anatomen, wie Michelangelo, sehen wir ihn hier werden, sondern zu einem Naturforscher im modernen Sinne. Dabei hat er kein Ziel, auf das er los will: er untersucht nur.

Lionardo weiß nicht bloß aus Instinct, wie Raphael, daß die Menschen vom Künstler die Darstellung des Schönen begehren, sondern er verfolgt die Gründe dieses Begehrens und philosophirt praktisch über die Mittel, ihm gerecht zu werden. Erstaunlich ist, wie diesem durchaus wissenschaftlich angelegten Geiste die erfindende Phantasie zugleich dienstbar war. Lionardo

fühlt, daß der Künstler die Dinge nicht zu geben habe, wie das gemeine Tageslicht sie Jedermann zeigt, sondern daß er sie unter dem besonderen Lichte darstellen müsse, unter dessen Scheine der menschliche Geist an ihrer Betrachtung sich zu freudiger Stimmung, zum Genusse unschuldigen und angenehmen Gedankenspieles erhöht fühle. Sein Bestreben ist, die Dinge in diesem Glanze zu erblicken und ihn festzuhalten. Auch der bloßen Zeichnung bedient er sich dazu. Kein Künstler hat zeichnend so zarte Linien gezogen, so weiche Schattenübergänge hervorgebracht als Lionardo. Keiner hat in der Manier selbst so reichen Wechsel dargeboten. Auch hier scheint Lionardo oft nur zu experimentiren, was sich erreichen lasse. Immer aber haben wir das Gefühl, als arbeite er für sich allein und werde uns nie gelingen, dem auf den Grund zu kommen, was er bei seinem Thun im Sinne gehabt.

Fassen wir Raphael, Michelangelo und Lionardo als Kinder ihres gemeinsamen Vaterlandes zusammen. Italien stand in den Zeiten, in die ihre Wirksamkeit fiel, an der Spitze der Nationen: keiner von ihnen dreien aber ist national im ausschließenden Sinne gewesen. Sie scheinen nur zufällig in Rom, Florenz oder Mailand festen Fuß gefaßt zu haben, nur zufällig, wie Dante einst, in dem Jahrhundert zu leben, in das ihre irdische Laufbahn verlegt wurde: mit ihren Gedanken und Anschauungen schweben sie über der Menschheit, als sei Vergangenheit und Zukunft ihnen gleichmäßig vertraut und hätten sie sich in ihren Arbeiten den Verhältnissen nur anzupassen gesucht, unter deren Drucke zu wirken sie nun einmal genöthigt waren.

Wie stellt diesen drei Männern Dürer sich gegenüber?

Auf den ersten Blick steckt er geistig in so beschränkten Verhältnissen, daß es kaum thunlich scheint, ihn überhaupt in eine Reihe mit ihnen zu bringen. Es würde bei einer Vergleichung doch nichts übrig bleiben, als Punkt für Punkt hervor-

zuheben, worin er zurückstehe. Dürer fehlte die Lebensluft, die jene umgab und die Lionardo nur in seinen letzten Jahren entbehrt hat.

Was nützte Dürer, Venedig und ein paar norditalische Städte, und in spätern Jahren die Niederlande gesehen zu haben? Er saß fest in Deutschland und in seinem Jahrhundert. Er hatte etwas unmündiges fast bis zuletzt. Nie für sich allein scheint er zu arbeiten, als habe er kein Recht, mit seinen Gedanken eigne Wege zu gehen, sondern immer sehen wir ihn von der Ausführung der Aufträge ganz benommen, die er des Erwerbs wegen über sich nahm. Er hat eine philosophische, wissenschaftliche Neigung, erhebt sich aber nie über die Eindrücke, die ihm hier und da zufällig zu Theil werden und bei deren Verfolg er gleich von der Absicht ausgeht, brauchbare Lehrbücher zusammenzustellen. Sich mit Gedankenarbeit zu befassen, die nur ihn anginge, liegt ihm ferne. Allerdings notirt er, etwa wie Lionardo, gelegentlich in Schrift und Zeichnung Zufälliges, das das Leben bietet: Träume, seltsame Ereignisse, Erinnerungen: immer aber scheint er auch hier so zu verfahren, daß er nicht für sich allein schreibt, sondern Jedem begreiflich sein will, der die Blätter sähe oder läse. Dürer macht keinen Strich, bei dem nicht Jedermann ihm über die Schulter sehen und das Verlangen hätte stellen dürfen, zu verstehen was da gezeichnet wurde. Dürer beobachtet die Natur mit eingehender Liebe, bringt aber kein Studienblatt zu Stande, das nicht die Bestimmung gehabt hätte, als Arbeit für sich Jedem Freude zu machen, der in Besitz der Zeichnung gelangte. Hier liegt das, was Dürer als Zeichner von Raphael, Michelangelo und Lionardo unterscheidet und ihm seine besondere Stelle anweist: planmäßig verleiht er jedem Blatte, das er gezeichnet hat, stelle es dar was es wolle, und sei es noch so flüchtig hingeworfen, das Aussehen einer fertigen Arbeit, die er mit der Jahreszahl

und mit seinem Zeichen versieht. Als Interpret der Gedanken seines Volkes und seines Jahrhunderts hat er in dieser Richtung das geleistet, was uns ein Recht giebt, ihn zu nennen wo jene drei genannt werden. Wie Lionardo unermüdlich ist, Notizen niederzulegen über nur ihn allein betreffendes, nur für ihn allein geltendes, findet Dürer kein Aufhören, zu zeichnen was er vor Augen hat, um es der Welt verständlich zu machen; er sieht die Dinge gleich als Zeichnungen und besitzt eine unbegreifliche Fähigkeit, die Striche seiner Hand mit der Gabe auszustatten, in die Phantasie der Betrachtenden Bilder hineinzutragen; er sitzt da wie ein Erzähler, um den es Tag und Nacht von Zuhörern nicht leer wird. Wenn den drei italiänischen Meistern schlichtweg ihre historische Stellung gegeben werden soll, so sind Raphael und Lionardo Maler, ist Michelangelo Maler, Bildhauer und Architekt gewesen. Dürer dagegen ist der Zeichner. Seine Gemälde sind nicht zahlreich und umfassend genug, um ihn nur Maler nennen zu dürfen. Man würde, wie Dürer's eigne Zeit gethan*), Dürer den Kupferstecher par excellence tituliren, erschienen seine Zeichnungen heute nicht als die Blüthe seiner Thätigkeit. Was er als Zeichner leistete, hat seinem Wesen den entscheidenden Stempel aufgedrückt. Raphael's, Lionardo's und Michelangelo's Handzeichnungen ließen sich allenfalls entbehren, wenn ihr Wesen bestimmt werden sollte, die Dürer's nicht: sie enthalten die zuverlässigste frischeste Niederschrift seiner Anschauungen. Das Mühsame, oft nur zum Theil Gelungene, das in seinen Stichen innewohnt, fehlt den Zeichnungen, diesen Denkmälern der Momente, in denen Dürer die Natur am feinsten empfand. Zeichnen erscheint als eine natürliche Lebensäußerung bei Dürer wie Spielen bei Kindern. Stechen war Arbeit, um Geld zu verdienen. Unsere Pflicht ist, wenn wir das Gewicht

*) Man vergleiche seine Charakteristik von Erasmus von Rotterdam.

geiſtiger Macht und Reichthums feſtzuſtellen haben, uns um keine äußerlichen Merkmale zu kümmern. Im ſechzehnten Jahrhundert konnte noch darüber geſtritten werden, ob Malerei oder Bildhauerei vornehmer ſei, oder ob Jemand auf bloße Zeichnungen hin ein großer Meiſter genannt werden dürfe. Unſere Erziehung heute läßt uns freier denken. Für Handzeichnungen werden heute ebenſo hohe Preiſe gezahlt wie für Statuen und Gemälde. Vergleichen wir den Geiſt des ein Kunſtwerk in ſich aufnehmenden Publikums mit einem weißen Blatte, auf das geſchrieben wird: der Werth des bildenden Künſtlers wird heute ohne Rückſicht auf die Natur des Materiales, in dem er ſich bei ſeinen Schöpfungen bethätigt, nur nach der geiſtigen Haltbarkeit der Linien abgeſchätzt, die auf dieſem Blatte ſich zeigen. Wie tief Jemand im Stande ſei, in die Seele des Publikums einzudringen, danach wird ſeine ſchaffende Kraft ermeſſen. Fruchtlos die Bemühungen eines Künſtlers, nach anderen Geſichtspunkten einen beſonderen Maßſtab für ſeine Leiſtungen uns aufzudrängen. Man ſieht (oder hört) und das Geſehene (oder Gehörte) gräbt ſich in unſere Seele ein; oder, man ſieht und vergißt. Das Publikum auf ſich aufmerkſam zu machen, giebt es viele Mittel; es aber zu zwingen, ſich deſſen zu erinnern, was es nun einmal vergeſſen will, dazu fehlt das Recept. Es giebt beim Künſtler, fühlen wir wohl, keinen Rangunterſchied der Mittel, nur einen Rangunterſchied der Wirkung. Dürer's Zeichnungen ſind das, was am tiefſten in uns eindringt und wonach er zu beurtheilen iſt.

Es iſt wunderbar, welch ein Leben dieſen Blättern entſtrömt, während ganze Wände voll Gemälde anderer Maler nichts zu ſagen haben. Ueberall wird heute nach hiſtoriſchen Schätzen gegraben. Verſunkene Perſönlichkeiten werden wieder an's Licht geholt, ob etwas von geiſtigem Inhalte in ihnen ſtecke, das uns heute etwa dienlich ſei. Das Wiederausgraben von Künſtlern und Autoren zweiten, dritten, vierten Ranges iſt

faſt zu einer wiſſenſchaftlichen Arbeitsbranche heute geworden. Mag die Ecke noch ſo dunkel ſein, in der ſie ſitzen: wir ziehen ſie daraus hervor und zwingen ſie, Rede zu ſtehen. Wie aber athmen wir auf, wenn bei dieſen Nachforſchungen nur ein elendes Blättchen mit ein paar Strichen von der Hand eines großen Meiſters zum Vorſchein kommt! Wenn wir eine Notiz finden, die ihn angeht! Ein beliebiger Briefſchreiber, der einmal ſeiner Begeiſterung über Raphael brieflich Ausdruck geliehen hat und deſſen Brief durch irgend einen Zufall erhalten blieb, wird zu einer wichtigen Perſon. Dürer's Zeichnungen ſagen am meiſten über ihn aus. Heute erſt empfinden wir dies, weil wir heute erſt zu freien Anſchauungen gelangt ſind. Wir reißen alle Hemmniſſe zu Boden, bringen querdurch in das vergangene Geiſtesleben ein und ſetzen ſeine Gedanken ſo unbefangen mit den unſrigen in Verbindung, daß die Fähigkeit, die geſammte Vergangenheit in unſer Daſein hineinzutragen, als das eigenthümlichſte Vorrecht unſrer Generation erſcheint. Dürer's Zeichnungen paſſen ſich, ſo fremdartig ſie dem erſten Anblicke hier und da erſcheinen müſſen, mehr und mehr unſrer Art, die Dinge zu ſehen, wieder an. Die Zeit wird kommen, wo man ſie mit dem natürlichen Verſtändniſſe wieder betrachen wird, das ſeinem eignen Jahrhundert verliehen ward. Ja, wir werden Dürer's eignem Jahrhunderte gegenüber vielleicht im Vortheile ſtehen. Den Zeitgenoſſen wurden nicht, wie uns heute, Dürer's Werke in ihrer Geſammtheit in unzähligen treuen Nachbildungen dargeboten. Früher hatte man nur dies und jenes vor Augen, heute Alles. Früher gelangten nur Bevorzugte zu dieſem Anblicke, heute Jedermann. Dürer's Handzeichnungen, nebſt ſeinen Stichen und Holzſchnitten, werden für die germaniſche Welt neben Shakeſpeare's Werke treten, deſſen Geſtalten in allmächtiger Herrſchaft die Phantaſie und die Gedanken vieler Millionen heute erfüllen. Wie Shakeſpeare's Geſtalten werden die Dürer's in die Familien

wieder eindringen, daß die Kinder in ihrem Anblicke aufwachsen. Nur Raphael wird da noch neben ihm stehen, aber ohne ihm den Platz streitig zu machen, vielmehr in so inniger Verbindung, daß beide zusammen ein Doppelgestirn bilden wie Schiller und Goethe.

II.

Dürer's Zeichnungen, Stiche und Holzschnitte sind von seinen Lebenszeiten ab immer geschätzt worden, zuletzt waren es aber doch nur einzelne Sammler und Gelehrte, die von ihm wußten. Im neunzehnten Jahrhundert ist die erste Bekanntschaft eines notorischen Mannes mit Dürer, von der das, was wir heute Dürerverehrung und Dürerforschung nennen, zu datiren wäre, die Goethe's mit ihm gewesen. Es ist nicht einseitige Verehrung, die uns Goethe's Namen hier nennen läßt. Für Raphael liegen ja gleichfalls in Goethe unsre Anfänge. Goethe ist der Mann gewesen, der in der Vorahnung dessen, was sein Jahrhundert bedürfte, die Dinge zu unserem Gebrauche vorbereitete. Der Instinct leitete ihn. Wir sehen, wie er als junger unerfahrener Anfänger, ohne Raphael und Dürer anders als vom Hörensagen zu kennen, ihre Bedeutung wittert und Person und Thätigkeit als untrennbares Ganzes nimmt, auf das loszugehen sei. Reihen wir die Stellen seiner gedruckten Korrespondenz aneinander (die trotz ihrer Reichhaltigkeit doch nur ein ärmliches Ueberbleibsel der Gedanken ist, die ihn von Tag zu Tag erfüllten), so erkennen wir, daß, nachdem einmal angeknüpft worden war, Goethe's Beschäftigung mit Dürer und Raphael nicht wieder abreißt und daß der Drang, sie in immer größerem Umfange kennen zu lernen, so lang Goethe lebte in ihm lebendig war. Wer Goethe etwas Neues von Raphael oder Dürer geboten hätte, würde ihn in jeder Arbeit haben unterbrechen dürfen. Michelangelo und Lionardo standen ihm ferner. Wo Goethe in

Original und Nachbildung von Dürer oder Raphael etwas erwischen kann, hält er es fest und vertieft sich hinein. Ohne daß ihm Möglichkeit geboten wäre, die beiden Meister in ihrer Entwickelung zu überblicken, durchschaut er diese. Goethe würde in seinen kühnsten Wünschen den Besitz des Materiales nicht für möglich gehalten haben, das heute Jedem offen steht (denn auch der Unbemittelte kann es in öffentlichen Sammlungen einsehen), aber er besaß ein angebornes Vorgefühl der geistigen Erscheinungen, das diesen Mangel ausglich und ihn auf die rechten Wege führte. Goethe hat unser Verhältnis zu Dürer eingeleitet. Mögen immerhin, wie Boisserée schreibt, von Tieck und Wackenroder die größeren Kreise auf Dürer zuerst hingelenkt worden sein, Goethe hat ihn zuerst verstanden.

Allgemein sichtbar in historischer Gestalt wurde Dürer aber doch erst wieder durch die Feier der Nürnberger Festtage von 1828, als dreihundert Jahre nach seinem Tode der Grundstein zu seinem Denkmal gelegt wurde. Zwei Publicationen erinnern an diese Tage: „Campe's Reliquien" und seine „Nürnbergischen Denkblätter", kaum handgroße Büchelchen, in denen jedoch das auf Dürer bezügliche litterarische Material nicht nur bereits ziemlich vollständig zusammengedruckt zu finden ist, sondern die auch Manches enthalten, das bei späteren Besprechungen Dürer's übergangen wurde. Dürer's Briefe und Tagebücher, die, allerdings im vorigen Jahrhundert schon gedruckt, von Campe dem Publikum wie zum ersten Male geboten wurden, gewährten beruhigenden Einblick in sein Leben und Denken. Von München gingen dann auch Strixner's vorzügliche Lithographien Dürerscher Gemälde aus. Die Apostelbilder, Dürer's eigenes Bildnis, das Wohlgemuth's, sowie die Randzeichnungen zu Kaiser Max' Gebetbuch wurden herausgegeben.

Von Dürer's Handzeichnungen jedoch ist bei Campe noch kaum die Rede. In Heller's 1831 erschienenem umfassenden

Kataloge sämmtlicher Arbeiten Dürer's nehmen Stiche und Holzschnitte gleichfalls den ersten Rang ein. Auch noch von Eye, dessen Leben Dürer's 1860 herauskam, wird auf die Handzeichnungen nur gelegentlich hingewiesen. Eye's Buch ist nicht die ihm gebührende Stellung eingeräumt worden. Die seinem Verfasser eigne Gabe, gut zu erzählen und anschaulich zu beschreiben, ist noch nicht anerkannt worden wie sie verdiente, ein Talent, das Thausing — „Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Werke, 1876" — nicht in gleichem Grade eigen ist. Eye's Buch ist ein abgerundetes Werk; das Thausing's, bei großer Fülle des Inhalts und scharfsinniger Ausführung, mehr eine Masse sorgsam ineinandergearbeiteter Studien.

Thausing lag als Director der Albertina zu Wien ein wahrer Schatz von Handzeichnungen zu ununterbrochener intimster Benutzung bereit. Aber auch er wendet den Stichen und Holzschnitten seine vornehmste Beobachtungskraft zu und geht von ihnen aus. Den richtigen Standpunkt nimmt erst Ephrussi ein, dessen „Albert Dürer et ses desseins" 1882 erschien*).

Dieses Buch, die Arbeit eines Nichtdeutschen, das, französisch geschrieben und in Paris edirt, dem eigenen Geständnisse des Autors zufolge, kein abgeschlossenes Werk, sondern eine Reihe in Zusammenhang gebrachter Untersuchungen sein soll, ist als das grundlegende Werk für weitere biographische Arbeit anzusehen. Hier sind die Handzeichnungen, deren Kenntnis der Autor auf langen Studienreisen sich erworben hatte, als die Bausteine

---

*) Die in der Gazette des Beaux-arts zuerst einzeln erschienenen Aufsätze, aus denen das Buch später zusammengeschweißt worden ist, verdienen immer noch Berücksichtigung, da sie Manches enthalten, das nicht herübergenommen worden ist. Beigegeben sind der Publication eine Fülle meist zum ersten Male bekannt gemachter Zeichnungen in ausgezeichneten Heliogravüren. Das Buch ist im Februarheft 1882 der Deutschen Rundschau von mir besprochen worden.

einer eventuellen Biographie Dürer's verwerthet, die nun allerdings noch zu schreiben wäre.

Nicht nur für dieses Buch hatten wir Frankreich, was Dürer anlangt, zu danken. Von Paris ebenfalls war die erste würdige Nachbildung sämmtlicher Stiche Dürer's ausgegangen, welche Amand-Durand veranstaltete und die jeden Privatmann heute nun gleichsam in deren Besitz setzt. Auch die Nachbildung der „Großen Passion" ist von einem Franzosen introducirt worden. Zu nennen wäre neben ihr als Deutsches Verdienst die Reproduction der „Apokalypse", die in Deutschland erschien, deren Herausgeber, Mr. Weale, jedoch ein Engländer ist. Alleiniger Initiative unsererseits sind nur das „Marienleben", die „kleine Passion" und die neue vorzügliche, in München veranstaltete Reproduction des „Gebetbuches des Kaiser Max" anzuführen. Alles Uebrige in Deutschland unternommene konnte sich mit den französischen Leistungen nicht messen.

Die Heliogravüren, mit denen Ephrussi's Buch ausgestattet ist, erregten Bewunderung, während die gemäßigte Schreibart des Textes vortheilhaft von der Manier abstach, in der in unseren Tagen leider nur zu oft die Meinungen auf den Markt gebracht werden. In Paris selbst wird ohne Zweifel heute anerkannt werden, daß durch den ersten Band des Berliner Corpus der Handzeichnungen Dürer's die Publication Ephrussi's in Schatten gestellt worden sei. Diese von Dr. Lippmann, Director des Kgl. Kupferstichcabinets, und der Grote'schen Buchhandlung begonnene Unternehmung wird, wenn sie einmal fertig vorliegt, jeder neuen Arbeit über Dürer als Muster und Fundament dienen. Der vorliegende erste Band enthält nur die Berliner Blätter, nebst einigen anderen, die von englischen Sammlern zur Verfügung gestellt worden waren, aber man will sich hierbei nicht begnügen, sondern, wie es Deutschlands würdig ist,

ein sämmtliche Zeichnungen Dürer's umfassendes Corpus herstellen.

Durch Dr. Lippmann war die Rückkehr der in Paris lagernden Hulot'schen Sammlung (die aus Posonyi's Nachlaß von Wien dahin übergegangen war) nach Deutschland vermittelt worden. Unser Kupferstichcabinet hatte sich dadurch zu einem der Hauptplätze für das Studium Dürer's erhoben. Man könnte sagen, die Herausgabe dieser Blätter sei einfach die Pflicht der Verwaltung gewesen. Welche Schwierigkeiten aber waren zu überwinden! Man vergleiche das von der Reichsdruckerei Geleistete mit den Ephrussi's Buche beigegebenen Heliogravüren. So gelungen die Pariser Blätter erschienen, und so dankbar sie ihrer Zeit anerkannt worden sind, soweit sehen wir sie hinter den Berliner Drucken zurückstehen. Reproductionen herzustellen, die den Originalen gleich sind, dürfte nie gelingen: weiter zu gelangen aber, als bei den Blättern des Dürer-Corpus der Fall ist, wird fürs erste Niemand hoffen. Der Umstand, daß außer dem Herausgeber selbst das Institut, an dessen Spitze er steht, bei dieser Unternehmung engagirt ist, bietet die Gewähr, daß man bei uns nicht ruhen werde, als bis alle in den Sammlungen Europa's zerstreuten Zeichnungen Dürer's herausgegeben worden sind, wie denn zu hoffen steht, daß man überall die Bedeutung dieses nationalen Werkes erkennen und uns dabei zu Hülfe kommen werde.

Die Berliner Publication, obgleich in ihr von sämmtlichen vorhandenen Handzeichnungen Dürer's nur eine kleine Auswahl vorliegt, enthält auch in dieser Gestalt jetzt schon die beste Biographie Dürer's. Wer diese 99 Blätter kennt, kennt den Meister überhaupt und darf dessen übrige Thätigkeit als Supplement betrachten. Diese Blätter gewähren Einblick in Dürer's Entwicklung vom Einfachen zum Großartigen und erklären seine gesammte Thätigkeit. Das lehrreichste, was über bildende

Künſtler geſagt werden kann, führt doch nur auf Umwegen in das ein, worauf es zumeiſt ankommt: in die Arbeit ſelbſt. Sehen muß man. Werden die ſpäteren Bände des Corpus erſt vorliegen und vielleicht auch von uns aus dann neue Reproductionen der Stiche und Holzſchnitte übernommen werden, ſo daß das Corpus der Handzeichnungen ſich zu einem Corpus ſämmtlicher Werke Dürer's erweiterte, ſo wird dem Deutſchen Volke dann etwas geſchenkt, das außer der unſeren nur noch die italieniſche Nation ſich ſelbſt und der Welt bieten könnte, wenn ſie Raphael's Werke ſo herausgäbe. Wem dieſe Unternehmung — Dürer's geſammtes Werk ſo in einer großen Publication zu vereinigen — zu umfangreich erſcheint, der ſei daran erinnert, daß wenn ein gleicher Plan für die Herausgabe der Werke unſerer literariſchen Claſſiker gefaßt würde, Niemand dies mißbilligen würde. Mit Luther's Schriften hat die Akademie der Wiſſenſchaften hier endlich begonnen. Die Herausgabe der Schriften Herder's, die Suphan (mit einer Abnegation, die ich hier nur andeute, weil darüber zu ſprechen zwecklos wäre) immerhin mit Unterſtützung des Staates ſeit Jahren weiterführt, war der erſte Schritt in dieſer Bewegung geweſen. Ich ſetze die Herausgabe unſerer Dürerzeichnungen unbedenklich als drittes Glied in die Reihe dieſer nationalen Unternehmungen und hoffe, daß Leſſing, Goethe und Schiller ſich anſchließen werden. Denn keinen Zweifel hege ich, es werde der heutige große Streit, ob Griechiſch und Latein, oder Engliſch und Franzöſiſch die ſprachliche Grundlage der Schulbildung ausmachen ſollen, früher oder ſpäter die Frage aufbringen, welche Frucht bisher denn aus dem Studium der eigenen Mutterſprache, in der unſre Claſſiker geſchrieben haben, gezogen ſei. Und es dürfte als weitere Frage ſodann die aufgeworfen werden, wie auch Dürer's Zeichnungen für den öffentlichen Unterricht zu verwerthen ſeien.

III.

Die erste Nummer unseres ersten Bandes läßt den Meister als kindlichen Anfänger erscheinen. Das Blatt trägt die Jahreszahl 1485: Dürer war vierzehnjährig (eben beim Goldschmied in die Lehre getreten), als er die kleine Madonna, die wir in steifer Federzeichnung hier vor uns haben, zu Stande brachte. Dürer's allerfrüheste Zeichnung liegt in Wien, sein eigenes Bildnis, auf das von ihm später aufgeschrieben worden ist, er habe sich hier selbst gezeichnet, als er noch ein Kind war. Es ist bei weitem besser in der Mache als unsre Madonna, bei der unentschieden bleiben muß, ob sie nach einem Gemälde, einer Zeichnung, oder einem Stiche copirt worden sei. Thausing glaubt die Composition vielmehr zum Theil als Dürer's Eigenthum ansehen zu dürfen. Nur der Einfluß Wohlgemuths soll hier sichtbar, im Uebrigen aber die sichere Handhabung der Feder unerklärlich sein. Man braucht nur die Gegenüberstellung der beiden Engel, das Arrangement des Faltenwerks, die absolute Abwesenheit jeder Anfängerschaft in der Composition des Blattes zu überlegen, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß darin die Copie einer von einem damaligen älteren Meister herrührenden Madonna vorliege.

Denken wir unsere Dürerzeichnungen in Tagen der Zukunft als unter die öffentlichen Lehrmittel aufgenommen: auf wie geradem Wege würde diese Zeichnung in das Gemüthsleben des dem Jahrhundert der Reformation vorhergehenden Jahrhunderts einführen. Wo das Deutsche Bürgerthum, noch in althergebrachter Bilderverehrung befangen, die überirdischen Dinge und Personen sich aufs behaglichste nahe zu bringen verstand, Anschauungen, von denen sich loszumachen der Generation, die wirklich dann der neuen Lehre anhing, schwierig fiel. Die Zerstörung der Bilder in den Kirchen, die vierzig Jahre erst nach Entstehung dieses ersten kindlichen Dürer'schen Versuches, in

Deutschland wie ein plötzliches Fieber ausbrach, könnte fast als eine That der Verzweiflung angesehen werden, mit der das Volk seine eigne Phantasie aus dem Banne von Kunstwerken herauszuretten suchte, in den es sich, solange diese Bilder in den Kirchen dauerten, doch immer wieder verstricken ließ. Unzählige Madonnen, wie diese, waren als Bildwerke jeder Art im Lande verbreitet. Nicht nur in Deutschland, sondern soweit die Welt christlich war. Ueber einem Thronsessel, die Krone auf dem Haupte, sitzt die Jungfrau Maria im weitfaltigen Mantel, rechts und links neben ihr Engel, die dem Christkinde zu Gefallen die Harfe und die Zither spielen. Jedes Kind fühlte sich an dieser Scene betheiligt und sah darin, was es selber vielleicht einmal zu erwarten habe: die eigne Aufnahme unter die Spielgenossen des Christkindes. Dürer selbst hat bis zum Jahre 1520 eine Fülle solcher Darstellungen geschaffen. Wie tief diese Bilder auch im anfänglichen Protestantismus noch lebendig blieben, zeigt Luther's Brief an seinen Sohn, das kleine Hänschen, dem der Himmel bürgerlich gemüthlich in diesem Sinne ausgemalt und mit all' seinen Spielsachen fest in Aussicht gestellt wird. An anderer Stelle bereits ist von mir darauf hingewiesen worden, wie diese Engelgestalten, die oft ziemlich massenhaft das Christkind begleiten und jede Stufe des kindlichen Alters repräsentiren, in Italien mit den antiken Amoretten, in Deutschland mit den kleinen Kobolden, an die das Volk glaubte, nicht außer Verwandschaft standen.

Ein paar Jahre nach diesem ersten ist das folgende Blatt, Nr. 2 unseres Bandes, entstanden, „die drei Landsknechte" von 1489. Wieder eine Illustration des Deutschen Lebens zu Dürer's Zeiten. Er hat Landsknechte oft abconterfeit, seine Passionsdarstellungen sind erfüllt von ihnen. Ueberall ja auch mußten sie ihm entgegentreten. Der Schutzheilige der Cavalleristen war damals wie heute der heilige Georg, und als echten „Deutschen

Reiter“ seiner eigenen Tage hat Dürer ihn aufgefaßt. Bis in die Details der Rüstung giebt er ihn so wieder, wie unsere Reiter sich „im Teutschland zu tragen“ pflegten. Am genauesten haben wir den Typus im „christlichen Reiter“ vor uns*), für den Vorstudien vorhanden sind, die nicht nur den Mann, sondern auch das Roß bis in seine ersten Ursprünge verfolgen lassen. Die Deutschen Landsknechte aus so zuverlässiger Quelle kennen zu lernen, ist das beste Hilfsmittel, sich eine Vorstellung von den Kriegen der Reformationszeit zu machen. Das war das Material, aus dem unsere eigenen Armeen damals bestanden, und das leider auch die französischen Könige und die italienischen Herrschaften von uns bezogen, um ihre Kriege damit auszufechten. Wir begegnen den Deutschen Landsknechten auch auf italiänischen Gemälden, und seltsam ist, einen von ihnen, den Dürer auf der großen Passion (dem ältesten seiner vier großen Passionswerke) angebracht hatte, unverkennbar auf Raphael's Zeichnung zu dem Frescogemälde in der Bibliothek von Siena wiederauftauchen zu sehen, wo er zum Gefolge des mit seiner zukünftigen Gemahlin Leonore von Portugal vor den Thoren Siena's zusammentreffenden Kaiser Friedrich's III. gehört.

Das nun folgende dritte Blatt, mit der Jahreszahl 1496, liefert recht einen Beweis für die oben ausgesprochene Bemerkung, daß Dürer jede Zeichnung, wie beschaffen sie auch sei, als etwas ansah, das sein eignes Recht habe und das dem Publikum gehöre. Mochten es nur ein paar Striche gewesen sein, mit denen er seine Gedanken hingeworfen hatte, mochte es etwas Altbegonnenes sein, das er Jahre lang unfertig liegen ließ: eines Tages nimmt er das Blatt wieder vor, rundet es, zuweilen mit wunderlichen Zusätzen, zu einem Ganzen ab und setzt Handzeichen und Jahreszahl darauf.

*) Oder „Ritter, Tod und Teufel“. XV. Ess. III, 369 ff. Der Aufsatz ist im Juli 1875 geschrieben worden.

An sich hat die Zeichnung wenig Interesse. Ephrussi betitelt sie „die Entführung", mir scheint die Deutung unseres Berliner Textes „der Jagdritt" vorzuziehen. Ein Reiter, der mit seiner Dame auf demselben Pferde hinter sich, dahingaloppirt; das fidele Löwenhündchen nebenher, das auf so vielen Compositionen Dürer's sichtbar ist*). Legen wir das Blatt mit Dürer's übrigen Zeichnungen aus den neunziger Jahren, sowie mit den aus dieser Epoche stammenden Stichen in eine Reihe und vergleichen, so zeigt sich die Unmöglichkeit, daß es so wie es hier vorliegt erst 1496 gezeichnet worden sei. 1496 war Dürer von seiner ersten italiänischen Wanderschaft lange zurück und zeichnete nicht mehr in dieser Art. Das Blatt wird begonnen worden sein ehe er fortging. Es ist in Auffassung und Behandlung dem oben besprochenen von 1489, sowie einem andern in das gleiche Jahr gehörigen, das Ephrussi S. 6 seines Buches publicirt hat, so verwandt, daß es mit diesen in die gleiche Entstehungszeit zu versetzen ist. Wie nun aber kam die dem widersprechende Jahreszahl aus Dürer's eigener Feder darauf? Die Erklärung findet sich, wenn wir alles auf dem Blatte Befindliche mit einander vergleichen. Dürer nahm die Zeichnung, die 1489 unfertig liegen geblieben war, sieben Jahre später wahrscheinlich wieder in Arbeit, fügte die Landschaft und das Löwenhündchen hinzu, gab auch dem Reiter und dem Pferde einige Drucker mit der Feder und setzte die Jahreszahl darauf. Die verschiedenartige Behandlung ist offenbar und ihre Erklärung wird natürlich erscheinen.

Die folgende Nummer ist eine doppelte. Sie bringt eine in Wasserfarben liebevoll durchgeführte Landschaft zweimal: zuerst als einfarbige, schlichte photographische Copie und sodann als Buntdruck. Man macht mit den Augen Spaziergänge auf

*) XV. Eff. II, 108.

dieser Zeichnung. Vorn, breit über das längliche Blatt sich hinziehend, ein Fluß, in den ein Landsknecht, die Lanze wagerecht über die Schulter gelegt, hineingeritten ist, um sein Pferd zu tränken. An beiden Ufern des Wassers hochbedachte Bauerhäuser mit eingefriedeten Baumgärten und links eine Brücke: darüber hinaus, bis zu dem blauen Bergzuge, der die Grenze bildet, flaches grünes Land mit Dörfern und kleinen Waldflecken darauf zerstreut, jedes Haus, jedes Gebüsch, jeder Baum mit gleichmäßiger Sorgfalt und gänzlich treu — wie man sich für überzeugt hält — der Natur nachgezeichnet. Mit dem Fernglas blickt man so in die Details einer Landschaft hinein. Man vermeint dort gewesen zu sein. Echt Deutsches Land, wie es in Thüringen und Hessen uns vor Augen steht, heute nicht anders als vor 3- bis 400 Jahren. Diese Zeichnungen lehren uns, woher Dürer die so verschiedenartigen Hintergründe nahm, mit denen seine Stiche zumal ausgestattet sind. Immer muthen sie uns bekannt und heimlich als ein Stück unseres Vaterlandes an und immer ist besondere Sorgfalt auf sie verwendet, obgleich sie meist doch nur Zusätze sind, die neben der Hauptdarstellung vielleicht entbehrlich schienen. Besonders lebhaft erinnert gerade dieses Blatt an die Radirung von 1518, auf der eine Kanone den Vordergrund ausfüllt, während eine, gleich der unserigen mit einer Fülle kleiner Beobachtungen ausgefüllte flache Weite, der das Gebirge ebenso den Abschluß giebt im Hintergrunde sich ausdehnt.

Dürer ist ein eifriger Landschaftszeichner gewesen und seine Holzschnitte und Stiche sind, wo die Figuren freien Raum dafür lassen, mit Ansichten von Städten, Dörfern, Bäumen und Feld und Wald ausgefüllt. Kein Theil wird als Nebensache behandelt und dem Terrain bis in die Darstellung der Steine, die am Wege liegen, eingehende Sorgfalt zugewandt. Diese Bilder, auch wo sie sich zum Phantastischen steigern, wie bei mancher Dar-

ſtellung bibliſcher Landſchaften, ruhen immer auf der feſten Grundlage der Beobachtung deſſen, was dem Künſtler in und außerhalb Nürnbergs vor Augen ſtand. Unſer erſter Band enthält verhältnismäßig wenig von dieſen Dingen und einiges Wenige ſogar von den aufgenommenen Stücken iſt nicht echt: Nummer 43 und Nummer 44, von Ephruſſi allerdings für Arbeiten Dürer's erklärte kleine Silberſtiftzeichnungen ſüddeutſcher Burgen, die jedoch nicht von Dürer's Hand herrühren. Sobald dies aber einmal anerkannt worden iſt, erſcheinen dieſe Blätter als hübſche Beiſpiele Deutſcher Kunſtübung, wie ſie zu Dürer's Zeiten von anderen Meiſtern neben ihm betrieben wurde.

IV.

Für das, was Dürer um 1500 war und leiſtete, als er, nach vollbrachter italieniſcher Wanderſchaft, in Nürnberg als ſicherlich bedeutendſter Meiſter nun feſtſaß, liefern die Berliner Zeichnungen keinen Beleg. Auch die Stiche, die in dieſe Zeit fallen, gewähren Dürer die rechte Stellung nicht: wir müſſen uns an die Gemälde halten: keines tritt ſo ſiegreich hier ein, als das Münchner Selbſtportrait von 1500*). Ein anderes gemaltes Bildnis aus dieſer Zeit beſitzt ſeit nicht langer Zeit unſer Muſeum, das aus England herüberkam und, ſo befremdend einiges darauf für den erſten Anblick erſcheinen mag, als eines der vorzüglichſten Werke von Dürer's Hand angeſehen werden muß. Ein lebensgroß in Tempera ausgeführtes Porträt des Herzogs Friedrich von Sachſen**), das überzeugend erkennen läßt, wie Dürer eine Zeitlang damals unter dem Einfluſſe Mantegna's ſtand: einfache große, faſt frescomäßige Auffaſſung, die nichts von kleinlicher Behandlung an ſich hat.

*) In vorzüglicher, größerer Photographie zu haben. In guter Heliogravüre dem Buche Ephruſſi's als Titelkupfer vorgeſetzt.

**) Man vergleiche darüber Dr. Bode in den Jahrbüchern der preuß. Kunſtanſtalten, Heft II, 1884.

In der Kraft der Charakteristik reiht sich würdig an diese Portraits die unter Nr. 5 folgende Zeichnung als eines jener zahlreichen großen Bildnisse in Kohle an, die in dieser Zeit ihren Anfang nehmen: der 1503 entstandene, nicht eben anmuthig oder auch nur hübsch zu nennende Kopf einer Frau, oder eines Mädchens *), und aus demselben Jahre stammt, als letztes Blatt (Nr. 99) unseres Bandes, das in gleicher Größe, aber in feineren Stichlagen gezeichnete Portrait eines schönen, kräftigen jungen Mannes mit gelocktem Haare, in Besitz des Mr. Frederick Locker in London, der das Original, gleich den übrigen englischen Sammlern, aus deren Sammlungen unser erster Band sich bereichern durfte, nach Berlin gesandt hatte. Das schönste von den in Kohle gezeichneten Portraits des Jahres 1503 findet sich immer noch bei Ephrussi (S. 94): das Paumgärtners, in Besitz der Albertina, eines von jenen Werken, das ich zu den „unbegreiflichen" rechne, weil die Art, wie hier ein lebendiges leibhaftiges Antlitz vermittelst eines fast Nichts von Hilfsmitteln zu Papier gebracht worden ist, etwas unbegreifliches hat. Dieselbe Jahreszahl trägt der unter Nr. 6 folgende Marienkopf, vielleicht der früheste Versuch Dürer's, einen idealen Frauenkopf in größeren Dimensionen durchzuführen.

Worin der Unterschied zwischen den idealen und streng nach der Natur gezeichneten Antlitzen bei Dürer liegt und nach welchen Principien er immer wieder versucht hat, sich zum Allgemeinen

*) Thausing will darin Dürer's Schwägerin erkennen. Der Kopf hat Aehnlichkeit mit einer Bremer Zeichnung, die wir bei Ephrussi als Dürer's Frau reproducirt finden. Wir besitzen eine Anzahl von Bildnissen der Frau Dürer's, die Dürer's eigne Aufschriften als sicher verbürgen: seltsam, wie wenig sie alle einander gleichen. Auch unser Band bringt die Frau in der Kleidung einer Antwerpener Bürgersfrau, in der Dürer sie gezeichnet hat, Nr. 64. Die Bremer Zeichnungen werden hoffentlich im zweiten Bande erscheinen. Bremen wird doch nicht weniger thun als die englischen Kunstfreunde, die ihre Blätter dem Kupferstichcabinette anvertrauten.

zu erheben, kann mit bloßen Worten nicht dargelegt werden. Gelungen ist es Dürer nicht, ein uns heute befriedigendes weibliches Ideal zu schaffen. Die Modellirung hat, wenn er z. B. Marienbilder nicht nach der Natur malt, etwas polsterartiges — ich finde keine andere Bezeichnung dafür — der Ausdruck des Mundes empfängt etwas geziertes: die geistige Bewegung fehlt. Bei dem bedeutenden Bedarfe von Madonnenbildern, welchem Dürer's Atelier zu genügen hatte, sind eine Anzahl Marienantlitze daraus hervorgegangen, die mir — es muß eingestanden werden — widerstreben. Auch das Berliner Museum besitzt ein Gemälde dieser Art. Ich sehe sie als Arbeiten von Gehülfen an. Sie wirken auch in der Farbe schwer und unfrei und die dazu gehörigen Christkinder theilen diese Eigenschaft, Dürer's Auge verlangt im Sinne der Meister des Quattrocento eine reale Grundlage für seine Köpfe, an der sich festhalten ließ. Nur die Portraits seiner letzten Epoche erheben sich, gleich denen Raphael's, über die Natur, die der früheren Zeit nur ausnahmsweise. Unser Band bringt als zwei der außerordentlichen Zeichnungen dieser Art das Bildnis des Meisters Hieronymus, der die abgebrannte Herberge der Deutschen in Venedig 1507 im Neubau wieder vollendete, und das der Mutter Dürer's, wie sie im hohen Alter aussah, beide Blätter, Nr. 10 und Nr. 40, in der Reproduktion zugleich in hohem Grade gelungen.

1506 war Dürer zum zweiten Mal nach Venedig gegangen und von den Deutschen dort beauftragt worden, das Rosenkranzfest der Maria als Altargemälde für die Hauskapelle des Deutschen Hauses, Fondaco dei Tedeschi, zu malen. Der Baumeister selber durfte unter den vielen hier sichtbaren Figuren nicht fehlen und so wie unser Blatt, eine Federzeichnung auf grünem Papier mit aufgehöhten Lichtern, ihn darstellt, ist er auf das Gemälde gebracht worden, das auch Dürer's eignes Bildnis in ganzer Gestalt, mit dem seines Freundes Pirkheymer neben sich, im

Hintergrunde zeigt. Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit der gleich bei der Aufnahme nach der Natur dem Kopfe des Meisters Hieronymus die historische Haltung gegeben worden ist. Man glaubt, zumal in der Behandlung des Haares einen gewissen Einfluß der italienischen Kunst zu fühlen, der bei einigen anderen Studienköpfen aus jenen venetianischen Tagen noch deutlicher hervortritt.

Auch bei Ephrussi finden wir Meister Hieronymus' Portrait reproducirt. Die Pariser Heliogravüre ist vorzüglich. Beim Erscheinen des Buches sagte man sich, mehr werde sich kaum erreichen lassen. Gerade hier aber vergleiche man jetzt: der Berliner Druck entspricht dem Original beinahe vollständig: auf geringe Unterschiede, die durch die Natur des Materiales bedingt sind, weist Dr. Lippmann selbst hin. Das Pariser kommt dagegen nicht auf.

Ephrussi macht, S. 117, den Versuch, Hieronymus' Charakter aus diesem Portrait zu lesen. „Das bartlose Haupt," sagt er, „mit den wirr durcheinander herabhängenden dichten Haarsträhnen zeigt den Ernst eines Asketen, verbunden mit der Magerkeit eines einsiedlerischen Mönchs. Der Architekt, versenkt in seine Aufgabe, scheint wie losgelöst von irdischen Gedanken. Sein Blick hat etwas starres: so hat Dürer ihn auf das Gemälde gebracht." Es ließen sich diese Züge in einem Portrait wohl ausdrücken, aber weder scheint es in dem des Meister Hieronymus beabsichtigt gewesen zu sein, noch überhaupt in Dürer's künstlerischen Anschauungen damals gelegen zu haben, dergleichen hervortreten zu lassen. Keine günstigere Gelegenheit, Seelenstimmungen jeder Art darzustellen, als die Scenen des Lebens Jesu: Dürer beschränkt sich schon hier auf einfache Andeutungen: Gedanken besonderer Art oder Momente innerer Bewegung dagegen in bloßen Portraits durchfühlen zu lassen, lag ihm so fern wie den anderen Künstlern seiner Epoche. Daß

Meiſter Hieronymus ein tüchtiger Baumeiſter geweſen ſei, daß die ihm in Venedig gewordene Aufgabe das Herz mit Stolz erfüllt und ihm Mühe und Nachdenken verurſucht habe, iſt anzunehmen, daß Dürer ihn aber als bis zur Ueberſpanntheit erfüllt von einem aus dieſen Elementen ſich bildenden Geſammtgefühl habe darſtellen wollen, hat wenig Wahrſcheinlichkeit und iſt mir unſerer Zeichnung gegenüber nie in den Sinn gekommen. Ich habe beſondern Grund, Ephruſſi's Anſchauung hier zu widerſprechen. Er ſcheint unter dem Einfluſſe der heute im Schwange gehenden literariſchen Neigung geſchrieben zu haben, mehr in den Kunſtwerken zu ſehen als darin liegt, die wiederum, auf unſere bildenden Künſtler zurückwirkend, dieſe oft verführt, mehr in ihre Arbeiten hineinlegen zu wollen als denſelben gut thut. Unſere Roman- und Novellenliteratur bietet ein Uebermaß von mit allzu feinen Beobachtungen arbeitender Detailmalerei, der das reale Leben, wenn wir es vergleichen, nicht Stich hält. Unſer wirkliches Leben iſt meiſt erfüllt neben gedankenloſer harter Thätigkeit von unentſchieden hin- und wiederſchwankenden Stimmungen, die nur bei beſonders begabten Naturen zu großen Strömungen aufgeregt und fortgeriſſen werden. Durchſchnittsnaturen, wo es ſich um Bildniſſe handelt, unter dem Einfluſſe beſonders erregender Gedanken darzuſtellen, dürfte großen Meiſtern nicht beikommen. Den Bewohnern des Jahrhunderts der Reformation war allerdings eine gewiſſe Bedachtſamkeit, Zurückhaltung, ein Inſichkehren der Gedanken und Gefühle eigen, Dürer ſcheint dies auf unſerm Blatte jedoch keineswegs in beſonderer Steigerung dargeſtellt zu haben.

Bei keinem Portrait möchte man ſich freilich mehr verſucht fühlen, eine ganze Lebensgeſchichte aus Zügen herauszuleſen, die ein mühſames Leben formte, als aus dem der Mutter Dürer's, einer großen Kohlenzeichnung, dem lebendigſten, ſprechendſten Bildniſſe, das er jemals wohl gezeichnet hat: Nr. 40, mit der

Jahreszahl 1514 darauf. Kopf und Hals, in natürlicher Größe, in der Wirkung jedoch mit einer Neigung zum Koloſſalen. Von dieſer Frau, Barbara Dürerin, die 18 Kinder gebar, wiſſen wir manches aus Dürer's Tagebuche. 63 Jahre zählte ſie damals. Mit den alten Augen unter der feingefurchten, vorgebeugten Stirne ſtarr vorblickend, wie Jemand, der im Gefühl, ganz ſtill halten zu ſollen, daſitzt. So hat Dürer ſie gezeichnet, als Theil ſeiner Perſönlichkeit, damit die alte Frau nach Hunderten von Jahren über die ganze Welt als ſeine Mutter gekannt werde, „die ihn ſo oft ermahnt und mit Worten geſtraft hat". Auch ſeinen Vater hat er gemalt, und Pirkheymer zu verſchiedenen Malen, und viele Andere, man könnte viele Dutzend Leute zuſammenbringen, die durch Dürer ſo der Vergeſſenheit entriſſen worden ſind. Einige von dieſen Bildniſſen gehören als Gemälde ja zum Beſten, was überhaupt je gemalt worden iſt, auch einige Stiche ſind vorzüglich: der Hauptſache nach aber tragen die Handzeichnungen doch den Preis davon. Dieſe in erſter Linie muß man kennen und in den verſchiedenen Manieren, in denen ſie hergeſtellt worden ſind, immer wieder vergleichen. Es ſind auch die Handzeichnungen anderer großer Meiſter daneben zu legen und es iſt zwiſchen den eigentlichen Portraits und den Studienköpfen zu unterſcheiden, bei welchen letzteren mehr die äußere Form als die Perſönlichkeit dargeſtellt werden ſollte. Manche Blätter erfüllen nach beiden Richtungen hin die höchſten Anſprüche. Dürer's ſchönſtes Studienblatt, das nichts weiter ſein ſollte als das, iſt der als ein die Laute ſpielender Engel dargeſtellte junge Mann mit der Jahreszahl 1497, in Beſitz des Mr. Mitſchell in London — Nr. 73 unſeres Bandes — ein von vollendeter Meiſterſchaft zeugendes Blatt. Vergleichen wir mit dieſer Arbeit die in dieſelbe Zeit fallenden Stiche, ſo werden wir recht inne, wie unrecht man thäte, bei der Beurtheilung Dürer's von ſeinen Kupferſtichen als dem Maßgebenden aus-

zugehen. Meiſter Hieronymus' Bildnis gehörte, wie wir ſahen, zu den Zeichnungen, die halb Portrait und halb Studie zu nennen ſind: ein anderes Beiſpiel, wie hoch manches in dieſer Richtung gearbeitete ſich erhebe, iſt der unter Nr 75 reproducirte Profilkopf des Stifters des heute in Wien befindlichen Gemäldes der „Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit": der alte Landauer, der in Nürnberg eine Herberge für Greiſe einrichtete. Auf dem Gemälde haben wir ihn in ganzer Geſtalt, wie er, die Mütze mit beiden Händen vor ſich erhebend, anbetend zur himmliſchen Herrlichkeit emporblickt. Die Zeichnung iſt größer und individueller; auf dem Gemälde iſt der mit bedächtiger Aengſtlichkeit emporblickende alte Mann vom Künſtler zum Repräſentanten einer Gattung gleichſam erhoben worden.*)

Dürer's in formaler Beziehung vollendetſte Studien ſind die auf grünem Papier mit aufgehöhten Lichtern ausgeführten Federzeichnungen der Apoſtel: Köpfe, Gewand, Hände und ganze Geſtalten, welche für die im 17. Jahrh. ſchon durch Feuer zerſtörte Krönung der Maria gezeichnet wurden. Berlin und Wien theilen ſich in ihren Beſitz, die Berliner Blätter beginnen mit Nr. 18 unſeres Bandes. Sie haben etwas von Muſterarbeiten: Dürer ſcheint auf die bloße Mache faſt zu großes Gewicht zu legen, es iſt, als habe er zeigen wollen, was er in dieſer Manier zu ſchaffen im Stande ſei. Jedenfalls, wenn beurtheilt werden ſoll, was Dürer in den Jahren, wo dieſes Werk entſtand, zu leiſten vermochte, iſt wiederum nicht etwa die geſtochene kleine Paſſion, deren Blätter zum Theil die

*) Das Wiener Gemälde ſelbſt iſt in trefflichen Photographien leicht und billig zu haben, findet ſich auch in Ephruſſi's Buche und bei Thauſing reproducirt und empfängt dadurch beſondere hiſtoriſche Wichtigkeit, daß es Dürer in demſelben Jahre 1511 mit demſelben Gegenſtande beſchäftigt zeigt wie Raphael, deſſen Disputa damals zur Entſtehung kam. Auf dieſes Zuſammentreffen iſt ſchon von Anderen hingewieſen worden.

gleichen Jahreszahlen tragen, als das Maßgebende zu betrachten.*)

Die Arbeit wäre endlich auch zu thun: Alles, was Dürer an Scenen des Neuen Teſtamentes dargeſtellt hat, nebeneinanderzulegen und jeder Scene die ihr zukommende Stellung nachzuweiſen. Bei einer Anzahl habe ich dieſe Vergleichung durchgeführt und bin auf neue Geſichtspunkte gekommen, von denen ich nur einen berühren will, weil Ephruſſi ihn (indem er ſich auf meine Mittheilung beruft) erwähnt hat. Legt man alle Darſtellungen und Scenen im Garten von Gethſemane zuſammen, ſo entſteht ein fortſchreitendes Bild der Ereigniſſe jener Nacht, das ſie wie die aufeinanderfolgenden Momente eines Dramas eine nach der andern zeigen. Dürer ſcheint ſie ſämmtlich in ſich getragen und bei jeder neuen Darſtellung ſich der früheren erinnert zu haben. In den letzten Zeiten hat Dürer mit Vorliebe Zeichnungen der Grablegung geſchaffen. Auch von dieſen iſt eine in unſerem Bande enthalten.

V.

Bekannt iſt uns von Raphael her, wie in der Phantaſie der Künſtler ſeiner Epoche eine doppelte Welt ſich abſpiegelt: die des Alten und Neuen Teſtamentes und, mit Hinüberſpielen der einen in die andere, die der heidniſchen Geſchichte und Mythologie. Raphael durfte dieſer Gegenſatz nicht beunruhigen, den er als einen vorhandenen vorfand, auch Dürer nahm ihn ohne Widerſtreben an; der Unterſchied aber waltete doch zwiſchen italieniſcher und Deutſcher Kunſt damals, daß die antiken Bildwerke und Fabeln in Italien faſt ein Jahrhundert bereits heimiſch waren, in Deutſchland dagegen zu Dürer's Zeiten erſt friſch

*) Die Zeichnungen dafür ſtammen zum Theil aus früheren Zeiten als die Daten der Stiche angeben.

Eingang fanden. Wie Dürer ſich zu dieſen Dingen zu ſtellen ſuchte, zeigt Nr. 8 unſres Bandes: Herkules mit ſeiner Keule den lernäiſchen Drachen bekämpfend. Die leichte Federzeichnung trägt keine Jahreszahl, wird mit Recht aber in die neunziger Jahre, die Zeit nach Dürer's erſter venezianiſcher Reiſe, geſetzt. —

Die Invaſion der antiken Kunſtwelt in die moderne wurde in Italien — um dies Beiſpiel zu gebrauchen — in zwei großen Feldzügen vollbracht. Der Erfolg des erſten beſtand nur darin, daß die neuen Anſchauungen überhaupt eingeführt wurden. Die Literatur hatte größeren Antheil daran als die wieder ans Licht tretenden antiken Kunſtwerke. Man nahm die von den alten Poeten dargebotenen Anſchauungen als Zuwachs des eigenen Ideenkreiſes und wandte, um den Inhalt der antiken Mythe und Geſchichte darzuſtellen, die hergebrachten Mittel an. All das ſpielte ſich, wie ja auch die Scenen der Bibel, im Wiederſcheine der eignen Zeit ab. Erſt die großen römiſchen Ausgrabungen des beginnenden Cinquecento führten die Nachahmung antiker Aeußerlichkeiten herbei, die wir gemeinhin als Erfolg des Wiederbekanntwerdens mit der Antike anſehen. Dürer's Kunſt hat mit dieſer zweiten Phaſe nie etwas zu thun gehabt.

Dürer's antike Welt iſt die dem italieniſchen Quattrocento geläufige geweſen: ein Vorrath meiſt luſtiger Scenen, bei denen nackte Frauen und Männer in lebhaften Zuſammenſtellungen die Mitſpieler ſind. Dürer's Einbildungskraft iſt voll von dergleichen, es quillt ihm aus der Feder. Die höhere Götterwelt, deren Schönheit den Italienern ſoviel zu thun gab, kümmert ihn nicht; die heiteren Höhen, wo an goldnen Tiſchen von der höchſten olympiſchen Ariſtokratie geſchmauſt wird, wo auch Raphael zu den Eingeladenen gehörte, läßt Dürer unerklommen; aber was die Klüfte und Wälder der antiken Welt bis zum Meeresufer an mythologiſchem Volk und Geſindel beherbergen,

ist ihm willkommen. Satyrn, Nymphen, Bacchanten, Raubthiere, gehörnte Pferde, Drachen, Ungeheuer und Heroen, die mit ihnen im Kampfe liegen, stellt er gern und behaglich dar. Herkules ist ihm eine vertraute Persönlichkeit. Ein kräftiger nackter Deutscher in den besten Jahren, wie Dürer deren in den Badstuben genug vor Augen hatte. Auf unserem Blatte hat Herkules, mit dem einen Knie spitz kniend, während das andere Bein lang ausgestreckt liegt, sich dem Drachen einfach auf den langen Hals gesetzt, so daß das Ungethüm bei platt auf den Boden aufgedrückter Kehle sich nicht rühren kann. Mit flatternden Flügeln krümmt es sich nun, den Bauch nach oben wälzend, von hinten heran und Herkules' Arbeit besteht darin, ihm mit der Keule, eine nach der andern, auf die Pratzen zu schlagen. Die erste hängt schon abgethan schlapp herunter, die andere dagegen ist zu gewaltigem Krallenschlag gehoben und auf diese soll mit der Keule eben losgehauen werden.*)

Dergleichen mythologischen Scenen wird von Dürer oft ein gewisser komischer Anflug verliehen. Der dargestellte Aufwand mächtiger Kraftentfaltung Aufgaben gegenüber, die ihrem Ziele nach nicht-traumhafter Natur sind, scheint ein von Dürer wohl empfundener und absichtlich hervorgehobener Contrast zu sein. Der antike wie biblische Drache hatte, weil seine Rolle regelmäßig darin bestand, sich todt oder zurückschlagen zu lassen,

*) Ephrussi bringt mit diesem Herkules einen andern in Verbindung, der die stymphalischen Vögel bekämpft, für den die Zeichnung in Darmstadt liegt, während das danach ausgeführte Gemälde, durch Bergau's Sorge wieder gereinigt, wie neuentdeckt in Nürnberg steht. (Ich bemerke dies, weil Thausing es in der zweiten Auflage S. 195 unerwähnt läßt.) Die stymphalischen Vögel sind (Ephrussi S. 60) hier kleine geflügelte Drachen, die, wie Eva's Schlange am Apfelbaume, oben Frauengestalt annehmen. Allem, was Ephrussi bei dieser Gelegenheit über Dürer's Verhältnis zur Mythologie, speciell die Auffassung des Herkules, sagt, ist beizustimmen. Bemerkt sei noch, daß wir bei Dürer nirgends Spuren der Bekanntschaft mit dem Inhalte unserer Deutschen Kinder- und Hausmärchen finden.

etwas eben so lächerliches als der Teufel selber, der ja regelmäßig Prügel bekam. Der Drache, mit dem Herkules kämpft, gleicht dem, der vom Ritter Georg mit Lanze und Schwert bekämpft wird, und die Drachen, welche die Hölle vertheidigen und aus deren Gewalt Christus, indem er die mächtigen Thore des Gefängnisses auffsprengt, die Patriarchen befreit, gehören dem gleichen Geschlechte an. Dürer behandelt diese Dinge als Märchen. Seine mythologischen Anschauungen gehen zum großen Theil auf Mantegna zurück, mit dem er während seines ersten italiänischen Aufenthaltes persönlich in Berührung getreten sein könnte, dessen Kupferstiche und Zeichnungen er jedenfalls gekannt hat. Eine spätere Auffrischung dieser Anschauungen hat nicht stattgefunden und nach seiner zweiten italienischen Reise scheinen sie sich zu verwischen.

VI.

Die Herkuleszeichnung ist flüchtig gemacht. Wir haben zahlreiche Federzeichnungen aus allen Epochen Dürer's, die in ähnlicher Manier mit rascher Hand gearbeitet worden sind. Dürer hat in ganz anderer Eile aber zu zeichnen verstanden: das dem Herkules in unserm Bande vorausgehende Blatt, Nr. 7, zeigt, was er zu leisten vermochte wenn es mit vollem Dampfe losging. Er zeichnet hier kaum: man möchte sagen, er schreibe. In fliegender Hast fährt er mit auf das Papier regnenden Federstrichen dahin und dorthin und bringt etwas zu Stande, das erst bei einiger Betrachtung sich aus den kaum angedeuteten Einzelheiten herauslesen läßt. Immer geordneter aber wirkt der Anblick, bis ein lebensvolles, inhaltreiches Bild vor uns steht.

Wir sehen alles genau, als sei es sorgfältig ausgeführt. Das gewölbte Zimmer, dessen Mitte das Bett mit Maria's Mutter darin geräumig breit ausfüllt; die Wärterin, die mit der

einen Hand die nach dem Hintergrunde hin das Bett abschließenden Vorhänge auseinanderhaltend, mit der andern eine Suppe bringt, sorgend vorgebeugt, weil die Wöchnerin ein wenig zu schlummern scheint; die andern Frauen vorn neben dem Bette, die eine mit dem Kinde, das sie über den Trog hält, während die andre Wasser zum Baden hineingießt; die vierte Frau, ganz rechts an dem in einer Nische angebrachten Wasserhahn mit Ausguß stehend, die aus einem Kruge, den sie mit beiden Händen erhoben hält, einen tiefen Zug thut; unter vielfachem Hausrath das links an der Wand sich hoch emporrichtende Möbel: oben Schrank mit allerlei Dingen, die darauf stehen, weiter unten Anrichte mit einem Kruge (oben eng und unten bauchigt), ganz unten in einer Truhe auslaufend, an deren breiter sichtbarer Seite ein Handgriff herabhängt; den Tisch, rechter Hand im Vordergrunde, mit einer Schüssel darauf und einem gefranzten Tischtuche unter dieser, den mehrarmigen, tief herabhängenden Kronleuchter, den ausgezackten Betthimmel mit den baumelnden Quasten: ein wahres Wunder, wie dies alles, wohnlich ineinandergerückt wie altjährige Zimmereinrichtungen, und deutlich als habe man es greifbar vor Augen, mit weniger Federzügen fast hingekritzelt ist als hier zur Beschreibung gebraucht wurden. Nur Rembrandt hat außer Dürer die Kunst besessen, uns mit so flüchtigen Andeutungen inhaltreiche Anschauungen in die Phantasie zu pflanzen.

Ein zweites Blatt ist noch erstaunlicher, weil Dürer sich bis zur Darstellung seelischer Zustände erhebt. Eine Vorbereitung zur Kreuzigung mit vielen Figuren, „im Gedränge“ wie man damals zu sagen pflegte, Nr. 15 des Bandes. Der Zug ist auf Golgatha angekommen, man macht Halt und strömt, sich aufstauend, ein paar Augenblicke durcheinander. Maria sinkt in Ohnmacht: man betrachte die wenigen Striche, mit denen das vollkommen zum Ausdrucke gebracht wird! Aber man sehe, links

vorn, Christus! Das Kreuz liegt auf der Erde. Es wird gebohrt und gewirthschaftet daran, um es zu seinem Gebrauche herzurichten. Christus, ganz vergessen, weil Jeder für sich selber beschäftigt ist, hat sich zu Häupten des Kreuzes auf den Boden gesetzt, und ist, das Haupt in die Hand gestützt, inmitten des ihn umgebenden Tumultes in Gedanken versunken, als, von hinten her sich zu ihm herabbeugend und in fast gemüthlicher Geberde den Arm ihm um den Nacken legend, Einer ihm auf die Schulter schlägt: man meint die Worte zu hören, mit denen er ihm zuspricht, seine Person werde nun bald nöthig sein, weil das Kreuzigen seinen Anfang nehme. In einer Besprechung unseres Bandes werden eine Anzahl der veröffentlichten Blätter für nicht von Dürer herrührend erklärt, darunter auch dies: mir scheint, wenn diese Zeichnung eine Fälschung wäre, so hätte sie schon deshalb publicirt werden müssen, weil Dürer hier von einem Fälscher völlig erreicht worden wäre! Sie stammt zweifellos von Dürer her, dessen Handschrift sich nirgend darauf verleugnet. Kein unlebendiger, inhaltloser Strich ließe sich nachweisen. Man betrachte die beiden Gestalten rechts unten in der Ecke: ein Alter, der mit hämischer Schadenfreude das Gesicht vorstreckt, um seiner Neugier ein rechtes Genügen zu thun, während ein zweiter neben ihm, eben noch vielleicht von dem gleichen Gefühle erfüllt, sich abwendet, weil der Anblick ihn übermannt. Dürer hat den Moment der Ankunft des Zuges auf Golgatha auch sonst noch dargestellt, niemals aber in der Art wie wir sie hier vor uns haben.

Das oben beschriebene Blatt Nr. 7 wird von Dr. Lippmann (im Anschlusse an Ephrussi) für eine erste Skizze der Geburt der Maria im Marienleben gehalten. Neben dieser Composition freilich, die zu den liebenswürdigsten gehört, die Dürer geschaffen hat, müßte die unsrige, auch was den Reichthum an Gestalten und Motiven anbetrifft, zurückstehen.

Mir ſcheinen beide Darſtellungen nur miteinander verwandt zu ſein.

Wie gänzlich führt Dürer's Marienleben uns in die bürgerliche Familienexiſtenz des Zeitalters ein. Was vermögen litterariſche Beſchreibungen neben dieſer Darſtellung der Dinge ſelbſt? Dürer zeigt, wie man die Geſchichte der Geburt und Kindheit Chriſti in all ihren intimen Details in unmittelbarem Zuſammenhange mit dem eignen Leben, das alle Welt ſeiner Zeit in den eignen vier Wänden und in den Straßen der Vaterſtadt führte, vor Augen hatte. Maria hätte nicht anders gelebt als jede junge Handwerkerfrau in Nürnberg oder ſonſtwo. Welche Beruhigung für eine junge Ehe, in der ein Kind erwartet wurde oder endlich erſchienen war. Die Darſtellung der jungen Mutter mit dem Kinde war das, wovon jeder Künſtler damals ausging. Wer 1516 in Straßburg Maler werden wollte, hatte „ein Marienbild mit einem Kindlein, ſitzende" zu malen. Man ſtreiche aus Raphael's und Dürer's Thätigkeit dieſes Capitel fort: es wäre als wollte man den Baum über den Wurzeln abhauen. Hier war ihre Phantaſie zu Hauſe. Dieſe Quelle der Schönheit, Unſchuld und Freude geſtattete künſtleriſche Triumphe, zu denen es weiteren Bedenkens, mit welchem intereſſanten Stoffe das Publikum wohl zu reizen wäre, nie bedurfte. Frauen- und Kinderſchönheit war immer zur Hauptſache allen Studiums. In dieſen Arbeiten lag der Beweis der Unentbehrlichkeit der bildenden Kunſt für Haus und Familie.

VII.

Die Schwierigkeit, bei den Marien den inneren Fortſchritt in Dürer's Anſchauungen zu conſtatiren, entſpringt aus dem Widerſpruch zwiſchen den Daten auf ſeinen Blättern und der wirklichen Zeit der Entſtehung, der ſich bei den Marien auf Dürer's geſammte Production erſtreckt. Ich kann die Frage

hier nicht erschöpfend behandeln, was späterer Arbeit vorbehalten bleiben soll, habe sie aber, nachdem sie oben bereits berührt worden war, bei einer Anzahl Blätter noch einmal aufzunehmen, deren Erklärung die Rückkehr zu diesen Beobachtungen nothwendig macht.

Die unter Nr. 29 reproducirte Federzeichnung einer kleinen Madonna wird von Dr. Lippmann für die erste Skizze der sogenannten Madonna mit der Birne (ein kleiner Stich von 1511, Bartsch, 41) angesehen. Die Abweichungen hält er für Aenderungen, welche Dürer beim Stechen vornahm. Ich erkläre das Blatt anders. Der untere Theil der Zeichnung, ein mit spitzer Feder miniaturartig fein gezeichnetes Gewand, stammt aus ganz früher Zeit; der mit breiter Feder und anderer Tinte rasch dazu gezeichnete Oberkörper sammt dem Kinde und der Landschaft ist von Dürer, vielleicht in Erinnerung an den Stich von 1511, später hinzugesetzt worden. Dr. Lippmann meint, das untere Gewand rühre gar nicht von Dürer her: ich wüßte nicht, wer es anders gezeichnet haben könnte. Es zeigt die Factur seiner frühesten Zeit eben so deutlich wie die andern Theile der Zeichnung eine spätere verrathen.

Dies Zusammenfließen früherer und späterer Thätigkeit bezeugen andere Blätter. Die Akademie von Venedig besitzt die Federzeichnung*) einer Madonna, wo sich die Federstriche der verschiedenen Jahre, in denen das Werk begonnen und vollendet worden ist, herauslesen lassen. Der Hergang scheint folgender gewesen zu sein. In den neunziger, vielleicht achtziger Jahren

*) Photographirt von H. Perini, Stabilmento fotografico, Venezia. Die Platte trägt die Nummer 230. Merkwürdig ist die ebenfalls in Venedig befindliche, unter Nr. 229 photographirte, gleichfalls eine Madonna darstellende und 1514 gezeichnete Madonna. Man sollte denken, diese beiden Blätter seien in derselben Stunde entstanden. Auch ist bei der letzteren das Faltenmotiv der ersteren benutzt worden.

ſchon hatte Dürer einen über die Knie einer ſitzenden Geſtalt geworfenen Mantel mit feiner, ſpitzer Feder genau nach der Natur gezeichnet. Nur den Mantel, alles Andre nicht. Dieſe Zeichnung nimmt er ſpäter wieder vor, macht eine Madonna mit dem Kinde daraus und bezeichnet ſie mit 1514. Die Art, wie er das nun hinzugezeichnete Faltenwerk mit dem altvorhandenen verbindet, wobei es an einigen Stellen recht kräftiger Striche bedurfte, iſt hier leicht zu erkennen: noch offenbarer verräth ein während der zweiten venezianiſchen Reiſe gezeichnetes Studienblatt Dürer's Verfahren, frühere Arbeiten mit ſpäteren Datirungen zu verſehen: die in Beſitz der Albertina befindliche Zeichnung des ſchweren Mantels, von welchem auf dem Venezianer Roſenkranzbilde der vorn links vor Maria knieende Papſt umhüllt iſt. Die Zeichnung kann zu keiner andern Zeit als 1507 in Venedig entſtanden ſein, wo in dieſem Jahre das Roſenkranzgemälde vollendet worden iſt, und trägt nichtsdeſtoweniger in Dürer's eigner unantaſtbarer Handſchrift die Jahreszahl 1514*).

*) Schon von Thauſing (Cap. X) iſt darauf hingewieſen worden, der die Jahreszahl für falſch hält. Ephruſſi kommt darauf zurück. Jedenfalls rührt ſie von Dürer's Hand her, der möglicher Weiſe immer, wenn er eine Zeichnung fortgab, die laufende Jahreszahl darauf geſetzt haben könnte. Sollten an Kaiſer Max größere Beſtände von Handzeichnungen Dürer's um 1514 und ſpäter abgegeben worden ſein? Aus dieſer ſpätern Datirung mancher Zeichnungen Dürer's erklärte ſich Vieles dann, das ohne das zuweilen nicht recht begreiflich wäre. So könnten z. B. die mit 1515 bezeichneten Copien mehrerer Geſtalten nach einem in Venedig vorhandenen Gemälde Gentile Bellini's (die in unſerem Bande unter Nr. 62 gegeben worden ſind) bei Dürer's erſtem venezianiſchen Aufenthalte, zwanzig Jahre vor 1515 alſo ſchon, entſtanden ſein. Unſer erklärender Text weiſt darauf hin, wie auf dem Blatte hier und da ſpätere Nacharbeit ſichtbar ſei: Dürer hatte es wieder vorgenommen, ein wenig nachgeholfen, es dann mit dem Datum dieſer letzten Nacharbeit verſehen und fortgegeben. Faſt ſcheint es in der That ſo, als habe er — was ſchon von Thauſing bemerkt worden iſt — 1514 in dieſem Sinne unter ſeinen alten Beſtänden aufgeräumt, die er in größeren Mengen verkaufte und ſämmtlich mit der laufenden Jahreszahl verſah.

Die Aufforderung ist damit gegeben, Dürer's Madonnen überhaupt darauf hin zu untersuchen, ob die Daten, welche sie tragen, mit der Zeit der Entstehung stimmen und ob ihre Entstehung, Alles in Allem genommen, auf einen einzigen Schlag erfolgt sei.

Legen wir das Dutzend der in Kupfer gestochenen kleinen sitzenden Madonnen nebeneinander und examiniren sie auf die Zeit, wo sie gezeichnet worden sind. Eröffnet wird die Reihe von der „Madonna mit der Heuschrecke", die Thausing mit Recht ins Jahr 1496 setzt. Wie wohl durchgearbeitet und in Massen vertheilt das Gewand der Jungfrau über dem Schoße liegt und rings herum sich aufstauend ausbreitet. Hier ist Alles auf einen Schlag und zu gleicher Zeit entstanden und fertig gemacht worden. Auch die ihr der Zeit nach zunächst liegende „Madonna mit der Meerkatze" verdient Lob in Betreff der Gewandung, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß einzelne Partien etwas lebloses, gemachtes, die Gesammtwirkung beeinträchtigendes haben. Noch weniger genügt die Madonna von 1503 (B. 34). So liebenswürdig einfach die oberen Partien sind, das untere Gewand liegt ihr wie ein starres Stück Stoff über den Knien als gehörte es nicht zu dem Uebrigen. Und vergleichen wir mit dieser die Madonna von 1512 (B. 36) und gar die von 1513 (B. 35), so erscheinen die unteren Gewandpartien nun fast handwerksmäßig gearbeitet. Hierher gehörte auch die bereits genannte Madonna mit der Birne von 1511 und die von 1514 (B. 40), beide in der unteren Gewandung starr und schematisch. Noch drei Madonnen sind zu vergleichen, die von 1518 (B. 39) und die beiden von 1520. Hier ein in der That auffallender Unterschied. Die untere Gewandung der von 1518 organisch geordnet, frei, groß und meisterhaft, die beiden Madonnen von 1520 dagegen, eine wie die andere, so hölzern und starr in dieser Partie, daß sie beinahe hinter den früheren zurückstehen.

Wer, gestützt auf die Jahreszahlen dieser Stiche, und, bei den Madonnen überhaupt ausgehend von den Stichen, Dürer's Entwicklung in dieser Richtung beurtheilen wollte, würde aus den Widersprüchen nicht herauskommen. Folgendes scheint sich beinahe aufzudrängen.

Dürer's Mappen beherbergten aus seinen anfänglichen Studienzeiten her vielfache Zeichnungen nach über die Kniee eines Modells ausgebreiteten faltenreichen Gewandungen. Jedem, der seine Zeichnungen kennt, wird die auffällige Menge solcher Blätter erinnerlich sein, von denen sowohl Ephrussi als das Berliner Werk eine Anzahl geben. Das Publikum war daran gewöhnt, jede sitzende Madonna von solchem Faltenwerk umgeben zu sehen, und es bot sich Dürer in diesen Gewandstudien die untere Hälfte von Madonnenbildern. Beabsichtigte Dürer eine Madonna in Kupferstich zu liefern, so nahm er eines dieser Studienblätter und componirte das Fehlende hinzu, so daß meist die Arbeit verschiedener Epochen zusammentraf. Ganz nach Maßgabe jener oben besprochenen Zeichnungen scheint bei den Stichen verfahren worden zu sein und nur in einzelnen Fällen, wie bei der radirten Madonna von 1512 oder der von 1518, wäre ohne Benutzung vorhandener Elemente die ganze Composition gleich aus einem Gusse hergestellt worden. Wollen wir beurtheilen, wie Dürer in Kupfer stach, wenn er auf der Höhe seines Könnens sich des Grabstichels bediente, so muß eine sorgfältige Auswahl dessen getroffen werden, was als maßgebend gelten darf. Man vergleiche die radirte Madonna von 1512*) mit der gestochenen von 1520. Mit welcher Grazie und Zartheit, wie leicht und frei bei der ersteren das Gewand in halbbeleuchteten und dunkeln Massen von den Knien der Jungfrau herabsinkt, während bei der von 1520 keine Spur dieser genialen Behandlung sichtbar ist.

*) B. 44. In dieses Jahr gehört sie ohne Zweifel.

Aber man vergleiche mit sämmtlichen gestochenen Madonnen die beinahe verblaßte Federzeichnung unseres Bandes, Nr. 40, mit der Jahreszahl 1514, ausgeführt in fliegender Federführung und so sehr in jeder Bewegung reine Natur, daß man nicht danach fragt, von wem und in welchem Jahrhundert sie gezeichnet worden sei! Niedrig sitzend, tief nach vorn übergebeugt, mit dem Kopf von der Seite dem Kinde zunickend, das auf dem einen höheren Knie halb sitzt, halb auf dem Rücken liegt, braucht Maria den einen, im Ellenbogen aufgestützten, in der Hand dadurch zu jeder Bewegung frei gewordenen Arm, um mit dem Kinde zu spielen. Sie hält ihm eine Birne hin: man weiß nicht, will sie sie ihm geben oder nehmen, und auch das Kind scheint die Birne zu halten oder danach zu greifen. Man vergleiche weiter jene gestochenen Madonnen mit dem gezeichneten, aus einem einzigen Empfinden geschöpften Madonnenbilde auf dem folgenden Blatte, Nr. 41, das dieselbe Jahreszahl trägt. Die Madonna sitzend, mit in großen Falten weitgebreitet um sie her liegendem Gewande, hat das fast winzig kleine Kind im Arme, während sie zugleich mit beiden vor sich auf die Knie gelegten Händen ein Buch hält, in dem sie liest. Sie scheint das Kind, das sie mit dem einen Arme an die Brust drückt, über dem Lesen ein paar Augenblicke vergessen zu haben. Da, beim Blattumwenden lenkt sie die Blicke wieder auf das Kind und läßt eine entzückende kleine Unterbrechung der Lectüre eintreten. Die Zeichnung hat, wie die vorige, in Inhalt und Durchführung etwas vollendetes, rein menschliches, das uns Dürer nahe führt wie keine der gestochenen Madonnen vermöchte!

In den Zeichnungen allein kann Dürer's Auffassung der Madonnen verfolgt werden. Wer sich auf dieses Studium vorbereiten will, findet in unserem ersten Bande schönes Material. Nr. 47 zeigt eine Madonna, auf deren ausgebreiteten Knien ein paar Kinderengel sitzen, fast wie ältere Geschwister des Christ-

kindes, das nach einer kleinen Melone vom Schoße der Mutter herunter herabreicht, die ihm von dem einen emporgehalten wird, während das andere auf der Laute spielt. Die aufgeschriebene Jahreszahl 1516 ist nicht von Dürer's Hand. Indem Dr. Lippmann in der Erklärung hierauf hinweist, bemerkt er zugleich, das Blatt scheine jedoch aus der Zeit etwa herzurühren. Meiner Ansicht nach gehört es in frühere Zeit, etwa ins Jahr 1508, als Dürer noch unter venezianischem Einflusse stand. In die venezianische Zeit selber scheint Nr. 16 zu gehören: möglich, daß diese Madonna einer der Entwürfe für das venezianische Altargemälde war. Nicht nur weil der zu ihren Füßen sitzende, die Laute spielende Engel auf dem Gemälde in fast gleicher Gestalt wiederkehrt, sondern auch weil die gesammte Auffassung an italiänische Art erinnert. Scheint nicht in dem neben der Mutter stehenden, mit von ihr abgewandtem Kopfe, über die nackte, kleine Schulter hinweg, in die Landschaft blickenden Kinde eine gewisse Verwandtschaft mit florentinischer Auffassung durchzubrechen? Man sehe, wie die Madonna eine der Blumen, die der im Profil von rechts kommende Engel, herantretend als ob er sich sanft in die Knie niederlassen wolle, in einem Blumentopfe ihr darbietet, mit spitzen Fingern pflücken zu wollen scheint: auch das ist italienisch empfunden. Endlich, der pyramidale Aufbau weist nach Italien hin. Dr. Lippman ist ferner der Ansicht, es sei diese Zeichnung von fremder Hand später übergangen worden: mir scheint sie vielmehr zu denen gehörig, welche Dürer selbst in späterer Zeit vervollständigt hat. Die eine Krone über Maria's Kopfe haltenden fliegenden Engel dürften erst nachträglich hingesetzt sein. Einer von ihnen entspricht dem auf der gestochenen Madonna von 1520 sichtbaren Engel, nur daß der Unterkörper mit dem fliegenden Gewande hier anders genommen wurde, das auf der Zeichnung übrigens bei weitem leichter und natürlicher dahinflattert.

Auffallend ist, daß bei Dürer's sämmtlichen Madonnen und allen Darstellungen jugendlicher Frauen keine Entwicklung zu dem hin sichtbar ist, was etwa als ein Dürer'sches weibliches Ideal zu bezeichnen wäre. Er bildet die Natur nach, wie sie sich ihm bietet, verallgemeinert jedoch die empfangenen Eindrücke nicht zu wiederkehrenden Lieblingsformen. Er stellt die beleibten Körper älterer Frauen mit derselben Sorgfalt dar wie die schlankeren Formen jüngerer. Die Jugend scheint ihm nicht als das gegolten zu haben, was die menschliche Gestalt in ihrem höchsten Adel zeigt. Seine besten Portraits sind die älterer Männer und auch seine erhabensten Idealgestalten gehören derselben Altersspäre an. Hier steigert sich Dürer. Seine großartigsten Schöpfungen dieser Art sind die seiner letzten sieben Jahre nach der niederländischen Reise.

VIII.

Schon vor der niederländischen Reise, 1521, hörte Dürer auf, Marienbilder im alten Sinne zu produciren*). Die Umwandlung, die sein Wesen durch diese Reise erfuhr, ist aus den Werken seiner letzten sieben Jahre ersichtlich. Für die jetzt eingetretene Erhöhung seines Standpunktes legen die beiden Zeichnungen der Apostelköpfe Zeugnis ab, die unser erster Band enthält.

Sie decken sich mit denen des Münchner Gemäldes nicht. Paulus trägt auf diesem weniger individuelle Züge, Marcus ist in bedeutenderem Maße noch verändert. Dürer erhebt sich in

*) Die Federzeichnung einer Verkündigung mit dem Datum 1526, deren Facsimile Ephrussi S. 318 gibt, gehört, meines Erachtens, in frühere Zeiten. Wo Maria jetzt noch bei Dürer erscheint, tritt sie, soweit meine Kenntniß reicht, als trauernde Mutter Jesu auf. Die Anbetung der Könige von 1524, die Thausing (zweite Aufl. II, S. 286) im Holzschnitte bringt, ist ebenfalls eine Zeichnung aus ganz früher Zeit, die 1524 nur fertig gemacht und signirt wurde.

dieſem Werke über das Nationale hinaus zu einem der großen Meiſter aller Zeiten und Völker.

Er mußte in den Niederlanden Eindrücke empfangen, die ihm weder ſeine Reiſen nach Venedig, noch das Nürnberger öffentliche Leben, noch ſogar das Treiben auf dem Reichstage von 1518 zu geben vermochten, mit dem der Umſchwung in ſeinen Anſchauungen bereits begonnen zu haben ſcheint. Wahrhaft große Verhältniſſe lernte er erſt in Antwerpen kennen. In die Zeit ſeiner Reiſe fiel der offene Ausbruch der reformatoriſchen Bewegung in Deutſchland durch Luther's Verſchwinden. Man glaubte, Luther liege im geheim in päpſtlichen Banden, und empfand — das allgemeine Gefühl, das großen nationalen Bewegungen vorauszugehen pflegt — es müſſe etwas geſchehen. Dürer ſah ſich in den Niederlanden ehrenvoll aufgenommen und als, wie wir heute ſagen würden, europäiſche Berühmtheit behandelt: ſein Selbſtgefühl erſtarkte und er nahm Partei. Endlich — was vielleicht zuerſt hätte genannt werden ſollen — er trat in den Niederlanden in eine künſtleriſch ſchaffende Welt ein, in der die neue römiſche Schule Raphael's bereits bekannt war. An Raphael's Teppichen wurde in den Niederlanden fortgewebt. Dürer traf mit denen zuſammen, die daran beſchäftigt waren. Er kann Raphael's Cartons dort geſehen haben. Man betrachte die Münchner Apoſtel und Evangeliſten, ob Raphael's Stimme nicht aus ihnen. uns anzureden ſcheint. Dürer's Tagebuch erwähnt Raphael's nur im allgemeinen: wie aber ſollte es möglich ſein, daß Dürer, der allem nachſtrebte was auf ſeinem Wege damals zu ſehen war, dieſe Cartons nicht geſehen hätte? Er empfing die Nachricht von Raphael's Tod und traf mit deſſen Schüler Vincidore zuſammen, den er zeichnete und der ihm von Raphaels Schickſal berichtete. Zurückkehrend dann nach Nürnberg, erlebte er dort nun bald den Umſchwung in der kirchlichen Verfaſſung und trat in Berührung mit den

Gelehrten, die den neuen Zustand der Dinge in Nürnberg durchführten. Erasmus von Rotterdam, von dem er 1521 noch so viel erhoffte, war jetzt ein überwundener Standpunkt: Luther war der, auf den seine Blicke sich richteten. Pirkheymer selbst scheint endlich in den Hintergrund getreten zu sein, nachdem er von Jugend auf Dürer's geistlicher Gewissenrath gewesen. Pirkheymer gehörte zur alten Schule des Erasmus, der die Reform der Kirche langsam herbeiführen und von der Theilnahme der Massen an der theologischen Bewegung nichts wissen wollte. Von jetzt ab ist einfache Größe das Kennzeichen der Dürer'schen Arbeiten. Gegen Melanchthon äußert er sich im Gespräche einmal über den Umschwung, der in ihm, was speciell das Colorit anbetrifft, stattgefunden habe: er liebte die bunten Farben jetzt nicht mehr, an denen er früher Freude gehabt, sondern malte mit wenigen Tönen. Man betrachte nur unsere Berliner letzte Erwerbung, das Portrait aus der Sammlung Narischkin, wie discret da die Farbe gebraucht und mit wie wundervoller Modellirung vorgegangen wird.

Vergleichen wir mit diesem gemalten Portrait jedoch, besonders aber mit den gemalten Aposteln in München die Zeichnungen der beiden Köpfe unseres Bandes, so möchte zweifelhaft erscheinen, welcher von diesen Arbeiten für das, was Dürer damals vermochte, die vornehmste Beweiskraft beizumessen sei. Die gezeichneten Köpfe scheinen wie vollgesogen von Dürer's Persönlichkeit. Hier sehen wir seinen Geist sich verkörpern. Meinem Gefühl nach sind diese beiden Köpfe das Mächtigste, was er hervorgebracht hat. —

Schön wäre gewesen, wenn einige Blätter, von denen die hauptsächlichsten bisher nur in Ephrussi's Buche zu finden waren, unserer Publikation schon hätte angeschlossen werden können: der am Kreuze stehende Christus der Bremer Sammlung, nebst den anderen für diese Kreuzigung bestimmten Blättern, die in

Besitz der Albertina sind. Der erste Entwurf der Composition, eine Federzeichnung, ist von 1521. Mit vorgesenktem Haupte, daß wir den vollen Scheitel überblicken, während das Gesicht in der Verkürzung sich eng zusammenschiebt, hängt Christus am Kreuze; rechts von ihm Maria, links Johannes in betender Geberde. Diese Composition hat Dürer später ausgedehnt und stechen wollen, ohne daß es jedoch zu mehr als den auf eine Platte eingeritzten Umrissen gekommen wäre. Für die Gestalt Christi aber, wie sie hier nun beabsichtigt war, tritt das herrliche Bremer Blatt ein, das bei Ephrussi in vorzüglicher Heliogravüre zu finden ist und das der zweite Band unseres Corpus bringen muß.

Christus hängt nicht, wie die Skizze der Albertina ihn zeigte, am Kreuze, sondern steht daran. Beide Füße stehen, jeder von einem besonderen Nagel durchbohrt, auf dem zu ihrem Unterhalte dienenden Querholze fest auf. Dieses Nichtamkreuzehängen, sondern Daranstehen, drückt sich in allen Gliedern aus. Der Anblick sollte nur symbolisch wirken. Es ist, als sei Christus wieder erschienen, um sich ans Kreuz zu stellen und noch einmal sichtbar werden zu lassen, wie ihm einst geschehen sei. Sein Haupt ist hier um ein geringes weniger gesenkt als auf dem Entwurfe von 1521. Erfüllt von der Erinnerung an das, was er gelitten hat, ist er in sich versunken: ein wunderbarer Anschein tiefernsten Nachdenkens umgiebt ihn. Nie vorher hat Dürer ein Crucifix geschaffen wie dieses. Die Offenbarungen der Reformation haben diesen neuen Anblick der Dinge in ihm entstehen lassen. Die Zeichnung, neben der noch andere für diese Composition ausgeführte Hilfsblätter vorhanden sind, trägt die Jahreszahl 1525. Um diese Zeit also erst kann der begonnene Kupferstich entstanden sein, über dessen erste Einritzung in die Platte Dürer's Hand nicht hinauskam, denn 1528 starb er.*)

*) Ephrussi sagt über dieses Werk das Richtige. Dem, was

In das Jahr 1525 fällt sein persönlicher Verkehr mit Luther's Freunden, die nach Nürnberg kamen.

Ob Dürer Luther selbst kennen lernte und zu welcher Zeit das geschehen sein kann, wissen wir nicht. Es sind zu wenig Spuren zurückgeblieben. Luther in dem neben dem Crucifix von 1525 stehenden Johannes zu erblicken, scheint mir ebenso natürlich, als die Vermuthung nicht unwahrscheinlich ist, es habe Dürer im Johannes auf dem Gemälde der Apostel und Evangelisten Melanchthon vor Augen gehabt, dessen Portrait er 1526 stach, das Jahr, in dem das Gemälde vollendet worden ist. Die um 1523 gezeichnete Studie für den Johannes des Stiches widerspricht dem nicht. Man darf solche Beziehungen nicht mit Gewalt in Kunstwerke hineintragen, aber auch sie nicht abweisen, wo sie möglich und natürlich sind.

IX.

Diese Anzeige des ersten Bandes des Berliner Dürerwerkes soll nicht mehr sein als eine Anzeige.

Ich war davon ausgegangen, daß in den 99 Blättern, die wir hier empfangen, die gesammte Entwicklungsgeschichte des Meisters gegeben werde. Aus meinen eigenen Hinweisungen aber schon scheint hervorzugehen, daß die Auffassung, als liege hier etwas vor, das als Ganzes gelten dürfe, schwer haltbar sei.

Die Laufbahn eines schaffenden Mannes besteht aus Hauptarbeiten, Nebenarbeiten, persönlichen Erlebnissen (Gewinnsten, Verlusten, Begegnungen) und Gedanken. Alles, was als sichere Denkmale der Thätigkeit eines solchen Mannes zusammengebracht werden kann, will wenig bedeuten im Vergleich zu seinen in der Stille gehegten Absichten, seinen Hoffnungen und Resigna-

---

Thausing darüber aussprach und in der zweiten Auflage wiederholt, stimme ich nicht bei.

tionen, wie zu den Plänen, denen sein Tod ein Ende machte. Jacob Grimm sprach gelegentlich von einem Buche über Deutsche Sitten und Gebräuche, das er, wären ihm Ranke's Jahre vergönnt gewesen, wohl geschrieben hätte und das seine Lebensarbeit zu einem noch einheitlicheren Ganzen vielleicht vereinigt haben würde. Von dem, was Dürer in den Tiefen seines Geistes trug, wissen wir nichts*). Es giebt keine Merkzeichen, wo die Gräber sind, aus denen dergleichen ans Licht gezogen werden könnte. Seine höchsten, wir dürfen sagen, eigentlichen Erlebnisse, nimmt jeder Mensch mit sich hinweg und nur Ahnungen Nachfolgender bestimmen die Stätte etwa, die dergleichen möglicher Weise hätte einnehmen können. Auch die feinsten Versuche, Goethe's Nausikaa aus Fragmenten und Andeutungen heraus zu errathen, und plausibel zu machen, welchen Gang die beabsichtigte Tragödie vielleicht genommen, gelten wenig gegenüber dem, was zu Goethe's eigner höchster Ueberraschung als letzte Form des Werkes zu Tage gekommen wäre, hätten ein paar günstige Tage — von deren Eintreten Alles vielleicht abhing — ihn wirklich einmal zum Schreiben kommen lassen.

Die Biographien solcher Männer, sobald sie mehr als die Thätigkeit des Mannes im Großen und Ganzen geben sollen, gestalten sich zu Sammlungen fragmentarischen Materiales, das willkürlich in Zusammenhang gebracht und gedeutet wird, und das, mögen noch so große Reichthümer scheinbar vorliegen, doch nur zusammengekehrte Armuth ist. Unser Corpus in sämmtlichen Bänden wird natürlicher Weise einst zu umfassenderen Beobachtungen Gelegenheit geben als dieser erste Band, immer aber wird auch das vollständige Dürerwerk, mit Zeichnungen, Stichen und Holzschnitten obendrein, nur einen unbestimmten Theil der An-

*) Einige Lehrbücher, die er zu schreiben beabsichtigte, gehören nicht hierher.

ſchauungen verrathen, die in Dürer's Seele wogten. Deshalb, da es ſich auch im beſten Falle nur um ſymboliſchen Beſitz handeln kann, wo aus dem Vorhandenen auf das Nichtvorhandene zu ſchließen bleibt, thut eine Handvoll Material manchmal ſoviel als eine vollſtändige Sammlung. Unſer erſter Band enthält Blätter aus allen Zeiten Dürer's. Blätter, die zum Inhaltreichſten gehören, was er hervorgebracht hat. Wer dieſen Band beſitzt und in ſich aufnimmt, wird Dürer ſo nahe ans Herz bringen, daß er, was er in der Folge dann noch kennen lernen wird oder was ihm bereits bekannt war, nur als hinzugefügtes Gut anſehen darf, ohne deſſen Kenntnis er vielleicht ebenſoweit gelangt wäre.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00902 2719
BOUND
MAY 29 1950
UNIV. OF MICH.
LIBRARY